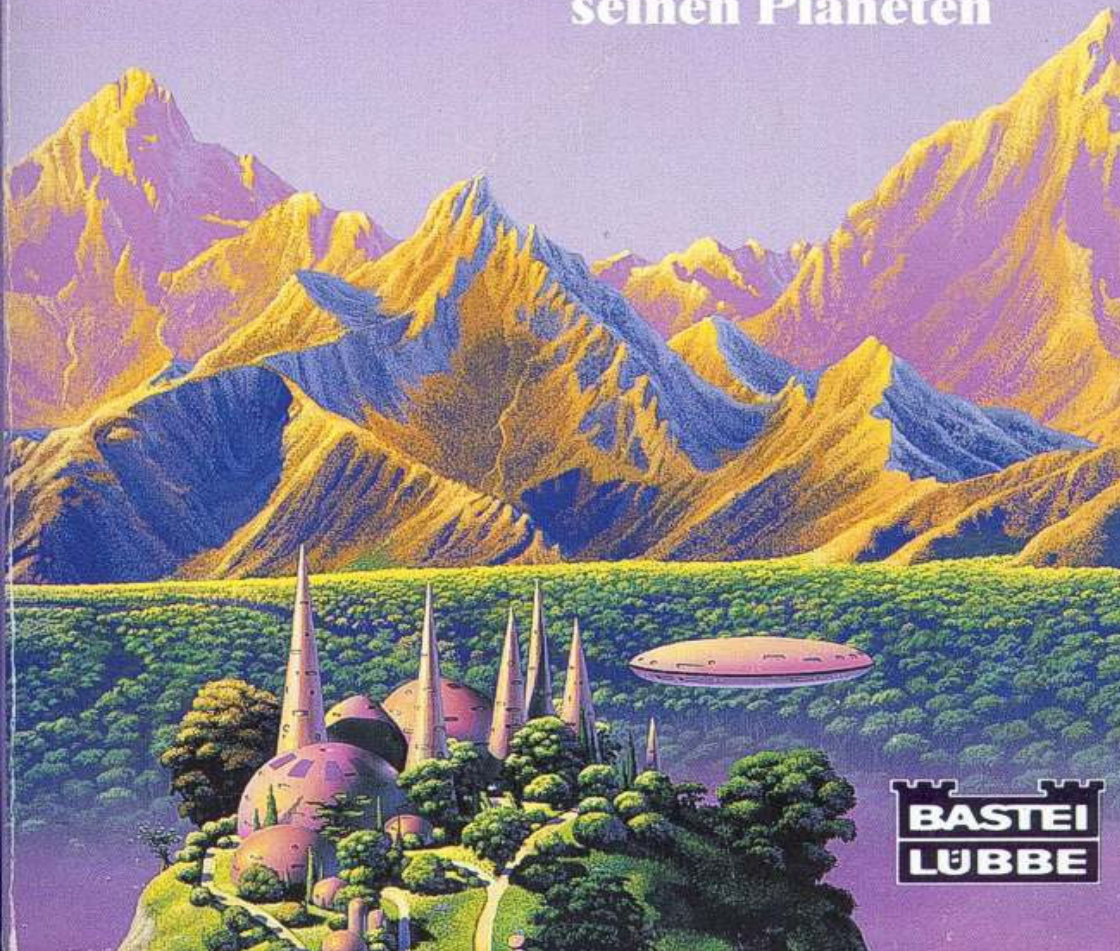
ORSON SCOTT CARD

XENOZID

Der Sprecher
für die Toten
kämpft um
seinen Planeten



BASTEI
LÜBBE

Buch:

Als Kind hat Ender Wiggin durch ein furchtbares Versehen eine fremde Rasse ausgelöscht. Um seine Schuld zu tilgen, wird er zum Sprecher für die Toten, zum Vermittler zwischen den Menschen und anderen vernunftbegabten Rassen. Auf dem Planeten Lusitania spricht er für die geheimnisvollen Piggies. Doch die Piggies sind bedroht: Da sie einen gefährlichen Virus übertragen können, plant der allmächtige Sternenkongreß den Xenozid – die Vernichtung der Fremden. Mit Hilfe eines galaktischen Computerprogrammes beginnt Ender um seinen Planeten zu kämpfen, als plötzlich eine seltsame Gegenspielerin auftaucht: Ein Mädchen aus einer fernen chinesischen Kultur versucht, Enders Pläne zu durchkreuzen.

Der neue Roman vom erfolgreichsten Science-Fiction-Autor der achtziger Jahre. Fast alle neuen Werke von ORSON SCOTT CARD wurden mit dem begehrten NEBULA und HUGO AWARD ausgezeichnet.

Taschenbücher von ORSON SCOTT CARD
im BASTEI-LÜBBE-Programm:

20155 Der siebente Sohn
20123 Der rote Prophet
20141 Der magische Pflug

24103 Sprecher für die Toten
24115 Meistersänger
24122 Die Stadt am Ende der Welt
24140 Treason – Der Spender-Planet

ORSON SCOTT CARD

XENOZID

Science Fiction Roman

Ins Deutsche übertragen
von Uwe Anton

BASTEI LÜBBE

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Band 24153

Erste Auflage: März 1992

© Copyright 1991 by Orson Scott Card
All rights reserved
Deutsche Lizenzausgabe 1992
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co. Bergisch Gladbach
Originaltitel: Xenocide
Lektorat: Reinhard Rohn
Titelillustration: Tim White
Umschlaggestaltung: Quadro Grafik, Bensberg
Satz: Fotosatz Schell, Bad Iburg
Druck und Verarbeitung:
Brodard & Taupin, La Flèche, Frankreich
Printed in France

ISBN 3-404-24153-3

Für Clark und Kathy Kidd:
Für die Freiheit, für die Zuflucht,
für die lustigen Scherze in ganz Amerika

Inhalt

Hinweise zur Aussprache 8
1. Ein Abschied 9
2. Eine Begegnung 19
3. Saubere Hände 45
4. Jane 59
5. Die Lusitania-Flotte 87
6. Varelse 111
7. Die geheime Magd 136
8. Wunder 164
9. Holzkopf 214
10. Märtyrer 239
11. Die Jade des Meisters Ho 273
12. Gregos Krieg 316
13. Freier Wille 356
14. Virenschöpfer 393
15. Leben und Tod 433
16. Die Reise 521
17. Enders Kinder 537
18. Der Gott von Weg 571

Hinweise zur Aussprache

Ein paar Namen mögen amerikanischen oder europäischen Lesern seltsam vorkommen. Aus dem Chinesischen: *Qing-jao* wird ›Tsching-Dschau‹ ausgesprochen, *Jiang-qing* ›Dschiang-tsching‹. Aus dem Portugiesischen: *Quim* wird wie das englische ›King‹ ausgesprochen, *Novinha* ›No-VIEN-ja‹, *Olhado* ›Ol-JAH-do‹. Aus dem Schwedischen: *Jakt* ist ›Jahkt‹. Andere Namen sind entweder leichter auszusprechen als zu schreiben oder kommen so selten vor, daß sie keine Schwierigkeiten verursachen dürften.

Kapitel 1
Ein Abschied

›Heute fragte mich einer der Brüder: Ist es eine schreckliche Fessel, dich nicht von der Stelle bewegen zu können, an der du stehst?‹

›Du hast geantwortet…‹

›Ich habe ihm gesagt, ich sei jetzt freier als er. Die Unfähigkeit, mich zu bewegen, befreit mich von der Verpflichtung zu handeln.‹

›Du, der du Sprachen sprichst, kannst so gut in ihnen lügen.‹

Han Fei-tzu saß in der Lotusstellung auf dem nackten Holzboden neben dem Krankenbett seiner Frau. Bis vor einem Augenblick hatte er vielleicht geschlafen; er war sich nicht sicher. Doch nun wurde er sich einer Veränderung bewußt, die so fein war, als wenn ein Schmetterling einen Lufthauch erzeugt.

Jiang-qing ihrerseits mußte auch eine Veränderung in ihm gespürt haben, denn zuvor hatte sie nicht gesprochen, und nun sprach sie. Ihre Stimme war sehr leise. Doch Han Fei-tzu konnte sie deutlich verstehen, denn im Haus war alles still. Er hatte seine Freunde und Diener gebeten, während der Abenddämmerung von Jiang-qings Leben Ruhe zu bewahren. In der langen Nacht, die bevorstand, in der keine geflüsterten Worte mehr von ihren Lippen kommen würden, war noch Zeit genug für achtlosen Lärm.

»Noch immer nicht tot«, sagte sie. Sie hatte ihn, als sie während der letzten Tage erwacht war, jedesmal mit diesen Worten begrüßt. Zuerst waren ihm die Worte wunderlich oder ironisch erschienen, doch nun wußte er, daß sie sie mit Enttäuschung sprach. Sie sehnte sich jetzt nach dem Tod, nicht etwa, weil sie das Leben nicht geliebt hätte, sondern weil der Tod nun unvermeidlich war und das, was nicht vermieden werden konnte, akzeptiert werden mußte. Das war der *Weg.* Jiang-qing hatte sich während ihres Lebens nie auch nur einen Schritt vom *Weg* entfernt.

»Dann sind die Götter mir freundlich gesonnen«, sagte Han Fei-tzu.

»Dir«, sagte sie schwer atmend. »Worüber sinnen wir nach?«

Das war ihre Art, ihn zu bitten, seine ganz eigenen Gedanken mit ihr zu teilen. Wenn sich andere nach seinen Gedanken erkundigten, kam er sich bespitzelt vor. Doch Jiang-qing fragte stets nur so, als habe sie vielleicht denselben Gedanken gehabt; schließlich waren sie zu einer einzigen Seele zusammengewachsen.

»Wir sinnen über die Natur des Begehrens nach«, sagte Han Fei-tzu.

»Wessen Begehren?« fragte sie. »Und worauf?«

Mein Begehren, daß deine Knochen heilen und stark werden, so daß sie nicht beim geringsten Druck brechen. Daß du wieder stehen oder sogar einen Arm heben kannst, ohne daß deine eigenen Muskeln Knochenstückchen wegreißen oder den Knochen unter der Anspannung brechen lassen. Daß ich nicht zusehen muß, wie du verfällst, bis du nun nur noch achtzehn Kilo wiegst. Ich habe nie gewußt, wie völlig glücklich wir waren, bis ich erfuhr, daß wir nicht zusammenbleiben können.

»*Mein* Begehren«, antwortete er. »Auf dich.«

»›Man begehrt nur, was man nicht hat.‹ Wer hat das gesagt?«

»Du«, sagte Han Fei-tzu. »Einige sagen: ›Was man nicht haben kann.‹ Andere sagen: ›Was man nicht haben sollte.‹ Ich sage: ›Du kannst nur wahrhaft begehren, worauf du auf ewig hungern wirst.‹«

»Du hast mich auf ewig.«

»Ich werde dich heute abend verlieren. Oder morgen. Oder nächste Woche.«

»Betrachten wir die Natur des Begehrens«, sagte Jiang-qing. Wie zuvor benutzte sie die Philosophie, um ihn aus seiner Melancholie zu ziehen.

Er widerstand ihr, aber nur spielerisch. »Du bist eine harte Herrscherin«, sagte Han Fei-tzu. »Wie deine Vorfahrin-des-Herzens duldest du die Schwächen anderer Leute nicht.« Jiang-qing hieß nach einer revolutionären Führerin der Vergangenheit, die versucht hatte, das Volk auf einen neuen *Weg* zu führen, aber von Feiglingen mit schwacher Gesinnung verraten worden war. Es war nicht richtig, dachte Han Fei-tzu, daß seine Frau vor ihm starb: Ihre Vorfahrin-des-Herzens hatte ihren Gatten überlebt. Außerdem *sollten* Ehefrauen länger leben als Ehemänner. Frauen waren in sich vollständiger. Sie waren auch besser in der Kunst, in ihren Kindern zu leben. Sie waren nie so allein wie ein einzelner Mann.

Jiang-qing weigerte sich, ihn wieder seinen Grübeleien zu überlassen. »Wonach sehnt sich ein Mann, wenn seine Frau tot ist?«

Rebellisch gab ihr Han Fei-tzu die denkbar falscheste Antwort auf ihre Frage. »Neben ihr zu liegen«, sagte er.

»Die Begierde des Körpers«, sagte Jiang-qing.

Da sie entschlossen war, dieses Gespräch zu führen, nahm Han Fei-tzu den Themenkatalog auf. »Das Begehren des Körpers ist es zu handeln. Es schließt alle Berührungen ein, beiläufige und intime, und alle herkömmlichen Bewegungen. So nimmt er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr und glaubt, er habe gesehen, wie seine tote Frau über die Schwelle tritt, und er kann nicht eher zufrieden sein, bis er zur Tür gegangen ist und sich überzeugt hat, daß es nicht seine Frau war. So wacht er aus einem Traum auf, in dem er ihre Stimme gehört hat, und ertappt sich, wie er seine Antwort laut spricht, als könne sie ihn hören.«

»Was noch?« fragte Jiang-qing.

»Ich bin der Philosophie überdrüssig«, sagte Han Fei-tzu. »Vielleicht fanden die Griechen Trost darin, aber ich nicht.«

»Das Begehren des Geistes«, sagte Jiang-qing beharrend.

»Weil der Geist von der Erde ist, ist er der Teil, der aus alten Dingen neue schafft. Der Gatte sehnt sich nach allen unerledigten Dingen, die er und seine Frau in Angriff genommen hatten, als sie starb, und all den niemals begonnenen Träumen darüber, was sie getan hätten, hätte sie gelebt. Daher wird ein Mann wütend auf seine Kinder, weil sie viel zu sehr ihm ähneln und nicht annähernd genug seiner toten Frau. So haßt ein Mann das Haus, in dem sie gemeinsam gelebt haben, weil er es entweder nicht verändert, so daß es so tot ist wie seine Frau, oder weil er es verändert, so daß es nicht mehr zur Hälfte von ihr geschaffen wurde.«

»Du darfst auf unsere kleine Qing-jao nicht wütend sein«, sagte Jiang-qing.

»Warum?« fragte Han Fei-tzu. »Wirst du bleiben und mir helfen, sie zu lehren, eine Frau zu sein? Ich kann sie nur lehren, das zu sein, was *ich* bin – kalt und hart, scharf und stark, wie Obsidian. Wie kann ich umhin, zornig zu sein, wenn sie zu solch einem Menschen heranwächst, während sie dir doch so ähnlich sieht?«

»Weil du sie auch alles lehren kannst, was ich bin«, sagte Jiang-qing.

»Wenn ich irgendeinen Teil von dir in mir hätte«, sagte Han Fei-tzu, »hätte ich dich nicht heiraten müssen, um zu einer vollständigen Person zu werden.« Nun hänselte er sie, indem er die Philosophie benutzte, um das Gespräch von den Schmerzen fortzulenken. »Das ist das Begehren der Seele. Weil die Seele aus Licht besteht und in der Luft existiert, ist sie der Teil, der Vorstellungen entwirft und bewahrt, besonders die Vorstellung vom Selbst. Der Gatte sehnt sich nach seinem ganzen Selbst, das gemeinsam aus dem Mann und der Frau bestand. Daher schenkt er niemals irgendeinem seiner Gedanken Glauben, denn in seinem Kopf ist immer eine Frage, auf die die Gedanken seiner Frau die einzig mögliche Antwort waren. Daher kommt ihm die ganze Welt tot vor, denn er kann nicht darauf vertrauen, daß angesichts dieser nicht zu beantwortenden Frage irgend etwas seine Bedeutung behält.«

»Sehr tiefsinnig«, sagte Jiang-qing.

»Wäre ich ein Japaner, würde ich Seppuku begehen und meine Eingeweide in die Urne mit deiner Asche geben.«

»Sehr naß und schmutzig«, sagte sie.

Er lächelte. »Dann sollte ich vielleicht ein alter Hindu sein und mich auf deinem Scheiterhaufen verbrennen.«

Aber sie war der Scherze überdrüssig. »Qing-jao«, flüsterte sie. Sie erinnerte ihn daran, daß ihm die glanzvolle Tat, mit ihr zu sterben, verwehrt blieb. Jemand mußte sich um die kleine Qing-jao kümmern.

Also antwortete Han Fei-tzu ihr in vollem Ernst. »Wie kann ich sie lehren, zu sein, was du bist?«

»Alles Gute in mir«, sagte Jiang-qing, »kommt vom *Weg.* Wenn du sie lehrst, den Göttern zu gehorchen, die Vorfahren zu ehren, die Menschen zu lieben und den Herrschern zu dienen, werde ich genauso wie du in ihr sein.«

»Ich würde sie den *Weg* als Teil von mir lehren«, sagte Han Fei-tzu.

»So nicht«, sagte Jiang-qing. »Der *Weg* ist kein natürlicher Teil von dir, mein Gatte. Selbst wenn die Götter jeden Tag zu dir sprechen, bestehst du darauf, in einer Welt zu leben, in der man alles mit natürlichen Ursachen erklären kann.«

»Ich gehorche den Göttern.« Er dachte verbittert, daß er keine andere Wahl hatte; schon den Gehorsam zu verzögern war eine Folter.

»Aber du *kennst* sie nicht. Du liebst ihre Werke nicht.«

»Der *Weg* ist, die Menschen zu lieben. Den Göttern gehorchen wir nur.« Wie kann ich Götter lieben, die mich bei jeder Gelegenheit erniedrigen und quälen?

»Wir lieben die Menschen, weil sie Geschöpfe der Götter sind.«

»Halte mir keine Predigt.«

Sie seufzte.

Ihre Traurigkeit schmerzte ihn wie der Stich einer Spinne. »Ich wünschte, du könntest mir auf ewig Predigten halten«, sagte Han Fei-tzu.

»Du hast mich geheiratet, weil du wußtest, daß ich die Götter liebe und daß es dir völlig an der Liebe für sie mangelte. So habe ich dich zu einem vollständigen Menschen gemacht.«

Wie konnte er mit ihr streiten, wenn er doch wußte, daß er selbst jetzt die Götter für alles haßte, das sie ihm jemals angetan hatten, für alles, wozu sie ihn jemals getrieben hatten, für alles, was sie ihm in seinem Leben gestohlen hatten?

»Versprich es mir«, sagte Jiang-qing.

Er wußte, was diese Worte bedeuteten. Sie spürte den Tod auf ihr; sie legte die Last ihres Lebens auf ihn. Diese Last würde er frohen Herzens tragen. Es war der Verlust ihrer Gesellschaft auf dem *Weg*, wovor er sich seit langem so entsetzlich fürchtete.

»Versprich mir, daß du Qing-jao lehren wirst, die Götter zu lieben und immer auf dem *Weg* zu wandeln. Versprich mir, daß du sie genauso zu meiner Tochter machen wirst wie auch zu deiner.«

»Auch wenn sie nie die Stimme der Götter hören sollte?«

»Der *Weg* ist für jeden da, nicht nur für die Gottberührten, für die, zu denen die Götter sprechen.«

Vielleicht, dachte Han Fei-tzu, doch es war viel leichter für die Gottberührten, dem *Weg* zu folgen, denn für sie war der Preis, von ihm abzuweichen, schrecklich. Das gewöhnliche Volk war frei; es konnte vom *Weg* abweichen und würde jahrelang den Schmerz dafür nicht spüren.

Doch die Gottberührten konnten nicht einmal eine Stunde lang vom *Weg* abweichen.

»Versprich es mir.«

Ich werde es tun. Ich verspreche es.

Doch er konnte die Worte nicht laut aussprechen. Er wußte nicht, warum, doch er zögerte.

Als sie in der Stille auf seinen Eid wartete, hörten sie auf dem Kiesweg vor dem Haus das Geräusch schneller Schritte. Es konnte nur Qing-jao sein, die aus dem Garten Sun Cao-pis nach Hause kam. Nur Qing-jao durfte zu dieser Zeit, da alle ganz besonders leise waren, laufen und Lärm machen. Sie warteten in dem Wissen, daß sie direkt ins Zimmer ihrer Mutter kommen würde.

Die Tür glitt fast geräuschlos auf. Sogar Qing-jao hatte genug von der Stille erfahren, um ganz leise zu sein, wenn sie in der Nähe ihrer Mutter war. Obwohl sie auf Zehenspitzen ging, konnte sie sich kaum davon abhalten, über den Boden zu tänzeln, ja fast zu springen. Doch sie verzichtete darauf, ihre Mutter zu umarmen; sie erinnerte sich an diese Lektion, obwohl die schreckliche Schwellung, die vor drei Monaten entstanden war, als Qing-jaos eifrige Umarmung ihrer Mutter den Kiefer gebrochen hatte, längst aus Jiang-qings Gesicht verschwunden war.

»Ich habe im Bach im Garten dreiundzwanzig Karpfen gezählt«, sagte Qing-jao.

»So viele«, sagte Jiang-qing.

»Ich glaube, sie haben sich mir gezeigt«, sagte Qing-jao. »Damit ich sie zählen konnte. Keiner von ihnen wollte fehlen.«

»Ich liebe dich«, flüsterte Jiang-qing.

Han Fei-tzu hörte ein neues Geräusch in ihrer rasselnden Stimme – ein Knallen, als platzten Blasen bei ihren Worten.

»Glaubst du, daß ich so viele Karpfen gesehen habe, weil die Götter zu mir sprechen werden?« fragte Qing-jao.

»Ich werde die Götter bitten, zu dir zu sprechen«, sagte Jiang-qing.

Plötzlich ging Jiang-qings Atem schnell und hart. Han Fei-tzu kniete augenblicklich nieder und betrachtete seine Frau. Ihre Augen waren groß und voller Angst. Der Augenblick war da.

Ihre Lippen bewegten sich. Verspreche es mir, sagte sie, obwohl ihr Atem nur noch keuchende Geräusche erzeugen konnte.

»Ich verspreche es«, sagte Han Fei-tzu.

Dann hielt ihr Atem inne.

»Was sagen die Götter, wenn sie zu einem sprechen?« fragte Qing-jao.

»Deine Mutter ist sehr müde«, sagte Han Fei-tzu. »Du solltest jetzt hinausgehen.«

»Aber sie hat mir nicht geantwortet. Was sagen die Götter?«

»Sie verraten Geheimnisse«, sagte Han Fei-tzu. »Niemand sagt sie weiter.«

Qing-jao nickte altklug. Sie trat einen Schritt zurück, als wolle sie gehen, blieb dann aber stehen. »Darf ich dich küssen, Mama?«

»Ganz leicht auf die Wange«, sagte Han Fei-tzu.

Qing-jao, die für eine Vierjährige klein war, mußte sich nicht sehr tief bücken, um ihrer Mutter einen Kuß auf die Wange zu geben. »Ich liebe dich, Mama.«

»Du gehst jetzt besser, Qing-jao«, sagte Han Fei-tzu.

»Aber Mama hat nicht gesagt, daß sie mich auch liebt.«

»Doch, das hat sie. Vorher. Erinnerst du dich? Aber sie ist sehr müde und schwach. Geh jetzt.«

Er legte genug Strenge in seine Stimme, daß Qing-jao ohne weitere Fragen ging. Erst als sie fort war, wurde Han Fei-tzus Besorgnis um sie von anderen Gefühlen verdrängt. Er kniete über Jiang-qings Leiche nieder und versuchte sich vorzustellen, was nun mit ihr geschah. Ihre Seele war losgeflogen und befand sich nun bereits im Himmel. Ihr Geist würde viel länger verweilen; vielleicht würde ihr Geist in diesem Haus wohnen, falls sie hier wirklich glücklich gewesen war. Abergläubische Menschen nahmen an, die Geister aller Toten seien gefährlich, und stellten Schilder auf und trafen Maßnahmen, um sie abzuwehren. Doch die, die dem Weg folgten, wußten, daß der Geist eines guten Menschen niemals

schädlich oder destruktiv war, denn die guten Eigenschaften im Leben entstanden durch die Liebe des Geistes zum Erschaffen. Falls Jiang-qings Geist blieb, würde er viele Jahre lang ein Segen für das Haus sein.

Doch noch in dem Augenblick, in dem er versuchte, sich laut der Lehre des *Weges* ihre Seele und ihren Geist vorzustellen, war eine kalte Stelle in seinem Herzen, die davon überzeugt war, daß von Jiang-qing lediglich dieser spröde, ausgetrocknete Körper übriggeblieben war. Heute abend würde dieser Körper so schnell wie Papier verbrennen, und dann würde sie bis auf die Erinnerungen in seinem Herzen verschwunden sein.

Jiang-qing hatte recht. Ohne sie, die sie seine Seele vervollständigte, zweifelte er bereits an den Göttern. Und die Götter hatten es bemerkt – sie bemerkten es immer. Plötzlich verspürte er den unwiderstehlichen Drang, das Ritual der Reinigung durchzuführen, bis er seine unwürdigen Gedanken verloren hatte. Selbst jetzt konnten sie ihn nicht unbestraft lassen. Selbst jetzt, wo seine Frau tot vor ihm lag, beharrten die Götter darauf, daß er ihnen Gehorsam leistete, bevor er auch nur eine einzige Träne der Trauer um sie vergießen konnte.

Zuerst wollte er seinen Gehorsam verzögern, zurückstellen. Er hatte sich beigebracht, das Ritual um einen ganzen Tag aufzuschieben, während er alle äußerlichen Anzeichen seiner innerlichen Qual verbarg. Ihm gelang das jetzt – aber nur, indem er sein Herz völlig kalt hielt. Und das war sinnlos. Angemessene Trauer konnte nur kommen, nachdem er die Götter zufriedengestellt hatte. Noch während er dort kniete, begann er mit dem Ritual.

Er zuckte noch und drehte sich, wie das Ritual es vorschrieb, als ein Diener verstohlen in den Raum sah. Obwohl der Diener nichts sagte, hörte Han Fei-tzu das schwache Gleiten der Tür und wußte, was der Diener schließen würde: Jiang-qing war tot, und Han Fei-tzu war so rechtschaffen, daß er mit den Göttern kommunizierte, noch bevor er dem Haushalt von ihrem Tod berichtete. Zweifellos würden einige sogar vermuten, daß die Götter gekommen waren, um Jiang-qing zu holen, da sie für ihre außerordentliche Heiligkeit bekannt war. Niemand würde argwöhnen, Han Fei-tzus Herz könne noch in dem Augenblick, da er betete, voller Verbitterung darüber sein, daß die Götter selbst in diesem Augenblick Gehorsam von ihm zu verlangen wagten.

O Götter, dachte er, wenn ich wüßte, daß ich euch für immer los sein könnte, wenn ich mir einen Arm abtrennte oder die Leber herausschnitte, ich würde nach dem Messer greifen und den Schmerz und Verlust gern hinnehmen, nur um frei zu sein.

Auch dieser Gedanke war unwürdig und verlangte noch mehr Reinigung. Es dauerte Stunden, bevor die Götter ihn endlich freigaben, und dann war er zu müde, und ihm war zu elend zumute, um zu trauern. Er erhob sich und holte die Frauen, damit sie Jiang-qings Leiche für die Verbrennung vorbereiteten.

Um Mitternacht kam er als letzter zum Scheiterhaufen, eine schläfrige Qing-jao in den Armen. Sie hatte die Finger fest um die drei Zettel geschlossen, die sie mit ihrem kindlichen Gekritzel für ihre Mutter geschrieben hatte. ›Fisch‹, hatte sie geschrieben, und ›Buch‹ und ›Geheimnisse‹. Das waren die Dinge, die Qing-jao ihrer Mutter mit in den Himmel gab. Han Fei-tzu hatte versucht, sich die Gedanken vorzustellen, die Qing-jao gehabt haben mochte, als sie diese Worte niederschrieb. *Fisch* zweifellos wegen der Karpfen im Bach im Garten. Und *Buch* – das war leicht zu verstehen, denn bis zum Schluß hatte Jiang-qing ihrer Tochter laut vorlesen können. Aber warum *Geheimnisse?* Welche Geheimnisse hatte Qing-jao für ihre Mutter gehabt? Er konnte sie nicht fragen. Man spricht nicht über die Zettel, die man den Toten mitgibt.

Han Fei-tzu stellte Qing-jao auf die Füße; sie hatte nicht fest geschlafen, so daß sie augenblicklich aufwachte und langsam blinzelte. Han Fei-tzu flüsterte ihr etwas zu, und sie rollte ihre Zettel zusammen und steckte sie in die Ärmel der Mutter. Sie schien nichts dagegen zu haben, die kalte Haut ihrer Mutter zu berühren – sie war noch zu jung, um gelernt zu haben, bei der Berührung des Todes zu erschaudern.

Auch Han Fei-tzu scheute nicht davor zurück, die Haut seiner Frau zu berühren, als er seine drei Zettel in den anderen Ärmel steckte. Was sollte er sich nun vor dem Tod fürchten, wo er seine schlimmste Arbeit schon verrichtet hatte?

Niemand wußte, was auf seinen Zetteln geschrieben stand. Die anderen wären entsetzt gewesen, denn er hatte geschrieben: ›Mein Körper‹, ›Mein Geist‹ und ›Meine Seele‹. So verbrannte er sich auf Jiang-qings Scheiterhaufen ebenfalls und begleitete sie, wohin sie auch ging.

Dann legte Mu-pao, Jiang-qings geheime Magd, die Fackel an das heilige Holz, und der Scheiterhaufen brach in Flammen aus. Die Hitze des Feuers war schmerzhaft, und Qing-jao versteckte sich hinter ihrem Vater und spähte nur gelegentlich um ihn herum, um ihre Mutter bei ihrem Aufbruch auf ihrer endlosen Reise zu beobachten. Han Fei-tzu jedoch hieß die trockene Hitze willkommen, die seine Haut versengte und die Seide seiner Robe spröde machte. Ihr Körper war nicht so ausgetrocknet gewesen, wie es den Anschein gehabt hatte; lange, nachdem sich die Zettel zu Asche zusammengezogen hatten und in den Rauch des Feuers hochgeblasen worden waren, zischte ihre Leiche noch immer, und der schwere Weihrauch, der überall um das Feuer herum brannte, konnte den Geruch des verbrennenden Fleisches nicht vor ihm verbergen. Das ist es, was wir hier verbrennen: Haut, Fleisch, Aas, nichts. Nicht meine Jiang-qing. Nur die Gestalt, die sie in diesem Leben getragen hatte. Das, was diese Leiche zu der Frau machte, die ich liebte, ist noch am Leben, *muß* noch am Leben sein. Und einen Augenblick lang glaubte er, er könne sehen, oder hören, oder irgendwie *fühlen,* wie Jiang-qing überging. In die Luft, in die Erde, in das Feuer. Ich bin bei dir.

Kapitel 2
Eine Begegnung

›Das Seltsamste an den Menschen ist, wie sich die Männer und Frauen zusammenfinden. Sie liegen ständig im Krieg miteinander, können sich nie in Ruhe lassen. Sie scheinen einfach nicht zu begreifen, daß Männer und Frauen zwei verschiedene Spezies mit völlig anderen Bedürfnissen und Wünschen sind, die lediglich zusammenkommen müssen, um sich zu fortzupflanzen.‹

›Natürlich empfindest du so. Deine Paarungsgefährten sind nur verstandlose Drohnen, Ausweitungen deines Ichs, ohne eigene Identität.‹

›Wir kennen unsere Liebhaber und haben ein perfektes Verständnis für sie. Die *Menschen* erfinden einen imaginären Liebhaber und legen diese Maske auf das Gesicht des Körpers in ihrem Bett.‹

›Das ist die Tragik der Sprache, mein Freund. Die, die einander nur durch symbolische Darstellungen kennen, sind gezwungen, einander vorzustellen. Und weil ihre Vorstellungskraft nicht vollkommen ist, irren sie sich oft.‹

›Das ist die Quelle ihres Elends.‹

›Und zum Teil auch ihrer Kraft, glaube ich. Dein Volk und meins paaren sich, jeweils aus eigenen evolutionsbedingten Gründen, mit völlig verschiedenartigen Partnern. Unsere Partner sind uns intellektuell immer hoffnungslos unterlegen. Menschen paaren sich mit Wesen, die ihre Überlegenheit herausfordern. Es gibt Konflikte zwischen den Partnern, aber nicht, weil ihre Kommunikation der unseren unterlegen ist, sondern weil sie überhaupt miteinander kommunizieren.‹

Valentine Wiggin las ihren Aufsatz noch einmal durch und nahm hier und da ein paar Korrekturen vor. Als sie fertig war, standen die Worte über ihrem Computerterminal in der Luft. Sie war sehr mit sich zufrieden, Rymus Ojman, den Vorsitzenden des Kabinetts des Sternenwege-Kongresses, so deftig und ironisch auseinandergenommen zu haben.

»Haben wir einen weiteren Angriff auf die Herren der Hundert Welten abgeschlossen?«

Valentine drehte sich nicht zu ihrem Mann um. Anhand seiner Stimme wußte sie genau, was für ein Ausdruck auf seinem Gesicht lag, und so erwiderte sie das Lächeln, ohne ihn anzusehen. Nach fünfundzwanzig Jahren Ehe konnten sie einander deutlich sehen, ohne hinschauen zu müssen. »Wir haben Rymus Ojman ins Lächerliche gezogen.«

Jakt beugte sich in ihr winziges Büro. Sein Gesicht war dem ihren so nahe, daß sie seinen leisen Atem hören konnte, als er die ersten Absätze las. Er war nicht mehr jung; die Anstrengung, sich in ihr Büro zu beugen, die Hände auf den Türrahmen zu legen, ließ seinen Atem schneller gehen, als es ihr gefiel.

Dann sprach er, doch sein Gesicht war so nahe, daß sie spürte, wie seine Lippen ihre Wangen streiften. Die Berührung kitzelte bei jedem Wort. »Von jetzt an wird sogar seine Mutter hinter vorgehaltener Hand lachen, wann immer sie den armen Hund sieht.«

»Es war nicht leicht, es komisch zu machen«, sagte Valentine. »Ich ertappte mich immer wieder, wie ich ihn brandmarkte.«

»So ist es besser.«

»Oh, ich weiß. Hätte ich meine Wut offen gezeigt, hätte ich ihn all seiner Verbrechen bezichtigt, wäre er nur um so mächtiger und furchtbarer erschienen, und die Herrschaft-durch-Gesetze-Fraktion hätte ihn um so mehr geliebt, während die Feiglinge auf allen Welten sich nur um so tiefer vor ihm verbeugt hätten.«

»Wenn sie sich noch tiefer verbeugen wollen, müssen sie dünnere Teppiche kaufen«, sagte Jakt.

Sie lachte, vor allem, weil das Kitzeln seiner Lippen auf ihrer Wange unerträglich wurde. Allmählich quälte es, sie auch mit einem Verlangen, das auf dieser Reise einfach nicht befriedigt werden konnte. Das Sternenschiff war zu klein und überfüllt; ihre ganze Familie befand sich an Bord, und so etwas wie eine Privatsphäre gab wirklich nicht. »Jakt, wir haben die Hälfte der Strecke bald hinter uns. Wir haben während der Mischmisch-Fänge jedes Jahr unseres Lebens länger enthaltsam gelebt.«

»Wir könnten ein Schild an die Tür hängen. Bitte nicht stören!«

»Dann könntest du genauso gut das Schild an die Tür hängen: ›Drinnen frischt nacktes älteres Ehepaar Erinnerungen auf.‹«

»Damit meinst du doch nicht *mich?*«

»Du bist über sechzig.«

»Wenn sich der ältere Soldat noch erheben und salutieren kann, soll er ruhig bei der Parade mitmarschieren.«

»Keine Parade, bis die Reise vorüber ist. Es sind ja nur noch ein paar Wochen. Wir haben nur noch das Treffen mit Enders Stiefsohn vor uns, und dann nehmen wir wieder Kurs auf Lusitania.«

Jakt wich von ihr zurück, schob sich über die Schwelle und richtete sich im Gang auf – einer der wenigen Stellen im Raumschiff, wo er wirklich aufrecht stehen konnte. Doch er stöhnte dabei.

»Du knarrst wie eine rostige alte Tür«, sagte Valentine.

»Ich habe gehört, wie du die gleichen Geräusche machtest, als du von deinem Schreibtisch aufgestanden bist. Ich bin nicht der einzige senile, klapprige, elende alte Tattergreis in unserer Familie.«

»Verschwinde und laß mich den Artikel senden.«

»Ich bin es gewohnt, auf einer Reise arbeiten zu müssen«, sagte Jakt. »Aber hier erledigen die Computer alles, und dieses Schiff rollt oder schlingert niemals in der See.«

»Lies ein Buch.«

»Ich mache mir Sorgen um dich. Soviel Arbeit und keine Spiele lassen Val zu einer griesgrämigen alten Schachtel werden.«

»Jede Minute, die wir uns hier unterhalten, entspricht achteinhalb Stunden Realzeit.«

»Unsere Zeit hier auf diesem Raumschiff ist genauso real wie *ihre* Zeit da draußen«, sagte Jakt. »Manchmal wünschte ich, Enders Freunde hätten keine Möglichkeit gefunden, daß unser Raumschiff Verbindung mit dem Land hält.«

»Dafür ist eine gewaltige Menge Computerzeit erforderlich«, sagte Val. »Bislang konnte nur das Militär mit fast lichtschnell fliegenden Raumschiffen kommunizieren. Wenn Enders Freunde das bewerkstelligen konnten, bin ich es ihnen schuldig, es auch zu benutzen.«

»Du tust das alles doch nicht, weil du jemandem etwas schuldig bist.«

Das entsprach allerdings der Wahrheit. »Wenn ich jede Stunde einen Essay schreibe, Jakt, bedeutet das für den Rest der Menschheit, daß Demosthenes nur alle drei Wochen etwas veröffentlicht.«

»Du kannst unmöglich jede Stunde einen Essay schreiben. Du mußt schlafen und essen.«

»Du sprichst, ich höre zu. Verschwinde, Jakt.«

»Wenn ich gewußt hätte, daß die Rettung eines Planeten vor der Vernichtung bedeuten würde, daß ich wie ein Eunuch leben muß, hätte ich niemals zugestimmt.«

Das war nur halb im Spaß gesagt. Es war für ihre gesamte Familie eine schwere Entscheidung gewesen, Trondheim zu verlassen – auch für sie, obschon sie wußte, daß sie Ender wiedersehen würde. Die Kinder waren jetzt alle beinahe erwachsen; sie betrachteten diese Reise als großes Abenteuer. Ihre Vorstellungen von der Zukunft waren nicht so sehr an einen bestimmten Ort gebunden. Keiner von ihnen war wie ihr Vater Seemann geworden; sie alle wollten Gelehrte oder Wissenschaftler werden und wie ihre Mutter ein Leben mit öffentlichen Vorträgen und privaten Betrachtungen führen. Sie konnten ihr Leben ohne große Veränderungen auf jeder Welt verbringen. Jakt war stolz auf sie, andererseits jedoch enttäuscht, daß die sieben Generationen zurückreichende Familientradition, das Leben auf den Meeren Trondheims zu verbringen, mit ihm enden würde. Trondheim aufzugeben war das schwerste, was sie je von Jakt hätte verlangen können, und er hatte ohne Zögern zugestimmt.

Vielleicht würde er eines Tages dorthin zurückkehren, und die Meere, das Eis, die Stürme, die Fische, die unerträglich süßen grünen Wiesen des Sommers würden noch dort sein. Aber seine Mannschaften würden verschwunden sein, *waren* bereits verschwunden. Die Männer, die er besser als seine eigenen Kinder, besser als seine Frau gekannt hatte – diese Männer waren bereits fünfzehn Jahre älter, und wenn er zurückkehrte, falls er zurückkehrte, würden weitere vierzig Jahre verstrichen sein. Dann würden ihre Enkelsöhne die Schiffe bemannen. Sie würden den Namen Jakt nicht mehr kennen. Er wäre ein ausländischer Schiffseigner, der aus dem Himmel gekommen war, kein Seemann, kein Mann mit dem Ge-

stank und dem gelblichen Blut der Mischmisch an seinen Händen. Er wäre dann keiner von ihnen mehr.

Wenn er sich also beschwerte, daß sie ihn vernachlässigte, wenn er sie wegen des Mangels an Intimitäten während ihrer Reise hänselte, steckte mehr dahinter als nur das verspielte Begehren eines alternden Ehemannes. Ob er nun wußte, was er damit sagte, oder nicht, sie verstand die wahre Bedeutung seiner Angebote: Hast du mir nichts zu geben nach allem, was ich für dich aufgegeben habe?

Und er hatte recht – sie trieb sich härter an, als es eigentlich notwendig war. Sie machte mehr Opfer, als gemacht werden mußten – und verlangte von ihm ebenfalls zuviel. Nicht die bloße Anzahl subversiver Artikel, die Demosthenes während dieser Reise veröffentlichte, machte den Unterschied aus. Es kam darauf an, wie viele Menschen lasen und glaubten, was sie schrieb, und wie viele danach als Feinde des Sternenwege-Kongresses dachten, sprachen und handelten. Vielleicht noch wichtiger war die Hoffnung, daß einige Mitglieder der Bürokratie des Kongresses selbst dazu bewegt werden würden, sich stärker der Menschlichkeit verpflichtet zu fühlen und ihre Solidarität zu der wahnwitzigen Institution aufzugeben. Einige würden sich durch ihre Artikel bestimmt ändern. Nicht viele, aber vielleicht genug. Und vielleicht noch rechtzeitig, um zu verhindern, daß sie den Planeten Lusitania zerstörten.

Wenn nicht, würden sie und Jakt und diejenigen, die Leben lang Seemann sein und eine Mannschaft führen, wenn man nicht ziemlich selbstgenügsam war. Soweit Valentine wußte, waren sie und die Kinder die einzigen Menschen, die er willentlich jemals gebraucht hatte.

Selbst dann hatte er sie nicht so dringend gebraucht, daß er sein Leben als Seemann und Fischer nicht fortsetzen konnte und tagelang, oft Wochen und manchmal sogar Monate von zu Hause fort war. Anfangs, als sie so hungrig aufeinander waren, daß sie einfach niemals befriedigt waren, hatte Valentine ihn gelegentlich begleitet. Doch nach wenigen Jahren war ihr Hunger der Geduld und dem Vertrauen gewichen; wenn er fort war, recherchierte sie und schrieb ihre Bücher, um ihm und den Kindern dann ihre gesamte Aufmerksamkeit zu widmen, wenn er zurückkehrte.

»Würde Vater doch nur nach Hause zurückkehren, damit Mutter aus ihrem Zimmer kommt und wieder mit uns spricht«, pflegten sich die Kinder damals zu beschweren. Ich war keine sehr gute Mutter, dachte Valentine. Es ist reines Glück, daß die Kinder so gut geraten sind.

Der Essay hing noch immer über dem Terminal in der Luft. Sie mußte ihm nur noch den letzten Schliff geben. Unter dem Text setzte sie den Cursor in die Mitte und tippte den Namen, unter dem all ihre Artikel veröffentlicht wurden:

Demosthenes

Diesen Namen hatte ihr älterer Bruder Peter ihr gegeben, als sie gemeinsam Kinder waren, vor fünfzig Jahren – nein, vor dreitausend.

Der bloße Gedanke an Peter reichte noch immer aus, sie aufzuwühlen, es sie innerlich kalt und heiß durchfließen zu lassen. Peter der Grausame, Peter der Gewalttätige, dessen Verstand so subtil arbeitete und so gefährlich war, daß er *mich* mit zwei Jahren und die Welt mit zwanzig Jahren manipulieren konnte. Als sie im 22. Jahrhundert auf der Erde noch Kinder waren, hatte er die politischen Schriften großer Männer und Frauen, lebender und toter, studiert, nicht, um ihre Vorstellungen zu begreifen – die erfaßte er auf Anhieb –, sondern um zu lernen, wie sie sie vorbrachten. Um praktisch zu lernen, wie man wie ein Erwachsener klingt. Als er das beherrschte, brachte er es Valentine bei und zwang sie, unter dem Namen Demosthenes unbedeutende demagogische politische Schriften zu verfassen, während er unter dem Namen Locke ausgeklügelte staatsmännische Essays verfaßte. Dann speisten sie sie in die Computernetzwerke ein, und nach wenigen Jahren befanden sie sich am Herzen der größten tagespolitischen Themen.

Damals stieß Valentine bitter auf – und es traf sie heute noch immer ein wenig, da sie es vor Peters Tod niemals aufgelöst hatten –, daß er, von Machtgier verzehrt, sie gezwungen hatte, die Art Artikel zu schreiben, die *seinem* Charakter entsprachen, während er die friedensliebenden, erhabenen Gefühlsregungen ausdrückte, die ihrer Natur entsprachen. In jenen Tagen war ihr der Name ›Demosthenes‹ wie eine schreckliche Last vorgekommen. Alles, was sie unter diesem Namen schrieb, war eine Lü-

ge, und nicht einmal ihre Lüge, sondern Peters. Eine Lüge innerhalb einer Lüge.

Aber jetzt nicht mehr. Nicht mehr seit 3000 Jahren. Ich habe den Namen zu meinem eigenen gemacht. Ich habe Geschichtsbücher und Biographien geschrieben, die das Denken Millionen Gelehrter auf den Hundert Welten veränderten und dabei halfen, die Identitäten Dutzender Nationen zu formen. Das ist daraus geworden, Peter. Das ist aus dem geworden, wozu du mich machen wolltest.

Bis auf die Tatsache, daß sie nun, als sie den Essay betrachtete, den sie gerade geschrieben hatte, begriff, daß sie sich zwar von Peters Oberhoheit befreit hatte, aber noch immer seine Schülerin war. Alles, was sie über Rhetorik und Polemik wußte, hatte sie von ihm oder wegen seines Beharrens gelernt. Und obwohl sie diese Fähigkeiten nun für eine edle Sache einsetzte, führte sie trotzdem genau dieselben politischen Manipulationen durch, die Peter so geliebt hatte.

Peter war schließlich zum Hegemon geworden, zu Anfang der Großen Expansion war er sechzig Jahre lang Herrscher über die gesamten Menschheit; er war derjenige gewesen, der all die miteinander im Streit liegenden Staaten der Menschheit vereinigt und auf die gewaltige Aufgabe eingeschworen hatte, Sternenschiffe zu allen Welten zu schicken, auf denen einst die Krabbler gehaust hatten, und dann weitere bewohnbare Welten zu entdecken, bis zur Zeit seines Todes schließlich alle Hundert Welten entweder besiedelt worden oder zumindest Kolonistenschiffe zu ihnen unterwegs waren. Natürlich sollten weitere tausend Jahre vergehen, bevor der Sternenwege-Kongreß erneut die gesamte Menschheit unter einer Regierung vereinigte, doch die Erinnerung an den ersten Hegemon war das Herz der Geschichte, die die menschliche Einheit möglich gemacht hatte.

Aus einer moralischen Einöde wie Peters Seele waren Harmonie, Einheit und Frieden gekommen. Während Enders Erbe, soweit sich die Menschheit erinnerte, aus Mord, Massenmord, Xenozid bestand.

Ender, Valentines jüngerer Bruder, den zu besuchen sie und ihre Familie unterwegs waren, war der zärtliche, der Bruder, den sie liebte und frühen zu beschützen versucht hatte. Er war der *gute.* Ja, er hatte zwar einen Anflug von Skrupellosigkeit, der der Peters gleichkam, doch er

hatte den Anstand, von seiner eigenen Brutalität abgestoßen zu werden. Sie hatte ihn so innig geliebt, wie sie Peter verabscheut hatte; und als Peter seinen jüngeren Bruder von der Erde verbannt hatte, die Peter zu beherrschen entschlossen war, ging Valentine mit Ender – ihre endgültige Zurückweisung von Peters persönlicher Hegemonie über sie.

Und hier bin ich wieder, dachte Valentine, mitten in der Politik.

Sie sprach scharf, mit der abgehackten Stimme, die ihrem Terminal verriet, daß sie einen Befehl gab. »Senden«, sagte sie.

Das Wort ›Senden‹ erschien über ihrem Essay in der Luft. Normalerweise hätte sie damals, als sie wissenschaftliche Arbeiten schrieb, ein Ziel angeben müssen – den Essay über irgendwelche verschlungenen Wege, so daß er nicht so leicht zu Valentine Wiggin zurückgeführt werden konnte, an einen Verleger schicken müssen. Nun jedoch erledigte eine subversive Freundin Enders, die unter dem offensichtlichen Kodenamen ›Jane‹ arbeitete, all das für sie – sie brachte das Kunststück fertig, eine Nachricht über den Verkürzer von einem Schiff, das fast mit Lichtgeschwindigkeit flog, in eine Nachricht umzuwandeln, die von einem auf einem Planeten installierten Verkürzer gelesen werden konnte, für den die Zeit über fünfhundert Mal schneller verging.

Da die Kommunikation mit einem Sternenschiff große Mengen planetarer Verkürzer-Zeit verschlang, wurden normalerweise nur Navigationsdaten und Befehle gesendet. Lediglich hochrangige Beamte der Regierung oder des Militärs durften ausführliche Textbotschaften übermitteln. Valentine begriff nicht, wie es ›Jane‹ gelang, soviel Verkürzer-Zeit für diese Textübertragungen zu bekommen – und gleichzeitig zu verhindern, daß jemand herausfand, woher diese subversiven Dokumente kamen. Des weiteren benutzte ›Jane‹ Verkürzer-Zeit, indem sie ihr die veröffentlichten Reaktionen auf ihre Schriften sendete und ihr alle Argumente und Strategien mitteilte, die die Regierung benutzte, um gegen Valentines Propaganda zu arbeiten. Wer auch immer ›Jane‹ war – und Valentine vermutete, daß ›Jane‹ einfach der Name für eine geheime Organisation war, die die höchsten Regierungsebenen durchsetzt hatte –, sie war außerordentlich gut. Und außerordentlich tollkühn. Doch wenn Jane das Risiko einging, sich bloßzustellen, war es Valentine ihr – ihnen

– schuldig, so viele Traktate wie möglich zu produzieren und sie so mächtig und gefährlich wie möglich zu gestalten.

Wenn Worte tödliche Waffen sein können, muß ich sie mit einem Arsenal ausstatten.

Doch sie war auch eine Frau; und sogar Revolutionäre dürfen ein Privatleben haben, nicht wahr? Augenblicke der Freude – oder vielleicht nur der *Erleichterung*, die hier und da abgezweigt wurden. Sie erhob sich von ihrem Sitz, ignorierte die Schmerzen, die daher stammten, daß sie sich bewegte, nachdem sie so lange gesessen hatte, und zwängte sich zur Tür ihres winzigen Büros hinaus – eigentlich eines Vorratsraums, bevor sie das Sternenschiff ihren Zwecken gemäß umgebaut hatten. Sie schämte sich ein wenig, weil sie so versessen darauf war, zu dem Raum zu kommen, in dem Jakt auf sie wartete. Die meisten großen revolutionären Propagandisten der Geschichte hätten drei Wochen der körperlichen Abstinenz ertragen können. Oder etwa nicht? Sie fragte sich, ob jemals eine Untersuchung über diese Frage vorgenommen worden war.

Sie stellte sich noch immer vor, wie ein Forscher wohl einen Antrag auf Bewilligung finanzieller Unterstützung für solch ein Projekt verfassen würde, als sie die Vierbett-Kabine erreichte, die sie mit Syfte und deren Mann Lars teilten, der ihr erst ein paar Tage vor ihrem Abflug einen Heiratsantrag gemacht hatte, als er begriff, daß Syfte Trondheim wirklich verlassen würde. Es war nicht einfach, mit frisch Verheirateten eine Kabine zu teilen – Valentine kam sich immer wie ein Eindringling vor, wenn sie den Raum betrat. Doch sie hatte keine andere Wahl. Obwohl es sich bei diesem Sternenschiff um eine Luxusjacht mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten handelte, war es einfach nicht für so viele Passagiere geschaffen.

Ihre zwanzig Jahre alte Tochter Ro und Varsam, ihr sechzehnjähriger Sohn, teilten sich eine weitere Kabine mit Plikt, ihrer lebenslangen Lehrerin und der besten Freundin der Familie. Die ursprünglichen Besatzungsmitglieder der Jacht, die sich entschlossen hatten, mit ihnen auf die Reise zu gehen – es wäre unrecht gewesen, sie alle zu entlassen –, benutzten die beiden anderen Kabinen. Die Brücke, der Speisesaal, die Kombüse, der Salon, die Schlafkabinen – alle Räume waren voller Men-

schen, die ihr Bestes gaben, die Verärgerung darüber, so eingepfercht leben zu müssen, nicht außer Kontrolle geraten zu lassen.

Doch im Augenblick befand sich keiner von ihnen auf dem Gang, und Jakt hatte bereits ein Schild an ihre Tür geklebt:

Bleibt draußen oder sterbt

Es war mit ›Der Eigner‹ unterschrieben. Valentine öffnete die Tür. Jakt stand so dicht neben der Tür an die Wand gelehnt, daß sie sich erschreckte und einen leisen Schrei ausstieß.

»Schön zu wissen, daß mein Anblick Schreie des Vergnügens bei dir auslösen kann.«

»Des Erschreckens.«

»Tritt ein, meine süße Aufwieglerin.«

»Du weißt ja, daß technisch gesehen ich die Eignerin dieses Sternenschiffes bin.«

»Was dein ist, ist auch mein. Ich habe dich deines Besitzes wegen geheiratet.«

Er schloß die Tür der Kabine und verriegelte sie.

»Mehr bin ich nicht für dich?« fragte sie. »Nur Grundbesitz?«

»Ein kleines Fleckchen Land, auf dem ich pflügen und pflanzen und ernten kann, alles zu seiner richtigen Zeit.« Er griff nach ihr; sie trat in seine Arme. Seine Hände glitten leicht ihren Rücken hinauf und umfingen ihre Schultern. Sie fühlte sich in seiner Umarmung geborgen, niemals eingeengt.

»Es ist schon spät im Herbst«, sagte sie. »Es geht auf den Winter zu.«

»Vielleicht ist es an der Zeit zum Eggen«, sagte Jakt. »Oder es ist vielleicht schon an der Zeit, das Feuer zu schüren und die alte Hütte warm zu halten, bevor der Schnee kommt.«

Er küßte sie, und es fühlte sich wie beim ersten Mal an.

»Wenn du mich heute bitten würdest, dich noch einmal zu heiraten, würde ich ja sagen«, sagte Valentine.

»Und wenn ich dir heute zum ersten Mal begegnet wäre, würde ich dich bitten.«

Sie hatten dieselben Worte schon viele, viele Male gesprochen. Und doch lächelten sie, als sie sie hörten, denn sie waren noch immer wahr.

Die beiden Sternenschiffe hatten ihr gewaltiges Ballett fast vollendet, tanzten mit großen Sprüngen und komplizierten Richtungsänderungen durch den Raum, bis sie sich endlich treffen und berühren konnten. Miro Ribeira hatte den gesamten Verlauf von der Brücke seines Sternenschiffs aus beobachtet; er hatte die Schultern eingezogen und den Kopf auf die Stütze seines Sitzes gelehnt. Auf andere wirkte diese Haltung immer unbeholfen. Wann immer Mutter ihn damals auf Lusitania in dieser Stellung erwischt hatte, war sie zu ihm gekommen und hatte darauf bestanden, ihm ein Kissen zu bringen, damit er es *bequem* hatte. Sie schien einfach nicht begreifen zu können, daß er den Kopf nur in dieser unbeholfen wirkenden Haltung ohne bewußte Anstrengung aufrecht halten konnte.

Er ertrug ihre Belehrungen, weil es nicht der Mühe wert war, mit ihr zu streiten. Mutter dachte und bewegte sich immer so schnell, daß es ihr fast unmöglich war, langsam genug zu agieren, um ihm zuhören zu können. Seitdem er einen Gehirnschaden erlitten hatte, als er durch das Disruptorfeld schritt, das die Kolonie der Menschen vom Wald der Schweinchen trennte, war seine Sprache unerträglich langsam hervorzubringen und schwierig zu verstehen. Miros Bruder Quim, der Religiöse, hatte gemeint, er solle Gott dankbar sein, überhaupt noch sprechen zu können – in den ersten paar Wochen hatte er lediglich kommunizieren können, indem er jede Nachricht Buchstabe um Buchstabe zusammensetzte.

In mancher Hinsicht jedoch war es besser gewesen, Mitteilungen zu buchstabieren. Zumindest war Miro dabei stumm gewesen; er hatte nicht seine eigene Stimme hören müssen. Der dumpfe, unbeholfene Klang, die quälende Langsamkeit. Wer von seiner Familie hatte schon die Geduld, ihm zuzuhören? Selbst bei denjenigen, die es versuchten – seine jüngere Schwester Ela; sein Freund und Stiefvater Andrew Wiggin, der Sprecher für die Toten; und Quim natürlich –, konnte er Ungeduld spüren. Sie

neigten dazu, seine Sätze für ihn zu beenden. Sie mußten die Dinge *beschleunigen.* Obwohl sie also sagten, sie wollten mit ihm sprechen, obwohl sie sich tatsächlich zu ihm setzten und zuhörten, konnte er nicht frei zu ihnen sprechen. Er konnte nicht über *Vorstellungen* sprechen; er konnte keine langen, komplizierten Sätze von sich geben, denn wenn er endlich fertig war, wußten seine Zuhörer nicht mehr, wie er angefangen hatte.

Miro war zum Schluß gekommen, daß das menschliche Gehirn genau wie ein Computer Daten nur mit einer bestimmten Geschwindigkeit aufnehmen konnte. Wenn man zu langsam wurde, schweifte die Aufmerksamkeit des Zuhörers ab, und die Informationen waren verloren.

Aber auch nicht nur die Zuhörer. Miro mußte fair sein – er war mit sich genauso ungeduldig wie sie. Wenn er an die schiere Anstrengung dachte, die nötig war, eine komplizierte Idee zu erklären, wenn er erwartungsvoll versuchte, die Worte mit den Lippen, der Zunge und dem Kiefer zu bilden, und sie ihm nicht gehorchen wollten, wenn er daran dachte, wie *lange* das alles dauern würde, kam er sich normalerweise zu müde vor, um überhaupt zu sprechen. Sein Verstand raste so schnell wie eh und je und dachte mitunter so viele Gedanken, daß Miro am liebsten sein Gehirn abgeschaltet und sich gewünscht hätte, daß es *schwieg* und ihm Frieden gab. Doch diese Gedanken verblieben bei ihm; er teilte sie mit niemandem.

Bis auf Jane. Mit Jane konnte er sprechen. Sie war ihm zum ersten Mal zu Hause auf seinem Terminal erschienen; ihr Gesicht hatte auf dem Bildschirm Gestalt angenommen. »Ich bin eine Freundin des Sprechers für die Toten«, hatte sie gesagt. »Ich glaube, wir können diesen Computer dazu bringen, etwas schneller zu reagieren.« Von da an hatte Miro festgestellt, daß Jane die einzige Person war, mit der er problemlos sprechen konnte. Zum einen war sie unendlich geduldig. Sie führte seine Sätze niemals zu Ende. Sie konnte darauf *warten,* daß er sie selbst beendete, so daß er sich niemals gedrängt fühlte, niemals den Eindruck hatte, sie zu langweilen.

Noch wichtiger war vielleicht, daß er für sie seine Worte nicht so vollständig ausbilden mußten wie für menschliche Zuhörer. Andrew hatte ihm ein persönliches Terminal gegeben – einen Computerempfänger, der von einem ähnlichen Juwel umschlossen wurde wie das, das Andrew in

seinem Ohr trug. Von diesem günstigen Ausgangspunkt konnte Jane mit Hilfe der Sensoren des Juwels jedes Geräusch wahrnehmen, das er machte, jede Bewegung des Muskeln in seinem Kopf. Er mußte nicht jedes Geräusch *vollenden*, er mußte es nur beginnen, und sie verstand ihn. So konnte er faul sein. Er konnte schneller sprechen und wurde verstanden.

Und er konnte auch stumm sprechen. Er konnte subvokalisieren – er mußte nicht diese unbeholfene, bellende, heulende Stimme benutzen. Wenn er also mit Jane sprach, konnte er schnell und natürlich sprechen, ohne daran erinnert zu werden, daß er ein Krüppel war. Wenn er mit Jane sprach, fühlte er sich wie er selbst.

Nun saß er auf der Brücke des Frachters, der den Sprecher für die Toten erst vor ein paar Monaten nach Lusitania gebracht hatte. Er schreckte vor dem Rendezvous mit Valentines Schiff zurück. Wäre ihm ein anderer Ort eingefallen, wohin er gehen könnte, er wäre vielleicht dorthin gegangen – er hatte nicht den geringsten Wunsch, Andrews Schwester Valentine oder sonst jemandem zu begegnen. Er wäre zufrieden gewesen, auf ewig allein in dem Sternenschiff bleiben zu können und nur mit Jane zu sprechen.

Aber das konnte er nicht. Er würde nie wieder zufrieden sein.

Zumindest waren diese Valentine und ihre Familie eine neue Erfahrung. Auf Lusitania kannte er jeden oder zumindest jeden, an dem ihm etwas lag – die gesamte wissenschaftliche Gemeinde dort, die Menschen mit Bildung und Verständnis. Er kannte sie alle so gut, daß er nicht umhin konnte, ihr Mitleid zu sehen, ihre Trauer darüber, was aus ihm geworden war. Wenn sie ihn musterten, konnten sie nur den Unterschied zwischen dem sehen, was er zuvor gewesen und was aus ihm geworden war.

Es bestand die Möglichkeit, daß neue Menschen – Valentine und ihre Familie – imstande waren, ihn anzuschauen und etwas anderes in ihm zu sehen.

Doch auch das war unwahrscheinlich. Fremde würden ihn anschauen und weniger als die sehen, die ihn gekannt hatten, bevor er zum Krüppel geworden war. Zumindest wußten Mutter, Andrew, Ela und Ouanda und all die anderen, daß er einen Verstand hatte, daß er imstande war,

Ideen zu verstehen. Was werden neue Menschen denken, wenn sie mich sehen? Sie werden einen Körper sehen, der bereits verkümmert ist; sie werden meinen schlurfenden Gang sehen; sie werden mich beobachten, wie ich Hände wie Klauen benutze, wie ein dreijähriges Kind einen Löffel umklammere; sie werden meine dumpfe, halb verständliche Stimme hören; und sie werden annehmen, daß solch ein Mensch keine komplizierten oder schwierigen Dinge verstehen kann.

Warum bin ich hierher gekommen?

Ich bin nicht *gekommen.* Ich *ging.* Ich bin nicht hierher gekommen, um diese Menschen zu treffen. Ich bin dort aufgebrochen. Gegangen. Nur habe ich mich selbst belogen. Ich dachte daran, auf eine Reise von dreißig Jahren zu gehen, doch so wird es nur ihnen vorkommen. Für mich sind nur anderthalb Wochen vergangen. Überhaupt keine Zeit. Und schon ist meine Zeit der Einsamkeit vorbei. Die Zeit, die ich allein mit Jane verbracht habe, die mir zuhört, als sei ich noch ein menschliches Wesen, ist verstrichen.

Beinahe. Beinahe hätte er die Worte gesprochen, die das Rendezvous abgebrochen hätten. Er hätte Andrews Sternenschiff stehlen und auf eine Reise gehen können, die ewig gedauert hätte, ohne daß er noch einmal einer anderen lebenden Seele gegenübertreten mußte.

Doch solch ein nihilistischer Akt entsprach ihm nicht, noch nicht. Er war zum Schluß gekommen, daß er noch nicht verzweifelt hatte. Vielleicht konnte er noch etwas tun, was ihm eine Rechtfertigung gab, in diesem Körper weiterzuleben. Und vielleicht würde es damit beginnen, daß er sich mit Andrews Schwester traf.

Die Schiffe vereinigten sich nun; ihre Nabelschnüre schlängelten sich hinaus und tasteten suchend, bis sie einander berührten. Miro sah auf den Monitoren zu und lauschte den Computerberichten über jede erfolgreiche Verbindung. Die Schiffe vereinigten sich auf jede mögliche Art und Weise, so daß sie den Rest der Reise nach Lusitania im perfekten Zweiergespann zurücklegen konnten. Sie würden alle Hilfsmittel miteinander teilen. Da es sich bei Miros Schiff um einen Frachter handelte, konnte es kaum mehr als eine Handvoll Menschen aufnehmen, dafür aber einen beträchtlichen Teil der lebensnotwendigen Vorräte des ande-

ren Schiffes; gemeinsam errechneten die beiden Bordcomputer ein perfektes Gleichgewicht.

Nachdem sie die beste Verteilung der Fracht ermittelt hatten, errechneten sie genau, wie schnell jedes Schiff beschleunigen konnte, damit beide wieder in perfektem Gleichklang annähernde Lichtgeschwindigkeit erreichten. Es war eine äußerst heikle und komplizierte Abstimmung zwischen den beiden Computern nötig, die genau wissen mußten, welche Lasten ihre Schiffe beförderten und was sie leisten konnten. Sie war abgeschlossen, bevor die Passagierröhre die beiden Schiffe vollständig miteinander verbunden hatte.

Miro hörte schlurfende Schritte im Gang, der von der Röhre zur Brükke führte. Er drehte seinen Stuhl und sah, wie sie auf ihn zukam. Sie ging etwas gebückt, ihr Haar weiß, mit ein paar mausgrauen Strähnen. Als sie stehen blieb, betrachtete er abschätzend ihr Gesicht. Alt, aber nicht ältlich. Falls sie angesichts dieser Begegnung Nervosität empfand, zeigte sie sie nicht. Aber andererseits hatte sie nach allem, was Andrew und Jane ihm über sie erzählt hatten, schon eine Menge Leute kennengelernt, die wesentlich furchterregender waren als ein zwanzigjähriger Krüppel.

»Miro?« fragte sie.

»Wer sonst?« sagte er.

Sie brauchte einen Augenblick, nur einen Herzschlag, um die seltsamen Geräusche zu verstehen, die aus seinem Mund kamen.

»Ich bin Valentine«, sagte sie.

»Ich weiß«, gab er zurück. Er machte die Sache mit seinen lakonischen Erwiderungen nicht gerade einfacher, aber was sonst gab es zu sagen? Es handelte sich nicht gerade um eine Begegnung zwischen Staatsführern, bei der eine Reihe lebenswichtiger Entscheidungen getroffen werden mußte. Doch er mußte sich etwas Mühe geben, um nicht feindselig zu wirken.

»Dein Name, Miro – er bedeutet ›Ich schaue hin‹, nicht wahr?«

»Ich schaue *genau* hin. Vielleicht auch ›Ich schenke Beachtung‹.«

»Es ist wirklich nicht so schwer, dich zu verstehen«, sagte Valentine.

Es verblüffte ihn, daß sie die Sache so offen ansprach.

»Ich glaube, ich habe mehr Probleme mit deinem portugiesischen Akzent als mit dem Gehirnschaden.«

Einen Augenblick lang hämmerte sein Herz wie verrückt – sie sprach offener über seine Lage als jeder andere, von Andrew einmal abgesehen. Aber andererseits war sie auch Andrews Schwester. Er hätte damit rechnen müssen, daß sie kein Blatt vor den Mund nahm.

»Oder ziehst du es vor, daß wir so tun, als gäbe es keine Barriere zwischen dir und anderen Menschen?«

Anscheinend hatte sie seine Erschütterung gespürt. Doch nun kam ihm in den Sinn, daß er wahrscheinlich nicht wütend, sondern eher froh sein sollte, daß sie das Thema nicht verschweigen mußten. Und trotzdem war er wütend, und er brauchte einen Augenblick, bis er den Grund dafür erkannte.

»Mein Gehirnschaden ist nicht *dein* Problem«, sagte er.

»Wenn er es mir erschwert, dich zu verstehen, ist er ein Problem, mit dem ich mich befassen muß. Sei nicht schon eingeschnappt, junger Mann. Ich habe gerade erst angefangen, dich zu ärgern, und du hast erst angefangen, mich zu ärgern. Also sei nicht sauer, weil ich deinen Gehirnschaden irgendwie als mein Problem hingestellt habe. Ich habe nicht die geringste Absicht, jedes meiner Worte auf die Goldwaage zu legen, aus Angst, ich könnte einen überempfindlichen jungen Mann beleidigen, der der Ansicht ist, die ganze Welt drehe sich um seine Enttäuschungen.«

Miro war außer sich vor Zorn, daß sie schon ein Urteil über ihn gefällt hatte. Es war zudem unfair – und entsprach gar nicht dem, was er von einer Autorin von Demosthenes' Bedeutung erwartet hatte. »Ich glaube nicht, daß sich die ganze Welt um meine Enttäuschungen dreht! Aber glaube du nicht, du könntest hier hereinplatzen und auf meinem Schiff die Dinge in die Hand nehmen!« *Das* war es, was ihn verärgerte, nicht ihre Worte. Sie hatte recht – ihre Worte waren nichts. Es war ihre Einstellung, ihr vollständiges Selbstvertrauen. Er war es nicht gewöhnt, daß die Menschen ihn ohne Betroffenheit oder Mitleid betrachteten.

Sie nahm in dem Sitz neben ihm Platz. Er drehte sich zu ihr um. Sie ihrerseits wandte den Blick nicht ab, sondern musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Er hat gesagt, daß du ein harter Fall bist. Er hat gesagt, daß du verkrümmt, aber nicht gebrochen bist.«

»Willst du meine Therapeutin spielen?«

»Willst du mein Feind sein?«

»Sollte ich das?« fragte Miro.

»Genausowenig, wie ich deine Therapeutin sein sollte. Andrew hat uns nicht zusammengeführt, damit ich dich heilen kann. Er hat uns zusammengeführt, damit du *mir* helfen kannst. Wenn du das nicht willst, na schön. Wenn doch, auch gut. Laß mich nur ein paar Dinge klarstellen. Ich verbringe jeden wachen Augenblick damit, subversive Propaganda zu schreiben, um die öffentliche Einstellung auf den Hundert Welten und in den Kolonien anzustacheln. Ich versuche, die Menschen gegen die Flotte aufzubringen, die der Sternenwege-Kongreß ausgeschickt hat, um Lusitania zu unterwerfen. *Deine* Welt, nicht meine, wie ich hinzufügen möchte.«

»Dein Bruder ist dort.« Er wollte nicht zulassen, daß sie völlige Selbstlosigkeit für sich beanspruchte.

»Ja, wir beide haben Familie dort. Und wir beide sind bestrebt, die Pequeninos vor der Vernichtung zu bewahren. Und wir beide wissen, daß Ender die Schwarmkönigin auf deiner Welt wiederhergestellt hat, so daß zwei außerirdische Spezies vernichtet werden, wenn der Sternenwege-Kongreß seinen Willen bekommt. Es steht sehr viel auf dem Spiel, und ich tue schon alles, was ich nur kann, um diese Flotte aufzuhalten. Wenn es mir nun hilft, diese Aufgabe besser zu erledigen, ein paar Stunden in deiner Gegenwart zu verbringen, dann ist es die Zeit wert, die ich nicht schreiben kann. Aber ich habe nicht die Absicht, meine Zeit damit zu verschwenden, mir ständig den Kopf darüber zu zerbrechen, ob ich dich nun beleidigen könnte oder nicht. Wenn du also mein Widersacher sein willst, kannst du hier oben allein sitzen bleiben, und ich mache mich wieder an die Arbeit.«

»Andrew hat gesagt, du seiest der beste Mensch, den er je gekannt hat.«

»Er kam zu dieser Schlußfolgerung, bevor er miterlebte, wie ich drei barbarische Kinder zu Erwachsenen großzog. Wie ich gehört habe, hat deine Mutter sechs Kinder.«

»Genau.«

»Und du bist das älteste.«

»Ja.«

»Sehr schade. Eltern machen ihre schlimmsten Fehler immer bei den ältesten Kindern. Da wissen die Eltern am wenigsten und sind am besorgtesten. Also ist es um so wahrscheinlicher, daß sie Fehler begehen und gleichzeitig darauf beharren, sie hätten richtig gehandelt.«

Miro gefiel es nicht, daß diese Frau vorschnelle Schlüsse über seine Mutter zog. »Sie ähnelt dir nicht im geringsten.«

»Natürlich nicht.« Sie beugte sich auf ihrem Sitz vor. »Nun, zu welchem Schluß bist du gekommen?«

»Zu welchem Schluß worüber?«

»Arbeiten wir nun zusammen, oder hast du dich für nichts und wieder nichts aus dreißig Jahren menschlicher Geschichte ausgeklinkt?«

»Was willst du von mir?«

»Geschichten, natürlich. Die Fakten kann ich vom Computer bekommen.«

»Geschichten worüber?«

»Über dich. Die Schweinchen. Dich *und* die Schweinchen. Diese ganze Sache mit der Lusitania-Flotte begann schließlich mit dir und den Schweinchen. Weil ihr euch eingemischt habt, wollen sie…«

»Wir haben ihnen *geholfen!«*

»Oh, habe ich schon wieder das falsche Wort benutzt?« Miro funkelte sie an. Doch noch im gleichen Augenblick *wußte* er, daß sie recht hatte – er war überempfindlich. Das Wort *eingemischt* war, in einem wissenschaftlichen Zusammenhang benutzt, fast völlig wertneutral. Es bedeutete lediglich, daß er in die Kultur, die er studiert hatte, eine Veränderung eingebracht hatte. Und wenn es tatsächlich einen negativen Beiklang hatte, denn deshalb, weil er seine wissenschaftliche Perspektive verloren hatte – er hatte damit aufgehört, die Pequeninos zu studieren und sie als Freunde behandelt. Dessen war er mit Sicherheit schuldig. Nein, nicht schuldig – er war *stolz* darauf, diesen Übergang vollzogen zu haben. »Fahre fort«, sagte er.

»All das begann, weil du das Gesetz gebrochen hast und die Schweinchen anfingen, Amarant zu pflanzen.«

»Jetzt nicht mehr.«

»Ja, es ist die reinste Ironie, nicht wahr? Der Descolada-Virus ist eingedrungen und hat jeden Amarant-Züchtungsstamm getötet, den deine Schwester für sie entwickelt hat. Also war deine Einmischung vergeblich.«

»Das war sie nicht«, sagte Miro. »Sie lernen.«

»Ja, ich weiß. Genauer gesagt, sie *wählen.* Was sie lernen, was sie tun sollen. Du hast ihnen Freiheit gebracht. Ich billige deinen Entschluß von ganzem Herzen. Aber meine Aufgabe ist es, für die Menschen dort draußen auf den Hundert Welten und den Kolonien über dich zu schreiben, und *sie* werden die Dinge nicht unbedingt so sehen. Ich brauche von dir also die Geschichte, wie und warum du das Gesetz gebrochen und dich in die Belange der Schweinchen eingemischt hast und warum die Regierung und das Volk von Lusitania gegen den Kongreß rebellierten, anstatt dich wegzuschicken, damit dir der Prozeß gemacht wird und du für deine Verbrechen bestraft wirst.«

»Andrew hat dir diese Geschichte schon erzählt.«

»Und ich habe schon darüber geschrieben. Nun brauche ich die persönlichen Dinge. Ich will anderen Menschen verständlich machen können, daß die sogenannten Schweinchen ein Volk sind. Und ich will, daß sie *dich* verstehen. Ich muß dafür sorgen, daß sie *dich* als Person kennenlernen. Wenn es möglich ist, wäre es schön, sie dazu zu bringen, dich zu mögen. Dann wird die Lusitania-Flotte wie eine gewaltige Überreaktion auf eine Bedrohung aussehen, die es nie gab.«

»Die Flotte bedeutet Xenozid.«

»Das habe ich als Propaganda geschrieben«, sagte Valentine.

Er konnte ihren unerschütterlichen Glauben an sich selbst nicht ertragen. Also mußte er ihr widersprechen, doch dazu mußte er mit Ideen hinausplatzen, die er noch nicht völlig zu Ende gedacht hatte. »Die Flotte ist auch eine Selbstverteidigung.«

Es hatte den gewünschten Effekt – es unterbrach ihren gelehrten Vortrag und ließ sie sogar die Stirn runzeln und ihn fragend ansehen. Das Problem war nur, daß er nun erklären mußte, was er damit meinte.

»Die Descolada«, sagte er. »Das ist die gefährlichste Lebensform überhaupt.«

»Die Antwort darauf lautet Quarantäne. Und nicht, eine Flotte auszuschicken und mit dem M.D.-Gerät zu bewaffnen, damit sie imstande ist, Lusitania und jedes Lebewesen darauf in mikroskopischen interstellaren Staub zu verwandeln.«

»Du bist dir so sicher, daß du recht hast?«

»Ich bin mir sicher, daß es vom Sternenwege-Kongreß nicht rechtens ist, auch nur in Erwägung zu ziehen, eine andere bewußt denkende Spezies auszulöschen.«

»Die Schweinchen können ohne die Descolada nicht leben«, sagte Miro, »und wenn sich die Descolada jemals auf einen anderen Planeten ausbreitet, wird sie dort jegliches Leben mit Sicherheit vernichten.«

Die Feststellung, daß Valentine auch verblüfft dreinschauen konnte, bereitete ihm Vergnügen. »Aber ich dachte, sie hätten den Virus im Griff. Deine Großmutter hat doch eine Möglichkeit gefunden, ihn aufzuhalten, ihn in Menschen ruhen zu lassen.«

»Die Descolada paßt sich an«, sagte Miro. »Jane hat mir gesagt, daß sie sich schon ein paar Mal verändert hat. Meine Mutter und meine Schwester Ela arbeiten daran – sie versuchen, der Descolada einen Schritt voraus zu bleiben. Manchmal hat es sogar den Anschein, die Descolada täte es absichtlich und fände Strategien, um um die Chemikalien herumzukommen, mit denen wir sie im Griff halten und verhindern, daß sie Menschen tötet. Sie dringt in die von der Erde stammenden Getreidesorten ein, die die Menschen brauchen, um auf Lusitania zu überleben. Sie müssen sie jetzt besprühen. Was passiert wohl, wenn die Descolada eine Möglichkeit findet, um all unsere Barrieren herumzukommen?«

Valentine schwieg. Sie hatte diese Frage nicht von allen Seiten betrachtet – niemand hatte das, bis auf Miro.

»Ich habe das nicht einmal Jane gesagt«, fuhr Miro fort. »Aber was, wenn die Flotte recht hat? Was, wenn die einzige Möglichkeit, die Menschheit vor der Descolada zu retten, darin besteht, Lusitania jetzt zu zerstören?«

»Nein«, sagte Valentine. »Das hat nichts mit den Gründen zu tun, aus denen der Sternenwege-Kongreß die Flotte ausgeschickt hat. *Ihre* Gründe haben nur mit interplanetarer Politik zu tun. Sie wollen den Kolonien zeigen, wer der Herr ist. Es hat mit einer außer Kontrolle geratenen Bürokratie und einem Militär zu tun, das…«

»Hör mir zu!« sagte Miro. »Du hast gesagt, du wolltest meine Geschichten hören, also höre dir auch diese Geschichte an: Es spielt keine Rolle, was für Gründe sie haben. Es spielt keine Rolle, ob sie ein Haufen mörderischer Tiere sind. Das ist mit egal. Wichtig ist nur – *sollten* sie Lusitania in die Luft jagen?«

»Was für ein Mensch bist du nur?« fragte Valentine. Er konnte sowohl Ehrfurcht als auch Abscheu in ihrer Stimme hören.

»Du bist die Moralphilosophin«, sagte Miro. »Du mußt es mir sagen. Erwartet man von uns, daß wir die Pequeninos so sehr lieben, daß wir zulassen, daß der Virus, den sie in sich tragen, die ganze Menschheit vernichtet?«

»Natürlich nicht. Wir müssen einfach eine Möglichkeit finden, die Descolada zu neutralisieren.«

»Und wenn wir das nicht können?«

»Dann stellen wir Lusitania unter Quarantäne. Selbst, wenn alle Menschen auf dem Planeten sterben – deine Familie und meine – müssen wir die Pequeninos nicht auslöschen.«

»Wirklich?« fragte Miro. »Was ist mit der Schwarmkönigin?«

»Ender hat mir gesagt, daß sie sich wiederhergestellt hat, aber…«

»Sie enthält eine vollständige Industriegesellschaft in sich. Sie wird Sternenschiffe bauen und den Planeten verlassen.«

»Sie wird die Descolada nicht mitnehmen!«

»Sie hat keine Wahl. Die Descolada ist bereits in ihr. Sie ist in *mir*.«

Damit hatte er sie endlich geschafft. Er sah sie in ihren Augen – die Furcht.

»Sie wird auch in dir sein. Selbst wenn du in dein Schiff zurückläufst und mich abschottest und nicht infiziert worden bist, wird die Descolada in dich und deinen Mann und deine Kinder eindringen, sobald du auf

Lusitania landest. Sie müssen die Chemikalien tagtäglich in ihre Nahrung und ihr Wasser geben, ihr Leben lang. Und sie können Lusitania nie wieder verlassen, oder sie werden den Tod und die Vernichtung mit sich nehmen.«

»Wir wußten wohl, daß diese Möglichkeit bestand«, sagte Valentine.

»Als ihr abgeflogen seid, war es nur eine Möglichkeit. Wir glaubten, die Descolada würde bald unter Kontrolle sein. Jetzt sind sie sich nicht mehr sicher, ob sie überhaupt je unter Kontrolle zu bekommen ist. Und das bedeutet, daß ihr Lusitania nie wieder verlassen könnt, sobald ihr erst einmal gelandet seid.«

»Hoffentlich gefällt uns das Wetter.«

Miro betrachtete ihr Gesicht, versuchte zu ergründen, wie sie die Informationen verarbeitete, die er ihr gegeben hatte. Die ursprüngliche Furcht war verschwunden. Sie war wieder sie selbst – und dachte nach. »Weißt du, was ich glaube?« sagte Miro. »Ich glaube, ganz gleich, wie schrecklich der Kongreß ist, ganz gleich, wie böse seine Pläne auch sein mögen, diese Flotte könnte die Rettung der Menschheit sein.«

Valentine suchte nach Worten und antwortete dann bedächtig. Miro war froh, dies zu sehen – sie war ein Mensch, der nicht zurückschoß, ohne vorher nachzudenken. Sie war lernfähig. »Ich sehe ein, daß es eine Zeit geben könnte, wenn dem so sein wird, falls die Ereignisse einen ganz bestimmten möglichen Verlauf nehmen – aber das ist sehr unwahrscheinlich. Zuerst einmal… nachdem die Schwarmkönigin das alles weiß, ist es unwahrscheinlich, daß sie Sternenschiffe bauen wird, die die Descolada von Lusitania verschleppen werden.«

»*Kennst* du die Schwarmkönigin?« fragte Miro. »*Verstehst* du sie?«

»Selbst wenn sie so etwas tun würde«, sagte Valentine, »deine Mutter und Schwester arbeiten doch daran, oder? Wenn wir Lusitania erreichen – wenn die *Flotte* Lusitania erreicht –, haben sie vielleicht schon eine Möglichkeit gefunden, die Descolada ein für alle Mal zu kontrollieren.«

»Und wenn«, sagte Miro, »sollen sie sie auch anwenden?«

»Warum denn nicht?«

»Wie könnten sie den gesamten Descolada-Virus töten? Der Virus ist ein integraler Bestandteil des Lebenszyklus der Schweinchen. Wenn die

Körperform der Pequeninos stirbt, ermöglicht der Descolada-Virus die Umwandlung in den Baumzustand, den die Schweinchen das dritte Leben nennen – und nur im dritten Leben können die männlichen Schweinchen die Gattinnen befruchten. Wenn es den Virus nicht mehr gibt, gibt es auch keinen Übergang ins dritte Leben mehr, und diese Schweinchen-Generation ist die letzte.«

»Das macht es nicht unmöglich, sondern nur schwerer. Deine Mutter und Schwester müssen eine Möglichkeit finden, die Descolada im menschlichen Körper und den Pflanzen, die wir essen, zu neutralisieren, ohne ihre Fähigkeit zu zerstören, die Pequeninos in ihr Erwachsenendasein übergehen zu lassen.«

»Und dazu haben sie nicht einmal fünfzehn Jahre Zeit«, sagte Miro. »Nicht sehr wahrscheinlich.«

»Aber nicht unmöglich.«

»Ja. Es besteht eine Chance. Und bloß auf diese Chance hin willst du die Flotte loswerden?«

»Die Flotte wurde ausgeschickt, um Lusitania zu vernichten, ob wir den Descolada-Virus nun im Griff haben oder nicht.«

»Und ich sage es erneut – das Motiv derer, die sie ausgeschickt haben, ist irrelevant. Ganz gleich, aus welchem Grund, die Vernichtung Lusitanias könnte vielleicht die einzige sichere Schutzmaßnahme für den gesamten Rest der Menschheit sein.«

»Und ich sage, du irrst dich.«

»Du bist Demosthenes, nicht wahr? Andrew sagt, du bist es.«

»Ja.«

»Also hast du dir die Hierarchie der Fremdartigkeit ausgedacht. Utlänningen sind Fremde von unserer eigenen Welt. Framlinge sind Fremde unserer eigenen Spezies, aber von einer anderen Welt. Ramänner sind Fremde einer anderen Spezies, aber imstande, mit uns zu kommunizieren, imstande, gemeinsam mit der Menschheit zu existieren. Die letzten sind die Varelse – und was sind *die?*«

»Die Pequeninos sind keine Varelse. Die Schwarmkönigin auch nicht.«

»Aber die Descolada ist es. Varelse. Eine außerirdische Lebensform, die imstande ist, die gesamte Menschheit zu vernichten…«

»Wenn wir sie nicht zähmen können…«

»… mit der wir jedoch nicht kommunizieren können, eine außerirdische Spezies, mit der wir nicht leben können. Du bist diejenige, die gesagt hat, daß in solch einem Fall ein Krieg unvermeidbar ist. Wenn eine außerirdische Spezies es anscheinend darauf angelegt hat, uns zu vernichten, und wir nicht mit ihr kommunizieren können, sie nicht verstehen können, wenn es *keine Möglichkeit* gibt, sie friedlich von ihrem Weg abzubringen, dann sind wir zu jedem notwendigen Vorgehen berechtigt, um uns zu retten, einschließlich der völligen Vernichtung der anderen Spezies.«

»Ja«, sagte Valentine.

»Aber was, wenn wir die Descolada vernichten *müssen* und sie nicht vernichten *können*, ohne auch jedes lebende Schweinchen, die Schwarmkönigin und jeden Menschen auf Lusitania zu vernichten?«

Zu Miros Überraschung waren Valentines Augen feucht vor Tränen. »Also dazu bist du geworden.«

Miro war verwirrt. »Wann wurde dieses Gespräch zu einer Diskussion über meine Person?«

»Du hast darüber nachgedacht, du hast alle zukünftigen Möglichkeiten gesehen, die guten wie auch die schlechten – und doch ist die einzige Zukunft, an die du zu glauben bereit bist, die Zukunft deiner Vorstellung, die du als Grundlage für unsere gesamten moralischen Urteile nimmst, die einzige Zukunft, in der jeder, den du und ich je geliebt haben, und alles, was wir uns je erhofft haben, ausgelöscht werden muß.«

»Ich habe nicht gesagt, daß mir diese Zukunft *gefällt*…«

»Das habe ich auch nicht behauptet«, sagte Valentine. »Ich habe gesagt, daß das die Zukunft ist, auf die du dich vorbereitet hast. Aber ich nicht. Ich lebe lieber in einem Universum, in dem es noch etwas Hoffnung gibt. Ich ziehe es vor, in einem Universum zu leben, in dem deine Mutter und Schwester eine Möglichkeit finden werden, die Descolada zu bändigen, in einem Universum, in dem der Sternenwege-Kongreß reformiert oder durch etwas anderes ersetzt werden kann, in einem Universum, in dem der Kongreß weder die Macht noch den Wunsch hat, eine ganze Spezies zu vernichten.«

»Und was, wenn du dich irrst?«

»Dann habe ich noch immer genug Zeit, um zu verzweifeln, bevor ich sterbe. Aber du – nimmst du jede Gelegenheit zur Verzweiflung wahr? Ich kann den Impuls verstehen, der vielleicht dazu führen könnte. Andrew hat mir gesagt, daß du ein stattlicher Mann warst – nun ja, du bist noch immer einer – und es dich tief verletzt hat, deinen Körper nicht mehr vollständig beherrschen zu können. Doch andere Menschen haben mehr als du verloren, ohne so eine rabenschwarze Sicht von der Welt zu bekommen.«

»Das ist deine Analyse meiner Person?« fragte Miro. »Wir kennen uns seit einer halben Stunde, und jetzt weißt du alles über mich?«

»Ich weiß, daß dies das deprimierendste Gespräch ist, das ich je im Leben geführt habe.«

»Und so gehst du davon aus, es liege daran, daß ich ein Krüppel bin. Nun, ich will dir etwas sagen, Valentine Wiggin. Ich hoffe dasselbe, das du hoffst. Ich hoffe sogar, eines Tages mehr von meinem Körper zurückzubekommen. Hätte ich das nicht gehofft, wäre ich jetzt tot. Was ich dir gerade gesagt habe, rührt nicht von meiner Verzweiflung her. Ich habe das alles gesagt, weil es *möglich* ist. Und *weil* es möglich ist, müssen wir darüber nachdenken, damit wir nicht später davon überrascht werden. Wir müssen darüber nachdenken, damit wir, falls es wirklich zum Schlimmsten kommt, bereits wissen, wie wir in diesem Universum leben können.«

Valentine schien sein Gesicht zu betrachten; er schien ihren Blick fast wie ein schwaches Kitzeln unter der Haut fühlen zu können. »Ja«, sagte sie. »Ja was?«

»Ja, mein Mann und ich werden herüberkommen und auf deinem Schiff wohnen.« Sie erhob sich von ihrem Sitz und ging auf den Korridor zu, der zur Röhre führte. »Warum hast du diesen Entschluß gefaßt?«

»Weil es auf unserem Schiff zu beengt ist. Und weil es sich eindeutig lohnt, mit dir zu sprechen. Und nicht nur, um Material für die Essays zu sammeln, die ich schreiben muß.«

»Ach, dann habe ich deine Prüfung bestanden?«

»Ja, hast du«, sagte sie. »Und habe ich deine bestanden?«

»Ich habe dich nicht auf die Probe gestellt.«

»Den Teufel hast du«, sagte sie. »Aber falls du es nicht gemerkt haben solltest, will ich es dir sagen – ich *habe* bestanden. Oder du hättest nicht das alles zu mir gesagt, was du gesagt hast.«

Sie war weg. Er hörte, wie sie den Gang entlangschlurfte, und dann meldete der Computer, daß sie durch die Röhre zwischen den Schiffen ging.

Er vermißte sie bereits.

Weil sie recht hatte. Sie hatte seinen Test bestanden. Sie hatte ihm zugehört, wie sonst niemand zuhörte – ohne Ungeduld, ohne seine Sätze zu beenden, ohne den Blick von seinem Gesicht streifen zu lassen. Er hatte mit ihr gesprochen, nicht mit vorsichtiger Genauigkeit, sondern mit großer Gefühlsbetontheit. Die meiste Zeit über mußten seine Worte sicher fast unverständlich gewesen sein. Doch sie hatte so aufmerksam und gut zugehört, daß sie all seine Argumente verstanden und ihn nicht ein einziges Mal gebeten hatte, etwas zu wiederholen. Er konnte zu dieser Frau so natürlich sprechen, wie er mit allen gesprochen hatte, bevor sein Gehirn geschädigt worden war. Ja, sie hatte eine vorgefaßte Meinung, sie war halsstarrig, befehlsgewohnt und zog vorschnelle Schlüsse. Aber sie konnte sich auch eine konträre Meinung anhören und ihre ändern, wenn es nötig war. Sie konnte zuhören, und so konnte er sprechen. Vielleicht konnte er bei ihr noch Miro sein.

Kapitel 3
Saubere Hände

›Das Unangenehmste an den Menschen ist, daß sie keine Metamorphose durchlaufen. Dein Volk und meins, wir werden als Raupen geboren, doch wir verwandeln uns in eine höhere Form, bevor wir uns reproduzieren. Die Menschen bleiben ihr Leben lang Raupen.‹

›Menschen vollziehen eine Metamorphose. Sie verändern ständig ihre Identität. Doch jede neue Identität beruht auf der Täuschung, sie habe sich schon immer im Besitz des Körpers befunden, den sie gerade erobert hat.‹

›Solche Veränderungen sind oberflächlich. Die Natur des Organismus bleibt gleich. Menschen sind sehr stolz auf ihre Veränderungen, doch jede eingebildete Verwandlung stellt sich als neue Entschuldigung dafür heraus, sich genauso zu benehmen, wie sich das Individuum schon immer benommen hat.‹

›Du bist zu verschieden von den Menschen, um sie jemals zu verstehen.‹

›Du bist den Menschen zu ähnlich, um sie jemals deutlich zu sehen.‹

Die Götter sprachen zum ersten Mal zu Han Qing-jao, als sie sieben Jahre alt war. Eine Weile begriff sie gar nicht, daß sie die Stimme eines Gottes hörte. Sie wußte nur, daß ihre Hände schmutzig waren, bedeckt von irgendeinem abscheulichen, unsichtbaren Schleim, und sie sich säubern mußte.

Die ersten paar Male genügte es, die Hände einfach zu waschen, und sie fühlte sich danach tagelang besser. Doch als die Zeit verstrich, stellte sich das Gefühl, schmutzig zu sein, jedesmal früher ein, und sie mußte die Hände immer länger abschrubben, um den Schmutz zu entfernen, bis sie sie mehrere Male am Tag wusch und dabei mit einer harten Bürste auf ihre Hände einstach, bis sie bluteten. Erst wenn der Schmerz unerträglich war, fühlte sie sich wieder sauber, und dann jedesmal auch nur für ein paar Stunden.

Sie erzählte niemandem davon; instinktiv wußte sie, daß sie den Schmutz an ihren Händen geheimhalten mußte. Jeder wußte, daß das Händewaschen eins der ersten Zeichen dafür war, daß die Götter zu einem Kind sprachen, und die meisten Eltern auf der ganzen Welt des *Weges* achteten bei ihren Kindern hoffnungsvoll auf Anzeichen übertriebener Besorgnis um Reinlichkeit. Doch diese Menschen verstanden *nicht*, welch schreckliche Selbsterkenntnis zu den Waschungen führte: Die erste Botschaft der Götter galt der unaussprechlichen Schmutzigkeit derjenigen, zu denen sie sprachen. Qing-jao verbarg, daß sie sich die Hände wusch, nicht, weil sie sich schämte, daß die Götter zu ihr sprachen, sondern weil sie überzeugt war, daß die anderen sie alle verachten würden, wüßten sie, wie schmutzig sie war.

Die Götter verschworen sich mit ihr in ihrer Verstohlenheit. Sie gestatteten ihr, das wilde Schrubben ihrer Handflächen zu verbergen. Das bedeutete, wenn ihre Hände arg verletzt waren, konnte sie sie zu Fäusten zusammenballen oder in die Falten ihre Kleides stecken, wenn sie ging, oder sie sehr verstohlen in den Schoß legen, wenn sie saß, und niemand bemerkte es. Die anderen sahen nur ein sehr gut erzogenes kleines Mädchen.

Hätte ihre Mutter noch gelebt, wäre Qing-jaos Geheimnis viel früher entdeckt worden. Doch so dauerte es Monate, bis es einer Dienerin auffiel. Die fette alte Mu-pao bemerkte zufällig einen Blutfleck auf dem kleinen Tischtuch von Qing-jaos Frühstückstisch. Mu-pao wußte sofort, was das zu bedeuten hatte – waren blutige Hände nicht ein frühes Zeichen für die Aufmerksamkeit der Götter? Deshalb zwangen viele ehrgeizige Eltern ein besonders vielversprechendes Kind, sich ständig zu waschen. Auf der ganzen Welt des Weges galt demonstratives Händewaschen als ›Einladung an die Götter‹.

Mu-pao ging sofort zu Qing-jaos Vater, dem edlen Han Fei-tzu, angeblich der größte all jener, zu denen die Götter sprachen, und einer der wenigen, die in den Augen der Götter so mächtig waren, daß sie sich mit Framlingen – Außenweltlern – treffen konnten, ohne auch nur eine Andeutung über die Stimme der Götter in ihnen fallen zu lassen und somit das göttliche Geheimnis der Welt Weg zu bewahren. Er würde dankbar sein, die Nachricht zu vernehmen, und Mu-pao würde beschenkt wer-

den, weil sie die erste gewesen war, die die Götter in Qing-jao gesehen hatte.

Innerhalb von einer Stunde hatte Han Fei-tzu seine geliebte kleine Qing-jao herausgeputzt, und gemeinsam machten sie sich in einer Sänfte auf zum Tempel in Rockfall. Qing-jao mochte es nicht, in einer Sänfte zu sitzen – ihr taten die Männer leid, die ihr Gewicht tragen mußten. »Sie leiden nicht«, sagte Vater zu ihr, als sie diese Vorstellung zum ersten Mal erwähnte. »Sie fühlen sich überaus geehrt. Es ist eine der Möglichkeiten, wie das Volk den Göttern Ehre erweisen kann – wenn ein Gottberührter zu einem Tempel geht, tut er es auf den Schultern des Volkes von Weg.«

»Aber ich werde jeden Tag größer«, erwiderte Qing-jao.

»Wenn du zu groß bist, wirst du entweder zu Fuß gehen oder in deiner eigenen Sänfte«, sagte Vater. Er mußte ihr nicht erklären, daß sie nur einen eigenen Stuhl bekommen würde, falls sie zu einer Gottberührten heranwuchs. »Und wir versuchen, unsere Bescheidenheit zu zeigen, indem wir sehr dünn und leicht bleiben, damit wir den Leuten keine schwere Last sind.« Das war natürlich ein Scherz, da Vaters Bauch zwar nicht gewaltig, aber doch recht ansehnlich war. Doch die Lektion hinter dem Scherz entsprach der Wahrheit: Die Gottberührten durften dem gewöhnlichen Volk von Weg niemals zur Last fallen. Das Volk mußte immer dankbar sein und niemals wütend, daß die Götter von allen Welten ausgerechnet die ihre erwählt hatten, um ihre Stimmen hören zu lassen.

Doch nun war Qing-jao eher über die vor ihr liegende Prüfung besorgt. Sie wußte, daß sie zu einem Test geführt wurde. »Vielen Kindern wird beigebracht, so zu tun, als sprächen die Götter zu ihnen«, erklärte Vater. »Wir müssen herausfinden, ob dich die Götter wirklich auserwählt haben.«

»Ich will nicht, daß mich die Götter auserwählen«, sagte Qing-jao.

»Und während der Prüfung wirst du es noch viel weniger wollen«, sagte Vater. Seine Stimme war von Mitleid erfüllt. Das machte Qing-jao noch mehr Angst. »Das gewöhnliche Volk sieht nur unsere Macht und Privilegien und beneidet uns. Die Menschen wissen nicht, wie sehr die Gottberührten auch leiden. Wenn die Götter zu dir sprechen, meine Qing-jao, wirst du lernen, das Leiden zu ertragen, wie die Jade das Messer des

Schnitzers erträgt, den groben Stoff des Polierers. Es wird dich leuchten lassen. Warum sonst habe ich dich wohl Qing-jao genannt?«

Qing-jao – ›Strahlend Hell‹, das bedeutete ihr Name. Es war auch der Name einer großen Dichterin aus antiken Zeiten im Alten China. Einer Dichterin aus einer Epoche, als nur den Männern Respekt entgegengebracht wurde, und doch wurde sie als eine der größten Dichterinnen ihrer Zeit verehrt. ›Dünner Nebel und dicke Wolken, Düsternis den ganzen Tag über.‹ Das war der Anfang von Li Qing-jaos Lied ›Die doppelte Neunte‹. Und so fühlte sich Qing-jao nun.

Und wie endete das Gedicht? ›Nun wird mein Vorhang nur vom Westwind gehoben. Ich bin dünner als diese goldene Blüte geworden.‹ Würde auch sie so enden? Erklärte ihre Vorfahrin-des-Herzens ihr in diesem Gedicht, daß sich die Dunkelheit, die sich nun über sie senkte, nur heben würde, wenn die Götter aus dem Westen kamen, um ihre dünne, leichte, goldene Seele aus ihrem Körper zu nehmen? Es war zu schrecklich, jetzt, da sie erst sieben Jahre alt war, an den Tod zu denken, und doch kam ihr der Gedanke: Wenn ich bald sterbe, werde ich bald Mutter sehen und auch die große Li Qing-jao selbst.

Doch die Prüfung hatte nichts mit dem Tod zu tun, oder sollte es zumindest nicht. Sie war eigentlich ziemlich einfach. Vater führte sie in einen großen Raum, in dem drei alte Männer knieten. Sie kamen ihr zumindest wie Männer vor – es hätten auch Frauen sein können. Sie waren so alt, daß alle Unterscheidungsmerkmale verschwunden waren. Sie hatten nur die winzigsten Strähnen weißen Haars und keine Bärte, und sie waren in formlose Säcke gekleidet. Später würde Qing-jao erfahren, daß es sich bei ihnen um Tempeleunuchen handelte, Überlebende der alten Zeiten, bevor sich der Sternenwege-Kongreß einmischte und sogar freiwillige Selbstverstümmelung im Dienst einer Religion verbot. Nun jedoch waren sie geheimnisvolle, geisterhafte alte Geschöpfe, deren Hände sie berührten und ihre Kleidung erforschten.

Wonach suchten sie? Sie fanden ihre Eßstäbchen aus Elfenbein und nahmen sie ihr weg. Sie nahmen ihr die Schärpe ab, die sie um die Taille geschlungen hatte. Sie nahmen ihr die Schuhe ab. Später würde sie erfahren, daß man ihr diese Dinge abnahm, weil andere Kinder während der Prüfung so verzweifelt geworden waren, daß sie sich das Leben genom-

men hatten. Eins hatte sich die Eßstäbchen in die Nasenlöcher gesteckt und sich dann zu Boden geworfen, daß sich die Stäbchen ins Gehirn rammten. Ein anderes hatte sich mit der Schärpe erhängt. Ein anderes hatte die Schuhe in den Mund gesteckt, in den Hals hinabgezwungen und sich erstickt. Selbstmordversuche waren selten, doch am häufigsten schienen sie bei den intelligentesten Kindern vorzukommen, und da hauptsächlich bei Mädchen.

Die Alten gingen. Vater kniete neben Qing-jao nieder und sah ihr ins Gesicht. »Du mußt verstehen, Qing-jao, daß wir eigentlich nicht *dich* auf die Probe stellen. Nichts von dem, was du aus freiem Willen tun kannst, wird bei dem, was hier geschieht, etwas ändern. Wir stellen eigentlich die Götter auf die Probe, um zu sehen, ob sie entschlossen sind, zu dir zu sprechen. Wenn sie es sind, werden sie eine Möglichkeit finden, und wir werden es sehen, und du wirst diesen Raum als eine Gottberührte verlassen. Wenn nicht, dann wirst du hier herauskommen und für alle Zeiten von ihren Stimmen befreit sein. Ich kann dir nicht sagen, für welches Ergebnis ich bete, da ich es selbst nicht weiß.«

»Vater«, sagte Qing-jao, »was geschieht, wenn du dich meiner schämen mußt?« Allein der Gedanke erzeugte ein Prickeln in ihren Händen, als sei wieder Schmutz auf ihnen.

»Ich werde mich deiner nicht schämen.«

Dann klatschte er in die Hände. Einer der Alten kam wieder herein und trug ein schweres Becken. Er setzte es vor Qing-jao ab.

»Stecke die Hände hinein«, sagte Vater.

Das Becken war mit dicker, schwarzer Schmiere gefüllt. Qing-jao erschauderte. »Ich kann die Hände da nicht hineinstecken.«

Vater griff nach ihr, faßte ihre Unterarme und zwang ihre Hände in den Schlamm. Qing-jao schrie auf – ihr Vater hatte noch nie zuvor bei ihr Gewalt angewendet. Und als er ihre Arme losließ, waren ihre Hände mit klebriger Schmiere bedeckt. Sie keuchte auf, als sie sah, wie schmutzig sie waren.

Der Alte hob das Becken auf und trug es hinaus.

»Wo kann ich mich waschen, Vater?« wimmerte Qing-jao.

»Du kannst dich nicht waschen«, sagte Vater. »Du kannst dich nie mehr waschen.«

Und weil Qing-jao ein Kind war, glaubte sie ihm, ohne zu argwöhnen, daß seine Worte Teil der Prüfung waren. Sie beobachtete, wie Vater den Raum verließ. Sie hörte, wie die Tür hinter ihm zuschlug. Sie war allein.

Zuerst streckte sie die Hände einfach weit aus und vergewisserte sich, daß sie keinen Teil ihrer Kleidung berührten. Sie suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, sich zu waschen, aber es gab kein Wasser, nicht einmal ein Tuch. Der Raum war nicht gerade spärlich eingerichtet – es gab Stühle, Tische, Statuen, große Steinkrüge –, aber alle Oberflächen waren hart und poliert und so sauber, daß sie den Gedanken nicht ertragen konnte, sie zu berühren. Doch der Schmutz an ihren Händen war unerträglich. Sie mußte sie säubern.

»Vater!« rief sie laut. »Komm und wasch meine Hände!« Bestimmt konnte er sie hören. Bestimmt war er irgendwo in der Nähe und wartete das Ergebnis der Prüfung ab. Er mußte sie hören – doch er kam nicht.

Der einzige Stoff in dem Raum war das Gewand, das sie trug. Sie konnte sich die Hände *daran* abwischen, doch dann würde sie die Schmiere mit sich herumtragen; vielleicht geriet sie an andere Teile ihres Körpers. Die Lösung bestand natürlich darin, sich auszuziehen – doch wie konnte sie das, ohne mit ihren schmutzigen Händen einen anderen Teil ihres Körpers zu berühren?

Sie versuchte es. Zuerst kratzte sie an den glatten Armen einer Statue soviel Schleim wie möglich ab. Verzeih mir, sagte sie zu der Statue, für den Fall, daß sie einem Gott gehörte. Ich werde danach zurückkommen und dich säubern; ich werde dich mit meinem eigenen Gewand säubern.

Dann griff sie über die Schultern zurück und umfaßte auf dem Rücken den Stoff, zerrte das Gewand nach oben, um es über den Kopf zu ziehen. Ihre schmutzigen Finger glitten von der Seide ab; sie fühlte die Schmiere kalt auf ihrem nackten Rücken, als er die Seide durchdrang. Ich werde sie danach waschen, dachte sie.

Endlich bekam sie den Stoff so fest in den Griff, daß sie das Gewand herunterbekam. Es glitt über ihren Kopf, doch noch bevor sie es vollständig ausgezogen hatte, wußte sie, daß die Dinge schlimmer denn je waren, denn ein Teil der Schmiere war nun in ihrem langen Haar, und

dieses Haar war auf ihr Gesicht gefallen, und nun hatte sie den Schmutz nicht nur an den Händen, sondern auch auf dem Rücken, im Haar und auf dem Gesicht.

Doch sie versuchte es. Sie bekam das Gewand endgültig herunter und wischte die Hände dann sorgfältig an einem kleinen Teil des Stoffes ab. Dann wischte sie mit einem anderen Teil ihr Gesicht ab. Doch es half nichts. Ganz gleich, was sie tat, ein Teil der Schmiere blieb an ihr haften. Ihr Gesicht fühlte sich an, als habe die Seide ihres Gewandes den Dreck nur auf ihr verschmiert, anstatt ihn zu entfernen. Sie war nie im Leben so hoffnungslos schmutzig gewesen. Es war unerträglich, und dennoch konnte sie den Schmutz nicht loswerden.

»Vater! Komm und hol mich! Ich will keine Gottberührte sein!« Er kam nicht. Sie fing an zu weinen.

Doch je mehr sie weinte, desto schmutziger kam sie sich vor. Der verzweifelte Drang, sich zu säubern, war sogar stärker als ihr Weinen. Während die Tränen also ihr Gesicht hinabliefen, suchte sie verzweifelt nach einer Möglichkeit, die Schmiere von ihren Händen zu bekommen. Erneut versuchte sie es mit der Seide ihres Gewandes, doch schon nach kurzer Zeit glitt sie durch den Raum, wischte die Hände an den Wänden ab und verschmierte sie mit Schmutz. Sie rieb die Handflächen so schnell an der Wand, daß Hitze entstand und der Schmutz schmolz. Das machte sie immer wieder, bis ihre Hände rot waren, bis ein Teil der weichgewordenen Kruste auf ihren Handflächen abfiel.

Als ihre Handflächen und Finger so sehr schmerzten, daß sie die Schmiere nicht mehr darauf fühlte, wischte sie ihr Gesicht mit den Händen ab und scharrte mit den Nägeln über die Haut, um den Schmutz dort abzukratzen. Als ihre Hände dann wieder schmutzig waren, rieb sie sie erneut an den Wänden ab.

Schließlich sank sie erschöpft zu Boden und weinte. Ihre Augen schlossen sich vor Tränen. Tränen strömten ihre Wangen hinab. Sie rieb die Augen, die Wangen – und fühlte, wie die Tränen ihre Haut beschmutzten. Sie glaubte mit Sicherheit zu wissen, was das zu bedeuten hatte. Die Götter hatten ihr Urteil über sie gefällt und sie für unrein befunden. Sie war des Lebens nicht wert. Wenn sie sich nicht säubern konnte, mußte sie sich auslöschen. Das würde sie zufriedenstellen. Das

würde die Qual von alledem erleichtern. Sie mußte nur eine Möglichkeit finden, wie sie sterben konnte. Zu atmen aufhören. Vater würde es leid tun, daß er nicht gekommen war, als sie ihn gerufen hatte, doch daran konnte sie nichts ändern. Sie stand nun unter der Macht der Götter, und die hatten sie für unwürdig befunden, unter den Lebenden zu weilen. Was für ein Recht hatte sie schließlich, noch zu atmen, nachdem die Tore von Mutters Lippen seit so vielen Jahren keine Luft mehr hindurchließen?

Sie wollte zuerst ihr Gewand benutzen, dachte daran, es sich in den Mund zu stopfen, bis sie nicht mehr atmen konnte, oder es um ihren Hals zu schlingen, um sich zu erwürgen – doch es war viel zu schmutzig, viel zu sehr mit Schmiere bedeckt. Sie mußte einen anderen Weg finden.

Qing-jao ging zur Wand und drückte sich dagegen. Massives Holz. Sie beugte sich zurück und schlug mit dem Kopf dagegen. Schmerz zuckte durch ihren Kopf; benommen sank sie auf den Boden. Ihr Kopf tat weh. Der Raum drehte sich langsam um sie. Einen Augenblick lang vergaß sie, wie schmutzig ihre Hände waren.

Doch die Erleichterung währte nicht lange. Sie konnte auf der Wand eine etwas dunklere Stelle sehen, an der die Schmiere von ihrer Stirn die glänzend polierte Oberfläche aufgebrochen hatte. Die Götter sprachen in ihr und beharrten, sie sei so schmutzig wie eh und je. Ein wenig Schmerz konnte ihre Unwürdigkeit nicht ausgleichen.

Erneut schlug sie mit dem Kopf gegen die Wand. Diesmal war der Schmerz jedoch nicht annähernd so stark. Und noch einmal, noch einmal – und nun begriff sie, daß ihr Körper gegen ihren Willen vor dem Schlag zurückzuckte, sich weigerte, sich selbst soviel Schmerz zuzufügen. Das half ihr zu verstehen, wieso die Götter sie für so unwürdig hielten – sie war zu schwach, um ihren Körper zu zwingen, ihr zu gehorchen. Aber sie war nicht hilflos. Sie konnte ihren Körper *austricksen,* sich ihr zu unterwerfen.

Sie wählte die größte der Statuen aus, eine von vielleicht drei Metern. Es war ein Bronzeguß eines schreitenden Mannes, der ein Schwert über den Kopf gehoben hatte. Es gab genug Winkel und Hervorstrebungen, die sie hinaufklettern konnte. Ihre Hände glitten immer wieder aus, doch sie hielt durch, bis sie auf den Schultern der Statue balancierte, und hielt

sich mit der einen Hand an dem Helm, mit der anderen an dem Schwert fest.

Als sie das Schwert berührte, überlegte sie einen Augenblick lang, sich daran die Kehle aufzuschneiden – dann konnte sie doch nicht mehr atmen, oder? Aber die Klinge war nicht echt. Sie war nicht scharf, und Qing-jao konnte den Hals nicht im richtigen Winkel herunterbekommen. Also griff sie auf ihren ursprünglichen Plan zurück.

Sie atmete mehrmals tief ein, schlug dann die Hände hinter den Nakken und ließ sich nach vorn kippen. Sie würde mit dem Kopf aufschlagen; das würde ihre Beschmutzung beenden.

Als sie dem Boden entgegenstürzte, verlor sie jedoch die Herrschaft über sich. Sie schrie; sie fühlte, wie sich die Hände von ihrem Nacken lösten und nach vorn schlugen, um ihren Sturz zu dämpfen. Zu spät, dachte sie mit grimmiger Befriedigung, und dann prallte ihr Kopf auf den Boden, und alles wurde schwarz.

Qing-jao erwachte mit einem dumpfen Schmerz im Arm und einem scharfen Stechen im Kopf – aber sie lebte. Als sie es ertragen konnte, die Augen zu öffnen, sah sie, daß der Raum dunkler war. War draußen Nacht? Wie lange hatte sie geschlafen? Sie hielt es nicht aus, den linken Arm zu bewegen, den, der ihr weh tat; sie konnte eine häßliche rote Prellung am Ellbogen sehen und glaubte, sich den Arm beim Sturz gebrochen zu haben.

Sie sah auch, daß ihre Hände noch immer dreckverschmiert waren, und fühlte ihre unerträgliche Schmutzigkeit: das Urteil der Götter gegen sie. Sie hätte doch nicht versuchen sollen, sich das Leben zu nehmen. Die Götter würden ihr nicht so leicht erlauben, ihrem Urteil zu entkommen.

Was kann ich tun? dachte sie bittend. Wie kann ich vor euch rein sein, O Götter? Li Qing-jao, meine Vorfahrin-des-Herzens, zeige mir, wie ich mich würdig machen kann, das freundliche Urteil der Götter zu empfangen!

Ihr kam eins von Li Qing-jaos Liebesliedern in den Sinn: ›Trennung‹. Es war eins der ersten, das Vater ihr zum Auswendiglernen gegeben hat-

te, als sie erst drei Jahre alt war, kurz bevor er und Mutter ihr erklärten, daß Mutter sterben würde. Es war jetzt genau angemessen, denn war sie nicht vom guten Willen der Götter getrennt? Mußte sie nicht wieder mit ihnen ausgesöhnt werden, damit sie sie als eine in Empfang nahmen, die wirklich gottberührt war?

Jemand schickte
einen Liebesbrief
in Linien zurückkehrender Gänse
und als der Mond
mein Westzimmer füllt
als Blumenblätter tanzen
über dem fließenden Strom
denke ich wieder an dich
an uns beide
die wir in Trauer leben
getrennt
ein Schmerz der nicht genommen werden kann
doch wenn mein Blick sich senkt
bleibt mein Herz oben

Der Mond, der das Westzimmer erfüllte, verriet ihr, daß es wirklich ein Gott und nicht ein gewöhnlicher menschlicher Liebhaber war, nach dem in diesem Gedicht geschmachtet wurde – Verweise auf den Westen bedeuteten immer, daß die Götter im Spiel waren. Li Qing-jao hatte das Gebet der kleinen Han Qing-jao beantwortet und ihr dieses Gedicht geschickt, um ihr zu erklären, wie man den Schmerz heilt, den man nicht nehmen kann – die Schmutzigkeit ihres Fleisches.

Was ist der Liebesbrief? dachte Qing-jao. Linien zurückkehrender Gänse – doch in diesem Raum gab es keine Gänse. Blumenblätter, die über einem fließenden Strom tanzen – doch hier gab es keine Blumenblätter, hier gab es keinen Strom.

›Doch wenn mein Blick sich senkt, bleibt mein Herz oben.‹ Das war der Hinweis, das war die Antwort, sie wußte es. Langsam und vorsichtig rollte sich Qing-jao auf den Bauch. Als sie einmal versuchte, ihre linke

Hand zu belasten, krümmte sich ihr Ellbogen, und ein stechender Schmerz ließ sie fast wieder das Bewußtsein verlieren. Schließlich kniete sie, den Kopf gesenkt, und blickte nach unten. Das Gedicht versprach ihr, daß dies ihr Herz oben bleiben lassen würde.

Sie fühlte sich nicht besser – noch immer schmutzig, noch immer voller Schmerzen. Als sie hinabschaute, sah sie nichts bis auf die polierten Bodenbretter; die Maserung des Holzes, deren gekräuselte Linien von der Stelle zwischen ihren Knien bis zum Rand des Raumes verliefen.

Linien. Linien der Holzmaserung, Linien aus Gänsen. Und konnte man die Holzmaserung nicht auch als fließende Ströme sehen? Sie mußte diesen Linien folgen wie den Gänsen; sie mußte *wie* ein Blumenblatt über diese fließenden Ströme tanzen. Das war die Bedeutung des Versprechens: Wenn ihr Blick sich senkte, würde ihr Herz oben bleiben.

Sie fand eine ganz besondere Linie in der Holzmaserung, eine dunkle Linie, wie ein Fluß, der sich durch einen helleren Wald schlängelt, und wußte sofort, daß dies der Strom war, dem sie folgen sollte. Sie wagte es nicht, ihn mit ihrem Finger zu berühren – mit ihrem schmutzigen, unwürdigen Finger. Nur ihre Blicke konnten der Linie folgen.

Also schickte sie sich an, der Linie nachzuspüren, sie sorgfältig bis zur Wand zu verfolgen. Ein paar Mal bewegte sie sich so schnell, daß sie die Linie verlor, vergaß, welche es war; doch sie fand sie schnell wieder oder glaubte dies zumindest, und folgte ihr zur Wand. Reichte das aus? Waren die Götter zufrieden?

Fast, aber nicht ganz – sie konnte nicht sicher sein, daß ihr Blick zu der richtigen Linie zurückgekehrt war, als sie sie verloren hatte. Blumenblätter wechseln nicht von einem Strom zum anderen. Sie mußte der richtigen Linie folgen, über die gesamte Länge. Diesmal fing sie bei der Wand an und bückte sich sehr tief, so daß ihre Augen nicht einmal von den Bewegungen ihrer eigenen rechten Hand abgelenkt wurden. Zentimeter um Zentimeter folgte sie der Linie, blinzelte dabei nicht einmal, gleichgültig, wie stark ihre Augen brannten. Sie wußte, wenn sie die Maserung verlor, der sie folgte, mußte sie wieder an den Ausgangspunkt zurückkehren und von vorn anfangen. Es mußte perfekt gemacht werden, oder es würde alle Macht verlieren, sie zu reinigen.

Es dauerte ewig. Sie blinzelte doch. Als ihre Augen zu sehr brannten, senkte sie den Kopf, bis sich das linke Auge direkt über der Maserung befand. Dann schloß sie das andere Augen einen Moment lang. Nachdem sich das rechte Auge erholt hatte, öffnete sie es, hielt nun dieses Auge direkt über die Linie im Holz und schloß das linke. Auf diese Art gelang es ihr, es halbwegs durch den Raum zu schaffen, bis das Brett endete und an ein anderes stieß.

Sie war sich nicht sicher, ob es reichte, dieses Brett zu Ende zu verfolgen oder ob sie eine neue Linie in der Maserung suchen und weiterverfolgen mußte. Sie tat so, als wolle sie aufstehen, stellte die Götter auf die Probe, um zu sehen, ob sie zufrieden waren. Sie erhob sich halbwegs, spürte nichts; sie stand, und noch immer ging es ihr gut.

Ah! Sie waren zufrieden mit ihr. Nun fühlte sich die Schmiere auf ihrer Haut kaum anders als Öl an. Es bestand kein Grund, sich zu waschen, denn sie hatte eine andere Möglichkeit gefunden, sich zu reinigen, eine andere Möglichkeit für die Götter, sie zu disziplinieren. Langsam legte sie sich wieder auf den Boden, lächelte, weinte leise vor Freude. Li Qingjao, meine Vorfahrin-des-Herzens, danke, daß du mir den Weg gezeigt hast. Nun habe ich mich zu den Göttern gesellt; die Trennung ist vorüber. Mutter, ich bin erneut mit dir verbunden, sauber und würdig. Weißer Tiger des Westens, nun bin ich rein genug, um dein Fell zu berühren und keinen Abdruck des Schmutzes zu hinterlassen.

Dann berührten Hände sie – Vaters Hände, die sie hochhoben. Wassertropfen fielen auf ihr Gesicht, die nackte Haut ihres Körpers – Vaters Tränen. »Du lebst«, sagte er. »Meine Tochter, zu der die Götter sprechen, mein Schatz, mein Leben, ›Strahlend Hell‹, du leuchtest weiter.«

Später würde sie erfahren, daß Vater während ihrer Prüfung gefesselt und geknebelt werden mußte, daß er sich, als sie auf die Statue kletterte und Anstalten machte, ihre Kehle auf das Schwert zu drücken, mit solcher Kraft nach vorn warf, daß der Stuhl umkippte und er mit dem Kopf auf den Boden schlug. Das wurde als große Gnade betrachtet, da es ihm ersparte, ihren schrecklichen Sturz von der Statue beobachten zu müssen. Die ganze Zeit, die sie bewußtlos dalag, weinte er um sie. Und als sie sich dann auf die Knie erhob und die Holzmaserungen im Boden aufzuspüren begann, war er derjenige, der begriff, was es zu bedeuten hatte.

»Seht«, flüsterte er. »Die Götter haben ihr eine Aufgabe gegeben. Die Götter sprechen zu ihr.«

Die anderen verstanden es nur langsam, denn sie hatten noch nie gesehen, daß jemand die Linien von Holzmaserungen verfolgte. Es stand nicht im Verzeichnis der Stimmen der Götter: Tür-Warten, Gegenstände-Zählen, Zufällige-Morde-Überprüfen, Fingernägel-Ausreißen, Haut-Zerkratzen, Haare-Ausreißen, An-Steinen-Nagen – all das war als die Buße bekannt, die die Götter verlangten, als Rituale des Gehorsams, die die Seele des Gottberührten reinigten, so daß die Götter seinen Verstand mit Weisheit füllen konnten. Niemand hatte je gesehen, daß jemand Holzmaserungslinien verfolgte. Doch Vater sah, was sie tat, gab dem Ritual einen Namen und fügte es dem Verzeichnis der Stimmen hinzu. Es würde für immer ihren Namen tragen, Han Qing-jao, als die erste, die von den Göttern den Befehl erhalten hatte, diesen Ritus zu vollziehen. Es machte sie zu etwas ganz Besonderem.

Das galt auch für ihren ungewöhnlichen Einfallsreichtum, Möglichkeiten zu finden, ihre Hände zu säubern und, später, sich zu töten. Viele hatten natürlich versucht, die Hände an den Wänden abzuwischen, und die meisten, sie an ihrer Kleidung zu säubern. Aber die Hände zu *reiben*, um Reibungswärme zu erzeugen, das galt als selten und klug. Und während das Schlagen des Kopfes gegen die Wand üblich war, geschah es sehr selten, daß jemand auf eine Statue kletterte, heruntersprang und auf dem Kopf landete. Überall im Tempel sprach man darüber, und die Nachricht verbreitete sich bald in allen Tempeln auf *Weg*.

Es war natürlich auch eine große Ehre für Han Fei-tzu, daß seine Tochter so sehr von den Göttern besessen war. Und die Geschichte, wie er beinahe dem Wahnsinn verfallen wäre, als sie versuchte, sich zu töten, verbreitete sich genauso schnell und berührte viele Herzen. »Er mag der größte der Gottberührten sein«, sagte man über ihn, »doch er liebt seine Tochter mehr als das Leben.« Und deshalb liebten sie ihn so sehr, wie sie ihn schon immer verehrt hatten.

Danach begannen die Leute darüber zu flüstern, daß Han Fei-tzu selbst vielleicht göttlich sein könnte. »Er ist so groß und stark, daß die Götter auf ihn hören werden«, sagte die Leute, die ihm ihre Gunst geschenkt hatten. »Und doch ist er so hingebungsvoll, daß er die Menschen

des Planeten *Weg* immer lieben und versuchen wird, Gutes für uns zu tun. Sollte der Gott einer Welt nicht genauso sein?« Natürlich war es unmöglich, schon jetzt zu einer Entscheidung zu gelangen – ein Mensch konnte erst nach seinem Tod zum Gott eines Dorfes, geschweige denn einer ganzen Welt erwählt werden. Wie sollte man wissen, was für ein Gott er sein würde, bis man sein gesamtes Leben kannte, vom Anfang bis zum Ende?

Als Qing-jao älter wurde, kam ihr dieses Geflüster oft zu Ohren, und das Wissen, daß ihr Vater vielleicht als Gott von *Weg* erwählt werden würde, wurde zu einem der Leuchtfeuer ihres Lebens. Doch die ganze Zeit über erinnerte sie sich daran, daß es seine Hände gewesen waren, die ihren geprellten und verdrehten Leib zum Bett der Heilung getragen hatten, daß es seine Augen gewesen waren, die warme Tränen auf ihre kalte Haut hatten fallen lassen, daß es seine Stimme gewesen war, die im wunderbar leidenschaftlichen Tonfall der alten Sprache geflüstert hatte: »Mein Schatz, meine ›Strahlend Helle‹, nimm niemals dein Licht von meinem Leben. Was auch geschieht, tue dir nie etwas an, oder ich werde bestimmt sterben.«

Kapitel 4
Jane

›So viele aus deinem Volk werden Christen. Glauben an den Gott, den diese Menschen mit sich gebracht haben.‹

›Du glaubst nicht an Gott?‹

›Diese Frage hat sich nie gestellt. Wir haben uns immer erinnert, wie wir anfingen.‹

›*Ihr* habt euch entwickelt. *Wir* wurden geschaffen.‹

›Von einem Virus.‹

›Von einem Virus, den Gott schuf, um uns zu schaffen.‹

›Also bist auch du gläubig.‹

›Ich verstehe den Begriff Glauben.‹

›Nein – du begehrst den Glauben.‹

›Ich begehre ihn genug, um zu handeln, als glaubte ich. Vielleicht ist es das, was Glauben ist.‹

›Oder absichtlicher Wahnsinn.‹

Es stellte sich heraus, daß nicht nur Valentine und Jakt zu Miros Schiff hinüberkamen. Plikt kam auch, ohne Einladung, und richtete sich in einer elend kleinen Kabine ein, die noch nicht einmal groß genug war, daß sie sich richtig ausstrecken konnte. Sie war die Anomalie auf der Reise – kein Familienmitglied, kein Mannschaftsmitglied, aber eine Freundin. Plikt war eine Studentin Enders gewesen, als er auf Trondheim als Sprecher für die Toten gewirkt hatte. Sie hatte ziemlich unabhängig herausgefunden, daß Andrew Wiggin der Sprecher für die Toten war und ebenso *der* Ender Wiggin.

Valentine begriff eigentlich nicht, warum sich diese brillante junge Frau dermaßen auf Ender Wiggin fixiert hatte. Manchmal dachte sie: Vielleicht beginnen so einige Religionen. Der Stifter sucht nicht nach Jüngern; sie kommen und drängen sich ihm auf.

Auf jeden Fall war Plikt all die Jahre, seit Ender Trondheim verlassen hatte, bei Valentine und ihrer Familie geblieben, hatte bei der Unterrichtung der Kinder und bei Valentines Forschungen geholfen und immer auf den Tag gewartet, da die Familie aufbrechen würde, um Ender zu sehen – ein Tag, von dem nur Plikt gewußt hatte, daß er kommen würde.

Während der letzten Hälfte des Fluges nach Lusitania waren es also vier, die in Miros Schiff reisten: Valentine, Miro, Jakt und Plikt. Das dachte Valentine zuerst zumindest. Erst am dritten Tag nach dem Rendezvous erfuhr sie von der fünften Reisenden, die von Anfang an an Bord gewesen war.

An diesem Tag hatten sich die vier wie immer auf der Brücke versammelt. Sonst konnten sie nirgendwo hin. Das Raumschiff war ein Frachter – außer der Brücke und den Schlafräumen gab es nur eine winzige Kombüse und die Toilette. Der gesamte andere Raum war dazu bestimmt, Fracht zu befördern und keine Menschen.

Valentine hatte jedoch nichts gegen den Verlust der Privatsphäre. Sie ließ es nun mit dem Ausstoß ihrer subversiven Essays ruhiger angehen; sie hatte den Eindruck, daß es wichtiger war, Miro kennenzulernen – und durch ihn Lusitania. Die Menschen dort, die Schweinchen und besonders Miros Familie – denn Ender hatte Novinha, Miros Mutter, geheiratet. Valentine trug natürlich zahlreiche solche Informationen zusammen – sie hätte nicht all diese Jahre als Historikerin und Biographin arbeiten können, ohne zu lernen, wie man aus winzigen Informationsfetzen zahlreiche Schlüsse zieht und Extrapolationen trifft.

Am lohnendsten für sie hatte sich Miro selbst erwiesen. Er war verbittert, wütend und voller Verachtung für seinen verkrüppelten Körper, aber das war nur allzu verständlich – er versuchte noch immer, ein neues Selbstverständnis von sich zu gewinnen. Valentine machte sich keine Sorgen um seine Zukunft – sie sah, daß er sehr willensstark war, ein Mann, der nicht so leicht zerbrechen würde. Er würde sich anpassen und entwickeln.

Am meisten interessierten sie seine Gedanken. Es war, als habe die Beschränkung seines Körpers seinen Geist befreit. In der ersten Zeit nach dem Unfall war er fast völlig gelähmt gewesen. Er hatte nur daliegen und *denken* können. Natürlich hatte er viel Zeit damit verbracht, über seine

Fehler nachzudenken, über das, was er verloren hatte, über die Zukunft, die er nicht mehr haben konnte. Doch er hatte auch viele Stunden über Themen nachgedacht, über die beschäftigte Menschen fast nie nachdenken. Und an ihrem dritten gemeinsamen Tag versuchte Valentine, ihm diese Gedanken zu entlocken.

»Die meisten Menschen denken nicht darüber nach, zumindest nicht ernsthaft, und du hast darüber nachgedacht«, sagte Valentine.

»Daß ich darüber nachdenke, bedeutet noch nicht, daß ich etwas weiß«, sagte Miro. Sie hatte sich mittlerweile völlig an seine Stimme gewöhnt, obwohl seine Worte mitunter so langsam kamen, daß es sie schier in den Wahnsinn trieb. Es bedurfte manchmal einer wirklichen Willensanstrengung, keine Spur von Unaufmerksamkeit zu zeigen.

»Die Natur des Universums«, sagte Jakt.

»Die Quelle des Lebens«, sagte Valentine. »Du sagst, du hättest darüber nachgedacht, was es heißt, am Leben zu sein, und ich will wissen, was du gedacht hast.«

»Wie das Universum arbeitet und warum wir alle darin sind.« Miro lachte. »Das ist eine ziemlich verrückte Sache.«

»Ich saß einmal allein in einem Fischerboot zwei Wochen in einem Treibeisfeld gefangen«, sagte Jakt. »Ich bezweifle, daß du etwas vorbringen kannst, was mir verrückt vorkommt.«

Valentine lächelte. Jakt war kein Wissenschaftler, und seine Philosophie beschränkte sich im allgemeinen darauf, seine Mannschaft zusammenzuhalten und eine Menge Fische zu fangen. Doch er wußte, daß Valentine Miro aus der Reserve locken wollte, und so half er dabei, daß Miro sich entspannt fühlte, ließ ihn wissen, daß er ernst genommen wurde.

Und es war wichtig, daß Jakt dies tat – denn Valentine hatte bemerkt, daß Miro ihn beobachtete. Jakt mochte alt sein, doch er hatte noch Arme, Beine und Rücken eines Fischers, und jede Bewegung verriet die Geschmeidigkeit seines Körpers. Miro sprach ihn einmal sogar darauf an, verblümt und bewundernd: »Du bist gebaut wie ein Zwanzigjähriger.« Valentine hatte den ironischen Zusatz gehört, den Miro im Sinn gehabt haben mußte: Während ich, der ich jung *bin,* den Körper eines

arthritischen Neunzigjährigen habe. Also bedeutete Jakt Miro etwas – er stand für die Zukunft, die Miro nie haben konnte. Bewunderung und Groll; es wäre Miro schwergefallen, offen vor Jakt zu sprechen, würde Jakt nicht sorgsam darauf achten, sich Miro gegenüber nur respektvoll und interessiert zu erweisen.

Plikt saß natürlich auf ihrem Platz, stumm, zurückgezogen, praktisch unsichtbar.

»Na schön«, sagte Miro. »Spekulationen über die Natur der Wirklichkeit und der Seele.«

»Theologie oder Metaphysik?« fragte Valentine.

»Metaphysik hauptsächlich«, sagte Miro. »Und Physik. Keins davon ist mein Spezialgebiet. Und das ist nicht die Art von Geschichte, für die du mich angeblich brauchst.«

»Ich weiß nicht immer genau, was ich brauchen werde.«

»Na schön«, sagte Miro. Er atmete ein paar Mal tief ein, als überlege er, wo er anfangen wolle. »Ihr kennt euch mit philotischen Verknüpfungen aus.«

»Ich weiß, was jeder darüber weiß«, sagte Valentine. »Und ich weiß, daß sie in den letzten zweieinhalbtausend Jahren nirgendwo hingeführt haben, da man wirklich nicht mit ihnen experimentieren kann.« Es war eine alte Entdeckung aus den Tagen, als die Wissenschaftler versuchten, mit der Technologie Schritt zu halten. Physikstudenten im Teenageralter lernten ein paar kluge Sprüche auswendig: »Philoten sind die fundamentalen Bausteine aller Materie und Energie. Philoten haben weder Masse noch Trägheit. Philoten haben nur Ort, Lebensdauer und Verbindung.« Und jeder wußte, daß es philotische Verbindungen waren – die Verknüpfung philotischer Strahlen –, die die Verkürzer arbeiten ließen und augenblickliche Kommunikation zwischen Welten und viele Lichtjahre entfernten Sternenschiffen ermöglichten. Doch niemand wußte, *warum* es funktionierte, und weil man mit Philoten nicht »umgehen« konnte, war es fast unmöglich, mit ihnen zu experimentieren. Man konnte sie nur beobachten, und das auch nur durch ihre Verbindungen.

»Philotik«, sagte Jakt. »Verkürzer?«

»Ein Nebenprodukt«, sagte Miro.

»Was haben sie mit der Seele zu tun?« fragte Valentine.

Miro wollte schon antworten, doch dann ärgerte er sich über etwas, anscheinend über den Gedanken, mit seinem langsam arbeitenden, sich ihm widersetzenden Mund eine lange Rede zu halten. Sein Kiefer arbeitete, die Lippen bewegten sich leicht. »Ich kann es nicht«, sagte er dann.

»Wir hören zu«, sagte Valentine. Sie verstand sein Zögern, mit den Begrenzungen seiner Sprachfähigkeit einen ausführlichen Exkurs abzuhalten, doch sie wußte auch, daß er es trotzdem tun mußte.

»Nein«, sagte Miro.

Valentine hätte versucht, ihn zu überreden, doch sie sah, daß sich seine Lippen noch bewegten, obwohl nur leise Geräusche über sie kamen. Murmelte er vor sich hin? Fluchte er?

Nein – sie wußte, daß es das ganz und gar nicht war.

Sie brauchte einen Augenblick, bis sie begriff, wieso sie sich so sicher war. Sie hatte gesehen, wie Ender genau dasselbe tat, die Lippen und den Kiefer bewegte, als er in das Juwel, das er in seinem Ohr trug, eingebauten Computerterminal subvokale Befehle erteilte. Natürlich: Miro hatte dieselbe Computerverbindung wie Ender, und so sprach er mit ihm auf dieselbe Art.

Nach einem Augenblick wurde klar, welchen Befehl Miro seinem Juwel gegeben hatte. Es mußte mit dem Schiffscomputer verbunden sein, denn unmittelbar darauf erhellte sich einer der Bildschirme, und Miros Gesicht erschien darauf. Nur, daß von der Unbeweglichkeit, die Miros Gesicht in Wirklichkeit entstellte, nichts zu sehen war. Valentine begriff: Es war Miros Gesicht, wie es früher einmal gewesen war. Und als das Computerabbild sprach, war die Stimme, die aus den Lautsprechern drang, ebenfalls Miros Stimme, wie sie früher einmal gewesen war – klar. Stark. Intelligent. Schnell.

»Ihr wißt, wenn sich Philoten zusammenfügen, um eine dauerhafte Struktur zu bilden – ein Meson, ein Neutron, ein Atom, ein Molekül, einen Organismus, einen Planeten – verknüpfen sie sich.«

»Was ist das?« fragte Jakt. Er hatte noch nicht herausbekommen, warum der Computer das Reden übernommen hatte.

Miros Computerabbild erstarrte auf dem Bildschirm und verstummte. Miro selbst antwortete. »Ich habe damit darumgespielt«, sagte er. »Ich sage ihm etwas, und er erinnert sich daran und spricht für mich.«

Valentine versuchte sich vorzustellen, wie Miro experimentiert hatte, bis das Computerprogramm sein Gesicht und die Stimme richtig hinbekommen hatte. Wie anregend mußte es gewesen sein, sich selbst neu zu schaffen, wie er seiner Meinung nach sein sollte! Und auch wie quälend, zu sehen, was er hätte sein können, und zu wissen, daß es niemals Wirklichkeit werden konnte. »Was für eine kluge Idee«, sagte Valentine. »Eine Art Prothese für die Persönlichkeit.«

Miro lachte – ein einziges »Ha!«

»Mach weiter«, sagte Valentine. »Ob du nun selbst sprichst oder der Computer für dich spricht, wir werden zuhören.«

Das Computerbild erwachte wieder zum Leben und sprach erneut mit Miros starker eingebildeter Stimme. »Philoten sind die kleinsten Bausteine aus Materie und Energie. Sie haben keine Masse oder Dimension. Jedes Philot verbindet sich mit dem Rest des Universums an einem einzigen Strang, einer eindimensionalen Linie, die es mit allen anderen Philoten in in ihrer kleinsten augenblicklichen Struktur verbindet – einem Meson. All diese Stränge der Philoten in diesem Gebilde sind zu einem einzigen Philotenfaden verschlungen, der das Meson mit dem nächstgrößeren Gebilde verbindet – einem Neutron zum Beispiel. Die Fäden im Neutron verschlingen sich zu einem Band, das sie mit all den anderen Partikeln des Atoms verbindet, und die Bänder des Atoms verschlingen sich zu dem Seil des Moleküls. Das hat nichts mit Kernkräften oder Schwerkraft zu tun, nichts mit chemischen Verbindungen. Soweit wir wissen, *tun* die philotischen Verbindungen gar nichts. Sie sind einfach da.«

»Aber die einzelnen Stränge sind immer da, immer in den Verschlingungen präsent«, sagte Valentine.

»Ja, jeder Strang setzt sich ewig fort«, antwortete der Bildschirm.

Es überraschte sie und auch Jakt, daß der Computer imstande war, augenblicklich auf Valentines Worte zu reagieren. Es handelte sich nicht nur um einen vorbereiteten Vortrag. Es mußte sowieso ein ausgeklügeltes Programm sein, wenn es Miros Gesicht und Stimme so gut nachah-

men konnte; aber daß es nun antwortete, als ahme es Miros Persönlichkeit nach…

Oder hatte Miro dem Programm irgendeinen Hinweis gegeben? Hatte er die Erwiderung subvokalisiert? Valentine wußte es nicht – sie hatte auf den Bildschirm geachtet. Doch damit würde sie jetzt aufhören – sie würde Miro selbst beobachten.

»Wir *wissen* nicht, ob der Strang unendlich ist«, sagte Valentine. »Wir wissen nur, daß wir noch kein Ende des Strangs gefunden haben.«

»Sie verschlingen sich ineinander, sämtliche Philoten eines Planeten, und eine jede planetare Philotenverschlingung greift nach seinem Stern, und jeder Stern nach dem Mittelpunkt der Galaxis…«

»Und wohin gehen die galaktischen Verschlingungen?« sagte Jakt. Es war eine alte Frage – Schulkinder stellten sie, wenn sie auf der Höheren Schule erstmals mit der Philotik vertraut gemacht wurden. Wie die alte Spekulation, daß Galaxien in Wirklichkeit vielleicht Neutronen oder Mesonen in einem viel größeren Universum waren, oder wie die alte Frage: Wenn das Universum nicht unendlich ist, was befindet sich dann hinter seinem Rand?

»Ja, ja«, sagte Miro. Diesmal sprach er jedoch mit seinem eigenen Mund. »Aber darauf will ich nicht hinaus. Ich will über das Leben sprechen.«

Die computerisierte Stimme – die Stimme des brillanten jungen Mannes – übernahm. »Die philotischen Verschlingungen von Substanzen wie Felsen oder Sand verbinden sich direkt mit jedem Molekül bis zum Zentrum des Planeten. Doch wenn ein Molekül in einen lebendigen Organismus integriert wird, verändert sich der Strang. Anstatt in den Planeten hinabzugreifen, verschlingt er sich in der jeweiligen Zelle, und die Stränge von den Zellen sind alle miteinander verschlungen, so daß jeder Organismus eine einzige Faser philotischer Verbindungen ausschickt, die sich mit dem zentralen philotischen Seil des Planeten verschlingt.«

»Was beweist, daß ein individuelles Leben auf der Ebene der Physik eine gewisse Bedeutung hat«, sagte Valentine. Sie hatte einmal einen Essay darüber geschrieben und versucht, einen Teil der Mystik zurückzunehmen, die um die Philotik entstanden war, und sie gleichzeitig als Sichtweise der Bildung einer Gesellschaft heranzuziehen. »Aber es entsteht

kein praktischer Nutzen daraus, Miro. Nichts, was man damit *anfangen* könnte. Die philotische Verschlingung lebender Organismen *existiert* einfach. Jedes Philot ist mit etwas verbunden und durch das wieder mit etwas anderem – lebende Zellen und Organismen sind einfach zwei der Ebenen, auf denen solche Verbindungen entstehen können.«

»Ja«, sagte Miro. »Was lebt, verschlingt sich.«

Valentine zuckte mit den Achseln. Man konnte es wahrscheinlich nicht beweisen, doch wenn Miro es als Prämisse seiner Spekulationen benutzen wollte, hatte sie nichts dagegen.

Der Computer-Miro übernahm wieder. »Ich habe über die *Dauer* der Verschlingung nachgedacht. Wenn eine verschlungene Struktur aufgebrochen wird – als bräche ein Molekül auseinander –, bleibt die alte philotische Verschlingung noch für eine Weile bestehen. Fragmente, die physikalisch nicht mehr zusammenhängen, bleiben philotisch noch für eine Weile miteinander verbunden. Und je kleiner das Partikel, desto *länger* bleibt die Verbindung nach dem Aufbruch der ursprünglichen Struktur bestehen und desto langsamer verlagern sich die Fragmente zu neuen Verschlingungen.«

Jakt runzelte die Stirn. »Ich dachte, je kleiner die Dinge wären, desto schneller geschähe etwas mit ihnen.«

»Es *verstößt* gegen die allgemeine Auffassung«, sagte Valentine.

»Nach einer Kernspaltung dauert es Stunden, bis sich die Philotenstränge wieder sortiert haben«, sagte der Computer-Miro. »Wenn man ein kleineres Partikel als ein Atom teilt, bleibt die philotische Verbindung zwischen den Fragmenten noch viel länger bestehen.«

»Und so arbeitet der Verkürzer«, sagte Miro.

Valentine musterte ihn genau. Sprach er manchmal mit seiner eigenen Stimme und manchmal durch den Computer? Stand das Programm unter seiner Kontrolle oder nicht?

»Der Verkürzer beruht auf folgendem Prinzip«, sagte der Computer-Miro. »Wenn man ein Meson mit einem starken Magnetfeld umschließt, es spaltet und die beiden Teile beliebig weit voneinander trennt, wird die philotische Verknüpfung sie dennoch verbinden. Und die Verbindung erfolgt augenblicklich. Wenn sich ein Fragment dreht oder vibriert, dreht

sich und vibriert auch der Strahl zwischen ihnen, und die Bewegung läßt sich in genau demselben Augenblick am anderen Ende messen. Die Bewegung wird in Nullzeit die gesamte Länge des Strangs entlang übertragen, selbst wenn die beiden Teile Lichtjahre voneinander entfernt sind. Niemand weiß, *warum* es funktioniert, doch wir sind froh, *daß* es klappt. Ohne den Verkürzer wäre eine vernünftige Kommunikation zwischen den Menschenwelten ausgeschlossen.«

»Verdammt, es gibt auch jetzt keine *vernünftige* Kommunikation«, sagte Jakt. »Und gäbe es keine Verkürzer, hätte jetzt keine Kriegsflotte Kurs auf Lusitania genommen.«

Valentine hörte Jakt jedoch nicht zu. Sie beobachtete Miro. Diesmal sah Valentine, daß er stumm Lippen und Kiefer bewegte. Und nachdem er subvokalisiert hatte, sprach Miros Computerbild wieder. Er gab also die Befehle. Es war absurd gewesen, etwas anderes anzunehmen – wer sonst könnte den Computer beherrschen?

»Es ist eine Hierarchie«, sagte das Abbild. »Je komplexer die Struktur, desto schneller die Reaktion auf eine Veränderung. Je kleiner das Partikel ist, desto dummer scheint es zu sein, und um so langsamer begreift es die Tatsache, daß es nun Teil einer anderen Struktur ist.«

»Nun anthropomorphisierst du«, sagte Valentine.

»Vielleicht«, entgegnete Miro. »Vielleicht auch nicht.«

»Menschen sind Organismen«, sagte das Abbild. »Doch die philotischen Verknüpfungen der Menschen gehen weit über die einer jeden anderen Lebensform hinaus.«

»Nun sprichst du von dieser Sache, die vor tausend Jahren vom Ganges kam«, sagte Valentine. »Niemand war imstande, widerspruchsfreie Ergebnisse aus diesen Experimenten zu ziehen.« Die Forscher – alles hingebungsvolle Hindus – behaupteten, sie hätten bewiesen, daß menschliche philotische Verschlingungen – im Gegensatz zu denen anderer Organismen – nicht immer direkt in den Planetenkern griffen, um sich mit allem anderen Leben, aller anderen Materie zu verschlingen. Statt dessen, so behaupteten sie, würden sich die philotischen Stränge der Menschen oft mit denen anderer Menschen verschlingen, am häufigsten die von Familienmitgliedern untereinander, aber manchmal auch zwischen Lehrern und Schülern oder engen Kollegen – einschließlich der

Forscher selbst. Die Gangesitanier hatten daraus den Schluß gezogen, dieser Unterschied zwischen menschlichem und anderem pflanzlichen und tierischen Leben würde beweisen, daß die Seelen einiger Menschen buchstäblich auf eine höhere Ebene befördert wurden, hin zur Perfektion. Sie glaubten, die Menschen, die die Perfektion erreicht hatten, wären miteinander eins geworden, wie alles Leben eins mit der Welt war. »Das ist eine angenehme Mystik, doch niemand außer den Hindus von Ganges nimmt sie noch ernst.«

»Ich schon«, sagte Miro.

»Jedem das seine«, sagte Jakt.

»Nicht als Religion«, sagte Miro. »Als Wissenschaft.«

»Du meinst Metaphysik, nicht wahr?« fragte Valentine.

Diesmal antwortete das Miro-Abbild. »Die philotischen Verbindungen zwischen Menschen ändern sich am schnellsten überhaupt, und die Forscher von Ganges haben bewiesen, daß sie auf den menschlichen Willen reagieren. Wenn man starke Gefühlsbindungen zu seiner Familie hat, verschlingen sich die philotischen Stränge, und man ist eins, genauso, wie die verschiedenen Atome in einem Molekül eins sind.«

Es war eine nette Vorstellung – das hatte sie gedacht, als sie zuerst davon hörte, vielleicht vor zweitausend Jahren, als Ender auf Mindanao für einen ermordeten Revolutionär sprach. Sie und Ender hatten damals darüber spekuliert, ob die Tests auf Ganges beweisen würden, daß *sie beide* als Bruder und Schwester miteinander verschlungen waren. Sie fragten sich, ob es solch eine Verbindung zwischen ihnen gegeben hatte, als sie Kinder waren, und ob sie bestehen geblieben war, als Ender auf die Kampfschule kam und sie sechs Jahre voneinander getrennt wurden. Ender hatte diese Vorstellung sehr gefallen, und Valentine auch, doch nach diesem einen Gespräch war das Thema nie wieder zur Sprache gekommen. Die Idee von philotischen Verbindungen zwischen Menschen hatte sie unter »ganz nette Vorstellungen« in ihrem Gedächtnis abgelegt. »Eine hübsche Vorstellung, die Metapher der menschlichen Einheit könnte eine psysikalische Analogie haben«, sagte Valentine.

»Hör zu!« sagte Miro. Anscheinend wollte er nicht, daß sie die Idee als ›hübsch‹ abtat.

Erneut sprach sein Abbild für ihn. »Angenommen, die Hindus von Ganges haben recht… dann ist es nicht nur ein soziales Phänomen, wenn sich ein Mensch entschließt, ein Band mit einer anderen Person zu knüpfen, etwas zu einer Gemeinschaft beizutragen, sondern auch ein physikalisches. Das Philot, das kleinste vorstellbare psysikalische Partikel – falls wir etwas ohne Masse oder Trägheit überhaupt als psysikalisch bezeichnen können –, reagiert auf eine Anstrengung des menschlichen Willens.«

»Deshalb fällt es allen so schwer, die Experimente von Ganges ernst zu nehmen.«

»Die Experimente von Ganges waren genau und ehrlich.«

»Doch kein anderer hat jemals dieselben Ergebnisse erzielt.«

»Kein anderer hat sie jemals ernst genug genommen, um dieselben Experimente durchzuführen. Überrascht dich das?«

»Ja«, sagte Valentine. Doch dann erinnerte sie sich, wie die Idee von der wissenschaftlichen Presse lächerlich gemacht worden war, während sie gleichzeitig von den verrückten Randzonen aufgegriffen und in ein Dutzend abwegiger Religionen integriert worden war. Wie konnte ein Wissenschaftler nach einem derartigen Vorgang hoffen, eine Finanzierung für solch ein Projekt zusammenzubekommen? Wie konnte ein Wissenschaftler erwarten, Karriere zu machen, wenn seine Kollegen ihn für den Verkünder einer metaphysischen Religion hielten? »Nein, wohl kaum.«

Das Miro-Abbild nickte. »Wenn sich die philotischen Stränge dem menschlichen Willen folgend verschlingen, könnten wir doch annehmen, daß *sämtliche* philotischen Verschlingungen willentlich herbeigeführt werden. Jeder Partikel, die gesamte Materie und Energie… warum könnte nicht jedes beobachtbare Phänomen im Universum dem Willen von Einzelmenschen unterliegen?«

»Jetzt gehen wir über den Hinduismus von Ganges hinaus«, sagte Valentine. »Soll ich dir das allen Ernstes abkaufen? Du sprichst hier von Animismus. Die primitivste Art von Religion. Alles lebt. Steine und Meere und…«

»Nein«, sagte Miro. »Leben ist Leben.«

»Leben ist Leben«, sagte das Computerprogramm. »Leben liegt vor, wenn ein einziges Philot die Willenskraft hat, die Moleküle zu einer einzigen Zelle zu verbinden, ihre Stränge zu einem einzigen zu verschlingen. Ein stärkeres Philot kann viele Zellen zu einem Organismus verbinden. Die stärksten sind die Intelligenzwesen. Wir können unsere philotischen Verbindungen unterbringen, wo wir wollen. Die philotische Grundlage intelligenten Lebens tritt noch deutlicher in der anderen bekannten vernunftbegabten Spezies vor. Wenn ein Pequenino stirbt und in das dritte Leben übergleitet, bewahrt sein willensstarkes Philot seine Identität und läßt sie von der Säugetierleiche in den lebenden Baum übergehen.«

»Reinkarnation«, sagte Jakt. »Das Philot ist die Seele.«

»Bei den Schweinchen ist es jedenfalls so«, sagte Miro.

»Und bei der Schwarmkönigin auch«, sagte das Miro-Abbild. »Wir haben die philotischen Verbindungen überhaupt nur entdeckt, weil wir sahen, wie die Krabbler überlichtschnell miteinander kommunizierten – das zeigte uns erst, daß es möglich war. Die einzelnen Krabbler sind alle Teil der Schwarmkönigin; sie sind wie ihre Hände und Füße, und sie ist ihr Verstand, ein riesiger Organismus mit Tausenden oder Millionen Körpern. Und die *einzige* Verbindung zwischen ihnen ist die Verschlingung ihrer philotischen Stränge.«

Solch ein Bild vom Universum hatte sich Valentine noch nie vorgestellt. Als Historikerin und Biographin sah sie die Dinge natürlich in Begriffen von Menschen und Gesellschaften; sie verfügte zwar über einige Physikkenntnisse, hatte aber keine besondere Ausbildung in diesem Fach erhalten. Vielleicht würde ein Physiker sofort wissen, warum diese ganze Vorstellung absurd war. Andererseits jedoch wäre ein Physiker dermaßen vom Konsens seiner wissenschaftlichen Gemeinde geprägt, daß es ihm um so schwerer fallen würde, eine Vorstellung zu akzeptieren, die die Bedeutung von allem, was er wußte, veränderte. Auch wenn sie der Wahrheit entsprach.

Und ihr gefiel die Vorstellung so gut, daß sie wünschte, sie sei wahr. Könnte es sein, daß von den Billiarden Verliebten, die sich »Wir sind eins!« ins Ohr geflüstert hatten, einige wirklich eins waren? Wäre es nicht schön, sich von den Milliarden Familien, die so eng miteinander verbunden waren, daß sie sich wie eine einzige Seele vorkamen, vorzustellen,

daß dem bei einigen auf der ursprünglichsten Ebene der Wirklichkeit tatsächlich so war?

Takt schien von der Vorstellung jedoch nicht so angetan zu sein. »Ich dachte, wir sollten nicht darüber sprechen, daß die Schwarmkönigin existiert«, sagte er. »Ich dachte, das sei Enders Geheimnis.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Valentine. »Jeder in diesem Raum weiß es.«

Jakt bedachte sie mit seinem ungeduldigen Blick. »Ich dachte, wir fliegen nach Lusitania, um beim Kampf gegen den Sternenwege-Kongreß zu helfen. Was hat das alles mit der echten Welt zu tun?«

»Vielleicht nichts«, sagte Valentine. »Vielleicht alles.«

Jakt begrub einen Augenblick lang das Gesicht in den Händen und sah dann mit einem Lächeln auf, das eigentlich gar keins war. »Ich habe dich so etwas Transzendentales nicht mehr sagen hören, seit dein Bruder Trondheim verließ.«

Das traf sie, besonders, weil sie wußte, daß es sie auch treffen sollte. War Jakt nach all diesen Jahren noch immer eifersüchtig auf ihre Verbindung mit Ender? Verabscheute er noch immer die Tatsache, daß sie sich um Dinge sorgen konnte, die ihm nichts bedeuteten? »Als er ging«, sagte Valentine, »blieb ich.« In Wirklichkeit sagte sie: Ich habe den einzigen Test bestanden, auf den es ankam. Warum solltest du jetzt an mir zweifeln?

Jakt war verlegen. Das war eine seiner besten Eigenschaften – wenn er begriff, daß er falsch gehandelt hatte, gestand er es sofort ein. »Und als du gingst«, sagte er, »ging ich mit dir.« Was wohl bedeuten sollte: Ich bin bei dir, ich bin wirklich nicht mehr auf Ender eifersüchtig, und es tut mir leid, daß ich diese Bemerkung gemacht habe. Als sie später allein waren, sagte er all das noch einmal offen. Es war nicht Sinn der Sache, Lusitania zu erreichen, wenn einer von ihnen dabei Argwohn und Eifersucht hegte.

Miro wußte natürlich nicht, daß Jakt und Valentine bereits einen Waffenstillstand beschlossen hatten. Er war sich nur der Spannung zwischen ihnen bewußt und glaubte, er sei der Grund dafür. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich wollte nicht…«

»Schon in Ordnung«, sagte Jakt. »Das gehört nicht zum Thema.«

»Es *gibt* kein Thema«, sagte Valentine und lächelte ihrem Mann zu. Jakt erwiderte das Lächeln.

Das genügte Miro; er entspannte sich.

»Fahre fort«, sagte Valentine.

»Akzeptiert das alles als Voraussetzung«, sagte das Miro-Abbild.

Valentine konnte sich nicht helfen, sie mußte laut auflachen. Zum Teil lachte sie, weil diese mythische Ganges-Interpretation, die Philoten als Seelen zu sehen, als Prämisse so widersinnig schwer zu schlucken war. Zum Teil lachte sie, um die Spannung zwischen ihr und Jakt zu lösen. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Das ist eine schrecklich große ›Voraussetzung‹. Wenn das die Prämisse ist, kann ich es nicht erwarten, die Schlußfolgerung daraus zu hören.«

Miro verstand ihr Gelächter nun und erwiderte das Lächeln. »Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken«, sagte er. »Das war *wirklich* meine Spekulation darüber, was das Leben ist. Alles im Universum ist Verhalten. Doch es gibt noch etwas anderes, was wir euch sagen wollen. Und wohl auch fragen.« Er wandte sich an Jakt. »Und es hat eine Menge damit zu tun, die Lusitania-Flotte aufzuhalten.«

Jakt lächelte und nickte. »Ich weiß es zu schätzen, daß man mir gelegentlich einen Knochen hinwirft.«

Valentine setzte ihr bezauberndstes Lächeln auf. »Aha – und später wirst du froh sein, wenn ich ein paar Knochen breche.«

Jakt lachte erneut.

»Fahre fort, Miro«, sagte Valentine.

Diesmal antwortete das Miro-Abbild. »Wenn die gesamte Realität vom Verhalten der Philoten bestimmt wird, sind die meisten Philoten offensichtlich nur so klug oder stark, um als Meson agieren oder ein Neutron zusammenhalten zu können. Sehr wenige von ihnen haben die Willenskraft zu leben – einen Organismus zu beherrschen. Und ein ganz, ganz winziger Bruchteil von ihnen ist stark genug, um einen bewußten Organismus zu kontrollieren – nein, zu *sein.* Dennoch ist auch das komplexeste und intelligenteste Wesen – die Schwarmkönigin zum Beispiel – im Kern nur ein Philot wie alle anderen. Sie bekommt ihre Identität und

ihr Leben von der besonderen Rolle, die sie zufällig ausübt, doch sie *ist* ein Philot.«

»Mein Selbst – mein Wille – ist ein subatomares Partikel?«

Jakt nickte lächelnd. »Eine komische Vorstellung«, sagte er. »Mein Schuh und ich sind Brüder.«

Miro lächelte schwach. Doch das Miro-Abbild antwortete. »Ja, wenn ein Stern und ein Wasserstoffatom Brüder sind, dann gibt es auch eine Verwandtschaft zwischen dir und den Philoten, die ganz normale Gegenstände wie deinen Schuh bilden.«

Valentine stellte fest, daß Miro nicht subvokalisiert hatte, bevor das Miro-Abbild antwortete. Wie war die Software, die das Miro-Abbild herstellte, auf die Analogie mit Sternen und Wasserstoffatomen gekommen, wenn Miro sie nicht vom Fleck weg geliefert hatte? Valentine hatte noch nie von einem Computerprogramm gehört, das ein so engagiertes Gespräch von allein führte.

»Und vielleicht gibt es noch andere Verwandtschaften im Universum, von denen ihr bis jetzt nichts wißt«, sagte das Miro-Abbild. »Vielleicht gibt es eine Lebensform, die ihr noch nicht kennengelernt habt.«

Valentine, die noch immer Miro beobachtete, bemerkte, daß er jetzt besorgt wirkte. Als gefiele ihm nicht, was das Miro-Abbild jetzt tat.

»Von welcher Lebensform sprichst du?« fragte Jakt.

»Es gibt ein physikalisches Phänomen im Universum, ein sehr bekanntes, das völlig unerklärt ist, und doch nimmt es jeder für gegeben, und niemand hat je ernsthaft nachgeforscht, warum und wie es geschieht. Noch nie wurde eine Verkürzer-Verbindung gekappt.«

»Unsinn«, sagte Jakt. »Einer der Verkürzer auf Trondheim war letztes Jahr sechs Monate außer Betrieb – es kommt nicht oft vor, aber es passiert.«

Erneut bewegte Miro weder Lippen und Kiefer; erneut antwortete das Computerbild umgehend. Miro hatte es in diesem Augenblick eindeutig nicht unter Kontrolle. »Ich behaupte nicht, daß bei den Verkürzern niemals Schäden auftreten. Ich behaupte, daß die Verbindungen – die philotischen Verschlingungen zwischen den Teilen eines gespaltenen Mesons – niemals zusammengebrochen sind. Eine Verkürzer-*Maschine* kann ei-

nen Schaden haben, die Software kann manipuliert werden, doch noch nie hat ein Mesonenfragment innerhalb eines Verkürzers seinem Philotenstrang gestattet, sich mit einem anderen örtlichen Meson oder auch mit dem nächstgelegenen Planeten zu verflechten.«

»Das Magnetfeld hält das Fragment natürlich gefangen«, sagte Jakt.

»Gespaltene Mesone existieren in der Natur nicht lange genug, daß wir wissen, wie sie sich natürlich verhalten«, sagte Valentine.

»Ich habe alle üblichen Antworten studiert«, sagte das Abbild. »Den ganzen Blödsinn. All diese Antworten, die Eltern ihren Kindern geben, wenn sie die Wahrheit nicht kennen und sich nicht die Mühe machen wollen, sie herauszufinden. Die Leute behandeln die Verkürzer noch immer wie Magie. Alle sind froh, daß die Verkürzer weiterhin arbeiten; wenn sie herausfinden wollten, *warum* sie funktionieren, könnte die Magie verschwinden, und die Verkürzer würden es nicht mehr tun.«

»Niemand ist dieser Ansicht«, sagte Valentine.

»Alle sind sie es«, sagte das Abbild. »Selbst wenn hundert Jahre dafür nötig wären oder tausend oder dreitausend, *eine* einzige Verbindungen hätte mittlerweile einmal zusammenbrechen müssen. Eins dieser Mesonenfragmente hätte seinen Philotenstrang verlagern müssen – aber es ist nie geschehen.«

»Warum?« fragte Miro.

Valentine nahm zuerst an, daß Miro eine rhetorische Frage stellte. Aber nein – er sah das Abbild an wie sie alle, bat es, *ihm* den Grund zu nennen.

»Ich dachte, dieses Programm würde *deine* Spekulationen unterbreiten«, sagte Valentine.

»Das hat es auch«, sagte Miro. »Aber jetzt nicht mehr.«

»Was, wenn es ein Wesen gibt, daß an den philotischen Verbindungen zwischen den Verkürzern lebt?« fragte das Abbild.

»Bist du sicher, daß du das tun willst?« fragte Miro. Erneut sprach er zu der Darstellung auf dem Bildschirm.

Und das Bild auf dem Schirm veränderte sich, wandelte sich in das Gesicht einer jungen Frau, die Valentine noch nie zuvor gesehen hatte.

»Was, wenn es ein Wesen gibt, das im Netz der Philotenstränge oder -strahlen lebt, das die Verkürzer auf jeder Welt und auf jedem Sternenschiff im menschlichen Universum verbindet? Was, wenn sie aus diesen philotischen Verbindungen *besteht?* Was, wenn ihre Gedanken in den Drehungen und Schwingungen der gespaltenen Paare stattfinden? Was, wenn ihre Erinnerungen in den Computern auf jeder Welt und jedem Schiff abgespeichert sind?«

»Wer bist du?« fragte Valentine und sprach das Bild auf dem Schirm direkt an.

»Vielleicht bin ich diejenige, die all diese philotischen Verbindungen von Verkürzer zu Verkürzer am Leben hält. Vielleicht bin ich eine neue Art Organismus, eine, die ihre Stränge nicht verschlingt, sondern dafür sorgt, daß sie miteinander verschlungen bleiben, damit sie niemals auseinanderbrechen. Und wenn das der Fall wäre, dann würde ich, wenn diese Verbindungen jemals unterbrochen würden, wenn die Verkürzer jemals zu arbeiten aufhörten, wenn die Verkürzer jemals schwiegen – dann würde ich sterben.«

»Wer bist du?« fragte Valentine erneut.

»Valentine, ich möchte dir Jane vorstellen«, sagte Miro. »Enders Freundin. Und meine.«

»Jane.« Also war Jane nicht der Kodename einer subversiven Gruppe innerhalb der Bürokratie des Sternenwege-Kongresses. Jane war ein Computerprogramm, eine Software.

Nein. Wenn das, was sie gerade angedeutet hatte, der Wahrheit entsprach, war Jane mehr als ein Programm. Sie war ein Wesen, das im Netz der Philotenstränge lebte, das seine Erinnerungen in den Computern einer jeden Welt abspeicherte. Wenn sie recht hatte, war das philotische Netz – das Netzwerk der kreuz und quer verlaufenden Philotenstränge, daß jeden Verkürzer mit jedem anderen Verkürzer auf jeder Welt verband – ihr Körper, ihre *Substanz*. Und die philotischen Verbindungen waren noch nie zusammengebrochen, weil sie es so wollte.

»Und nun frage ich die große Demosthenes«, sagte Jane, »bin ich Ramann oder Varelse? Lebe ich überhaupt? Ich brauche deine Antwort, denn ich glaube, ich kann die Lusitania-Flotte aufhalten. Doch bevor ich das tue, muß ich wissen: Ist es diese Sache wert, daß ich dafür sterbe?«

Janes Worte trafen Miro ins Herz. Sie konnte die Flotte tatsächlich aufhalten – das begriff er plötzlich. Der Kongreß hatte zwar zahlreiche Schiffe der Flotte mit dem M.D.-Gerät ausgestattet, aber noch nicht den Befehl erteilt, es auch einzusetzen. Er konnte den Befehl nicht schicken, ohne daß Jane zuvor davon erfuhr, und mit ihrer vollständigen Durchdringung sämtlicher Verkürzer-Vorgänge konnte sie den Befehl abfangen, bevor die Flotte ihn erhielt.

Das Problem war nur, daß sie damit dem Kongreß verriet, daß es sie gab – oder zumindest doch, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Wenn die Flotte den Befehl nicht bestätigte, würde der Kongreß ihn einfach noch einmal schicken und noch einmal. Je öfter sie die Befehle blockierte, desto klarer würde dem Kongreß werden, daß jemand einen unmöglichen Grad von Kontrolle über die Verkürzer-Computer hatte.

Dies konnte sie vielleicht vermeiden, indem sie eine gefälschte Bestätigung schickte, doch dann mußte sie sämtliche Kommunikation zwischen den Schiffen der Flotte und allen planetaren Stationen überwachen, um den Schein aufrechtzuhalten, die Flotte wisse etwas von dem Befehl zum Töten. Trotz ihrer gewaltigen Fähigkeiten würde das ihre Kräfte bald übersteigen – sie konnte Hunderten, sogar Tausenden von Dingen gleichzeitig einen gewissen Grad an Aufmerksamkeit schenken, doch Miro begriff schnell, daß sie unmöglich *alle* Überwachungen und Manipulationen vornehmen konnte, die dazu erforderlich waren, selbst wenn sie nichts anderes mehr tat.

So oder so, das Geheimnis würde herauskommen. Und als Jane ihren Plan erklärte, begriff Miro, daß sie recht hatte – ihre beste Chance, ihre Existenz geheimzuhalten, bestand einfach darin, die *gesamte* Verkürzer-Kommunikation zwischen der Flotte und den planetaren Stationen einerseits und zwischen den Schiffen der Flotte andererseits zu unterbinden. Wenn jedes Schiff isoliert blieb und die Mannschaft sich fragte, was geschehen war, ob sie also die Mission abbrechen oder den ursprünglichen Befehlen gehorchen sollten. Entweder würden sie abrücken, oder sie würden ohne die Befugnis bei Lusitania eintreffen, den Kleinen Doktor zu benutzen.

Mittlerweile würde der Kongreß jedoch wissen, daß *irgend etwas* geschehen war. Es war durchaus möglich, daß bei der normalen Ineffizienz der Bürokratie des Kongresses niemand je herausfinden würde, was passiert war. Doch früher oder später würde jemand begreifen, daß es keine natürliche oder menschenmögliche Erklärung für das Geschehen gab. Jemand würde begreifen, daß Jane – oder etwas wie sie – existieren mußte und zerstört werden konnte, wenn man die gesamte Verkürzer-Kommunikation unterbrach. Und sobald dies bekannt war, würde sie mit Sicherheit sterben.

»Vielleicht auch nicht«, beharrte Miro. »Vielleicht kannst du sie davon abhalten, etwas zu unternehmen. Störe die interplanetare Kommunikation, so daß sie den Befehl, die Kommunikationsvorrichtungen auszuschalten, gar nicht erst geben können.«

Niemand antwortete. Er kannte den Grund: Sie konnte die Verkürzer-Kommunikation nicht auf ewig stören. Schließlich würde die Regierung eines jeden Planeten ihre eigenen Schlüsse ziehen. Sie mochte vielleicht Jahre, Jahrzehnte, Generationen in einem ständigen Kriegszustand überleben. Doch je mehr Macht sie einsetzte, desto mehr würde die Menschheit sie hassen und fürchten. Schließlich würde sie getötet werden.

»Dann ein Buch«, sagte Miro. »Wie *Die Schwarmkönigin* und *Der Hegemon.* Wie *Menschs Leben.* Der Sprecher für die Toten könnte es schreiben. Sie überzeugen, es nicht zu tun.«

»Vielleicht«, sagte Valentine.

»Sie darf nicht sterben«, sagte Miro.

»Ich weiß, daß wir sie nicht *bitten* können, dieses Risiko einzugehen«, sagte Valentine. »Doch wenn es die einzige Möglichkeit ist, die Schwarmkönigin und die Pequeninos zu retten…«

Miro war wütend. *»Ihr* könnte ja darüber sprechen, sie sterben zu lassen! Was ist Jane denn schon für *euch?* Ein Programm, ein Stück Software. Aber das stimmt nicht, sie ist *echt,* genauso echt wie die Schwarmkönigin, genauso echt wie ein Schweinchen…«

»Ich glaube, für dich noch echter«, sagte Valentine.

»*Genauso* echt«, sagte Miro. »Du vergißt – ich kenne die Schweinchen wie meine eigenen Brüder…«

»Aber du ziehst die Möglichkeit in Betracht, die Vernichtung der Schweinchen könnte moralisch notwendig sein.«

»Verdreh mir nicht die Worte im Mund.«

»Ich rücke sie gerade«, sagte Valentine. »Du kannst in Betracht ziehen, sie zu verlieren, weil du sie schon verloren hast. Jane jedoch…«

»Kann ich nicht etwa für sie bitten, nur weil sie meine Freundin ist? Können Entscheidungen über Leben und Tod nur von Fremden getroffen werden?«

Jakts Stimme unterbrach den Streit. »Beruhigt euch, ihr beiden. Es ist nicht eure Entscheidung, sondern Janes. Sie hat das Recht, den Wert ihres eigenen Lebens zu bestimmen. Ich bin kein Philosoph, aber *das* weiß ich.«

»Gut gesprochen«, sagte Valentine.

Miro wußte, daß Jakt recht hatte, daß es Janes Wahl *war.* Aber er konnte es nicht ertragen, weil er ebenfalls wußte, wie sie sich entscheiden würde. Jane die Wahl zu überlassen hieß, sie zu bitten, es zu tun. Und doch würde ihr die Wahl letztlich ohnehin überlassen bleiben. Er mußte sie nicht einmal fragen, wie sie sich entscheiden würde. Die Zeit verging so schnell für sie, besonders, da sie bereits mit annähernder Lichtgeschwindigkeit reisten, daß sie sich wahrscheinlich schon entschieden hatte.

Es war zuviel für ihn. Es würde unerträglich sein, Jane jetzt zu verlieren; allein der Gedanke daran drohte ihn aus der Fassung zu bringen. Er wollte seine Schwäche nicht vor diesen Menschen zeigen. Es waren gute Menschen, doch er wollte nicht, daß sie sahen, wie er die Selbstbeherrschung verlor. Also beugte sich Miro vor, fand sein Gleichgewicht und hob sich vorsichtig aus dem Sitz. Es war schwer, da nur ein paar seiner Muskeln seinem Willen gehorchten, und es erforderte seine ganze Konzentration, nur um von der Brücke zu seiner Kabine zu gehen. Niemand folgte ihm oder sprach ihn auch nur an. Er war froh darüber.

Als er allein auf seinem Zimmer war, legte er sich auf die Koje und rief sie. Aber nicht laut. Er subvokalisierte, weil er normalerweise immer so mit ihr sprach. Obwohl die anderen auf diesem Schiff nun von ihr wuß-

ten, hatte er nicht die Absicht, die Gewohnheiten aufzugeben, die ihre Existenz bislang geheimgehalten hatten.

»Jane«, sagte er stumm.

»Ja«, sagte die Stimme in seinem Ohr. Wie immer stellte er sich vor, ihre weiche Stimme käme von einer Frau gerade außerhalb seiner Sichtweite. Er schloß die Augen, damit er sie sich besser vorstellen konnte. Ihr Atem auf seiner Wange. Ihr Haar, das sein Gesicht streifte, während sie leise zu ihm sprach und er stumm antwortete.

»Sprich mit Ender, bevor du eine Entscheidung triffst.«

»Ich habe bereits mit ihm gesprochen.«

»Was hat er gesagt?«

»Nichts zu tun, keinen Entschluß zu fassen, bis der Befehl tatsächlich ausgeschickt wird.«

»Genau. Vielleicht werden sie es gar nicht tun.«

»Vielleicht. Vielleicht kommt eine neue Gruppe mit einer anderen Politik an die Macht. Vielleicht wird diese Gruppe es sich anders überlegen. Vielleicht wird Valentines Propaganda Erfolg haben. Vielleicht gibt es in der Flotte eine Meuterei.«

Die letzte Möglichkeit, sah Miro plötzlich ein, war so unwahrscheinlich, daß Jane mit absoluter Sicherheit davon ausging, daß der Befehl gegeben werden würde.

»Wie bald?« fragte Miro.

»Die Flotte müßte in etwa fünfzehn Jahren eintreffen. Ein Jahr oder weniger, nachdem diese beiden Schiffe dort angelangt sind. Der Befehl wird irgendwann vorher geschickt. Vielleicht sechs Monate vor der Ankunft – was etwa acht Stunden Schiffszeit sein würde, bevor die Flotte den lichtschnellen Flug aufgibt und zu normaler Geschwindigkeit abbremst.«

»Tue es nicht«, sagte Miro.

»Ich habe mich noch nicht entschieden.«

»Doch, das hast du. Du hast dich entschieden, es zu tun.«

Sie sagte nichts.

»Laß mich nicht allein.«

»Ich lasse meine Freunde nicht allein, wenn es nicht sein muß«, sagte sie. »Einige Menschen tun das, ich aber nicht.«

»Tue es einfach nicht«, sagte er erneut. Er weinte. Konnte sie das irgendwie durch das Juwel in seinem Ohr spüren?

»Ich werde es versuchen.«

»Finde einen anderen Weg. Finde eine andere Möglichkeit, sie aufzuhalten. Finde eine Möglichkeit, dich aus dem philotischen Netz zu bringen, so daß sie dich nicht töten können.«

»Das hat Ender auch gesagt.«

»Dann tue es!«

»Ich kann nach solch einer Möglichkeit suchen, doch wer weiß, ob ich sie auch finde?«

»Du mußt sie finden.«

»Das ist es, weshalb ich mich manchmal frage, ob ich lebe oder nicht. Ihr Lebewesen, ihr glaubt, weil ihr etwas unbedingt wollt, muß es auch geschehen. Ihr glaubt, wenn ihr euch etwas mit ganzem Herzen wünscht, muß es auch eintreffen.«

»Wie kannst du nach etwas suchen, wenn du gar nicht glaubst, daß es existiert?«

»Entweder ich suche, oder ich suche nicht«, sagte Jane. »Man kann mich nicht ablenken, und mir wird eine Sache auch nicht überdrüssig wie euch Menschen. Ich versuche, mir etwas anderes einfallen zu lassen.«

»Denke auch daran«, sagte Miro. »Denke daran, wer du bist. Wie dein Verstand arbeitet. Du kannst kaum eine Möglichkeit finden, dein Leben zu retten, wenn du nicht verstehst, wie dieses Leben überhaupt zustande gekommen ist. Und sobald du dich selbst verstehst…«

»Kann ich vielleicht eine Kopie machen und sie irgendwo abspeichern.«

»Vielleicht.«

»Vielleicht«, wiederholte sie.

Doch er wußte, daß sie nicht daran glaubte, genauso wenig wie er. Sie existierte im philotischen Netzwerk der Verkürzer; sie konnte ihre Erinnerungen in den Computernetzwerken auf jeder Welt und auf jedem

Schiff abspeichern) doch sie konnte nirgendwo ihr *Selbst* ablegen, nicht, wenn dazu ein Netzwerk aus philotischen Verbindungen notwendig war.

Außer…

»Was ist mit den Vaterbäumen auf Lusitania? Sie kommunizieren philotisch, nicht wahr?«

»Das ist nicht dasselbe«, sagte Jane. »Es ist nicht digital. Es ist nicht *kodiert* wie die Verkürzer.«

»Vielleicht ist es nicht digital, doch die Informationen werden irgendwie übertragen. Es *arbeitet* philotisch. Und auch die Schwarmkönigin – sie kommuniziert auf diese Art mit den Krabblern.«

»*Diese* Chance habe ich nicht«, sagte Jane. »Die Struktur ist zu einfach. Ihre Kommunikation mit ihnen ist kein Netzwerk. Sie sind alle nur mit ihr verbunden.«

»Woher willst du wissen, daß es nicht funktioniert, wenn du noch nicht einmal genau weißt, wie *du* funktionierst?«

»Na schön. Ich denke darüber nach.«

»Bemühe dich«, sagte er.

»Ich kann nur auf eine Art und Weise denken.«

»Ich meine, schenke der Sache *Beachtung.*«

Sie konnte vielen Gedankengängen auf einmal folgen, doch diese Gedanken waren Prioritäten unterworfen und besaßen viele unterschiedliche Aufmerksamkeitsebenen. Miro wollte nicht, daß sie ihre Selbsterkundung einer niedrigen Aufmerksamkeitsstufe zuteilte.

»Ich werde ihr Aufmerksamkeit schenken.«

»Dann wird dir etwas einfallen«, sagte er. »Bestimmt.«

Sie schwieg eine Weile. Er ging davon aus, daß das Gespräch beendet war. Seine Gedanken begannen abzuschweifen. Er versuchte sich vorzustellen, wie das Leben sein würde, noch immer in diesem Körper, aber ohne Jane. Es konnte sogar geschehen, bevor sie auf Lusitania eintrafen. Und falls es geschah, wäre diese Reise der schrecklichste Fehler seines Lebens gewesen. Indem sie mit Lichtgeschwindigkeit flogen, übersprang er dreißig Jahre Realzeit. Dreißig Jahre, die er mit Jane hätte verbringen können. Dann wäre er vielleicht damit fertig geworden, sie zu verlieren.

Aber sie jetzt zu verlieren, nachdem er sie nur ein paar Wochen gekannt hatte – er wußte, daß seine Tränen dem Selbstmitleid entsprangen, doch er vergoß sie trotzdem.

»Miro«, sagte sie.

»Was?« fragte er.

»Wie kann ich über etwas nachdenken, worüber noch nie zuvor gedacht wurde?«

Einen Augenblick lang verstand er nicht.

»Miro, wie kann ich etwas herausbekommen, das nicht einfach die logische Schlußfolgerung von Dingen ist, die menschliche Wesen bereits herausbekommen und irgendwo aufgeschrieben haben?«

»Du denkst doch die ganze Zeit über«, sagte Miro.

»Ich versuche, mir etwas Unvorstellbares vorzustellen. Ich versuche, Antworten auf Fragen zu finden, die menschliche Wesen nicht einmal zu stellen versucht haben.«

»Kannst du das nicht?«

»Bedeutet es, daß ich nichts weiter bin als ein Computerprogramm, das außer Kontrolle geraten ist, wenn ich keine ursprünglichen Gedanken denken kann?«

»Verdammt, Jane, die meisten Menschen haben nicht ein einziges Mal im Leben einen ursprünglichen Gedanken.« Er lachte leise. »Bedeutet das, daß sie nur aufrecht gehende Affen sind, die außer Kontrolle geraten sind?«

»Du hast geweint«, sagte sie.

»Ja.«

»*Du* glaubst nicht, daß mir ein Ausweg einfällt. Du glaubst, daß ich sterben werde.«

»Ich glaube, daß *dir* ein Ausweg einfällt. Das glaube ich wirklich. Aber trotzdem habe ich Angst.«

»Angst, daß ich sterben werde.«

»Angst, dich zu verlieren.«

»Wäre das so schrecklich? Mich zu verlieren?«

»O Gott«, flüsterte er.

»Würdest du mich eine Stunde lang vermissen?« beharrte sie. »Einen Tag lang? Ein Jahr lang?«

Was wollte sie von ihm? Die Versicherung, daß er sich an sie erinnern würde, wenn sie tot war. Daß jemand um sie trauern würde. Warum bezweifelte sie das? Kannte sie ihn noch immer nicht?

Vielleicht war sie so menschlich, daß sie einfach eine Bestätigung von Dingen brauchte, die sie bereits wußte.

»Auf ewig«, sagte er.

Nun lachte sie. Verspielt. »DM würdest gar nicht so lange leben«, sagte sie.

»Das mußt *du* mir gerade sagen.«

Als sie diesmal verstummte, meldete sie sich nicht mehr, und Miro war allein mit seinen Gedanken.

Valentine, Jakt und Plikt waren zusammen auf der Brücke geblieben und sprachen darüber, was sie gerade erfahren hatten, versuchten herauszufinden, was das alles zu bedeuten hatte, was geschehen mochte. Sie gelangten lediglich zu der Schlußfolgerung, daß sie die Zukunft zwar nicht ergründen konnten, sie aber wahrscheinlich viel besser als ihre schlimmsten Befürchtungen und keinesfalls so gut wie ihre besten Hoffnungen werden würde. War das nicht immer der Lauf der Welt?

»Ja«, sagte Plikt. »Bis auf die Ausnahmen.«

So war Plikt nun einmal. Wenn sie nicht gerade unterrichtete, sagte sie nur wenig, doch das, was sie sagte, war wie geschaffen dazu, ein Gespräch zu beenden. Plikt stand auf, um die Brücke zu verlassen und sich zu ihrem elend unbequemen Bett zu begeben; wie üblich versuchte Valentine sie zu überreden, auf das andere Sternenschiff zurückzukehren.

»Varsam und Ro wollen mich nicht auf ihren Kabine haben«, sagte Plikt.

»Sie haben nicht das geringste dagegen.«

»Valentine«, sagte Jakt, »Plikt will nicht auf das andere Schiff zurück, weil sie nichts verpassen will.«

»Oh«, sagte Valentine.

Plikt grinste. »Gute Nacht.«

Kurz darauf verließ auch Jakt die Brücke. Bevor er ging, legte er einen Moment lang die Hand auf Valentines Schulter. »Ich komme gleich«, sagte sie. Und sie meinte es in diesem Augenblick auch so und wollte ihm gleich folgen. Statt dessen blieb sie jedoch auf der Brücke, dachte mißmutig nach, versuchte, den Sinn in einem Universum zu sehen, das alle nichtmenschlichen Spezies, die die Menschheit jemals gekannt hatte, dem Risiko der gleichzeitigen Auslöschung aussetzte. Der Schwarmkönigin, die Pequeninos und nun Jane, die einzige ihrer Art, vielleicht die einzige dieser Art, die jemals existieren *konnte.* Eine beträchtliche Ansammlung intelligenten Lebens, das jedoch nur einigen wenigen bekannt war. Und alle davon bedroht, ausgemerzt zu werden.

Zumindest wird Ender begreifen, daß das der natürliche Verlauf der Dinge ist, daß er vielleicht doch nicht verantwortlich für die Vernichtung der Krabbler vor dreitausend Jahren ist, wie er immer gedacht hat. Xenozid muß im Universum eingebaut sein. Keine Gnade, nicht einmal für die größten Spieler des Matches.

Wie hatte sie jemals etwas anderes denken können? Warum sollten intelligente Spezies immun gegen die Bedrohung der Auslöschung sein, die über jeder Spezies schwebt, die jemals existierte?

Etwa eine Stunde mußte vergangen sein, nachdem Jakt die Brücke verlassen hatte, als Valentine schließlich ihr Terminal ausschaltete und sich erhob, um zu Bett zu gehen. Aus einer Laune heraus blieb sie jedoch noch einmal stehen und sprach in die Luft. »Jane?« sagte sie. »Jane?«

Keine Antwort.

Sie hatte auch keine erwartet. Miro trug das Juwel im Ohr. Miro und auch Ender. Wie viele Menschen konnte Jane denn gleichzeitig überwachen? Vielleicht waren zwei das Maximum.

Oder vielleicht zweitausend. Oder zwei Millionen. Was wußte Valentine denn schon von den Grenzen eines Wesens, das als ein Phantom im philotischen Netz existierte? Selbst wenn Jane sie gehört hatte, hatte Valentine kein Recht, eine Antwort auf ihren Ruf zu erwarten.

Valentine blieb im Gang stehen, direkt zwischen Miros Tür und der zu der Kabine, die sie mit Jakt teilte. Die Türen waren nicht schalldicht. Sie hörte Jakts leises Schnarchen in ihrer Kabine. Und sie hörte ein anderes Geräusch. Miros Atem. Er schlief nicht. Vielleicht weinte er. Sie hatte nicht drei Kinder großgezogen, ohne dieses unregelmäßige, schwere Atmen erkennen zu können.

Er ist nicht mein Kind. Ich sollte mich nicht einmischen.

Sie stieß die Tür auf; sie öffnete sich geräuschlos, doch Licht fiel auf das Bett. Miros Weinen verstummte augenblicklich, doch er betrachtete sie aus geschwollenen Augen.

»Was willst du?« sagte er.

Sie betrat die Kabine und setzte sich neben seiner Koje auf den Boden, so daß ihre Gesichter nur ein paar Zentimeter voneinander entfernt waren. »Um dich selbst hast du nie geweint, nicht wahr?« sagte sie.

»Ein paar Mal.«

»Aber heute abend weinst du um sie.«

»Um mich genauso wie um sie.«

Valentine beugte sich näher, legte den Arm um ihn, zog seinen Kopf an ihre Schulter.

»Nein«, sagte er. Doch er löste sich nicht von ihr. Und nach einem Augenblick regte er sich unbeholfen, um sie zu umarmen. Er weinte nicht mehr, aber er duldete, daß sie ihn eine oder zwei Minuten lang festhielt. Vielleicht half es ja. Valentine konnte es nicht wissen.

Dann war er fertig. Er zog sich zurück, rollte sich auf den Rücken. »Es tut mir leid«, sagte er.

»Gern geschehn«, erwiderte sie. Sie glaubte daran, auf das zu antworten, was die Menschen meinten, nicht, was sie sagten.

»Erzähle Jakt nichts davon«, flüsterte er.

»Da gibt es nichts zu erzählen«, sagte sie. »Wir hatten ein gutes Gespräch.«

Sie stand auf, ging und zog die Tür hinter sich zu. Er war ein guter Junge. Ihr gefiel sein Eingeständnis, daß ihm nicht gleichgültig war, was Jakt von ihm hielt. Und was spielte es schon für eine Rolle, wenn in sei-

nen Tränen heute abend Selbstmitleid enthalten war? Sie hatte auch schon ein paar solcher Tränen vergossen. Die Trauer, erinnerte sie sich, gilt fast immer dem Verlust des Trauernden.

Kapitel 5
Die Lusitania-Flotte

›Ender sagt, wenn die Kriegsflotte des Sternenwege-Kongresses uns erreicht, will sie diese Welt vernichten.‹

›Interessant.‹

›Du fürchtest den Tod nicht?‹

›Wir haben nicht vor, noch hier zu sein, wenn sie eintrifft.‹

Qing-jao war nicht mehr das kleine Mädchen, dessen Hände insgeheim geblutet hatten. Von dem Augenblick an, da bewiesen war, daß die Götter zu ihr sprachen, hatte sich ihr Leben verwandelt, und in den zehn Jahren seit diesem Tag hatte sie gelernt, die Stimme der Götter in ihrem Leben und die Rolle, die sie nun in der Gesellschaft einnahm, zu akzeptieren. Sie lernte zu akzeptieren, daß die Privilegien und Ehrungen, die sie erhielt, eigentlich für die Götter bestimmt waren. Wie ihr Vater es sie gelehrt hatte, wurde sie nicht überheblich, sondern bescheidener, während die Götter und die Menschen immer schwerere Lasten auf sie legten.

Sie nahm ihre Pflichten ernst und erfreute sich an ihnen. In den vergangenen zehn Jahren hatte sie harte, erschöpfende Studien absolviert. Ihr Körper war in der Gesellschaft anderer Kinder geformt und trainiert worden – Laufen, Schwimmen, Reiten, Kampf-mit-Schwertern, Kampf-mit-Stöcken, Kampf-mit-Knochen. Gemeinsam mit anderen Kindern wurden ihr etliche Sprachen beigebracht – Stark, die allgemein übliche Sprache der Sterne, die in Computer eingegeben wurde; Alt-Chinesisch, was in der Kehle gesungen und in wundervollen Ideogrammen auf Reispapier oder in feinen Sand gezeichnet wurde; und Neu-Chinesisch, das lediglich mit dem Mund gesprochen und mit einem normalen Alphabet auf gewöhnliches Papier oder in den Boden gekratzt wurde. Außer Qing-jao selbst war niemand überrascht, daß sie all diese Sprachen schneller, leichter und gründlicher lernte als irgendein anderes Kind.

Andere Lehrer kamen allein zu ihr. So wurde sie in Naturwissenschaften und Geschichte, Mathematik und Musik ausgebildet. Und jede Woche begab sie sich zu ihrem Vater und verbrachte einen halben Tag mit ihm, zeigte ihm alles, was sie gelernt hatte, und lauschte, was er dazu sagte. Sein Lob ließ sie den ganzen Rückweg zu ihrem Zimmer tanzen; sein mildester Tadel brachte sie dazu, stundenlang die Linien von Holzmaserungen in ihrem Klassenzimmer mit den Blicken zu verfolgen, bis sie sich wieder würdig fühlte, ihre Studien fortzusetzen.

Ein anderer Teil ihrer Ausbildung war völlig privat. Wie sie selbst gesehen hatte, war Vater so stark, daß er seinen Gehorsam an die Götter zurückstellen konnte. Sie wußte, wenn die Götter ein Reinigungsritual forderten, war der Drang, das *Bedürfnis*, ihnen zu gehorchen, so stark, daß es nicht verweigert werden konnte. Und doch verweigerte Vater es irgendwie – zumindest lange genug, daß er seine Rituale immer ohne Zeugen durchführen konnte. Qing-jao sehnte sich ebenfalls nach solch einer Kraft, und so brachte sie sich die nötige Disziplin bei, das Ritual zu verzögern. Wenn die Götter sie sich besonders unwürdig fühlen ließen und ihre Blicke nach Holzmaserungen zu suchen anfingen, wartete sie ab und versuchte sich darauf zu konzentrieren, was in diesem Augenblick vor sich ging, um den Gehorsam so weit wie möglich hinauszuschieben.

Zuerst war es schon ein Triumph, wenn es ihr gelang, ihre Reinigung eine volle Minute lang zu verzögern – und als ihr Widerstand brach, bestraften die Götter sie dafür, das Ritual anstrengender und schwieriger als normal gemacht zu haben. Aber sie wollte einfach nicht aufgeben. Sie war Han Fei-tzus Tochter. Und im Verlauf von Jahren lernte sie, was auch ihr Vater gelernt hatte: daß man mit dem Drang leben, ihn oftmals stundenlang bewahren konnte, wie ein helles Feuer, das von durchsichtiger Jade umschlossen wird, ein gefährliches, schreckliches Feuer von den Göttern, das in ihrem Herzen brannte.

Dann, wenn sie allein war, konnte sie das Jadekästchen öffnen und das Feuer herauslassen, nicht mit einer einzigen, schrecklichen Eruption, sondern langsam und allmählich. Es erfüllte sie mit Licht, während sie den Kopf senkte und die Linien auf dem Boden untersuchte, oder während sie sich über das heilige Becken ihrer geheiligten Waschungen beugte und still ihre Hände mit Bimsstein, Lauge und Aloe abrieb.

So wandelte sie die tobenden Stimmen der Götter in ein Beten um. Nur in seltenen Augenblicken plötzlicher Qualen verlor sie die Kontrolle und warf sich vor einem Lehrer oder Besucher auf den Boden. Sie akzeptierte diese Erniedrigungen als die Art der Götter, sie daran zu erinnern, daß ihre Macht über sie, Qing-jao, absolut war, daß sie ihr die übliche Selbstbeherrschung nur zu ihrem eigenen Amüsement gestatteten. Sie war mit dieser alles andere als perfekten Disziplin zufrieden. Schließlich wäre es anmaßend gewesen, eine so perfekte Selbstbeherrschung wie ihr Vater erreichen zu wollen. Seine außergewöhnliche Würde entstammte der Tatsache, daß die Götter ihn ehrten und daher keine öffentlichen Erniedrigungen von ihm verlangten; sie hatte noch nichts getan, um solch eine Ehre zu verdienen.

Und schließlich beinhaltete ihr Unterricht, einen Tag pro Woche dem gewöhnlichen Volk bei seiner rechtschaffenen Arbeit zu helfen. Rechtschaffene Arbeit war natürlich nicht die Arbeit, die das gewöhnliche Volk jeden Tag in den Büros und Fabriken verrichtete. Mit rechtschaffener Arbeit war die Arbeit auf den Reisfeldern gemeint. Jeder Mann und jede Frau auf Weg mußte diese Arbeit leisten, mußte in knietiefem Wasser waten und sich bücken, um den Reis zu pflanzen und zu ernten – oder hätte die Staatsbürgerschaft verloren. »So ehren wir unsere Vorfahren«, hatte Vater ihr erklärt, als sie klein war. »Wir zeigen ihnen, daß sich keiner von uns jemals zu gut sein wird, ihre Arbeit zu verrichten.« Der Reis, der aufgrund der rechtschaffenen Arbeit wuchs, wurde als heilig betrachtet; er wurde in den Tempeln dargeboten und an Feiertagen gegessen, und er wurde in kleinen Schüsseln den Göttern des Haushalts zum Opfer gereicht.

Einmal, als Qing-jao zwölf Jahre alt war, war es schrecklich heiß, und sie wollte ihre Arbeit an einem Forschungsprojekt abschließen. »Ich möchte heute nicht auf die Reisfelder gehen«, sagte sie zu ihrem Lehrer. »Was ist hier tue, ist viel wichtiger.«

Der Lehrer verbeugte sich und ging, doch bald kam Vater in ihr Zimmer. Er hielt ein schweres Schwert in der Hand, und sie schrie vor Schreck auf, als er es über ihren Kopf hob. Wollte er sie töten, weil sie so sakrilegisch gesprochen hatte? Aber er tat ihr nichts – wie hatte sie auch nur einen Augenblick daran denken können? Statt dessen senkte sich das Schwert auf ihr Computerterminal. Die Metallteile verbogen sich; das

Plastik zersprang und flog in alle Richtungen davon. Die Maschine war zerstört.

Vater hob die Stimme nicht. Mit dem leisesten Flüstern sagte er: »Zuerst die Götter. Als zweites die Ahnen. Als drittes das Volk. Als viertes die Herrscher. Zuletzt du selbst.«

Das war der klarste Ausdruck des *Weges*. Das war der Grund, wieso diese Welt überhaupt besiedelt worden war. Sie hatte es vergessen: Wenn sie zu beschäftigt war, um die rechtschaffene Arbeit zu leisten, war sie nicht auf dem Weg.

Sie würde es nie wieder vergessen. Und mit der Zeit lernte sie zu lieben, wie die Sonne auf ihren Rücken brannte, wie das Wasser kühl und trübe um ihre Beine und Hände schwappte, wie die Halme der Reispflanzen wie Finger aus dem Schlamm hinaufgriffen, um sich mit ihren Fingern zu verschlingen. Wenn sie schlammverschmiert in den Reisfeldern arbeitete, fühlte sie sich niemals unrein, denn sie wußte, daß sie im Dienst der Götter schmutzig war.

Schließlich, mit sechzehn Jahren, war ihre Ausbildung beendet. Sie mußte sich nun in der Aufgabe einer erwachsenen Frau beweisen – einer Aufgabe, die so schwierig und wichtig war, daß man sie nur einer Gottberührten anvertrauen konnte.

Sie trat in dessen Zimmer vor den großen Han Fei-tzu. Wie das ihre war es ein großer, offener Raum; wie bei ihr war die Schlafgelegenheit einfach, eine Matratze auf dem Boden; wie bei ihr wurde der Raum von einem Tisch mit einem Computerterminal darauf beherrscht. Sie hatte noch nie das Zimmer ihres Vaters betreten, ohne zu sehen, wie sich etwas auf dem Bildschirm des Terminals bewegte – Diagramme, dreidimensionale Modelle, Realzeit-Simulationen, Wörter. Meist ganz normale Wörter. Buchstaben oder Ideogramme, die auf simulierten Seiten in der Luft trieben, sich vor und zurück bewegten, von einer Seite zur anderen, wenn Vater sie vergleichen mußte.

Bei Qing-jao war der Rest des Zimmers leer; Da Vater keine Maserungslinien auf Holz verfolgte, war bei ihm solche Strenge unnötig. Doch auch so war sein Geschmack einfach. Ein Teppich – aber ohne ein auffälliges Muster. Ein niedriger Tisch, auf dem eine Skulptur stand. Die Wände nackt bis auf ein Gemälde. Und weil sein Zimmer so groß war,

wirkte jeder einzelne dieser Gegenstände fast verloren, wie die schwache Stimme von jemandem, der sehr weit entfernt leise weinte.

Die Botschaft, die dieser Raum Besuchern übermitteln sollte, war klar: Han Fei-tzu wählte die Einfachheit. Eins von jedem Gegenstand reichte aus für eine reine Seele.

Die Botschaft an Qing-jao war jedoch ganz anders. Denn sie wußte, was niemand außerhalb des Haushalts begriff: Der Teppich, der Tisch, die Skulptur und das Gemälde wurden jeden Tag ausgetauscht. Und nie in ihrem Leben hatte sie auch nur eins davon wiedererkannt. So lautete die Lektion, die sie lernte: Eine reine Seele darf sich niemals an irgendeinen Gegenstand gewöhnen. Eine reine Seele muß sich jeden Tag neuen Dingen aussetzen.

Da es sich um einen formellen Anlaß handelte, kam sie nicht wie sonst, als er gerade arbeitete, um hinter ihm stehenzubleiben, zu betrachten, was auf dem Bildschirm erschien, und Vermutungen darüber anzustellen, was er gerade tat. Diesmal trat sie in die Mitte des Zimmers und kniete auf dem einfachen Teppich nieder, der von der Farbe eines Rotkehlcheneis war, mit einem kleinen Fleck in einer Ecke. Sie hielt den Blick gesenkt, betrachtete den Fleck nicht einmal, bis sich Vater aus seinem Stuhl erhob und vor sie trat.

»Han Qing-jao«, sagte er. »Laß mich den Sonnenaufgang auf dem Gesicht meiner Tochter sehen.«

Sie hob den Kopf, sah ihn an und lächelte.

Er erwiderte das Lächeln. »Die Aufgabe, die ich dir stellen werde, ist nicht einfach, nicht einmal für einen erfahrenen Erwachsenen«, sagte Vater.

Qing-jao senkte den Kopf. Sie hatte damit gerechnet, daß Vater ihr eine schwierige Herausforderung stellen würde, und war bereit, seinem Willen zu folgen.

»Sieh mich an, meine Qing-jao«, sagte Vater.

Sie hob den Kopf und sah in seine Augen.

»Das wird keine Schulaufgabe sein. Das ist eine Aufgabe aus der echten Welt. Eine Aufgabe, die mir der Sternenwege-Kongreß gegeben hat und

von der vielleicht das Schicksal von Nationen und Völkern und Welten abhängt.«

Qing-jao war schon gespannt gewesen, doch nun machte Vater ihr Angst. »Dann mußt du diese Aufgabe jemandem geben, dem du sie anvertrauen kannst, und nicht einem unerfahrenen Kind.«

»Du bist seit Jahren kein Kind mehr, Qing-jao. Bist du bereit, deine Aufgabe zu hören?«

»Ja, Vater.«

»Was weißt du von der Lusitania-Flotte?«

»Soll ich dir *alles* sagen, was ich darüber weiß?«

»Sage mir alles, was du für *wichtig* hältst.«

Das war eine Art Prüfung. Er wollte sehen, ob sie bei dem, was sie über ein bestimmtes Thema wußte, das Wichtige von dem Unwichtigen unterscheiden konnte.

»Die Flotte wurde ausgeschickt, um eine rebellische Kolonie auf Lusitania zu unterwerfen, wo das Gesetz über die Nichteinmischung in die Belange der einzigen bekannten außerirdischen Spezies trotzig gebrochen wurde.«

Reichte das? Nein, Vater wartete noch immer.

»Von Anfang an gab es eine Kontroverse«, fuhr sie fort. »Essays, die einer Person namens Demosthenes zugeschrieben werden, sorgten für Probleme.«

»Was genau für Probleme?«

»Demosthenes warnte die Kolonien, die Lusitania-Flotte sei ein gefährlicher Präzedenzfall – es sei nur eine Frage der Zeit, bevor der Sternenwege-Kongreß Gewalt einsetze, um auch *ihren* Gehorsam zu erzwingen. Auf katholischen Welten und vor katholischen Minderheiten überall behauptete Demosthenes, der Kongreß versuche, den Bischof von Lusitania zu bestrafen, weil er Missionare zu den Schweinchen geschickt habe, um ihre Seelen vor der Hölle zu retten. Die Wissenschaftler warnte Demosthenes, die Prinzipien der unabhängigen Forschung stünden auf dem Spiel – eine ganze Welt sei einem militärischen Angriff ausgesetzt, weil sie es gewagt hatte, das Urteil der Wissenschaftler vor Ort dem von viele Lichtjahre entfernten Bürokraten vorzuziehen. Und allen anderen

gegenüber behauptete Demosthenes, die Lusitania-Flotte sei mit dem Molekular-Detechier-Gerät ausgerüstet. Das ist natürlich eine offensichtliche Lüge, doch einige haben sie geglaubt.«

»Wie einflußreich waren diese Essays?« fragte Vater.

»Das weiß ich nicht.«

»Sie hatten sehr großen Einfluß«, sagte Vater. »Vor fünfzehn Jahren waren die ersten Essays auf den Kolonien so wirksam, daß sie fast eine Revolution verursacht haben.«

Beinahe eine Revolution auf den Kolonien? Vor fünfzehn Jahren? Qing-jao wußte nur von einem solchen Vorfall, hatte jedoch niemals begriffen, daß er etwas mit Demosthenes' Essays zu tun hatte. Sie errötete. »Das war zur Zeit der Kolonie-Charta – dein erster großer Vertrag.«

»Es war nicht mein Vertrag«, sagte Han Fei-tzu. »Es war ein Vertrag gleichermaßen zwischen dem Kongreß und den Kolonien. Wegen ihm wurde ein schrecklicher Konflikt vermieden. Und die Lusitania-Flotte setzt ihre große Mission fort.«

»Du hast jedes Wort des Vertrags geschrieben, Vater.«

»Dabei drückte ich lediglich die Wünsche und Begehren aus, die sich bereits in den Herzen der Menschen auf beiden Seiten des Abkommens befanden. Ich war nur der Schriftführer.«

Qing-jao neigte den Kopf. Sie kannte die Wahrheit, wie alle anderen auch. Es war der Anfang von Han Fei-tzus Ruhm gewesen, denn er hatte nicht nur den Vertrag geschrieben, sondern auch beide Seiten überzeugt, ihn fast ohne Änderungen zu akzeptieren. Danach war Han Fei-tzu einer der vertrauenswürdigsten Ratgeber des Kongresses geworden; täglich trafen Botschaften von den größten Männern und Frauen aller Welten ein. Falls er sich bei diesem großen Unternehmen lediglich als Schriftführer bezeichnete, dann nur, weil er ein Mann von großer Bescheidenheit war. Qing-jao wußte ebenfalls, daß Mutter schon im Sterben gelegen hatte, als Vater diese Aufgabe bewältigte. Solch ein Mann war ihr Vater – er vernachlässigte weder seine Frau noch seine Pflicht. Mutters Leben hatte er nicht retten können, dafür aber die der Menschen, die sonst im Krieg gestorben wären.

»Qing-jao, warum sagst du, es sei eine offensichtliche Lüge, daß die Flotte mit dem M.D.-Gerät ausgerüstet ist?«

»Weil… weil das ungeheuerlich wäre. Es wäre wie Ender der Xenozide, der eine ganze Welt vernichtet. Soviel Macht hat kein Recht, in diesem Universum zu existieren, und auch keinen Grund.«

»Wer hat dich das gelehrt?«

»Der Anstand«, sagte Qing-jao. »Die Götter haben die Sterne und alle Planeten geschaffen – wer ist der Mensch, daß er ihre Schöpfung zerstört?«

»Aber die Götter haben auch *die* Naturgesetze geschaffen, die es ermöglichen, sie zu vernichten – wer ist der Mensch, daß er sich weigert, die Geschenke der Götter anzunehmen?«

Qing-jao schwieg verblüfft. Sie hatte nie gehört, daß Vater irgendeinen Aspekt des Krieges verteidigte – er verabscheute den Krieg in jeder Form.

»Ich frage dich erneut – wer hat dich gelehrt, daß soviel Macht kein Recht oder keinen Grund hat, im Universum zu existieren?«

»Das ist meine eigene Idee.«

»Aber dieser Satz war ein wortwörtliches Zitat.«

»Ja. Von Demosthenes. Doch wenn ich an eine Idee glaube, wird sie zu meiner eigenen. Du hast mich das gelehrt.«

»Du mußt darauf achten, alle Konsequenzen einer Vorstellung zu verstehen, bevor du an sie glaubst.«

»Der Kleine Doktor darf niemals gegen Lusitania eingesetzt werden; also hätte man ihn gar nicht erst ausschicken sollen.«

Han Fei-tzu nickte ernst. »Woher weißt du, daß er niemals eingesetzt werden darf?«

»Weil er die Schweinchen vernichten würde, ein junges und wunderschönes Volk, das bestrebt ist, sein Potential als vernunftbegabte Spezies zu erfüllen.«

»Noch ein Zitat.«

»Vater, hast du *Menschs Leben* gelesen?«

»Ja.«

»Wie kannst du dann bezweifeln, daß die Pequeninos erhalten werden müssen?«

»Ich habe gesagt, ich habe *Menschs Leben* gelesen. Nicht, daß ich daran glaube.«

»Du glaubst *nicht* daran?«

»Weder glaube ich es, noch glaube ich es nicht. Das Buch erschien erstmals, *nachdem* der Verkürzer auf Lusitania zerstört worden war. Daher ist es möglich, das das Buch nicht von dort stammt, und wenn es nicht von dort stammt, könnte es reine Literatur sein. Das scheint besonders wahrscheinlich, weil es mit ›Sprecher für die Toten‹ gezeichnet ist, derselbe Name, unter dem *Die Schwarmkönigin* und *Der Hegemon* erschienen, und diese Bücher sind tausende Jahre alt. Jemand hat offensichtlich versucht, Kapital aus der Ehrfurcht zu schlagen, die die Menschen diesen uralten Werken entgegenbringen.«

»Ich glaube, daß *Menschs Leben* wahr ist.«

»Das steht dir frei, Qing-jao. Aber *warum* glaubst du das?«

Weil es wahr klang, als sie es gelesen hatte. Konnte sie das Vater sagen? Ja, sie konnte alles sagen. »Weil ich das Gefühl hatte, es *müsse* wahr sein, als ich es las.«

»Ich verstehe.«

»Nun weißt du, daß ich töricht bin.«

»Im Gegenteil. Ich weiß, daß du weise bist. Wenn du eine wahre Geschichte hörst, reagiert ein Teil von dir darauf,' egal, welche Form sie hat, wie offenkundig sie zu sein scheint. Wenn du die Wahrheit liebst, kann sie ruhig unbeholfen erzählt sein, und sie wird dir trotzdem gefallen. Mag sie auch an den Haaren herbeigezogen sein, du wirst die Wahrheit, die darin ist, trotzdem glauben, denn du kannst die Wahrheit nicht bestreiten, ganz gleich, wie schäbig sie gekleidet ist.«

»Und wieso glaubst *du* dann *nicht* an *Menschs Leben?«*

»Ich habe mich undeutlich ausgedrückt. Wir benutzen zwei verschiedene Bedeutungen der Worte *Wahrheit* und *Glauben.* Du glaubst, daß die Geschichte wahr ist, weil du mit diesem Gefühl der Wahrheit tief in dir darauf reagierst. Doch dieses Gefühl der Wahrheit betrifft nicht den Tatsachengehalt einer Geschichte – ob sie wortwörtlich ein echtes Er-

eignis in der echten Welt beschreibt. Dein inneres Wahrheitsgefühl reagiert auf die Ursächlichkeit einer Geschichte – ob sie wahrheitsgetreu zeigt, wie das Universum funktioniert, wie die Götter ihren Willen unter den Menschen durchsetzen.«

Qing-jao dachte nur kurz nach und nickte dann. »Also ist *Menschs Leben* vielleicht universell wahr, aber in Einzelheiten falsch.«

»Ja«, sagte Han Fei-tzu. »Du kannst das Buch lesen und große Weisheit daraus ziehen, weil es wahr ist. Aber bietet dieses Buch eine genaue Beschreibung der Schweinchen selbst? Das kann man nur schwer glauben – eine Säugetierspezies, die sich in einen Baum verwandelt, wenn sie stirbt? Als Dichtung wunderschön. Als Wissenschaft lächerlich.«

»Aber woher willst du das wissen, Vater?«

»Nein, ich kann mir nicht sicher sein. Die Natur hat viele seltsame Dinge vollbracht, und es besteht die Möglichkeit, daß *Menschs Leben* echt und wahr ist. Daher glaube ich weder daran, noch bezweifle ich es. Ich lasse es in der Schwebe verharren. Ich warte. Doch während ich warte, rechne ich nicht damit, daß der Kongreß Lusitania behandelt, als sei der Planet mit den Geschöpfen aus *Menschs Leben* bevölkert. Nach allem, was wir wissen, könnten die Pequeninos eine tödliche Gefahr für uns darstellen. Es sind schließlich Außerirdische.«

»Ramänner.«

»In der Geschichte. Doch wir wissen nicht, ob sie Ramänner oder Varelse sind. Die Flotte hat den Kleinen Doktor dabei, weil er nötig sein *könnte*, um der Menschheit eine unaussprechliche Gefahr zu ersparen. Die Entscheidung, ob er eingesetzt werden soll, fällt nicht uns zu, sondern dem Kongreß. Und nicht wir mußten entscheiden, ob er mitgeschickt werden sollte, sondern der Kongreß. Und mit Sicherheit obliegt nicht uns die Entscheidung, ob es ihn geben sollte – die Götter selbst haben entschieden, daß solch ein Ding möglich ist und existieren kann.«

»Also hatte Demosthenes recht. Die Flotte hat das M.D.Gerät dabei.«

»Ja.«

»Und die Regierungsakten, die Demosthenes veröffentlicht hat – sie waren echt.«

»Ja.«

»Aber, Vater – du hast wie viele andere auch behauptet, es seien Fälschungen.«

»Genau, wie die Götter nur zu einigen Auserwählten sprechen, müssen die Geheimnisse der Herrscher nur denjenigen bekannt sein, die ihr Wissen richtig benutzen. Demosthenes hat mächtige Geheimnisse an Menschen verraten, die nicht imstande waren, sie klug zu benutzen, und so mußten diese Geheimnisse zum Besten des Volkes zurückgezogen werden. Die einzige Möglichkeit, ein einmal bekanntes Geheimnis zu bewahren, besteht darin, es durch eine Lüge zu ersetzen; dann ist das Wissen um die Wahrheit erneut dein Geheimnis.«

»Du behauptest, daß Demosthenes nicht gelogen hat, der Kongreß aber doch.«

»Ich behaupte, daß Demosthenes der Feind der Götter ist. Ein weiser Herrscher hätte niemals die Lusitania-Flotte ausgeschickt, ohne ihr die Möglichkeit zu geben, auf *jede* Entwicklung zu reagieren. Doch Demosthenes hat sein wissen, daß die Flotte mit dem Kleinen Doktor ausgestattet ist, zu dem Versuch benutzt, den Kongreß zum Rückzug der Flotte zu zwingen. Also will er denen, die von den Göttern beauftragt wurden, die Menschheit zu beherrschen, die Macht aus den Händen nehmen. Was würde mit dem Volk passieren, wenn es die Herrscher zurückwiese, die die Götter ihm gegeben haben?«

»Chaos und Leid«, sagte Qing-jao. Die Geschichten war voller Zeiten des Chaos und Leids, bis die Götter starke Herrscher und Institutionen schickten, um die Ordnung zu bewahren.

»Also hat Demosthenes über den Chirurg die Wahrheit gesagt. Glaubst du, die Feinde der Götter könnten *niemals* die Wahrheit sprechen? Ich wünschte, es wäre so. Dann könnte man sie viel leichter identifizieren.«

»Wenn wir im Dienst der Götter lügen können… welche anderen Verbrechen können wir dann noch begehen?«

»Was ist ein Verbrechen?«

»Eine Tat, die gegen das Gesetz verstößt.«

»Gegen welches Gesetz?«

»Ich verstehe – der Kongreß macht das Gesetz, also ist das Gesetz das, was der Kongreß sagt. Aber der Kongreß besteht aus Männern und Frauen, die Gutes und Böses tun können.«

»Du näherst dich der Wahrheit. Wir können im Dienst des Kongresses keine Verbrechen begehen, weil der Kongreß die Gesetze macht. Doch wenn der Kongreß jemals böse werden würde, könnten auch wir Böses tun, indem wir ihm gehorchen. Das ist eine Frage des Gewissens. Doch wenn dies geschähe, würde der Kongreß mit Sicherheit das Mandat des Himmels verlieren. Und wir Gottberührte müßten nicht wie andere warten und uns Gedanken um das Mandat des Himmels machen. Wenn der Kongreß das Mandat der Götter verlöre, würden wir es sofort wissen.«

»Also hast du für den Kongreß gelogen, weil der Kongreß das Mandat des Himmels hat.«

»Und daher weiß ich, daß es der Wille der Götter zum Guten des Volkes war, ihnen zu helfen, ihr Geheimnis zu bewahren.«

Qing-jao hatte noch nie in diesen Begriffen vom Kongreß gedacht. Alle Geschichtsbücher, die sie gelesen hatte, stellten den Kongreß als den großen Einiger der Menschheit dar, und den Schulbüchern zufolge waren all seine Handlungen edel. Doch nun begriff sie, daß einige seiner Taten vielleicht nicht gut *zu sein schienen.* Doch das bedeutete nicht unbedingt, daß sie nicht gut waren. »Dann muß ich von den Göttern erfahren, ob der Wille des Kongresses auch ihr Wille ist«, sagte sie.

»Wirst du das tun?« fragte Han Fei-tzu. »Wirst du dem Willen des Kongresses gehorchen, selbst wenn er falsch zu sein scheint, solange der Kongreß das Mandat des Himmels hat?«

»Bittest du mich um meinen Eid?«

»Ja.«

»Dann werde ich gehorchen, solange er das Mandat des Himmels hat.«

»Ich mußte dir diesen Eid abverlangen, um die Sicherheitsbestimmungen des Kongresses zu erfüllen«, sagte er. »Ohne ihn hätte ich dir deine Aufgabe nicht stellen können.« Er räusperte sich. »Doch nun muß ich noch einen Eid von dir verlangen.«

»Ich gebe ihn, wenn ich kann.«

»Dieser Eid ist von – ist aus einer großen Liebe entstanden. Han Qing-jao, wirst du den Göttern bei allen Dingen, auf allen Wegen, dein ganzes Leben lang dienen?«

»Vater, dafür brauchen wir keinen Eid. Haben die Götter mich nicht bereits auserwählt und mit ihrer Stimme geführt?«

»Nichtsdestotrotz verlange ich diesen Eid von dir.«

»Ich werde den Göttern immer dienen, bei allen Dingen, auf allen Wegen.«

Zu ihrer Überraschung kniete Vater vor ihr nieder und nahm ihre Hände in die seinen. Tränen strömten seine Wangen hinab. »Du hast die schwerste Last von meinem Herzen genommen, die sich jemals darauf befunden hat.«

»Wie habe ich dies getan, Vater?«

»Bevor deine Mutter starb, bat sie mich um mein Versprechen. Sie sagte, da ihr ganzes Wesen von ihrer Hingabe an die Götter bestimmt werde, könne ich dir nur helfen, sie kennenzulernen, indem ich dich lehrte, ebenfalls den Göttern zu dienen. Mein Leben lang habe ich befürchtet, daß es mir nicht gelingen könnte, daß du dich von den Göttern abwenden würdest. Daß du sie vielleicht sogar einmal hassen würdest. Oder daß du dich ihrer Stimme nicht als würdig erweisen würdest.«

Diese Worte trafen Qing-jao tief. Sie war sich immer ihrer tiefen Unwürdigkeit vor den Göttern bewußt, ihrer Schmutzigkeit vor ihrem Anblick – selbst wenn sie nicht von ihr verlangten, Linien von Holzmaserungen zu beobachten oder zu verfolgen. Erst jetzt erfuhr sie, was auf dem Spiel stand: die Liebe ihrer Mutter für sie.

»All meine Ängste sind nun von mir gewichen. Du *bist* eine perfekte Tochter, meine Qing-jao. Du hast den Göttern bereits gut gedient. Und nun, nachdem du den Eid geleistet hast, kann ich sicher sein, daß du ihnen auf ewig dienen wirst. Das wird große Freude in dem Haus im Himmel hervorrufen, in dem deine Mutter wohnt.«

Ach ja? Im Himmel kennen sie meine Schwächen. Du, Vater, du siehst nur, daß die Götter noch nicht enttäuscht habe. Mutter hingegen muß wissen, wie oft ich beinahe versagt hätte, wie schmutzig ich bin, wann immer die Götter zu mir hinabschauen.

Doch er schien so voller Freude zu sein, daß sie es nicht wagte, ihm zu zeigen, wie sehr sie den Tag fürchtete, da ihre Unwürdigkeit von allen bemerkt werden würde. Also umarmte sie ihn.

Doch sie konnte nicht anders, sie mußte ihn einfach fragen: »Vater, glaubst du wirklich, Mutter hat gehört, daß ich diesen Eid geleistet habe?«

»Ich hoffe es«, sagte Han Fei-tzu. »Wenn nicht, werden die Götter sicher das Echo aufbewahren, in eine Muschel geben und es sie hören lassen, wann immer sie sie an ihr Ohr hält.«

Diese Art Geschichten zu erzählen war ein Spiel, das sie gespielt hatten, als sie noch klein gewesen war. Qing-jao vergaß ihr Entsetzen und ließ sich schnell eine Antwort einfallen. »Nein, die Götter werden das Gefühl unserer Umarmung bewahren und es in einen Schal weben, den sie um die Schultern legen kann, wenn im Himmel der Winter einzieht.« Sie war jedenfalls erleichtert, daß Vater nicht ja gesagt hatte. Er *hoffte* nur, daß Mutter den Eid, den sie geleistet hatte, gehört hatte. Vielleicht hatte sie ihn aber auch nicht gehört – und dann würde sie nicht so enttäuscht sein, wenn ihre Tochter scheiterte.

Vater küßte sie und erhob sich dann. »Jetzt kannst du deine Aufgabe hören«, sagte er.

Er nahm sie an der Hand und führte sie zu seinem Tisch. Sie stand neben ihm, als er sich auf seinen Stuhl setzte; stehend war sie nicht viel größer als er sitzend. Wahrscheinlich hatte sie noch nicht ihre volle Größe erreicht, doch sie hoffte, daß sie nicht mehr viel wachsen würde. Sie wollte nicht eine dieser großen, massigen Frauen werden, die auf den Feldern schwere Lasten schleppten. Lieber eine Maus als ein Schwein sein, das hatte Mu-pao ihr vor Jahren gesagt.

Vater rief eine Sternenkarte auf den Bildschirm auf. Sie erkannte die Region sofort. Den Mittelpunkt bildete das Sonnensystem von Lusitania, wenngleich der Maßstab zu klein war, als daß man einzelne Planeten hätte ausmachen können. »Lusitania in der Mitte«, sagte sie.

Vater nickte. Er gab ein paar weitere Befehle ein. »Achte genau darauf«, sagte er. »Nicht auf den Bildschirm, sondern auf meine Finger. Das ist gemeinsam mit deiner Stimmidentifikation das Paßwort, das dir Zugang zu den Informationen verschaffen wird, die du brauchen wirst.«

Sie beobachtete, wie er das Paßwort eingab – 4Bande – und begriff die Anspielung sofort. Die Vorfahrin-des-Herzens ihrer Mutter war Jiang-Qing gewesen, die Witwe des ersten kommunistischen Kaisers Mao Zedong. Als Jiang-Qing und ihre Verbündeten aus der Macht gejagt wurden, bezeichnete die Verschwörung der Feiglinge sie mit dem Namen ›Viererbande‹. Qing-jaos Mutter war eine wahre Tochter-des-Herzens dieser großen Märtyrerin der Vergangenheit gewesen. Und nun würde Qing-jao der Vorfahrin-des-Herzens ihrer Mutter jedesmal, wenn sie den Zugangskode tippte, weitere Ehre erweisen können. Es war großzügig von ihrem Vater, dieses Paßwort gewählt zu haben.

Auf dem Display erschienen zahlreiche grüne Punkte. Sie zählte sie schnell, fast ohne nachzudenken: Es waren neunzehn, einige davon in einiger Entfernung von Lusitania zusammengezogen, den Planeten jedoch in alle Richtungen einkreisend.

»Ist das die Lusitania-Flotte?«

»Das war ihre Position vor fünf Monaten.« Er gab einen weiteren Befehl ein. Die grünen Punkte verschwanden allesamt. »Und das ist ihre heutige Position.«

Sie suchte nach den Schiffen, konnte aber nirgendwo einen grünen Punkt finden. Und doch erwartete Vater eindeutig, daß sie *irgend etwas* sah. »Sind sie bereits bei Lusitania?«

»Die Schiffe sind da, wo du sie siehst«, sagte Vater. »Vor fünf Monaten ist die Flotte verschwunden.«

»Wo ist sie?«

»Das weiß niemand.«

»War es eine Meuterei?«

»Das weiß niemand.«

»Die *ganze* Flotte?«

»Jedes einzelne Schiff.«

»Was meinst du, wenn du sagst, sie sei verschwunden?«

Vater bedachte sie mit einem Lächeln. »Gut gemacht, Qing-jao. Du hast die richtige Frage gestellt. Niemand hat sie gesehen – alle Schiffe waren tief im All. Also sind sie nicht *physisch* verschwunden. Soweit wir

wissen, bewegen sie sich vielleicht noch auf ihrem ursprünglichen Kurs. Sie sind nur in dem Sinn verschwunden, daß wir jeden Kontakt mit ihnen verloren haben.«

»Die Verkürzer?«

»Sind verstummt. Alle innerhalb von drei Minuten. Es wurde keine Sendung unterbrochen. Die eine endete, und die nächste – kam nie.«

»Alle Schiffsverbindungen mit *jedem* planetaren Verkürzer? Das ist unmöglich. Selbst eine Explosion, falls es eine so große geben könnte… doch es kann sich jedenfalls nicht um ein einziges Ereignis handeln, weil sie sich so weit um Lusitania verstreut hatten.«

»Nun, es *könnte* doch so gewesen sein, Qing-jao. Solch eine Katastrophe wäre vorstellbar – Lusitanias Stern könnte zu einer Supernova geworden sein. Es würde Jahrzehnte dauern, bis wir selbst auf den nahegelegensten Welten den Blitz sehen. Das Problem ist, daß es sich um die unwahrscheinlichste Supernova in der Geschichte handelte – nicht *unmöglich,* aber unwahrscheinlich.«

»Und es hätte einige Vorwarnungen gegeben. Einige Veränderungen des Sterns. Haben die Schiffsinstrumente nichts entdeckt?«

»Nein. Deshalb sind wir ja der Meinung, daß es sich nicht um irgendein bekanntes astronomisches Phänomen handelt. Die Wissenschaftler können es sich einfach nicht erklären. Also haben wir herauszufinden versucht, ob es sich um Sabotage handelt. Wir haben nach Manipulationen der Verkürzer-Computer geforscht. Wir sind alle Personalakten jedes einzelnen Schiffes durchgegangen und haben nach einer möglichen Verschwörung unter den Schiffsbesatzungen gesucht. Wir haben eine Kryptoanalyse jeder Nachricht von jedem einzelnen Schiff vorgenommen und nach versteckten Mitteilungen unter den Verschwörern gesucht. Das Militär und die Regierung haben alles analysiert, was sich nur analysieren läßt. Die Polizei auf jedem Planeten hat Untersuchungen vorgenommen – wir haben den Hintergrund *eines jeden* Verkürzer-Bedieners durchleuchtet.«

»Obwohl keine Nachrichten mehr geschickt werden, sind die Verkürzer noch miteinander verbunden?«

»Was glaubst du?«

Qing-jao errötete. »Natürlich sind sie das noch, selbst wenn ein M.D.-Gerät gegen die Flotte eingesetzt worden sein sollte, weil die Verkürzer durch Fragmente subatomarer Partikel miteinander verbunden sind. Sie wären noch immer da, auch wenn das ganze Sternenschiff zu Staub zerblasen sein würde.«

»Es muß dir nicht peinlich sein, Qing-jao. Die Weisen sind nicht weise, weil sie keine Fehler machen. Sie sind weise, weil sie ihre Fehler korrigieren, sobald sie sie erkannt haben.«

Doch Qing-jao errötete nun aus einem anderen Grund. Das heiße Blut pochte in ihrem Kopf, weil ihr gerade aufgegangen war, wie Vaters Aufgabe für sie aussehen würde. Aber das war unmöglich. Er konnte *ihr* keinen Auftrag geben, bei dem tausend weisere, ältere Menschen schon gescheitert waren.

»Vater«, flüsterte sie, »was ist meine Aufgabe?« Sie hoffte noch immer, daß es sich um irgendein kleineres Problem handelte, das mit dem Verschwinden der Flotte zusammenhing. Doch noch bevor er sprach, wußte sie, daß ihre Hoffnung vergeblich war.

»Du mußt jede mögliche Erklärung für das Verschwinden der Flotte herausfinden«, sagte er, »und berechnen, wie wahrscheinlich davon eine jede ist. Der Sternenwege-Kongreß muß sagen können, wie das geschehen ist, und sicherstellen, daß es nie wieder geschehen wird.«

»Aber Vater«, sagte Qing-jao, »ich bin erst sechzehn. Gibt es nicht viele andere, die klüger als ich sind?«

»Vielleicht sind sie alle zu klug für diese Aufgabe«, sagte er. »Aber du bist jung genug, um dich nicht für weise zu halten. Du bist jung genug, um unmögliche Dinge zu denken und herauszufinden, warum sie vielleicht doch möglich sind. Vor allem sprechen die Götter mit außergewöhnlicher Klarheit zu dir, mein brillantes Kind, meine ›Strahlend Helle‹.«

Das war es, wovor sie Angst hatte – daß Vater von ihr erwartete, Erfolg zu haben, weil ihr die Gunst der Götter galt. Er begriff nicht, für wie unwürdig die Götter sie hielten, wie wenig sie sie mochten.

Und da war noch ein Problem. »Was geschieht, wenn ich Erfolg habe, wenn ich herausfinde, wo die Lusitania-Flotte ist, und die Kommunikati-

on wiederherstelle? Wäre es dann nicht meine Schuld, wenn die Flotte Lusitania vernichtete?«

»Es ist gut, daß dein erster Gedanke dem Volk von Lusitania gilt. Ich versichere dir, der Sternenwege-Kongreß hat versprochen, das M.D.-Gerät nur einzusetzen, wenn es sich als absolut unvermeidlich erweist, und das ist so unwahrscheinlich, daß es ich mir einfach nicht vorstellen kann. Doch selbst, wenn es so kommen sollte, obliegt dem Kongreß die Entscheidung. Wie mein Vorfahre-des-Herzens sagte: ›Obwohl die Bestrafung des Weisen leicht sein kann, liegt dies nicht an seiner Hingabe; obwohl seine Strafbestimmungen schwer sein können, liegt dies nicht an seiner Grausamkeit; er folgt einfach dem Brauch gemäß der Zeit. Die Umstände ändern sich gemäß der Epoche, und die Möglichkeiten, sich mit ihnen zu befassen, ändern sich mit den Umständen.‹ Du kannst dir sicher sein, daß sich der Sternenwege-Kongreß mit Lusitania befassen wird, nicht freundlich oder grausam, sondern so, wie es zum Wohl der gesamten Menschheit notwendig ist. Deshalb dienen wir den Herrschern: weil sie dem Volk dienen, die den Ahnen dienen, die den Göttern dienen.«

»Vater, es war unwürdig, auch nur einen anderen Gedanken zu hegen«, sagte Qing-jao. Sie fühlte jetzt, wie schmutzig sie war, anstatt nur davon zu wissen. Sie mußte sich die Hände waschen. Sie mußte die Linie einer Holzmaserung verfolgen. Doch sie unterdrückte den Drang. Sie würde warten.

Was auch immer ich tue, dachte sie, es wird schreckliche Konsequenzen haben. Wenn ich versage, wird Vater die Ehre vor dem Kongreß und demzufolge vor der gesamten Welt Weg verlieren. Das würde vielen beweisen, daß Vater nicht würdig ist, nach seinem Tod zum Gott von Weg erwählt zu werden.

Doch wenn ich Erfolg habe, könnte das Ergebnis der Xenozid sein. Obwohl die Wahl dem Kongreß unterliegt, würde ich dennoch wissen, daß ich es erst ermöglicht habe. Die Verantwortung fiele zum Teil mir zu. Ganz gleich, was ich tue, das Scheitern erwartet mich, und die Unwürdigkeit wird mich besudeln.

Dann sprach Vater zu ihr, als hätten die Götter ihm ihr Herz offenbart. »Ja, du warst unwürdig«, sagte er, »und du setzt diese Unwürdigkeit selbst jetzt noch in deinen Gedanken fort.«

Qing-jao errötete und senkte den Kopf. Sie schämte sich, nicht weil ihre Gedanken für ihren Vater so leicht zu lesen waren, sondern weil sie überhaupt solch ungehorsame Gedanken gehabt hatte.

Vater berührte mit der Hand sanft ihre Schulter. »Aber ich glaube, die Götter werden dich würdig machen«, sagte er. »Der Sternenwege-Kongreß hat das Mandat des Himmels, doch du bist ebenfalls auserwählt, deinen eigenen Weg zu gehen. Du kannst mit dieser großen Aufgabe Erfolg haben. Willst du es versuchen?«

»Ich werde es versuchen.« Ich werde auch versagen, doch das wird niemanden überraschen, am wenigsten die Götter, die meine Unwürdigkeit kennen.

»Alle Archivdateien stehen für deine Suche offen, wenn du deinen Namen sagst und das Paßwort eingibt. Laß es mich wissen, wenn du Hilfe brauchst.«

Sie verließ Vaters Raum mit Würde und zwang sich, langsam die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufzugehen. Erst nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, warf sie sich auf die Knie und kroch über den Boden. Sie verfolgte die Linien der Holzmaserung, bis sie kaum noch sehen konnte. Ihre Unwürdigkeit war so groß, daß sie sich selbst danach nicht ganz sauber fühlte; sie ging ins Badezimmer und schrubbte sich die Hände ab, bis sie wußte, daß die Götter zufrieden waren. Zweimal wollten die Diener sie stören, indem sie Mahlzeiten oder Nachrichten brachten, doch als sie sahen, daß die Götter zu ihr sprachen, verbeugten sie sich und entfernten sich leise.

Nicht das Waschen ihrer Hände reinigte sie schließlich. Erst in dem Augenblick, da sie den letzten Zweifel der Unsicherheit aus ihrem Herzen vertrieb, wurde sie sauber. Der Sternenwege-Kongreß hatte das Mandat des Himmels. Sie mußte sich von allen Zweifeln befreien. Was auch immer er mit der Lusitania-Flotte vorhatte, es war sicherlich der Wille der Götter, daß es geschah. Daher war es ihre Pflicht, dem Kongreß bei der Ausführung zu helfen. Und wenn sie tatsächlich dem Willen der Götter folgte, würde es ihr einen Weg eröffnen, das Problem zu lö-

sen, das man ihr gestellt hatte. Jedesmal, wenn sie etwas anderes dachte, jedesmal, wenn ihr Demosthenes' Worte wieder in den Sinn kamen, mußte sie sie ausmerzen, indem sie sich daran erinnerte, daß *sie* den Herrschern gehorchte, die das Mandat des Himmels hatten.

Als ihr Verstand sich wieder beruhigt hatte, waren ihre Handflächen roh und aufgesprungen und blutig. So erhebt sich mein Verständnis von der Wahrheit, sagte sie sich. Wenn ich genug von meiner Sterblichkeit abwasche, wird die Wahrheit der Götter nach oben streben, dem Licht entgegen.

Endlich war sie sauber. Es war schon spät, und ihre Augen waren müde. Dennoch setzte sie sich an ihr Terminal und begann mit der Arbeit. »Zeige mir die Zusammenfassung aller Nachforschungen, die bislang über das Verschwinden der Lusitania-Flotte betrieben wurden«, sagte sie, »und fange mit den neuesten an.« Fast augenblicklich erschienen in der Luft über ihrem Terminal Buchstaben; Seite um Seite reihten sie sich auf, wie Soldaten, die an die Front marschierten. Sie las eine Seite, rollte sie dann nach oben und holte damit die nachfolgende heran. Sieben Stunden las sie, bis sie nicht mehr lesen konnte; dann schlief sie vor dem Terminal ein.

Jane beobachtet alles. Sie kann gleichzeitig eine Million Aufgaben erledigen und tausend Dinge tun. Diese beiden Fähigkeiten sind nicht unendlich, aber um so vieles größer als unsere armselige Fähigkeit, an eine Sache zu denken, während wir eine andere erledigen, daß man sie fast als unendlich bezeichnen könnte. Sie hat jedoch eine Sinnesbeschränkung, die wir nicht haben; oder vielmehr, wir *sind* ihre größte Beschränkung. Sie sieht und weiß nichts, was nicht vorher als Daten in einen Computer eingegeben wurde, der mit dem großen Netzwerk zwischen den Welten verbunden ist.

Das ist eine geringere Beschränkung, als man glauben könnte. Sie hat fast unmittelbaren Zugang zu den unverarbeiteten Dateneingaben eines jeden Sternenschiffs und Satelliten, eines jeden Verkehrskontrollsystems und fast jeder elektronisch überwachten Spionagevorrichtung im menschlichen Universum. Aber das bedeutet, daß sie fast nie Zeuge des Streits eines Liebespaars wird oder von Bettgeschichten, Meinungsver-

schiedenheiten im Klassenzimmer, Konversationen bei den Mahlzeiten oder bitterer, einsam vergossener Tränen. Sie kennt nur den Aspekt unseres Lebens, den wir als digitale Information verarbeiten.

Wenn man Jane nach der genauen Zahl der Menschen auf den besiedelten Welten fragte, würde sie schnell eine Zahl nennen, die auf Volkszählungen basiert, kombiniert mit den Geburten- und Sterbestatistiken all unserer Bevölkerungsgruppen. In den meisten Fällen könnte sie diesen Zahlen Namen zuordnen, wenngleich kein Mensch lange genug leben würde, um diese Liste zu lesen. Und wenn man einen Namen nimmt, der einem gerade zufällig einfällt – Han Qing-jao zum Beispiel –, und Jane fragt: »Wer ist diese Person?«, dann kann sie einem fast augenblicklich den Lebenslauf der betreffenden Person geben – Geburtsdatum, Staatsbürgerschaft, die Eltern, Größe und Gewicht bei der letzten medizinischen Untersuchung, Schulnoten.

Aber das alles sind unverlangte Informationen und für sie nur Hintergrundgeräusche. Jane weiß, daß es sie gibt, doch sie bedeuten ihr nichts. Sie nach Han Qing-jao zu fragen, hätte in etwa dieselbe Bedeutung, als fragte man Jane nach einem bestimmten Wasserdampfmolekül in einer fernen Wolke. Das Molekül ist mit Sicherheit vorhanden, doch es unterscheidet sich nicht von den Millionen anderer in seiner unmittelbaren Umgebung.

Das traf bis auf den Augenblick zu, da Han Qing-jao ihren Computer benutzte, um sich Zugang zu allen Berichten über das Verschwinden der Lusitania-Flotte zu verschaffen. Danach stieg Qing-jaos Name auf Janes Aufmerksamkeitsebenen mehrere Stufen nach oben. Jane erstellte ein Verzeichnis von allem, was Qing-jao ihren Computer abfragte. Und ihr wurde schnell klar, daß Qing-jao, obwohl sie erst sechzehn Jahre alt war, ihr ernsthafte Schwierigkeiten machen konnte. Denn Qing-jao war keiner Bürokratie verpflichtet, ging ihr Projekt mit keinerlei ideologischem Ansatz an und warf einen breiteren und daher gefährlicheren Blick auf alle Informationen, die die menschlichen Nachrichtendienste bislang gesammelt hatten.

Warum war dies so gefährlich? Hatte Jane Spuren hinterlassen, die Qing-jao finden würde?

Nein, natürlich nicht. Jane hinterließ keine Spuren. Sie hatte in Erwägung gezogen, einige zu hinterlassen, um das Verschwinden der Lusitania-Flotte wie Sabotage, mechanisches Versagen oder eine Naturkatastrophe aussehen zu lassen. Doch sie mußte diese Idee wieder aufgeben, da sie keinerlei *physischen* Hinweise fabrizieren konnte. Sie konnte lediglich irreführende Daten in Computerbanken hinterlassen, die jedoch keinerlei physikalische Entsprechungen in der wirklichen Welt gehabt hätten. Daher hätte jeder halbwegs intelligente Wissenschaftler schnell gemerkt, daß es sich bei diesen Hinweisen um gefälschte Daten handeln mußte. Daraufhin hätte er die Schlußfolgerung gezogen, daß das Verschwinden der Lusitania-Flotte von irgendeiner Organisation herbeigeführt worden sein mußte, die einen unvorstellbar detaillierten Zugang zu den Computersystemen besaß, in denen die falschen Daten enthalten waren. Dies würde mit Sicherheit dazu führen, daß die Menschen sie viel schneller entdeckten, als hätte sie überhaupt keine Spuren hinterlassen.

Es war eindeutig am vorteilhaftesten, keine Spuren zu hinterlassen; und bis Han Qing-jao mit ihren Nachforschungen begann, hatte auch alles geklappt. Eine jede ermittelnde Behörde suchte nur dort, wo sie immer suchte. Die Polizei zahlreicher Planeten überprüfte alle bekannten Dissidenten-Gruppen (und folterte mitunter verschiedene Dissidenten, bis sie sinnlose Geständnisse machten, woraufhin die Behörden Abschlußberichte verfaßten und den Fall als gelöst bezeichneten). Das Militär suchte nach Anzeichen militärischer Opposition – besonders nach außerirdischen Sternenschiffen, da das Militär die Invasion der Krabbler vor dreitausend Jahren genau in Erinnerung behalten hatte. Wissenschaftler suchten nach Anzeichen unerwarteter, unsichtbarer astronomischer Phänomene, die entweder die Zerstörung der Flotte oder den teilweisen Zusammenbruch der Verkürzer-Kommunikation erklären konnten. Die Politiker suchten nach jemandem, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben konnten. Niemand stellte sich vor, daß es Jane geben konnte, und daher fand sie auch niemand.

Doch Han Qing-jao nahm eine genaue Durchsicht der Daten vor und setzte sorgfältig und präzise alles zusammen. Früher oder später mußte sie einfach auf Indizien stoßen, die Janes Existenz bewiesen – und damit vernichteten. Dieser Beweis bestand, einfach ausgedrückt, aus Mangel an

Beweisen. Niemand sonst konnte es sehen, weil niemand sonst seine Nachforschungen vorurteilsfrei und methodisch genug durchführte.

Jane konnte jedoch nicht wissen, daß Qing-jaos anscheinend unmenschliche Geduld, die peinliche Genauigkeit, mit der sie Detail für Detail untersuchte, die ständigen Umprogrammierungen und Abänderungen der Computersuche, daß all dies das Ergebnis endloser Stunden war, die sie auf einem Holzboden kniend verbracht hatte, um sorgfältig eine Linie im Holz vom einen Ende des Brettes zum anderen zu verfolgen. Jane konnte nicht einmal ahnen, daß die große Lektion, die die Götter sie gelehrt hatten, Qing-jao zu ihrer ernsthaftesten Widersacherin machten. Jane wußte nur, daß diese Sucherin namens Qing-jao irgendwann begreifen würde, was sonst eigentlich niemand verstand: daß jede vorstellbare Erklärung für das Verschwinden der Lusitania-Flotte bereits vollständig eliminiert worden war.

Damit blieb nur noch eine einzige Schlußfolgerung: daß irgendeine Kraft, der man in der Geschichte der Menschheit noch nirgendwo begegnet war, die Macht hatte, entweder eine weit verstreute Flotte von Sternenschiffen gleichzeitig verschwinden zu lassen, oder, was genauso unwahrscheinlich war, die Verkürzer dieser Flotte alle auf einmal ausfallen zu lassen. Und wenn derselbe methodische Verstand dann anfing, mögliche Kräfte aufzulisten, die vielleicht solch eine Macht hatten, würde irgendwann auch der einzig relevante Name auf dieser Liste stehen: eine unabhängige Wesenheit, die zwischen den Philotensträngen lebte, die alle Verkürzer miteinander verband – oder besser gesagt, die aus diesen Philotensträngen bestand. Da diese Idee den Tatsachen entsprach, würden keinerlei logische Skrupel oder Forschungen sie eliminieren können. Schließlich würde allein diese Idee übrigbleiben. Und irgendwann würde sich jemand Qing-jaos Entdeckung bedienen, um Jane zu vernichten.

Also beobachtete Jane Qing-jaos Nachforschungen mit immer größerer Faszination. Diese sechzehn Jahre alte Tochter Han Fei-tzus, die 39 Kilo wog und einen Meter und sechzig groß war und der obersten sozialen und intellektuellen Klasse der chinesischen Taoistenwelt Weg angehörte, war der erste Mensch, den Jane je gefunden hatte, der mit annähernder Gründlichkeit und Präzision eines Computers und folglich auch Janes selbst vorging. Und obwohl Jane die Suche, für die Qing-jao Wo-

chen und Monate brauchen würde, in einer Stunde abschließen könnte, lag die gefährliche Wahrheit darin, daß Qing-jao fast genau die Suche durchführte, die auch Jane selbst vorgenommen hätte; und daher bestand für Jane kein Grund für die Annahme, daß Qing-jao nicht zu der Schlußfolgerung gelangte, zu der auch Jane gelangen würde.

Qing-jao war daher Janes gefährlichster Feind, und Jane konnte sie nicht aufhalten – zumindest nicht physisch. Wenn sie versuchte, Qing-jaos Informationszugang zu blockieren, würde Jane sie nur noch schneller auf die Spur ihrer Existenz führen. Anstatt sich also offen zu widersetzen, suchte Jane nach einer anderen Möglichkeit, ihren Feind aufzuhalten. Sie verstand die menschliche Natur nicht vollkommen, doch Ender hatte ihr eins beigebracht: Wenn man einen Menschen davon abhalten wollte, etwas zu tun, mußte man dafür sorgen, daß die betreffende Person es nicht mehr tun *wollte.*

Kapitel 6
Varelse

›Wieso kannst du direkt mit Enders Geist sprechen?‹

›Nun, da wir wissen, wo er ist, ist das so natürlich wie die Nahrungsaufnahme.‹

›Wie hast du ihn gefunden? Ich konnte noch nie mit dem Geist von jemandem sprechen, der noch nicht ins dritte Leben übergewechselt war.‹

›Wir haben ihn durch die Verkürzer gefunden und die mit ihnen verbundene Elektronik – seinen Körper – im Raum gefunden. Um seinen Geist zu erreichen, mußten wir ins Chaos greifen und eine Brücke bilden.‹

›Eine Brücke?‹

›Ein Übergangswesen, das teilweise seinem Geist und teilweise unserem entspricht.‹

›Warum hast du ihn nicht daran gehindert, dich zu vernichten, wenn du doch seinen Geist erreichen konntest?‹

›Das menschliche Gehirn ist sehr seltsam. Bevor das, was wir dort fanden, für uns einen Sinn ergab, bevor wir lernen konnten, wie man in diesen verzerrten Raum spricht, waren all meine Schwestern und Mütter tot. Während all der Jahre, die wir im Kokon warteten, fuhren wir damit fort, seinen Geist zu studieren, bis er uns fand; als er dann kam, konnten wir direkt zu ihm sprechen.‹

›Was geschah mit der Brücke, die ihr gemacht habt?‹

›Darüber haben wir nie nachgedacht. Wahrscheinlich ist sie noch irgendwo dort draußen.‹

Die neue Kartoffelzüchtung starb ab. Ender sah die verräterischen braunen Kreise auf den Blättern, die abgebrochenen Pflanzen, wo die Stengel so spröde geworden waren, daß die leichteste Brise sie verbog, bis sie brachen. An diesem Morgen waren war sie noch gesund gewesen. Der Ausbruch dieser Krankheit war so plötzlich erfolgt, ihre Wirkung so verheerend, daß es sich nur um den Descolada-Virus handeln konnte.

Ela und Novinha würden enttäuscht sein – sie hatten so große Hoffnungen in diese Züchtung gesetzt. Ela, Enders Stieftochter, hatte an einem Gen gearbeitet, das jede Zelle in einem Organismus veranlassen sollte, drei verschiedene Chemikalien zu produzieren, von denen bekannt war, daß sie den Descolada-Virus hemmten oder abtöteten. Novinha, Enders Frau, hatte an einem Gen gearbeitet, das die Zellkerne veranlassen sollte, für jedes Molekül undurchdringlich zu werden, das größer war als ein Zehntel der Größe der Descolada. Bei dieser Kartoffelzüchtung hatten sie beide Gene eingebracht, und als die ersten Test erwiesen hatten, daß sich beide Wesenszüge durchgesetzt hatten, hatte Ender die Sämlinge zu der Experimentalfarm gebracht und dort eingepflanzt. Er und seine Assistenten hatten sie in den letzten sechs Wochen gehegt und gepflegt. Alles schien gut zu verlaufen.

Falls die Methode funktioniert hätte, hätte man sie bei allen Pflanzen und Tieren anwenden können, von denen die Menschen auf Lusitania nahrungsmäßig abhängig waren. Doch der Descolada-Virus war einfach zu gerissen – irgendwann durchschaute er all ihre Strategien. Trotzdem waren sechs Wochen besser als die normalen zwei oder drei Tage. Vielleicht waren sie auf dem richtigen Weg.

Oder vielleicht waren die Dinge bereits zu weit fortgeschritten. Damals, als Ender auf Lusitania eingetroffen war, überstanden neue Züchtungen von irdischen Pflanzen und Tieren zumindest mehr als zwei Jahre auf den Feldern, bevor der Descolada-Virus ihre genetischen Moleküle dekodierte und sie zerriß. Doch in den letzten Jahren hatte der Descolada-Virus anscheinend einen Durchbruch erzielt, der es ihm erlaubte, jedes Molekül von der Erde in Tagen oder sogar Stunden zu dekodieren.

Heutzutage war es den menschlichen Kolonisten nur möglich, ihre Pflanzen zu ziehen und Tiere zu züchten, weil sie ein Spray einzusetzen, das für den Descolada-Virus augenblicklich tödlich war. Es gab menschliche Kolonisten, die den ganzen Planeten besprühen und den Descolada-Virus ein für alle Mal auslöschen wollten.

Einen ganzen Planeten zu besprühen war zwar unpraktisch, aber nicht unmöglich; andere Gründe sprachen gegen diesen Vorschlag. Jede einheimische Lebensform des Planeten war bei ihrer Reproduktion völlig vom Descolada-Virus abhängig. Das galt auch für die Schweinchen – die

Pequeninos, die Intelligenzwesen dieser Welt –, deren Reproduktionszyklus unausweichlich mit der einzigen einheimischen Baumspezies verknüpft war. Sollte der Descolada-Virus vernichtet werden, würde diese Generation Pequeninos die letzte sein. Es wäre Xenozid.

Bislang war die Vorstellung, irgend etwas zu tun, was die Schweinchen auslöschen wurde, nachdrücklich von den meisten Menschen auf Lusitania zurückgewiesen worden. Bislang. Doch Ender wußte, daß viele es sich anders überlegen würden, sobald ein paar weitere Fakten bekanntgemacht werden würden. Zum Beispiel wußte nur eine Handvoll Menschen, daß sich die Descolada bereits zweimal an die Chemikalien angepaßt hatte, die sie benutzten, um sie zu töten. Ela und Novinha hatten bereits mehrere neue Versionen der Chemikalie entwickelt, um bei der nächsten Anpassung der Descolada sofort auf ein anderes Virizid zurückgreifen zu können. Ebenso hatten sie einmal versucht, den Descolada-Hemmer zu verändern, der verhinderte, daß die Menschen an dem Descolada-Virus starben, der sich im Körper eines jeden Mitglieds der Kolonie befand. Alle Nahrungsmittel der Kolonie wurden mit dem Hemmer versetzt, so daß jeder Mensch ihn mit jeder Mahlzeit zu sich nahm.

Doch alle Hemmer und Virizide beruhten auf denselben grundlegenden Prinzipien. Genau wie der Descolada-Virus gelernt hatte, sich im allgemeinen an die auf der Erde geborenen Gene anzupassen, würde er auch lernen, wie er mit den unterschiedlichen Chemikalien fertig würde, und dann spielte es keine Rolle mehr, wie viele neue Versionen sie hatten – die Descolada würde ihre Vorräte innerhalb von ein paar Tagen vernichten.

Nur ein paar Menschen wußten, wie unsicher das Überleben der Lusitania-Kolonie in Wirklichkeit war. Nur ein paar Menschen begriffen, wieviel von der Arbeit abhing, die Ela und Novinha als Lusitanias Xenobiologen leisteten; wie knapp ihr Wettlauf mit der Descolada war; wie verheerend die Folgen sein würden, gerieten sie jemals ins Hintertreffen.

Auch gut. Wenn die Kolonisten es wüßten, würden viele sagen: Wenn es unausweichlich ist, daß uns die Descolada eines Tages überwältigen wird, sollten wir sie jetzt auslöschen. Wir bedauern, daß dadurch alle

Schweinchen sterben, doch wenn es heißt, wir oder sie, dann entscheiden wir uns für uns.

Es war gut und schön, daß Ender die Dinge langfristig betrachtete, aus der philosophischen Perspektive gewissermaßen, und sagte: Besser, eine kleine Menschenkolonie wird ausgelöscht, als daß eine ganze vernunftbegabte Rasse stirbt. Er wußte, daß er mit diesem Argument bei den Menschen auf Lusitania nichts erreichen konnte. Ihr eigenes Leben stand hier auf dem Spiel und das Leben ihrer Kinder; es wäre absurd, von ihnen die Bereitschaft zu erwarten, für eine andere Rasse in den Tod zu gehen, die sie nicht verstanden und die nur die wenigsten von ihnen überhaupt mochten. Es ergab genetisch keinen Sinn – die Evolution ermutigt nur Geschöpfe, die darauf bedacht sind, ihre eigenen Gene zu schützen. Selbst wenn der Bischof persönlich erklären würde, es sei der Wille Gottes, daß die Menschen von Lusitania ihr Leben für die Schweinchen aufgaben, würden ihm kaum jemand gehorchen.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich selbst solch ein Opfer bringen würde, dachte Ender. Obwohl ich keine Kinder habe. Obwohl ich bereits die Vernichtung einer bewußten Rasse miterlebt habe – obwohl ich diese Vernichtung selbst ausgelöst habe und weiß, welch eine schreckliche moralische Last das ist –, bin ich mir nicht sicher, ob ich meine Mitmenschen dem Tod ausliefern könnte.

Und doch – könnte ich der Vernichtung der Pequeninos zustimmen? Könnte ich einen weiteren Xenozid zulassen?

Er nahm einen der abgebrochenen Kartoffelstengel mit den fleckigen Blättern auf. Er würde ihn natürlich Novinha bringen müssen. Novinha – oder Ela – würde ihn untersuchen, und sie würden bestätigen, was bereits offensichtlich war. Noch ein Fehlschlag. Er steckte den Kartoffelstengel in einen sterilen Beutel.

»Sprecher.«

Es war Pflanzer, Enders Assistent und engster Freund unter den Schweinchen. Pflanzer war ein Sohn des Pequeninos namens Mensch, den Ender ins ›dritte Leben‹ geführt hatte, das Baumstadium des Lebenszyklus der Pequeninos. Ender hielt den durchsichtigen Plastikbeutel hoch, damit Pflanzer die Blätter darin sehen konnte.

»Wirklich sehr tot, Sprecher«, sagte Pflanzer ohne jede erkennbare Gefühlsregung. Das war am Anfang das Unangenehmste bei der Arbeit mit den Pequeninos gewesen – sie zeigten keine Gefühle, die die Menschen leicht und gewohnheitsmäßig deuten konnten. Diese Eigenschaft war ausschlaggebend dafür, daß die meisten Kolonisten die Schweinchen nicht akzeptierten. Die Schweinchen waren nicht niedlich oder süß; sie waren lediglich fremd.

»Wir versuchen es noch einmal«, sagte Ender. »Ich glaube, wir kommen der Sache näher.«

»Deine *Gattin* will dich sprechen«, sagte Pflanzer. Das Wort *Gattin,* selbst in eine Menschensprache wie Stark übersetzt, war für einen Pequenino so voller Spannungen, daß er das Wort kaum natürlich aussprechen konnte – Pflanzer kreischte es fast.

»Ich wollte sowieso gerade zu ihr«, sagte Ender. »Würdest du bitte diese Kartoffeln ausmessen und aufzeichnen?«

Pflanzer sprang buchstäblich hoch – wie ein Popcorn, dachte Ender. Obwohl sein Gesicht für menschliche Augen ausdruckslos blieb, drückte der vertikale Sprung seine Freude aus. Pflanzer arbeitete liebend gern mit der elektronischen Ausrüstung, weil Maschinen ihn faszinierten und es seinen Status unter den anderen männlichen Pequeninos beträchtlich erhöhte. Pflanzer schickte sich augenblicklich an, die Kamera und den dazugehörigen Computer aus der Tasche zu holen, die er immer bei sich trug.

»Wenn du fertig bist, bereitest du dieses Feld bitte für das Abblitzen vor«, sagte Ender.

»Ja, ja«, sagte Pflanzer. »Ja, ja, ja.«

Ender seufzte. Pequeninos ärgerten sich maßlos, wenn Menschen ihnen etwas sagten, was sie bereits wußten. Pflanzer kannte die Routine, die ablief, wenn die Descolada sich an eine neue Züchtung angepaßt hatte – der »gelehrige« Virus mußte vernichtet werden, solange er noch isoliert war. Sie mußten verhindern, daß sämtliche Descolada-Viren davon profitierten, was dieser Strang gelernt hatte. Und doch befriedigten die Menschen so ihr Verantwortungsgefühl – sie vergewisserten sich noch einmal, obwohl sie wußten, daß es überflüssig war.

Pflanzer war so beschäftigt, daß er kaum bemerkte, daß Ender das Feld verließ. Als Ender im Isolationsschuppen am Ende des Feldes war, das der Stadt am nächsten lag, zog er sich aus, steckte seine Kleidung in den Reinigungskasten und vollführte dann den Reinigungstanz – er streckte die Hände nach oben aus, ließ die Arme an den Schultern rotieren, drehte sich im Kreis, bückte sich und richtete sich wieder auf, damit kein Teil seines Körpers von der Kombination aus Strahlung und Gasen, die den Schuppen ausfüllte, verfehlt wurde. Er atmete tief durch Mund und Nase ein und hustete dann wie gewöhnlich, weil die Gase kaum in der menschlichen Toleranzschwelle lagen. Drei volle Minuten mit tränenden Augen und brennenden Lungen, während er mit den Armen winkte und sich hinhockte und wieder aufstand: ein Ritual des Gehorsams für die allmächtige Descolada. So erniedrigen wir uns vor dem unbestrittenen Herren des Lebens auf diesem Planeten.

Schließlich war er fertig. Als endlich frische Luft in den Schuppen strömte, nahm er seine noch warme Kleidung aus dem Kasten und zog sie an. Sobald er den Schuppen verlassen hatte, würde er sich aufheizen, bis die Temperatur weit über der erwiesenen Wärmetoleranzgrenze des Descolada-Virus lag. Diese letzte Stufe der Reinigung konnte nichts in dem Schuppen überstehen. Wenn beim nächsten Mal jemand den Schuppen betrat, würde er absolut steril sein.

Doch Ender konnte den Gedanken nicht verdrängen, daß der Descolada-Virus irgendwie einen Weg finden würde, durch den er schlüpfen konnte – wenn nicht durch den Schuppen, dann durch die leichte Disruptorbarriere, die die Felder mit den Experimentalpflanzen umgab wie eine unsichtbare Festungsmauer. Offiziell kam kein Molekül, das aus über einhundert Atomen bestand, durch diese Barriere, ohne aufgebrochen zu werden. Zäune auf beiden Seiten der Barriere verhinderten, daß sich sowohl Menschen als auch Schweinchen in die Todeszone verirrten – doch Ender hatte sich oft vorgestellt, wie es wäre, wenn doch jemand durch das Auflösungsfeld ginge. Wenn die Zellkernsäuren aufbrachen, würde jede einzelne Körperzelle augenblicklich absterben. Vielleicht würde der Körper seine Form behalten. Doch in Enders Vorstellung zerfiel er auf der anderen Seite der Barriere immer zu Staub, den der Wind wie Rauch davontrug, bevor er den Boden berührte.

Kopfzerbrechen bereitete Ender, daß das Auflösungsfeld auf demselben Prinzip beruhte wie das Molekular-Detachier-Gerät. Ursprünglich dazu konstruiert, gegen Sternenschiffe und Raketen eingesetzt zu werden, hatte Ender es vor dreitausend Jahren, als er die menschliche Kriegsflotte kommandierte, gegen den Heimatplaneten der Krabbler eingesetzt. Und dieselbe Waffe hatte der Sternenwege-Kongreß nun nach Lusitania geschickt. Jane zufolge hatte der Sternenwege-Kongreß bereits versucht, den Einsatzbefehl zu schicken. Sie hatte ihn abgeblockt, indem sie die Verkürzerkommunikation zwischen der Flotte und dem Rest der Menschheit unterbrochen hatte, doch man konnte nicht sagen, ob irgendein übereifriger Schiffskapitän, der in Panik geraten war, weil sein Verkürzer nicht mehr funktionierte, die Waffe nicht doch einsetzen würde, wenn er Lusitania erreicht hatte.

Es war undenkbar, doch sie hatten es getan – der Kongreß hatte den Befehl gegeben, eine Welt zu vernichten. Xenozid zu begehen. Hatte Ender die *Schwarmkönigin* vergeblich geschrieben? Hatten sie bereits vergessen, was geschehen war?

Doch für sie war ›bereits‹ der falsche Ausdruck. Für die meisten Menschen lag das Geschehen dreitausend Jahre zurück. Und obwohl Ender *Menschs Leben* geschrieben hatte, wurde dem Buch noch nicht genug Glauben geschenkt. Die Menschen hatten das Buch noch nicht so weit akzeptiert, daß der Kongreß es nicht wagen würde, gegen die Pequeninos vorzugehen.

Warum hatte der Kongreß den Befehl gegeben? Wahrscheinlich aus dem gleichen Grund, aus dem die Xenobiologen die Disruptorbarriere errichtet hatten: um einen gefährlichen Virus zu isolieren, damit er sich nicht weiter ausbreiten konnte. Der Kongreß versuchte wahrscheinlich besorgt, die Infektion einer planetaren Revolte einzudämmen. Doch wenn die Flotte hier eintraf, würde sie den Chirurgen, ob nun mit oder ohne Befehl, wahrscheinlich als Endlösung für das Descolada-Problem einsetzen. Wenn es keinen Planeten Lusitania mehr gab, würde es auch keinen selbstmutierenden, halbintelligenten Virus geben, der auf die Gelegenheit hoffte, die Menschheit und all ihre Arbeit auf Lusitania auszulöschen.

Die Strecke von den Experimentalfeldern zu der neuen xenobiologischen Station war nicht weit. Der Pfad wand sich über einen niedrigen Hügel, schnitt den Rand des Waldes, der für diesen Pequenino-Stamm Vater, Mutter und lebenden Friedhof darstellte, und verlief dann weiter zum Nordtor durch den Zaun, der die menschliche Kolonie umgab.

Der Zaun stellte für Ender ein Ärgernis da. Nun, da die Politik des minimalen Kontakts zwischen Menschen und Pequeninos beendet war, war er schlichtweg überflüssig geworden, und beide Spezies benutzten das Tor ungehindert. Als Ender auf Lusitania eingetroffen war, war der Zaun mit einem Feld geladen, das bei jedem, der hineingeriet, quälende Schmerzen bewirkte. Während des Kampfes um das Recht, ungehindert mit den Pequeninos zu kommunizieren, hatte Enders ältester Stiefsohn Miro mehrere Minuten lang in dem Feld gelegen, was zu irreparablen Gehirnschäden geführt hatte. Doch Miros Erlebnis war nun der schmerzhafteste Ausdruck dessen, was der Zaun in den Seelen der Menschen, die er umschloß, anrichtete. Die Psychobarriere war vor dreißig Jahren ausgeschaltet worden. In all dieser Zeit hatte es keinen Grund gegeben, irgendeine Barriere zwischen den Menschen und Pequeninos aufrecht zu halten – doch der Zaun war geblieben. Die menschlichen Kolonisten von Lusitania wollten, daß die Barriere zwischen Mensch und Pequenino bestehen blieb.

Deshalb waren die Xenobiologie-Laboratorien von ihrer alten Stelle unten am Fluß verlegt worden. Wenn Pequeninos an den Forschungen teilhaben sollten, mußte das Labor in der Nähe des Zauns liegen und alle Experimentalfelder außerhalb, damit Menschen und Pequeninos nicht in Gefahr liefen, sich unerwartet zu begegnen.

Als Miro aufbrach, um sich mit Valentine zu treffen, hatte Ender geglaubt, bei seiner Rückkehr würden die großen Veränderungen auf Lusitania ihn verblüffen. Er hatte geglaubt, Miro würde sehen, daß Menschen und Pequeninos Seite an Seite existierten, zwei Spezies, die in Harmonie miteinander lebten. Statt dessen würde Miro die Kolonie fast unverändert vorfinden. Mit wenigen Ausnahmen sehnten sich die Menschen Lusitanias nicht nach enger Gesellschaft mit einer anderen Spezies.

Nur gut, daß Ender der Schwarmkönigin geholfen hatte, die Rasse der Krabbler so weit von der menschlichen Kolonie auf Lusitania entfernt

auferstehen zu lassen. Ender hatte ursprünglich vorgehabt, die Krabbler und die Menschen langsam aneinander zu gewöhnen. Statt dessen waren er, Novinha und ihre Familie gezwungen gewesen, die Existenz der Krabbler auf Lusitania sorgsam geheim zu halten. Wenn die menschlichen Kolonisten schon nicht mit den säugetierähnlichen Pequeninos zurechtkamen, hätte das Wissen um die insektenähnlichen Krabbler sehr schnell gewalttätige Xenophobie provoziert.

Ich habe zu viele Geheimnisse, dachte Ender. All diese Jahre lang bin ich ein Sprecher für die Toten gewesen, habe Geheimnisse enthüllt und den Menschen geholfen, im Licht der Wahrheit zu leben. Jetzt erzähle ich niemandem mehr auch nur die Hälfte von dem, was ich weiß, denn wenn ich die ganze Wahrheit sagte, würde es Furcht, Haß, Brutalität, Mord und Krieg geben.

Nicht weit vom Tor entfernt, aber außerhalb, standen zwei Vaterbäume, der eine namens Wühler, der andere namens Mensch. Vom Tor aus gesehen stand Wühler links, Mensch rechts. Mensch war der Pequenino, den Ender damals mit eigenen Händen rituell töten mußte, um den Vertrag zwischen Menschen und Pequeninos zu besiegeln. Danach war Mensch in Zellulose und Chlorophyll wiedergeboren worden, endlich ein reifes, erwachsenes Männchen und imstande, Kinder zu zeigen.

Im Augenblick hatte Mensch noch immer ein gewaltiges Ansehen, nicht nur unter den Schweinchen seines eigenen Stammes, sondern auch bei denen vieler anderer. Ender wußte, daß er noch lebte; doch wenn er den Baum sah, wurde er immer wieder daran erinnert, wie Mensch gestorben war.

Ender hatte keine Schwierigkeiten, sich mit Mensch als Person zu befassen, denn er hatte schon oft mit diesem Vaterbaum gesprochen. Es gelang ihm nur nicht, sich diesen Baum als *dieselbe* Person vorzustellen, die er als Mensch gekannt hatte. Vom Intellekt her verstand Ender durchaus, daß der Wille und die Erinnerungen die Identität einer Person ausmachten und daß Wille und Erinnerungen intakt vom dem Pequenino in den Vaterbaum gewechselt waren. Doch es machte einen Unterschied, ob man etwas mit dem Intellekt oder aus dem Bauch heraus verstand. Mensch war jetzt so fremd.

Doch er war noch immer Mensch und noch immer Enders Freund. Ender berührte im Vorbeigehen die Borke des Baumes. Dann wich er ein paar Schritte von seinem Weg ab, ging zu dem älteren Vaterbaum namens Wühler und berührte auch dessen Borke. Er hatte Wühler nie als Pequenino gekannt – er war durch andere Hand gestorben, und sein Baum war bereits groß und breit, als Ender auf Lusitania eingetroffen war. Wenn Ender mit Wühler sprach, plagte ihn kein Gefühl des Verlusts.

Zwischen Wühlers Wurzeln lagen zahlreiche Stöcke. Einige waren hierher gebracht, andere aus Wühlers Ästen geschnitten worden. Es waren Sprechstöcke. Die Pequeninos benutzten sie, um einen Rhythmus auf den Stamm eines Vaterbaums zu schlagen; der Vaterbaum wandelte daraufhin die Hohlräume in seinem Stamm ab, um den Klang zu verändern und langsam zu sprechen. Ender konnte den Rhythmus schlagen – unbeholfen, aber noch so deutlich, um eine Antwort von den Bäumen zu erhalten.

Heute jedoch lag Ender nichts an einem Gespräch. Sollte Pflanzer den Vaterbäumen berichten, daß ein weiteres Experiment fehlgeschlagen war. Ender würde später mit Wühler und Mensch sprechen. Er würde mit der Schwarmkönigin reden. Er würde mit Jane sprechen. Er würde mit allen sprechen. Und nach den Gesprächen würden sie einer Lösung für irgendeins der Probleme, die Lusitanias Zukunft bedrohten, nicht näher sein. Weil die Lösung ihrer Probleme nun nicht mehr von Gesprächen abhing. Sie hing von Wissen und Taten ab – Wissen, das nur andere Menschen lernen konnten, Taten, die nur andere Menschen vollbringen konnten. Ender selbst konnte zur Lösung der Probleme nichts beitragen.

Er konnte nur zuhören und sprechen. Zu anderen Zeiten, anderen Orten, hatte das genügt. Jetzt nicht mehr. Die Vernichtung schwebte drohend in mannigfacher Gestalt über Lusitania. Einige Ausprägungen davon hatte Ender selbst heraufbeschworen, und doch konnte keine einzige durch eine Tat, ein Wort oder einen Gedanken Andrew Wiggins gelöst werden. Wie die aller anderen Bewohner Lusitanias lag auch seine Zukunft in den Händen anderer Menschen. Der Unterschied zwischen ihm und den anderen war, daß Ender alle Gefahren kannte, alle möglichen Konsequenzen eines jeden Fehlschlags oder Fehlers. Auf wem lag

der größere Fluch, auf dem, der bis zum Augenblick seines Todes unwissend bleibt, oder dem, der tage-, wochen-, jahrelang beobachtet, wie sich das Ende Schritt für Schritt nähert?

Ender verließ den Vaterbaum und ging über den ausgetretenen Weg zur Menschensiedlung. Durch das Tor, durch die Tür des Xenobiologie-Labors. Der Pequenino, der als Elas vertrauenswürdigster Assistent diente – er hieß Taub, obwohl er eindeutig *nicht* schwerhörig war –, führte ihn sofort zu Novinhas Büro, wo Ela, Novinha, Quara und Grego bereits auf ihn warteten. Ender hielt den Beutel mit dem Teil der Kartoffelpflanze hoch.

Ela schüttelte den Kopf; Novinha seufzte. Aber sie wirkten nicht halb so enttäuscht, wie Ender es erwartet hatte. Es beschäftigte sie eindeutig etwas anderes.

»Damit mußten wir wohl rechnen«, sagte Novinha.

»Wir mußten es trotzdem versuchen«, sagte Ela.

»Warum mußten wir es versuchen?« fragte Grego. Novinhas jüngster Sohn – und demzufolge Enders Stiefsohn – war jetzt Mitte Dreißig und selbst ein brillanter Wissenschaftler; doch bei allen Diskussionen in der Familie schien er die Rolle des Advokaten des Teufels einzunehmen, ob es nun um Xenobiologie ging oder die Farbe der neuen Tapeten. »Indem wir diese neuen Züchtungen pflanzen, bringen wir der Descolada doch nur bei, wie sie jeder Strategie ausweichen kann, mit der wir sie töten wollen. Wenn wir sie nicht bald ausmerzen, wird sie uns ausmerzen. Und sobald die Descolada ausgemerzt ist, können wir normale alte Kartoffeln ohne diesen Unsinn pflanzen.«

»Das können wir nicht!« rief Quara. Ihre Nachdrücklichkeit überraschte Ender. Quara ergriff nur selten das Wort; diese Lautstärke entsprach ganz und gar nicht ihrem Charakter. »Ich sage euch, die Descolada ist ein Lebewesen.«

»Und ich sage euch, ein Virus ist ein Virus«, sagte Grego.

Es störte Ender, daß Grego die Ausmerzung der Descolada verlangte – es entsprach ihm gar nicht, so leicht etwas zu fordern, das die Pequeninos vernichten würde. Er war praktisch unter Pequeninomännchen auf-

gewachsen – er kannte sie besser, sprach ihre Sprache besser als jeder andere.

»Kinder, seid ruhig und laßt es mich Ender erklären«, sagte Novinha. »Wir sprachen darüber, was wir tun sollen, wenn auch diese Kartoffelzüchtung ein Fehlschlag ist, Ela und ich, und sie hat gesagt… nein, erkläre du es, Ela.«

»Der Plan ist doch ganz einfach. Anstatt Pflanzen zu züchten, die den Wuchs des Descolada-Virus hemmen, müssen wir an den Virus selbst heran.«

»Genau«, sagte Grego.

»Halt die Klappe«, sagte Quara.

»Bitte, tue uns allen den Gefallen, Grego, und erfülle deiner Schwester ihre höfliche Bitte«, sagte Novinha.

Ela seufzte und fuhr fort. »Wir können ihn nicht einfach töten, weil wir damit auch alles andere einheimische Leben auf Lusitania töten würden. Ich schlage also vor, eine neue Descolada-Züchtung zu entwickeln, die sich beim Fortpflanzungszyklus aller Lebensformen von Lusitania genauso verhält wie der derzeitige Virus, aber nicht die Fähigkeit hat, sich an neue Spezies anzupassen.«

»Du kannst diesen Teil des Virus eliminieren?« fragte Ender. »Du kannst ihn *finden*?«

»Wahrscheinlich nicht. Aber ich glaube, ich kann alle Teile des Virus finden, die bei den Schweinchen und allen anderen Tier-Pflanzen-Paaren aktiv sind, *diese* bewahren und alle anderen fallenlassen. Dann fügen wir eine rudimentäre Reproduktionsfähigkeit hinzu und lassen uns ein paar Rezeptoren einfallen, damit der neue Virus richtig auf die entsprechenden Veränderungen in den Gastkörpern reagiert, stecken die ganze Sache in ein kleines Organell, und dann hätten wir es – ein Ersatz für die Descolada, damit die Pequeninos und alle anderen einheimischen Spezies sicher sind, während wir ohne Angst leben können.«

»Du willst den ursprünglichen Descolada-Virus besprühen, um ihn auszumerzen?« fragte Ender. »Was ist, wenn es bereits einen resistenten Strang gibt?«

»Nein, wir besprühen sie nicht, denn damit könnten wir nicht die Viren ausmerzen, die sich bereits im Körper eines jeden Geschöpfs auf Lusitania befinden. Das ist der wirklich komplizierte Teil…«

»Als ob der Rest einfach wäre«, sagte Novinha, »ein neues Organell aus dem Nichts zu schaffen…«

»Wir können diese Organellen nicht einfach in ein paar Schweinchen injizieren oder sogar in alle von ihnen, weil wir sie dann auch in jedes andere einheimische Tier, in jeden Baum und Grashalm injizieren müßten.«

»Das ist unmöglich«, sagte Ender.

»Also müssen wir einen Mechanismus entwickeln, der die Organellen überall verbreitet und gleichzeitig die alten Descolada-Viren ein für alle Mal vernichtet.«

»Xenozid«, sagte Quara.

»Das ist der Streitpunkt«, sagte Ela. »Quara behauptet, die Descolada habe ein Bewußtsein.«

Ender musterte seine jüngste Stieftochter. »Ein bewußtes *Molekül?*«

»Sie haben eine Sprache, Andrew.«

»Wann ist das passiert?« fragte Ender. Er versuchte sich vorzustellen, wie ein genetisches Molekül – selbst eins, das so komplex wie der Descolada-Virus war – möglicherweise sprechen könnte.

»Ich habe es schon seit langen geahnt. Ich wollte nichts sagen, bis ich sicher war, aber…«

»Was heißt, daß es nicht sicher ist«, sagte Grego triumphierend.

»Aber ich bin mir jetzt fast sicher, und wir können nicht eine ganze Spezies vernichten, wenn wir keine Gewißheit haben.«

»Wie sprechen sie?« fragte Ender.

»Natürlich nicht wie wir«, sagte Quara. »Sie tauschen die Informationen auf einer molekularen Ebene miteinander aus. Ich bin darauf gekommen, als ich an dem Problem arbeitete, wieso sich die neuen resistenten Descoladastränge so schnell ausbreiten und alle alten Viren so schnell ersetzen. Ich konnte dieses Problem nicht lösen, weil ich die fal-

sche Frage gestellt habe. Sie ersetzen die alten Viren nicht. Sie geben einfach Nachrichten weiter.«

»Sie werfen mit *Pfeilen«,* sagte Grego.

»Das war mein eigener Begriff dafür«, sagte Quara. »Ich habe nicht begriffen, daß es sich dabei um Sprache handelt.«

»Weil es keine Sprache ist«, sagte Grego.

»Das war vor fünf Jahren«, sagte Ender. »Du hast gesagt, die Pfeile, die sie ausschicken, enthalten die benötigten Gene, und dann ändern alle Viren, die die Pfeile empfangen haben, ihre Struktur ab und nehmen das neue Gen auf. Das ist kaum eine Sprache.«

»Aber nicht nur bei dieser Gelegenheit schicken sie Pfeile aus«, sagte Quara. »Diese Nachrichtenmoleküle bewegen sich die ganze Zeit über hinein und hinaus, und die meiste Zeit über befinden sie sich nicht mal im Körper. Sie werden von verschiedenen Teilen der Descolada gelesen und dann aneinander weitergegeben.«

»Das ist Sprache?« fragte Grego.

»Noch nicht«, sagte Quara. »Aber irgendwann, nachdem ein Virus einen dieser Pfeile gelesen hat, macht es einen neuen Pfeil und schickt ihn aus. Und das verrät mir, daß es sich um eine Sprache handelt: Der vordere Teil des neuen Pfeils beginnt immer mit einer Molekülfolge, die dem hinteren Anhängsel des Pfeils ähnelt, den er beantwortet. Er hält den Gesprächsfaden zusammen.«

»Gespräch«, sagte Grego verächtlich.

»Sei still oder stirb«, sagte Ela. Ender spürte, daß Elas Stimme auch nach all diesen Jahren noch die Macht hatte, Gregos vorlautem Mundwerk Einhalt zu gebieten – manchmal jedenfalls.

»Ich habe bei einigen dieser Gespräche bis zu hundert Aussagen und Antworten festgestellt. Die meisten davon sterben viel früher ab. Ein paar werden in den Hauptkörper des Virus aufgenommen. Aber jetzt kommt das interessanteste – es geschieht völlig freiwillig. Manchmal nimmt ein Virus einen Pfeil auf und bewahrt ihn, während die meisten anderen ihn wieder ablegen. Manchmal behalten die meisten Viren einen spezifischen Pfeil. Aber die Stelle, an der sie diese Pfeile in ihren Körper aufnehmen, ist genau diejenige, die am schwierigsten zu verzeichnen ist.

Sie ist so schwierig zu verzeichnen, weil sie nicht Teil ihrer Struktur ist, sondern ihr *Gedächtnis*, und die einzelnen Viren sich alle voneinander unterscheiden. Sie neigen auch dazu, ein paar Erinnerungsfragmente auszusondern, wenn sie zu viele Pfeile aufgenommen haben.«

»Das ist alles faszinierend«, sagte Grego, »aber es ist keine Wissenschaft. Es gibt zahlreiche Erklärungen für diese Pfeile und die zufällige Aufnahme und Abgabe…«

»Nicht zufällig«, sagte Quara.

»Nichts davon ist Sprache«, sagte Grego.

Ender ignorierte den Streit, da Jane ihm durch den Empfänger in seinem Ohr etwas zuflüsterte. Sie sprach jetzt seltener zu ihm als in den vergangenen Jahren. Er lauschte aufmerksam und nahm nichts als gegeben hin. »Sie ist einer wichtigen Sache auf der Spur«, sagte Jane. »Ich habe mir ihre Forschungen angesehen, und dort geht etwas vor, was mit keinem anderen subzellularen Geschöpf geschieht. Ich habe die Daten verschiedenen Analysen unterzogen, und je mehr ich simuliere und dieses besondere Verhalten der Descolada teste, desto weniger sieht es nach einer genetischen Kodierung und um so mehr nach einer Sprache aus. Im Augenblick können wir die Möglichkeit, daß es sich um eine freiwillige Informationsaufnahme handelt, nicht ausschließen.«

Als Ender seine Aufmerksamkeit wieder dem Streit zuwandte, führte Grego gerade das Wort. »Warum müssen wir alles, was wir uns noch nicht erklären können, als eine Art mystische Erfahrung darstellen?« Grego schloß die Augen und fuhr übertrieben pathetisch fort: »Ich habe neues Leben gefunden! Ich habe neues Leben gefunden!«

»Hör auf!« rief Quara.

»Das Gespräch gerät uns aus der Hand«, sagte Novinha. »Grego, versuche, deine Äußerungen auf der Ebene einer rationalen Diskussion zu halten.«

»Das ist schwer, wenn die ganze Sache so irrational ist. Ate agora quem ja imaginou microbiologista que se torna namorada de uma molecula?« Wer hat je von einer Mikrobiologin gehört, die sich in ein Molekül verknallt?

»Das reicht!« sagte Novinha scharf. »Quara ist genauso Wissenschaftlerin wie du, und…«

»Sie war mal eine«, murmelte Grego.

»Und – wenn du mich freundlicherweise ausreden lassen würdest – sie hat ein Recht darauf, gehört zu werden.« Novinha war jetzt ziemlich wütend, doch wie üblich wirkte Grego keineswegs beeindruckt. »Du solltest mittlerweile wissen, Grego, daß es oft die Ideen sind, die zuerst am absurdesten sind und gegen jede Intuition zu verstoßen scheinen, die dann später fundamentale Veränderungen in der Art und Weise bewirken, wie wir die Welt sehen.«

»Haltet ihr das wirklich für eine dieser grundlegenden Entdeckungen?« fragte Grego und musterte sie einen nach dem anderen. »Ein sprechender Virus? Se Quara sabe tanto, porque ela nao diz o que e que aqueles bichos dizem?« Warum sagt sie uns nicht, was diese kleinen Tierchen sagen, wenn sie doch soviel darüber weiß? Es war ein Zeichen, daß die Diskussion aus der Hand geriet, daß er ins Portugiesische fiel, anstatt Stark zu sprechen, die Sprache der Wissenschaft – und der Diplomatie.

»Spielt das eine Rolle?« fragte Ender.

»Eine Rolle!« sagte Quara.

Ela betrachtete Ender konsterniert. »Es geht nur um den Unterschied, eine gefährliche Krankheit zu kurieren und eine ganze vernunftbegabte Spezies zu vernichten. Ich glaube, es spielt eine Rolle.«

»Ich meinte«, sagte Ender geduldig, »spielt es eine Rolle, ob wir wissen, was sie sagen?«

»Nein«, sagte Quara. »Wir werden ihre Sprache wahrscheinlich niemals verstehen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß sie ein Bewußtsein haben. Was sollten sich Viren und Menschen überhaupt zu sagen haben?«

»Wie wäre es mit: ›Bitte hört auf, uns zu töten?‹« sagte Grego. »Es wäre vielleicht ganz nützlich, wenn du herausfändest, wie du das in der Virensprache sagen kannst.«

»Aber Grego«, sagte Quara mit spöttischer Freundlichkeit, »sagen wir das zu ihnen, oder sagen sie das zu uns?«

»Wir müssen uns nicht heute entscheiden«, sagte Ender. »Wir können es uns leisten, noch eine Weile zu warten.«

»Woher willst du das wissen?« fragte Grego. »Woher willst du wissen, daß wir morgen nachmittag nicht alle aufwachen, und es zerrt und juckt und schmerzt, und wir verbrennen vor Fieber und sterben schließlich, weil der Descolada-Virus über Nacht herausgefunden hat, wie er uns ein für alle Mal ausmerzen kann? Es heißt wir oder sie.«

»Ich glaube, Grego hat uns gerade gezeigt, warum wir warten *müssen*«, sagte Ender. »Habt ihr gehört, wie er von der Descolada gesprochen hat? Sie *findet heraus*, wie sie uns ausmerzen kann. Sogar er ist der Ansicht, daß die Descolada einen Willen hat und Entscheidungen trifft.«

»Das war nur so eine Redensart«, sagte Grego.

»Wir alle sprechen so«, sagte Ender. »Und denken auch so. Weil wir alle fühlen, daß wir mit der Descolada im Krieg liegen. Das ist mehr, als nur eine Krankheit zu bekämpfen – es ist, als ob wir einen intelligenten, einfallsreichen Feind haben, der all unsere Schachzüge im voraus neutralisiert. In der gesamten Geschichte der medizinischen Forschung hat noch nie jemand gegen eine Krankheit gekämpft, die so viele Möglichkeiten hatte, die gegen sie eingesetzten Strategien auszuschalten.«

»Nur, weil noch nie jemand gegen einen Krankheitserreger mit einem so übergroßen und komplexen genetischen Molekül gekämpft hat«, sagte Grego.

»Genau«, sagte Ender. »Es handelt sich um einen einzigartigen Virus, und demzufolge könnte er Fähigkeiten haben, die wir uns bei einer Spezies von geringerer Komplexität als ein Wirbeltier nie vorgestellt haben.«

Einen Augenblick lang hingen Enders Worte in der Luft und wurden von Schweigen beantwortet; einen Augenblick lang glaubte Ender, in dieser Runde doch noch eine nützliche Funktion wahrgenommen, nur durch Worte eine gewisse Übereinstimmung erzielt zu haben.

Grego nahm ihm diese Hoffnung schnell wieder. »Selbst wenn Quara hundertprozentig recht hätte und alle Descolada-Viren Philosophieprofessoren wären und ständig Dissertationen veröffentlichten, wie man den Menschen übel mitspielen kann, bis sie tot sind… was dann? Werfen wir

uns alle auf die Erde und strecken alle viere von uns, nur weil der Virus, der uns töten will, so verdammt klug ist?«

»Ich glaube, Quara und Ela sollten ihre Forschungen fortsetzen«, antwortete Novinha ruhig. »Und wir sollten ihnen mehr Mittel zur Verfügung stellen.«

Diesmal hatte Quara einen Einwand. »Warum sollte ich mir die Mühe machen, sie zu verstehen versuchen, wenn ihr anderen noch daran arbeitet, sie zu töten?«

»Das ist eine gute Frage, Quara«, sagte Novinha. »Andererseits… warum solltest du dich bemühen, sie zu verstehen, wenn sie plötzlich einen Weg finden, an all unseren chemischen Barrieren vorbeizukommen und uns alle zu töten?«

»Wir oder sie«, murmelte Grego.

Ender wußte, daß Novinha eine gute Entscheidung getroffen hatte – sie betrieben beide Forschungslinien weiter und würden später einen Entschluß fassen, wenn sie mehr wußten. Quara und Grego begriffen beide nicht, worauf es ankam, gingen beide davon aus, alles hinge davon ab, ob die Descolada ein Bewußtsein habe oder nicht. »Selbst wenn sie ein Bewußtsein haben«, sagte Ender, »bedeutet das nicht, daß sie unantastbar sind. Es hängt alles davon ab, ob sie Ramänner oder Varelse sind. Wenn sie Ramänner sind – wenn wir sie und sie uns so gut verstehen können, daß wir eine Möglichkeit zu einer Koexistenz finden, schön und gut. Wir werden gerettet, sie werden gerettet.«

»Der große Friedensschaffer hat vor, einen Vertrag mit einem Molekül zu schließen?« fragte Grego.

Ender ignorierte seinen spöttischen Tonfall. »Wenn sie jedoch versuchen, uns zu vernichten, und wir keine Möglichkeit finden, mit ihnen zu kommunizieren, dann sind sie Varelse – vernunftbegabte Außerirdische, aber unversöhnlich feindselig und gefährlich. Varelse sind Außerirdische, mit denen wir nicht leben können. Varelse sind Außerirdische, mit denen wir uns natürlich und permanent auf einen Krieg bis zum Tod verstrikken, und dann besteht unsere einzige moralische Wahl darin, alles zu tun, was nötig ist, um zu gewinnen.«

»Genau«, sagte Grego.

Trotz des triumphalen Tonfalls ihres Bruders hatte Quara genau auf Enders Worte geachtet und sie abgewogen. Nun nickte sie zögernd. »Solange wir nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß sie Varelse sind«, sagte sie.

»Und selbst dann gibt es vielleicht noch einen Mittelweg«, sagte Ender. »Vielleicht kann Ela eine Möglichkeit finden, alle Descolada-Viren zu ersetzen, ohne dieses Gedächtnis- und Sprach-Phänomen zu zerstören.«

»Nein!« sagte Quara wieder heftiger. »Das könnt ihr nicht – ihr habt nicht einmal das *Recht*, ihnen ihre Erinnerung zu belassen und ihre Anpassungsfähigkeit zu nehmen. Das wäre dasselbe, als würden sie uns allen eine Frontallobotomie verpassen. Wenn es Krieg ist, ist es Krieg. Tötet sie, aber laßt ihnen nicht ihre Erinnerung, während ihr ihren Willen raubt.«

»Es spielt keine Rolle«, sagte Ela. »Es ist unmöglich. Ich glaube, ich habe mir eine unlösbare Aufgabe gestellt. Es ist nicht einfach, an der Descolada zu arbeiten. Keineswegs so, als würde man ein Tier untersuchen und operieren. Wie soll ich das Molekül betäuben, damit es sich nicht selbst heilt, während ich noch mitten in der Operation bin? Vielleicht versteht die Descolada nicht viel von Physik, aber in der Molekularchirurgie ist sie verdammt besser als ich.«

»Bis jetzt«, sagte Ender.

»Bis jetzt wissen wir gar nichts«, sagte Grego. »Bis auf die Tatsache, daß die Descolada alles daransetzt, uns alle zu töten, während wir noch immer herauszufinden versuchen, ob wir zurückschlagen sollen oder nicht. Ich werde noch eine Weile stillhalten, aber nicht für immer.«

»Was ist mit den Schweinchen?« fragte Quara. »Haben sie nicht das Recht, mitzubestimmen, ob wir das Molekül verwandeln, das es ihnen nicht nur ermöglicht, sich fortzupflanzen, sondern das sie wahrscheinlich überhaupt erst als vernunftbegabte Spezies geschaffen hat?«

»Dieses Ding versucht, uns zu töten«, sagte Ender. »Solange die von Ela entwickelte Lösung den Virus ausmerzen kann, ohne den Fortpflanzungszyklus der Schweinchen zu stören, haben sie zu einem Einspruch wohl kein Recht.«

»Vielleicht sind sie da anderer Meinung.«

»Dann wäre es vielleicht besser, wenn sie nicht herausfänden, was wir vorhaben.«

»Wir erzählen den Leuten – Mensch oder Pequenino – gar nichts über die Forschungen, die wir hier betreiben«, sagte Novinha scharf. »Das könnte schreckliche Mißverständnisse verursachen, die zu Gewalt und Tod führen könnten.«

»Also sind wir Menschen die Richter über alle anderen Geschöpfe«, sagte Quara.

»Nein, Quara. Wir *Wissenschaftler* sammeln Informationen«, sagte Novinha. »Und bis wir genug Informationen gesammelt haben, kann niemand über irgend etwas richten. Also gilt das Gebot der Geheimhaltung für alle hier. Sowohl für Quara als auch für Grego. Ihr sprecht mit niemandem darüber, bis ich es sage, und ich werde es erst sagen, wenn wir mehr wissen.«

»Bis *du* es sagst«, fragte Grego unverschämt, »oder bis der Sprecher für die Toten es sagt?«

»Ich bin die Chefxenobiologin«, sagte Novinha. »Die Entscheidung darüber, wann wir genug wissen, obliegt mir allein. Ist das klar?«

Sie wartete, bis alle ihr zugestimmt hatten, dann erhob sie sich. Die Versammlung war beendet. Quara und Grego gingen fast sofort; Novinha gab Ender einen Kuß auf die Wange und drängte ihn und Ela dann aus ihrem Büro.

Ender blieb noch im Labor, um mit Ela zu sprechen. »Gibt es eine Möglichkeit, deinen Ersatzvirus in der gesamten Population jeder einheimischen Rasse auf Lusitania zu verbreiten?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ela. »Das größere Problem ist sowieso, ihn so schnell in jede Zelle eines Organismus zu bekommen, daß die Descolada sich nicht anpassen oder entkommen kann. Ich werde eine Art Trägervirus erschaffen müssen, und den muß ich wahrscheinlich teilweise nach der Descolada selbst formen – die Descolada ist der einzige Parasit, der so schnell und gründlich in einen Gastkörper eindringt, wie es auch der Trägervirus tun muß. Die reinste Ironie – ich lerne, die Descolada zu ersetzen, indem ich die nötigen Techniken von dem Virus selbst stehle.«

»Das ist keine Ironie«, sagte Ender. »So funktioniert die Welt nun einmal. Jemand hat einmal gesagt, der einzige Lehrer, der wirklich etwas wert sei, sei ein Feind.«

»Dann müssen sich Quara und Grego ja gegenseitig viel beibringen«, sagte Ela.

»Ihr Streit ist nur nützlich. Er zwingt uns, jeden Aspekt unseres Vorgehens abzuwägen.«

»Er ist nicht mehr nützlich, sobald einer von ihnen das Thema außerhalb der Familie zur Sprache bringt.«

»*Diese* Familie plaudert ihre Angelegenheiten nicht vor Fremden aus. Gerade ich müßte das doch wissen.«

»Ganz im Gegenteil, Ender. Gerade du müßtest wissen, wie schnell wir bereit sind, uns einem Fremden anzuvertrauen – wenn wir glauben, unsere Not sei groß genug, um es zu rechtfertigen.«

Ender mußte eingestehen, daß sie recht hatte. Quara und Grego, Miro und Quim und Olhado dazu zu bringen, ihm so weit zu vertrauen, daß sie mit ihm sprachen – das war nicht einfach gewesen, als Ender gerade auf Lusitania eingetroffen war. Doch Ela hatte von Anfang an mit ihm gesprochen, und Novinhas andere Kinder und Novinha selbst schließlich auch. Die Familie war sehr loyal, doch sie waren auch willensstark und hatten alle eine eigene Meinung, und es gab nicht einen unter ihnen, der sein eigenes Urteil nicht über das aller anderen setzte. Beide, Grego und Quara, konnten durchaus zum Schluß kommen, es geschähe nur zu Lusitanias Bestem oder zu dem der Menschheit oder der Wissenschaft, sich einem anderen anzuvertrauen, und das Geheimhaltungsgebot war dahin. Genau wie die Regel, keinen Kontakt zu den Schweinchen aufzunehmen, gebrochen worden war, noch bevor Ender hier eingetroffen war.

Wie nett, dachte Ender. Eine weitere mögliche Quelle für eine Katastrophe, die völlig außerhalb meiner Kontrolle steht.

Als Ender das Labor verließ, wünschte er sich, wie schon so oft zuvor, Valentine sei hier. Sie vermochte es, ein ethisches Dilemma aufzulösen. Sie würde bald hier sein – aber noch rechtzeitig? Ender verstand die Standpunkte, die sowohl Quara als auch Grego vertraten, und stimmte

größtenteils mit beiden überein. Am meisten störte ihn die Notwendigkeit, das Problem geheimzuhalten; das verhinderte, mit den Pequeninos, nicht einmal mit Mensch selbst, über eine Entscheidung sprechen zu können, die sie genauso betraf wie jeden Kolonisten von der Erde. Und doch hatte Novinha recht. Die Sache jetzt öffentlich zu besprechen, bevor sie überhaupt wußten, was möglich war – das würde bestenfalls zu Verwirrung führen, schlimmstenfalls zu Anarchie und Blutvergießen. Die Pequeninos waren jetzt friedlich, doch die Geschichte der Spezies war blutig.

Als Ender aus dem Tor trat, um auf die Experimentalfelder zurückzukehren, sah er, daß Quara neben dem Vaterbaum Mensch stand, die Stöcke in der Hand und in ein Gespräch vertieft. Sie hatte nicht gegen den Stamm geschlagen, oder Ender hätte es gehört. Also wollte sie sich ungestört unterhalten. Das war in Ordnung. Ender würde einen Umweg machen, damit er ihr nicht so nahe kam, daß er mithören konnte.

Doch als sie sah, daß Ender in ihre Richtung schaute, beendete Quara augenblicklich ihr Gespräch mit Mensch und ging schnellen Schrittes den Pfad zum Tor entlang. Natürlich kam sie dabei direkt an Ender vorbei.

»Verrätst du Geheimnisse?« fragte Ender. Er hatte seine Bemerkung als bloße Hänselei gemeint. Erst als die Worte über seine Lippen gekommen waren und Quara solch einen verstohlenen Gesichtsausdruck aufsetzte, begriff Ender, was für ein Geheimnis Quara vielleicht verraten hatte. Und ihre Worte bestätigten seinen Verdacht.

»Mutters Vorstellung von Fairneß ist nicht immer die meine«, sagte Quara. »Und deine übrigens auch nicht.«

Er hatte gewußt, daß sie es *vielleicht* tun würde, aber niemals geglaubt, daß sie es so schnell tun würde, nachdem sie versprochen hatte, es nicht zu tun. »Aber ist Fairneß nicht immer die wichtigste Erwägung?« fragte Ender.

»Für mich ja«, sagte Quara.

Sie versuchte, sich umzudrehen und durch das Tor zu gehen, doch Ender hielt sie am Arm fest.

»Laß mich los.«

»Es Mensch zu verraten ist eine Sache«, sagte Ender. »Er ist sehr weise. Doch verrate es keinem sonst. Einige Pequeninos, einige Männchen, können ziemlich aggressiv werden, wenn sie glauben, sie hätten einen Grund dazu.«

»Sie sind nicht einfach Männchen«, sagte Quara. »Sie nennen sich Gatten. Vielleicht sollten wir sie Männer nennen.« Sie bedachte Ender mit einem triumphierenden Lächeln. »Du bist nicht halb so aufgeschlossen, wie du gern glaubst.« Dann stürmte sie an ihm vorbei und ging durch das Tor in die Stadt.

Ender ging zu Mensch weiter und blieb vor ihm stehen. »Was hat sie dir gesagt, Mensch? Hat sie dir gesagt, daß ich eher sterben würde, bevor ich zuließe, daß jemand die Descolada ausmerzt, wenn dadurch dir und deinem Volk Schaden zugefügt würde?«

Natürlich hatte Mensch keine umgehende Antwort für ihn, denn Ender hatte nicht die Absicht, mit den Sprechstöcken auf seinen Stamm zu schlagen; in diesem Fall würden die männlichen Pequeninos es hören und angelaufen kommen. Es gab kein privates Gespräch zwischen Pequeninos und Vaterbäumen. Wenn ein Vaterbaum Zurückgezogenheit wünschte, konnte er immer stumm mit den anderen Vaterbäumen sprechen – sie kommunizierten miteinander von Geist zu Geist, wie die Schwarmkönigin mit den Krabblern sprach, die ihr als Ohren, Augen, Hände und Füße dienten. Wäre ich doch nur Teil *dieses* Kommunikationsnetzwerks, dachte Ender. Augenblickliche Sprache, die aus reinen Gedanken bestand und überall ins Universum ausgestrahlt wurde.

Doch er mußte etwas sagen, um dem entgegenzuwirken, was Quara wahrscheinlich gesagt hatte. »Mensch, wir tun alles, was wir können, um sowohl die Menschen als auch die Pequeninos zu retten. Wir versuchen sogar, den Descolada-Virus zu retten, falls es möglich ist. Ela und Novinha sind auf ihren Fachgebieten sehr gut. Grego und Quara übrigens auch. Aber bitte, vertraue uns für den Augenblick und sage den anderen nichts. Bitte. Wenn Menschen und Pequeninos begreifen sollten, in welcher Gefahr wir uns befinden, bevor wir bereit sind, Schritte zu unternehmen, zu sie bannen, wären die Auswirkungen gewalttätig und schrecklich.«

Sonst gab es nichts zu sagen. Ender kehrte zu den Experimentalfeldern zurück. Vor Anbruch der Nacht waren er und Pflanzer mit den Messungen fertig; danach brannten sie das ganze Feld ab. Innerhalb der Auflösungsbarriere konnte kein größeres Molekül überleben. Sie hatten alles getan, was in ihrer Macht stand, um sicherzustellen, daß die Descolada vergessen würde, was auch immer sie von diesem Feld gelernt hatte.

Doch weder die Menschen noch die Pequeninos waren jemals imstande, die Viren loszuwerden, die sie in ihren eigenen Zellen trugen. Was, wenn Quara recht hatte? Was, wenn die Descolada innerhalb der Barriere vor ihrem Tod den Viren, die Pflanzer und Ender in sich trugen, ›verraten‹ konnte, was sie von dieser neuen Kartoffelzüchtung gelernt hatte? Wenn sie Mitteilungen über die Verteidigungsmaßnahmen machen konnte, die Ela und Novinha einzubauen versucht hatten? Über die Methoden, die dieser Virus entdeckt hatte, um ihre Taktik zunichte zu machen?

Wie konnte Ender, wie konnte irgendeiner von ihnen hoffen, am Ende den Sieg davonzutragen, falls die Descolada wirklich intelligent war und eine Sprache hatte, um Informationen und Verhaltensmaßregeln von einem Individuum an viele andere weiterzugeben? Auf lange Sicht war es durchaus möglich, daß es sich bei der Descolada um die anpassungsfähigste Spezies überhaupt handelte, um diejenige, die am besten geeignet war, Welten zu unterwerfen und Rivalen auszuschalten, die stärker war als die Menschen oder Schweinchen oder Krabbler oder irgendein anderes lebendes Geschöpf auf irgendeiner besiedelten Welt. Mit diesem Gedanken ging Ender an diesem Abend zu Bett, und dieser Gedanke beschäftigte ihn noch, während er mit Novinha schlief, so daß sie den Drang verspürte, ihn zu trösten, als sei er es und nicht sie, auf dessen Schultern die Last einer ganzen Welt lag. Er wollte sich entschuldigen, sah aber schnell ein, daß es vergeblich war. Warum sollte er ihre Sorgen vergrößern, indem er ihr von seinen eigenen berichtete?

Mensch lauschte Enders Worten, doch er konnte mit dem, was Ender von ihm erbat, nicht einverstanden sein. Schweigen? Nicht, wenn die Menschen neue Viren erschufen, die den Lebenszyklus der Pequeninos vielleicht veränderten. Oh, Mensch würde den unreifen Männchen und

Weibchen nichts sagen. Doch er konnte – und würde – es allen anderen Vaterbäumen auf ganz Lusitania verraten. Sie hatten das Recht zu wissen, was vor sich ging, und konnten dann gemeinsam beschließen, was zu unternehmen war.

Vor Anbruch der Nacht wußte jeder Vaterbaum in jedem Wald alles, was Mensch wußte: von den Plänen der Menschen und seiner Einschätzung, wie weit man ihnen vertrauen konnte. Die meisten pflichteten ihm bei – wir werden die Menschen für den Augenblick gewähren lassen. Doch wir werden sie sorgsam beobachten und uns auf eine Zeit vorbereiten, die vielleicht kommen wird, obwohl wir es nicht hoffen wollen, wenn die Menschen und Pequeninos gegeneinander in den Krieg ziehen. Wir können nicht kämpfen und auf den Sieg hoffen – doch vielleicht können wir, bevor sie uns abschlachten, einen Weg finden, daß einigen von uns die Flucht gelingt.

Und so hatten sie noch vor Anbruch der Morgendämmerung Pläne und Vorkehrungen mit der Schwarmkönigin geschmiedet, der einzigen nichtmenschlichen Wesenheit auf Lusitania, der eine Hochtechnologie zur Verfügung stand. Beim nächsten Sonnenuntergang würde die Konstruktion eines Sternenschiffes, mit dem sie Lusitania verlassen konnten, bereits begonnen haben.

Kapitel 7
Die geheime Magd

›Stimmt es, daß du in alten Zeiten, als du deine Sternenschiffe ausschicktest, um viele Welten zu besiedeln, immer miteinander sprechen konntest, als stündest du in demselben Wald?‹

›Wir nehmen an, daß es für euch genauso sein wird. Wenn die neuen Vaterbäume gewachsen sind, werden sie bei euch sein. Bei philotischen Verbindungen spielen Entfernungen keine Rolle.‹

›Aber werden wir verbunden sein? Wir werden keine Bäume auf die Reise schicken. Nur Brüder, ein paar Frauen und einhundert kleine Mütter, die neue Generationen gebären werden. Die Reise wird mindestens Jahrzehnte dauern. Nach der Ankunft werden die besten Brüder ins dritte Leben weitergeschickt werden, doch es wird wenigstens ein Jahr dauern, bevor die ersten Vaterbäume alt genug sind, um Kleine zu zeugen. Wie wird der erste Vater auf dieser neuen Welt wissen, wie er mit uns sprechen soll? Wie können wir ihn begrüßen, wenn wir nicht wissen, wo er ist?‹

Schweiß rann Qing-jaos Gesicht herab. Die Tropfen flossen zur Nasenspitze hinab. Von dort tropfte der Schweiß in das schlammige Wasser des Reisfeldes oder auf die neuen Reispflanzen, die sich nur knapp über die Wasserfläche erhoben.

»Warum wischt Ihr nicht Euer Gesicht ab, Heilige?« Qing-jao blickte auf, um zu sehen, wer ihr nahe genug war, um mit ihr zu sprechen. Normalerweise hielten sich die anderen bei ihrer Schicht nicht in ihrer Nähe auf – es machte sie zu nervös, mit einer Gottberührten zusammen zu sein.

Es war ein Mädchen, jünger als Qing-jao, vielleicht vierzehn Jahre alt, mit knabenhaftem Körper und sehr kurz geschnittenem Haar. Es betrachtete Qing-jao mit freimütiger Neugier. Es war eine Offenheit an ihr, ein völliger Mangel an Scheuheit, den Qing-jao seltsam und etwas unangenehm fand. Ihr erster Gedanke war, das Mädchen zu ignorieren.

Doch es wäre arrogant, es zu ignorieren. Genausogut könnte sie sagen: Weil die Götter zu mir sprechen, muß ich nicht antworten, wenn man mich etwas fragt. Niemand würde auch nur vermuten, daß sie einzig und allein nicht antwortete, weil die unmögliche Aufgabe, die der große Han Fei-tzu ihr gestellt hatte, sie so sehr beschäftigte, daß es fast schmerzhaft war, an etwas anderes zu denken.

Sie antwortete – aber mit einer Frage. »Warum sollte ich mir das Gesicht abwischen?«

»Kitzelt es nicht? Der herabtropfende Schweiß? Dringt er nicht in Eure Augen und beißt?«

Qing-jao senkte das Gesicht, um einen Augenblick lang weiterzuarbeiten. Es kitzelte wirklich, und der Schweiß brannte in ihren Augen. In der Tat war es ziemlich unangenehm und ärgerlich. Vorsichtig richtete sich Qing-jao auf – und nun bemerkte sie den Schmerz in ihrem Rücken. »Ja«, sagte sie zu dem Mädchen. »Es kitzelt und brennt.«

»Dann wischt ihn ab«, sagte das Mädchen. »Mit Eurem Ärmel.«

Qing-jao betrachtete ihren Ärmel. Er war bereits naß von dem Schweiß ihrer Arme. »Hilft es, wenn ich das Gesicht abwische?« fragte sie.

Nun war es an dem Mädchen, etwas herauszufinden, woran es nicht gedacht hatte. Einen Augenblick lang schaute es nachdenklich drein; dann wischte es ihre Stirn mit dem Ärmel ab.

Es grinste. »Nein, Heilige. Es hilft nicht.«

Qing-jao nickte ernst und bückte sich wieder zu ihrer Arbeit hinab. Doch nun störte sie das Kitzeln des Schweißes, das Brennen in den Augen, der Schmerz im Rücken. Ihr Unbehagen lenkte sie von ihren Gedanken ab. Das Mädchen hatte ihr Elend vergrößert, indem es darauf hingewiesen hatte – und Qing-jao ironischerweise, indem es sie auf das Elend ihres Körpers aufmerksam machte, von dem Hämmern der Fragen in ihrem Geist befreit.

Qing-jao begann zu lachen.

»Lacht Ihr über mich, Heilige?« fragte das Mädchen.

»Ich danke dir auf meine Art«, sagte Qing-jao. »Du hast eine große Last von meinem Herzen genommen, wenn auch nur einen Augenblick lang.«

»Ihr lacht über mich, weil ich Euch gesagt habe, Ihr sollt Eure Stirn abwischen, obwohl es gar nicht hilft.«

»Nein, deshalb lache ich nicht«, sagte Qing-jao. Sie richtete sich erneut auf und sah dem Mädchen in die Augen. »Ich lüge nicht.«

Das Mädchen wirkte beschämt – aber längst nicht so beschämt, wie es hätte der Fall sein sollen. Wenn die Gottberührten einen Tonfall anschlugen wie Qing-jao gerade, verbeugten sich die anderen augenblicklich und zeigten Respekt. Doch dieses Mädchen hörte nur zu, schätzte Qing-jaos Worte ab und nickte dann.

Für Qing-jao gab es nur eine Schlußfolgerung. »Sprechen die Götter auch zu dir?« fragte sie.

Das Mädchen riß die Augen auf. »Zu mir?« fragte es. »Meine Eltern sind beide sehr niedrige Menschen. Mein Vater schaufelt auf den Feldern Dünger, und meine Mutter spült in einem Restaurant.«

Das war natürlich keine Antwort. Obwohl die Götter am häufigsten die Kinder derer auswählten, zu denen sie sprachen, war es auch schon vorgekommen, daß sie zu einigen gesprochen hatten, deren Eltern die Stimme der Götter nie gehört hatten. Doch im allgemeinen nahm man an, daß die Götter kein Interesse an einem hatten, wenn die Eltern aus einer sehr niedrigen Schicht stammten, und in der Tat geschah es nur selten, daß die Götter zu jenen sprachen, deren Eltern nicht gebildet waren.

»Wie heißt du?« fragte Qing-jao.

»Si Wang-mu«, sagte das Mädchen.

Qing-jao schnappte überrascht nach Luft und hielt dann die Hand vor den Mund, um nicht laut aufzulachen. Doch Wang-mu wirkte nicht wütend – sie verzog nur das Gesicht und schaute ungeduldig drein.

»Es tut mir leid«, sagte Qing-jao, als sie wieder sprechen konnte. »Aber das ist der Name der…«

»Der Königlichen Mutter des Westens«, sagte Wang-mu. »Kann ich etwas dafür, daß meine Eltern diesen Namen für mich ausgesucht haben?«

»Es ist ein edler Name«, sagte Qing-jao. »Meine Vorfahrin-des-Herzens war eine große Frau, aber sie war nur eine Sterbliche, eine Dichterin. Die deine ist eine der ältesten Göttinnen.«

»Was nutzt mir das?« fragte Wang-mu. »Es war anmaßend von meinen Eltern, mich nach solch einer ehrwürdigen Göttin zu nennen. Deshalb werden die Götter nie mit mir sprechen.«

Es machte Qing-jao traurig, Wang-mu mit solcher Verbitterung sprechen zu hören. Hätte sie nur gewußt, wie bereitwillig Qing-jao mit ihr getauscht hätte! Von der Stimme der Götter frei zu sein! Niemals niederknien und die Linien auf dem Holz verfolgen, niemals die Hände waschen zu müssen, außer, sie waren wirklich schmutzig…

Doch das konnte Qing-jao dem Mädchen nicht erklären. Wie sollte sie es verstehen? Für Wang-mu gehörten die Gottberührten der privilegierten Elite an, waren unendlich klug und unnahbar. Es würde wie eine Lüge klingen, wenn Qing-jao ihr erklärte, daß die Bürden der Gottberührten viel größer waren als die Entlohnungen.

Doch für Wang-mu war die Gottberührte *nicht* unnahbar gewesen – sie hatte mit Qing-jao gesprochen. Also entschloß sich Qing-jao, das zu sagen, was sie tief im Herzen empfand. »Si Wang-mu, ich wäre gern für den Rest meines Lebens blind, könnte ich nur von den Stimmen der Götter frei sein.«

Wang-mu riß entsetzt den Mund und die Augen auf.

Es war ein Fehler gewesen, so zu sprechen. Qing-jao bedauerte es augenblicklich. »Es war nur ein Scherz«, sagte sie.

»Nein«, sagte Wang-mu. »Jetzt lügt Ihr. Dann habt Ihr also die Wahrheit gesagt.« Sie kam näher, stampfte achtlos durch den Schlamm und zertrampelte dabei Reispflanzen. »Mein ganzes Leben lang habe ich gesehen, wie die Gottberührten in ihren Sänften zum Tempel getragen werden, wie sie bunte Seide tragen, wie sich alle Menschen vor ihnen verbeugen, wie ihnen alle Computer offenstehen. Wenn sie sprechen, sind ihre Worte Musik. Wer wäre nicht gern so eine?«

Qing-jao konnte nicht offen antworten, konnte nicht sagen: Die Götter erniedrigen mich jeden Tag, zwingen mich, dumme, bedeutungslose Dinge zu tun, um mich zu reinigen, und am nächsten Tag fängt alles von

vorn an. »Du wirst mir nicht glauben, Wang-mu, doch dieses Leben hier in den Feldern ist besser.«

»Nein!« rief Wang-mu. »Euch wurde alles beigebracht. Ihr wißt alles, was es zu wissen gibt! Ihr sprecht viele Sprachen, Ihr könnt alle Worte lesen, Ihr könnt Gedanken denken, die so weit über den meinen stehen, wie meine über denen einer Schnecke.«

»Du sprichst sehr klar und gut«, sagte Qing-jao. »Du mußt eine Schule besucht haben.«

»Eine Schule!« sagte Wang-mu verächtlich. »Was kümmern sie schon Schulen für Kinder wie mich? Wir lernen zu lesen, aber nur so viel, um später Gebete und Straßenschilder lesen zu können. Wir lernen zu zählen, aber nur genug, um später einkaufen gehen zu können. Wir prägen uns die Sprüche der Weisen an, aber nur diejenigen, die uns lehren, mit unserem Platz im Leben zufrieden zu sein und jenen zu gehorchen, die klüger sind als wir.«

Qing-jao hatte nicht gewußt, daß Schulen so sein konnten. Sie dachte, die Kinder lernten in den Schulen dasselbe, was sie von ihren Privatlehrern lernte. Doch sie sah sofort ein, daß Si Wang-mu die Wahrheit sagen mußte – ein Lehrer mit dreißig Schülern konnte nicht all die Dinge lehren, die Qing-jao als eine Schülerin bei vielen Lehrern gelernt hatte.

»Meine Eltern sind sehr niedrig«, sagte Wang-mu. »Warum sollten sie ihre Zeit damit verschwenden, mich mehr zu lehren, als eine Dienerin wissen muß? Dann das ist meine höchste Hoffnung im Leben, sehr sauber herausgeputzt und Dienerin im Haus eines reichen Mannes zu werden. Sie haben *sehr* sorgsam darauf geachtet, mir beizubringen, wie man einen Fußboden schrubbt.«

Qing-jao dachte an die Stunden, die sie auf den Fußböden ihres Hauses verbracht hatte, um Holzmaserungen von einer Wand zur anderen nachzuspüren. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, wieviel Arbeit es für die Bediensteten bedeutete, die Böden so sauber und poliert zu halten, daß Qing-jaos Gewänder trotz all ihrer Kriecherei niemals schmutzig wurden.

»Ich weiß auch etwas über Böden«, sagte Qing-jao.

»Ihr wißt etwas von allem«, sagte Wang-mu verbittert. »Also sagt mir nicht, wie hart es ist, daß die Götter zu einem sprechen. Die Götter haben mir nie auch nur einen Gedanken gewidmet, und ich sage Euch, das ist schlimmer!«

»Warum hattest du keine Angst, mit mir zu sprechen?« fragte Qing-jao.

»Ich habe den Entschluß gefaßt, vor nichts Angst zu haben. Was könntet Ihr mir antun, das schlimmer ist als das Leben, das ich jetzt schon führe?«

Ich könnte dich zwingen, dir jeden Tag deines Lebens die Hände zu waschen, bis sie bluten.

Doch dann drehte sich etwas in Qing-jaos Verstand, und sie begriff, daß dieses Mädchen solch eine Strafe vielleicht nicht für schlimmer hielt. Vielleicht würde Wang-mu ihre Hände bereitwillig waschen, bis nur noch blutige Haut an den Stümpfen der Gelenke von ihnen übrig war, wenn sie nur alles lernen konnte, was Qing-jao wußte. Qing-jao hatte sich so bedrückt gefühlt, weil die Aufgabe, die ihr Vater ihr gestellt hatte, einfach unmöglich war – und doch war es eine Aufgabe, deren Erfüllung oder Scheitern die Geschichte verändern würde. Wang-mu würde ihr ganzes Leben leben und niemals eine einzige Aufgabe gestellt bekommen, die am nächsten Tag nicht erneut erledigt werden mußte; Wang-mus gesamtes Leben würde nur daraus bestehen, eine Arbeit zu tun, die man nur bemerkte, wenn sie sie schlecht erledigte. War die Arbeit eines Dienstboten letztendlich nicht so fruchtlos wie die Rituale der Reinigung?

»Das Leben einer Dienerin muß hart sein«, sagte Qing-jao. »Ich bin um deinetwillen froh, daß du noch nicht eingestellt wurdest.«

»Meine Eltern warten in der Hoffnung, daß ich hübsch sein werde, wenn ich eine Frau werde. Dann bekommen sie einen besseren Einstellungsbonus, wenn sie mich zum Dienst freigeben. Vielleicht will mich der Diener eines reichen Mannes zur Frau; vielleicht will mich eine reiche Dame als ihre geheime Magd.«

»Du bist bereits hübsch«, sagte Qing-jao.

Wang-mu zuckte die Achseln. »Meine Freundin Fan-liu steht schon in Diensten, und sie sagt, daß die Häßlichen schwerer arbeiten, aber von den Männern des Hauses in Ruhe gelassen werden. Die Häßlichen sind

frei, ihre eigenen Gedanken zu denken. Sie müssen keine netten Sachen zu ihren Damen sagen.«

Qing-jao dachte an die Dienstboten im Haus ihres Vaters. Sie wußte, daß ihr Vater niemals eine Dienstmagd belästigen würde. Und zu ihr mußte niemand nette Sachen sagen. »In meinem Haus ist es anders«, sagte sie.

»Aber ich diene nicht in Eurem Haus.«

Nun wurde ihr plötzlich alles klar. Wang-mu hatte sie nicht aus einer Laune heraus angesprochen, sondern in der Hoffnung, man würde ihr eine Stelle als Dienstmagd im Haus einer Gottberührten anbieten. Nach allem, was sie wußte, galt der Klatsch in der Stadt zur Zeit fast ausschließlich der jungen Dame Han Qing-jao, zu der die Götter sprachen und die mit ihren Lehrern fertig war und ihre erste Aufgabe als Erwachsene bekommen hatte – und daß sie noch immer weder einen Gatten noch eine geheime Magd hatte. Si Wang-mu hatte wahrscheinlich durch irgendwelche Tricks erreicht, derselben Gruppe rechtschaffener Arbeiter zugeteilt zu werden wie Qing-jao, um genau dieses Gespräch führen zu können.

Einen Augenblick lang war Qing-jao wütend. Dann dachte sie: Warum sollte Wang-mu nicht genau das tun, was sie getan hat? Das schlimmste, was ihr passieren könnte, wäre, daß ich dahinterkäme, was sie vorhat, wütend werde und sie nicht einstelle. Dann wäre sie nicht schlechter dran als zuvor. Und wenn ich nicht dahinterkäme, was sie vorhat, und sie tatsächlich mag und sie einstellte, wäre sie die geheime Magd einer gottberührten Dame. Hätte ich nicht dasselbe getan, wäre ich an ihrer Stelle?

»Glaubst du, du kannst mich hereinlegen?« fragte Qing-jao. »Glaubst du, ich wüßte nicht, daß du mich dazu bringen willst, dich als meine Dienerin einzustellen?«

Wang-mu schaute verwirrt, wütend, verängstigt drein. Klugerweise schwieg sie jedoch.

»Warum gibst du mir keine wütende Antwort?« fragte Qing-jao. »Warum streitest du nicht ab, nur mit mir gesprochen zu haben, damit ich dich einstelle?«

»Weil es stimmt«, sagte Wang-mu. »Ich lasse Euch jetzt allein.«

Das hatte Qing-jao zu hören gehofft – eine ehrliche Antwort. Sie hatte nicht die Absicht, Wang-mu gehen zu lassen. »Wieviel von dem, was du mir erzählt hast, ist wahr? Daß du eine gute Ausbildung willst? Daß du etwas besseres in deinem Leben tun willst als Dienstbotenarbeit?«

»Alles«, sagte Wang-mu, und es lag nachdrückliche Leidenschaft in ihrer Stimme. »Aber was bedeutet Euch das? Ihr tragt die schreckliche Last der Stimmen der Götter.«

Wang-mu sprach den letzten Satz mit solch verächtlichem Sarkasmus, daß Qing-jao fast laut aufgelacht hätte; doch sie hielt sich zurück. Es bestand kein Grund, Wang-mu noch wütender zu machen, als sie es schon war. »Si Wang-mu, Tochter-im-Herzen der Königlichen Mutter des Westens, ich werde dich als meine geheime Magd einstellen, aber nur, wenn du mit den folgenden Bedingungen einverstanden bist. Erstens, ich werde deine Lehrerin sein, und du wirst alle Lektionen lernen, die ich dir stelle. Zweitens, du wirst mich als Gleichberechtigte ansprechen und dich nie vor mir verbeugen oder mich ›Heilige‹ nennen. Und drittens…«

»Wie könnte ich das?« sagte Wang-mu. »Wenn ich Euch nicht mit Respekt behandle, werden die anderen sagen, ich sei unwürdig. Sie würden mich bestrafen, wenn Ihr nicht hinseht. Es würde uns beide entehren.«

»Natürlich wirst du respektvoll sein, wenn andere uns sehen können«, sagte Qing-jao. »Doch wenn wir allein sind, nur du und ich, behandeln wir uns wie Gleichberechtigte, oder ich werde dich fortschicken. Dann heißt es auch nicht ›Ihr‹, sondern ›du‹.«

»Und die dritte Bedingung?«

»Du wirst niemals einer Menschenseele ein Wort von dem verraten, was ich zu dir sage.«

Nun zeigte Wang-mus Gesicht offenen Zorn. »Eine geheime Magd verrät nie etwas. In unseren Köpfen werden Barrieren errichtet.«

»Die Barrieren helfen dir, dich daran zu erinnern, nichts zu erzählen«, sagte Qing-jao. »Doch wenn du etwas erzählen *willst*, kannst du um sie herumkommen. Und es gibt andere, die dich zu überreden versuchen werden, etwas zu verraten.« Qing-jao dachte an die Laufbahn ihres Vaters, an all die Geheimnisse des Kongresses, die sich in seinem Kopf

befanden. Er erzählte niemandem davon; er hatte niemandem, mit dem er darüber sprechen konnte, abgesehen von Qing-jao mitunter. Sollte sich Wang-mu als vertrauenswürdig erweisen, würde auch Qing-jao jemanden *haben.* Sie würde nie so einsam sein wie ihr Vater. »Hast du mich nicht verstanden?« fragte sie. »Die anderen werden glauben, ich hätte dich als geheime Magd eingestellt. Aber du und ich, wir beide wissen, daß du in Wirklichkeit meine Schülerin bist, daß ich dich in Wirklichkeit zu mir geholt habe, damit du meine Freundin bist.«

Wang-mu betrachtete sie verwundert. »Warum solltest du das tun, wenn die Götter dir doch schon gesagt haben, daß ich den Vormann bestochen habe, damit er mich deiner Gruppe einteilt und uns nicht unterbricht, während ich mit dir spreche?«

Die Götter hatten ihr das natürlich nicht verraten, doch Qing-jao lächelte nur. »Warum kommt es dir nicht in den Sinn, daß die Götter vielleicht wollen, daß wir Freundinnen werden?«

Bestürzt schlug Wang-mu die Hände zusammen und lachte nervös. Qing-jao nahm die Hände des Mädchens in die ihren und stellte fest, daß Wang-mu zitterte. Sie war also nicht so kühn, wie es den Anschein hatte.

Wang-mu sah auf ihre Hände hinab, und Qing-jao folgte dem Blick. Sie waren mit Schmutz und Erde bedeckt, die jetzt eingetrocknet war, weil sie so lange herumgestanden waren und die Hände nicht ins Wasser getaucht hatten. »Wir sind so schmutzig«, sagte Wang-mu.

Qing-jao hatte seit langem gelernt, einfach nicht mehr darauf zu achten, wie schmutzig sie bei der rechtschaffenen Arbeit wurde. »Meine Hände waren schon viel schmutziger«, sagte Qing-jao. »Wenn wir mit der rechtschaffenen Arbeit fertig sind, kommst du mit mir. Ich werde meinem Vater von unserem Vorhaben erzählen, und er wird entscheiden, ob du meine geheime Magd sein kannst.«

Wang-mus Ausdruck wurde verdrossen. Qing-jao war froh, daß man so leicht von ihrem Gesicht lesen konnte. »Was ist los?« fragte sie.

»Väter entscheiden immer alles«, sagte Wang-mu.

Qing-jao nickte und fragte sich, warum Wang-mu etwas so Offensichtliches überhaupt sagte. »Das ist der Anfang der Weisheit«, meinte sie dann. »Außerdem ist meine Mutter tot.«

Die rechtschaffene Arbeit endete immer am frühen Nachmittag; offiziell, damit diejenigen, die weit von den Feldern entfernt wohnten, vor Anbruch der Dunkelheit nach Hause zurückkehren konnten. In Wirklichkeit jedoch wurde damit der Brauch anerkannt, am Ende der rechtschaffenen Arbeit ein Fest zu feiern. Da viele Leute ihr Nachmittagsschläfchen verpaßt hatten, waren sie nach der rechtschaffenen Arbeit aufgekratzt, als wären sie die ganze Nacht aufgeblieben. Andere fühlten sich erschöpft und müde. Beides diente als Entschuldigung zu gemeinsamen Essen und Trinken mit Freunden, wonach man zu früher Stunde ins Bett fiel, um den verlorenen Schlaf und das harte Tagwerk auszugleichen.

Qing-jao gehörte zu denen, die sich erschöpft fühlten; Wang-mu dagegen war offensichtlich aufgekratzt. Oder vielleicht lag es einfach nur daran, daß die Lusitania-Flotte Qing-jao Sorgen bereitete, während Wang-mu soeben als geheime Magd einer gottberührten Dame akzeptiert worden war. Qing-jao half Wang-mu bei der Prozedur, die nötig war, wollte man sich im Hause Han um eine Anstellung bewerben – die Waschung, das Abnehmen der Fingerabdrücke, die Sicherheitsüberprüfung –, bis sie schließlich Wang-mus Plappern keinen Augenblick länger mehr aushalten konnte und sich zurückzog.

Als sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufging, hörte sie, wie Wang-mu ängstlich fragte: »Habe ich meine neue Herrin wütend gemacht?« Und Ju Kung-mei, der Hüter des Hauses, antwortete: »Die Gottberührten antworten anderen Stimmen als der deinen, Kleine.« Es war eine freundliche Antwort. Qing-jao bewunderte oft den Sanftmut und die Weisheit derer, die ihr Vater in dieses Haus geholt hatte. Sie fragte sich, ob sie bei ihrer ersten Einstellung genauso klug gewählt hatte.

Kaum beschäftigte sie sich mit dieser Frage, da wußte sie auch schon, daß sie verderbt gehandelt hatte, solch eine Entscheidung so schnell zu treffen und ohne sich vorher mit ihrem Vater zu beraten. Wang-mu würde sich als hoffnungslos ungeeignet erweisen, und Vater würde sie, Qing-jao, tadeln, so töricht gehandelt zu haben.

Der Gedanke an Vaters Zurechtweisung genügte, um den augenblicklichen Tadel der Götter herbeizuführen. Qing-jao fühlte sich unrein. Sie stürmte auf ihr Zimmer und schloß die Tür. Es war die reinste Ironie,

daß sie immer und immer wieder denken konnte, wie verhaßt ihr die Rituale waren, die die Götter verlangte, wie leer ihre Verehrung war – doch ein einziger unloyaler Gedanke an Vater oder den Sternenwege-Kongreß, und sie mußte augenblicklich Buße tun.

Normalerweise würde sie eine halbe, eine volle Stunde oder noch länger versuchen, dem Drang zur Buße zu widerstehen, ihre Unreinheit zu ertragen. Heute jedoch ersehnte sie das Ritual der Reinigung geradezu. Auf seine eigene Art hatte das Ritual Sinn, einen Anfang und ein Ende, Regeln, denen man folgen konnte. Ganz im Gegensatz zum Problem der Lusitania-Flotte.

Sie kniete nieder und wählte absichtlich die schmalste, schwächste Linie in dem bleichesten Brett, das sie fand. Sie wollte eine harte Buße; vielleicht würden die Götter sie dann für rein genug halten, um ihr die Lösung des Problems zu zeigen, das Vater ihr gestellt hatte. Sie brauchte eine halbe Stunde, um sich den Weg durch das Zimmer zu bahnen, denn sie verlor die Linie immer wieder und mußte jedesmal von vorn anfangen.

Schließlich wollte sie, erschöpft von der rechtschaffenen Arbeit und mit müden Augen vom Verfolgen der Linien, nur noch schlafen; statt dessen setzte sie sich vor ihrem Terminal auf den Boden und rief die Zusammenfassung ihrer bisherigen Arbeit auf. Nach der Überprüfung und Eliminierung aller sinnloser Absurditäten, die sich im Verlauf ihrer Nachforschungen ergeben hatten, blieben drei weitgefaßte mögliche Kategorien von Erklärungen übrig. Erstens, das Verschwinden der Flotte war von irgendeinem Naturereignis herbeigeführt worden, das für die Astronomen einfach noch nicht sichtbar geworden war. Zweitens, der Verlust der Verkürzer-Kommunikation war die Folge entweder von Sabotage oder einer Befehlsentscheidung in der Flotte. Drittens, der Verlust der Verkürzer-Kommunikation war aufgrund einer planetenweiten Verschwörung entstanden.

Die erste Erklärung war durch die Art und Weise, wie die Flotte reiste, ausgeschlossen. Die Sternenschiffe flogen einfach nicht dicht genug beieinander, als daß irgendein bekanntes natürliches Phänomen sie alle auf einmal hätte vernichten können. Die Flotte hatte kein Rendezvous durchgeführt – der Verkürzer machte so etwas zur reinen Zeitver-

schwendung. Statt dessen waren alle Schiffe von dem Punkt aus, an dem sie sich zufällig befanden, als sie der Flotte zugeteilt wurden, nach Lusitania aufgebrochen. Selbst jetzt, wo nur noch ein paar Lichtjahre verlieben, bevor sie sich allesamt im Orbit um Lusitanias Sonne befänden, waren sie so weit auseinander, daß kein vorstellbares Naturereignis gleichzeitig Auswirkungen auf sie alle gehabt haben könnte.

Die zweite Kategorie war durch die Tatsache, daß die *gesamte* Flotte verschwunden war, fast genauso unwahrscheinlich. Konnte irgendein von Menschen ersonnener Plan mit so einer perfekten Effizienz funktionieren – und ohne irgendeinen Hinweis auf eine Vorausplanung in irgendeiner Datenbank oder einem Persönlichkeitsprofil oder in den Kommunikations-Logbüchern, die bei Planetarien Computern unterhalten wurden? Es gab auch nicht den geringsten Hinweis darauf, daß irgend jemand Daten verändert oder irgendwelche Kommunikationen getarnt hatte, um ja keine Spur zu hinterlassen. Wenn es ein Plan von Mitgliedern der Flotte war, dann einer ohne Beweise, Tarnungen oder Fehler.

Derselbe Mangel an Beweisen ließ die Vorstellung einer planetenweiten Verschwörung noch unwahrscheinlicher erscheinen. Und noch unwahrscheinlicher wurden all diese Möglichkeiten durch die reine Simultanität der Ereignisse. Soweit festgestellt werden konnte, hatte jedes Schiff die Verkürzer-Kommunikation fast genau zum gleichen Zeitpunkt abgebrochen. Es mochte eine Verzögerung von ein paar Sekunden oder sogar Minuten gegeben haben, doch insgesamt waren es keine fünf Minuten gewesen, kein Zeitraum, der genügt hätte, um auf einem Schiff eine Bemerkung über das Verschwinden eines anderen zu machen.

Die Zusammenfassung war in ihrer Einfachheit elegant. Es blieb nichts übrig. Die Beweise waren so vollständig, wie sie es jemals sein würden, und sie machten jede vorstellbare Erklärung unvorstellbar.

Warum tut Vater mir das an? fragte sie sich nicht zum ersten Mal.

Augenblicklich fühlte sie sich unrein, weil sie solch eine Frage überhaupt gestellt hatte. Sie mußte sich waschen, um die Unreinheit ihres Zweifels zu entfernen.

Doch sie wusch sich nicht. Statt dessen ließ sie die Stimme der Götter in sich anwachsen, ließ ihre Befehle dringlicher werden. Diesmal leistete

sie ihren Widerstand nicht aus dem rechtschaffenen Drang, sich zu disziplinieren. Diesmal versuchte sie absichtlich, soviel Aufmerksamkeit der Götter wie möglich auf sich zu ziehen. Erst als sie vor der Not keuchte, sich zu reinigen, erst als sie bei der beiläufigsten Berührung ihrer eigenen Haut erschauderte, erst da stellte sie ihre Frage.

»Ihr habt es getan, nicht wahr?« sagte sie zu den Göttern. »Was kein Mensch vollbracht haben könnte, müßt ihr vollbracht haben. Ihr habt nach der Lusitania-Flotte gegriffen und sie von uns abgeschnitten.«

Die Antwort kam, aber nicht mit Worten, sondern dem ständig zunehmenden Drang, sich zu reinigen.

»Aber der Kongreß und die Admiralität sind nicht der *Weg.* Sie können sich die goldene Tür in die Stadt des Jadebergs im Westen nicht vorstellen. Wenn Vater zu ihnen sagt: ›Die Götter haben eure Flotte gestohlen, um euch für eure Verderbtheit zu bestrafen!‹, werden sie ihn nur verachten. Wenn sie ihn verachten, unseren größten lebenden Staatsmann, werden sie auch uns verachten. Und wenn sich Weg wegen Vater schämt, wird er ihn vernichten. Habt ihr das deshalb getan?«

Sie begann zu weinen. »Ich werde nicht zulassen, daß ihr meinen Vater vernichtet. Ich werde einen anderen Weg finden. Ich werde eine Antwort finden, die sie zufriedenstellt. Ich trotze euch!«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Götter ihr das überwältigendste Gefühl abscheulicher Unreinheit schickten, das sie jemals wahrgenommen hatte. Es war so stark, daß es ihr den Atem nahm, und sie stürzte nach vorn und hielt sich am Terminal fest. Sie versuchte zu sprechen, um Vergebung zu bitten, doch statt dessen würgte sie und schluckte heftig, um sich nicht zu übergeben. Sie hatte den Eindruck, ihre Hände würden Schleim auf allem verteilen, was sie berührten; als sie sich auf die Füße kämpfte, klebte ihr Gewand an ihrer Haut, als sei sie mit dicker, schwarzer Schmiere bedeckt.

Aber sie wusch sich nicht. Noch warf sie sich zu Boden und verfolgte Linien im Holz. Statt dessen taumelte sie zur Tür, um nach unten zum Zimmer ihres Vaters zu gehen.

Doch die Türschwelle hielt sie auf. Nicht körperlich, die Tür schwang so leicht auf wie immer, und trotzdem konnte sie nicht hindurchgehen. Sie hatte gehört, daß die Götter ihre ungehorsamen Diener auf Tür-

schwellen aufhielten, doch am eigenen Leib hatte sie es noch nie erfahren. Sie begriff nicht, wie sie aufgehalten wurde. Ihr Körper konnte sich frei bewegen. Es gab keine Barriere. Doch sie empfand solch ein fürchterliches Entsetzen bei dem Gedanken, durch die Tür zu gehen, daß sie wußte, sie war einfach nicht dazu imstande. Sie wußte, die Götter verlangten irgendeine Buße von ihr, irgendeine Reinigung, oder sie würden niemals dulden, daß sie ihr Zimmer verließ. Nicht das Aufspüren von Holzmaserungen, kein Händewaschen. Was verlangten die Götter dann?

Und dann wußte sie auf einmal, wieso die Götter sie nicht durch diese Tür schreiten ließen. Es war der Eid, den Vater ihr auf Mutters Wunsch abverlangt hatte. Der Eid, daß sie den Göttern immer dienen würde, ganz gleich, was geschah. Und hier hatte sie ihnen zu trotzen versucht. Mutter, vergib mir! Ich werde den Göttern nicht trotzen. Aber ich muß trotzdem zu Vater gehen und ihm die schreckliche Zwangslage erklären, in die die Götter uns gebracht haben. Mutter, hilf mir, durch diese Tür zu gehen!

Wie als Antwort auf ihre Bitte wurde ihr klar, wie sie durch diese Tür gehen konnte. Sie mußte lediglich ihren Blick ganz fest in die Luft hinter der oberen rechten Türecke richten und, während sie den Blick niemals von dieser Stelle abwand, rückwärts mit dem rechten Fuß durch die Tür treten, die linke Hand hindurchstecken, sich dann nach links drehen, das linke Bein rückwärts über die Schwelle bringen und dann den rechten Arm. Es war kompliziert und schwierig, fast wie ein Tanz, doch indem sie sich ganz langsam und vorsichtig bewegte, schaffte sie es.

Die Tür gab sie frei. Und obwohl sie den Druck ihrer Unreinheit noch spürte, hatte seine Intensität etwas nachgelassen. Es war erträglich. Sie konnte atmen, ohne zu keuchen, sprechen, ohne zu würgen.

Sie ging nach unten und betätigte die kleine Glocke vor der Tür ihres Vaters.

»Ist es meine Tochter, meine ›Strahlend Helle‹?« fragte Vater.

»Ja, Ehrwürdiger«, sagte Qing-jao.

»Ich bin bereit, dich zu empfangen.«

Sie öffnete Vaters Tür und trat hindurch. Diesmal war kein Ritual erforderlich. Sie ging direkt zu ihm – er saß auf seinem Stuhl vor dem Terminal – und kniete vor ihm nieder.

»Ich habe mir deine Si Wang-mu angesehen«, sagte Vater, »und bin der Ansicht, deine erste Einstellung war eine würdige.«

Es dauerte einen Augenblick, bis Vaters Worte Sinn ergaben. Si Wang-mu? Warum sprach Vater über eine uralte Göttin mit ihr? Sie sah überrascht auf und folgte dann dem Blick ihres Vaters – zu einem Dienstmädchen in einem sauberen grauen Gewand, das demütig kniete und zu Boden sah. Es dauerte einen Augenblick, bis ihr das Mädchen vom Reisfeld wieder einfiel, bis sie sich daran erinnerte, daß sie Qing-jaos geheime Magd werden sollte. Wie hatte sie das nur vergessen können? Es war erst ein paar Stunden her, daß Qing-jao sie verlassen hatte. Doch in dieser Zeit hatte Qing-jao mit den Göttern gekämpft, und wenn sie auch nicht gewonnen hatte, so hatte sie doch auch nicht verloren. Was war die Einstellung eines Dienstmädchens im Vergleich zu einem Kampf mit den Göttern?

»Wang-mu ist unverschämt und ehrgeizig«, sagte Vater, »doch sie ist auch ehrlich und viel intelligenter, als ich es erwartet habe. Wegen ihres scharfen Verstands und scharfen Ehrgeizes schließe ich, daß du sie sowohl als Schülerin wie auch als geheime Magd haben willst.«

Wang-mu atmete erschrocken ein, und als Qing-jao zu ihr hinüber sah, erkannte sie, wie entsetzt das Mädchen war. Oh, ja – sie muß glauben, daß *ich* glaube, sie habe Vater von unserem geheimen Plan erzählt. »Keine Angst, Wang-mu«, sagte Qing-jao. »Vater errät fast immer Geheimnisse. Ich weiß, daß du ihm nichts gesagt hast.«

»Ich wünschte, mehr Geheimnisse wären so einfach wie dieses«, sagte Vater. »Meine Tochter, ich gratuliere dir zu deiner würdigen Großzügigkeit. Die Götter werden dich dafür ehren, wie auch ich.«

Das Lob kam wie Salbe auf eine stechende Wunde. Vielleicht hatte ihre Aufsässigkeit sie deshalb nicht vernichtet, hatte irgendein Gott ihr Gnade erwiesen und gezeigt, wie sie ihr Zimmer verlassen konnte. Weil sie Wang-mu mit Gnade und Weisheit beurteilt, dem Mädchen seine Unverschämtheit verziehen hatte, wurde ihr selbst nun ebenfalls ihr ungeheuerlicher Wagemut verziehen.

Wang-mu bereut ihren Ehrgeiz nicht, dachte Qing-jao. Noch werde ich meine Entscheidung bereuen. Ich darf nicht zulassen, daß Vater vernichtet wird, nur weil ich keine nichtgöttliche Erklärung für das Verschwinden der Lusitania-Flotte finden – oder erfinden – kann. Und doch – wie kann ich den Absichten der Götter trotzen? Sie haben die Flotte verborgen oder vernichtet. Und die Werke der Götter müssen von ihren gehorsamen Dienern erkannt werden, selbst wenn sie vor ungläubigen auf anderen Welten verborgen bleiben müssen.

»Vater«, sagte Qing-jao, »ich muß mit dir über meine Aufgabe sprechen.«

Vater verstand ihr Zögern falsch. »Wir können vor Wang-mu sprechen. Sie wurde als deine geheime Magd eingestellt. Ihr Vater hat den Einstellungsbonus bekommen, die ersten Barrieren der Geheimhaltung wurden in ihren Verstand eingefügt. Wir können darauf vertrauen, daß sie nichts von dem sagt, was sie hört.«

»Ja, Vater«, sagte Qing-jao. In Wahrheit hatte sie schon wieder vergessen, daß Wang-mu überhaupt anwesend war. »Vater, ich weiß, wer die Lusitania-Flotte verborgen hat. Aber du mußt mir versprechen, daß du es dem Sternenwege-Kongreß niemals sagen wirst.«

Vater, der ungewöhnlich gelassen war, schaute leicht überrascht drein. »So etwas kann ich nicht versprechen«, sagte er. »Es wäre meiner unwürdig, solch ein untreuer Diener zu sein.«

Was konnte sie jetzt tun? Wie konnte sie sprechen? Und wie konnte sie andererseits nichts sagen? »Wer ist dein Herr?« schrie sie. »Der Kongreß oder die Götter?«

»Zuerst die Götter«, sagte Vater. »Sie kommen immer zuerst.«

»Dann muß ich dir sagen, daß ich herausgefunden habe, daß die Götter die Flotte vor uns verborgen haben, Vater. Doch wenn du das dem Kongreß sagst, werden sie dich verspotten, und du wirst vernichtet sein.« Dann kam ihr ein anderer Gedanke in den Sinn. »Wenn die Götter die Flotte aufgehalten haben, Vater, dann muß die Flotte doch gegen den Willen der Götter losgeschickt worden sein. Und wenn der Sternenwege-Kongreß die Flotte gegen den Willen der Götter losgeschickt…«

Vater hob die Hand, damit sie schwieg. Sie hörte augenblicklich zu sprechen auf, neigte den Kopf und wartete.

»Natürlich sind es die Götter«, sagte Vater.

Seine Worte waren gleichzeitig eine Erleichterung wie auch eine Erniedrigung. *Natürlich*, hatte er gesagt. Hatte er es von Anfang an gewußt?

»Die Götter tun alles, was im Universum geschieht. Aber glaube nicht, den Grund dafür zu kennen. Du sagt, sie müssen die Flotte gestoppt haben, weil sie sich ihrer Mission widersetzen. Doch ich sage, daß der Kongreß die Flotte gar nicht hätte ausschicken können, hätten die Götter es nicht gewollt. Warum könnte es also nicht sein, daß die Götter die Flotte aufgehalten haben, weil ihre Mission so groß und edel war, daß die Menschheit ihrer nicht würdig ist? Oder was, wenn sie die Flotte verborgen haben, um dir eine schwierige Aufgabe zu stellen? Eins ist sicher: Die Götter haben dem Sternenwege-Kongreß erlaubt, den größten Teil der Menschheit zu beherrschen. Solange der Kongreß das Mandat des Himmels hat, werden wir von Weg seine Edikte ohne Widerspruch befolgen.«

»Ich wollte nicht widersprechen…« Sie konnte eine so offensichtlich falsche Aussage nicht beenden.

Vater verstand sie natürlich genau. »Ich höre, wie deine Stimme schwächer wird und deine Worte im Nichts verhallen. Das kommt daher, weil du weißt, daß deine Worte nicht stimmen. Trotz allem, was ich dich gelehrt habe, willst du dich dem Sternenwege-Kongreß widersetzen.« Dann wurde seine Stimme sanfter. »Du willst dich um meinetwegen widersetzen.«

»Du bist mein Vorfahre. Ich schulde dir eine höhere Pflichterfüllung als ihnen.«

»Ich bin dein Vater. Ich werde erst dein Vorfahre sein, wenn ich tot bin.«

»Dann Mutter zuliebe. Sollten sie je das Mandat des Himmels verlieren, werde ich ihr schrecklichster Feind sein, denn ich *werde* den Göttern dienen.« Doch noch während sie dies sagte, wußte sie, daß ihre Worte eine gefährliche Halbwahrheit darstellten. Bis vor ein paar Augenblicken – bis sie auf der Türschwelle aufgehalten worden war – war sie bereit gewesen,

ihrem Vater zuliebe den Göttern zu trotzen. Ich bin die unwürdigste, schrecklichste Tochter, dachte sie.

»Ich sage dir jetzt, meine strahlend helle Tochter, der Widerstand gegen den Kongreß wäre niemals zu meinem Besten. Oder zu deinem. Doch ich vergebe dir, daß du mich im Übermaß liebst. Das ist die sanfteste und freundlichste aller Untugenden.«

Er lächelte. Es beruhigte sie, ihn lächeln zu sehen, obwohl sie wußte, daß sie seine Billigung nicht verdiente. Qing-jao war jetzt imstande, wieder klar zu denken, sich wieder dem Rätsel zuzuwenden. »Du hast gewußt, daß dies das Werk der Götter war, und hast mich doch nach der Antwort suchen lassen.«

»Aber hast du die richtige Frage gestellt?« sagte Vater. »Die Frage, die wir beantworten müssen, lautet: *Wie* haben die Götter es gemacht?«

»Woher soll ich das wissen?« antwortete Qing-jao. »Vielleicht haben sie die Flotte vernichtet oder verborgen, oder an irgendeinen geheimen Ort im Westen gebracht…«

»Qing-jao! Sieh mich an! Hör mir gut zu.«

Sie sah ihn an. Sein strenger Befehl half ihr, sich zu beruhigen, zu konzentrieren.

»Ich habe versucht, dies dich dein ganzes Leben zu lehren, doch nun *mußt* du es lernen, Qing-jao. Die Götter sind die Ursache von allem, was geschieht, doch sie handeln niemals offen. Hast du mich verstanden?«

Sie nickte. Sie hatte diese Worte schon hundert Mal gehört.

»Du hörst mich, und doch verstehst du mich nicht, selbst jetzt nicht«, sagte Vater. »Die Götter haben das Volk von Weg erwählt, Qing-jao. Nur *wir* haben das Privileg, ihre Stimme zu hören. Nur *wir* dürfen sehen, daß sie die Ursachen sind von allem, was ist und war und sein wird. Allen anderen Menschen bleiben ihre Werke verborgen, ein Geheimnis. Deine Aufgabe ist es nicht, die *wahre* Ursache des Verschwindens der Lusitania-Flotte herauszufinden – ganz Weg wüßte sofort, die wahre Ursache ist die, daß die Götter es so wollten. Deine Aufgabe ist es, herauszufinden, welche Verschleierung die Götter für dieses Ereignis geschaffen haben.«

Qing-jao fühlte sich schwindlig und benommen. Sie war so sicher gewesen, die Antwort herausgefunden, ihre Aufgabe gelöst zu haben. Nun entglitt ihr alles. Die Antwort traf zwar noch zu, aber sie hatte jetzt eine andere Aufgabe bekommen.

»Weil wir keine natürliche Erklärung finden können, stehen die Götter im Augenblick entblößt da, und jeder kann sie sehen, die Ungläubigen wie die Gläubigen. Die Götter sind *nackt*, und wir müssen sie kleiden. Wir müssen herausfinden, was für eine Abfolge von Ereignissen die Götter geschaffen haben, um das Verschwinden der Flotte erklären, um es den Ungläubigen als natürlich darstellen zu können. Ich dachte, du hättest dies verstanden. Wir dienen dem Sternenwege-Kongreß, doch nur, weil wir dadurch auch den Göttern dienen. Die Götter wünschen, daß wir den Kongreß täuschen, und der Kongreß will getäuscht werden.«

Qing-jao nickte, taub vor Enttäuschung, daß ihre Aufgabe noch nicht beendet war.

»Klinge ich herzlos?« fragte Vater. »Bin ich unehrlich? Bin ich dem Ungläubigen gegenüber grausam?«

»Hat eine Tochter über ihren Vater zu urteilen?« flüsterte Qing-jao.

»Natürlich nicht«, sagte Vater. »Tag für Tag urteilen Menschen über alle anderen Menschen. Die Frage ist nur, ob wir klug urteilen.«

»Dann urteile ich, daß es keine Sünde ist, zu den Ungläubigen in der Sprache ihres Unglaubens zu sprechen«, sagte Qing-jao.

Umspielte ein Lächeln seine Mundwinkel? »Du verstehst es«, sagte Vater. »Falls sich der Kongreß jemals an uns wenden sollte, um bescheiden die Wahrheit zu suchen, werden wir seine Mitglieder den Weg lehren, und sie werden Teil des Weges werden. Bis dahin dienen wir den Göttern, indem wir den Ungläubigen helfen, sich selbst zu belügen und einzureden, für alle Dinge, die geschehen, gäbe es natürliche Erklärungen.«

Qing-jao verbeugte sich, bis ihr Kopf fast den Boden berührte. »Du hast viele Male versucht, mich das zu lehren, doch bis jetzt hatte ich noch keine Aufgabe, auf die dieses Prinzip anzuwenden war. Vergib deiner unwürdigen Tochter ihre Torheit.«

»Ich habe keine unwürdige Tochter«, sagte Vater. »Ich habe nur meine Tochter, die ›Strahlend Hell‹ ist. Das Prinzip, das du heute gelernt hast,

wird nur von wenigen auf Weg wirklich verstanden. Deshalb sind nur ein paar von uns imstande, sich direkt mit Menschen von anderen Welten abzugeben, ohne sie zu verblüffen oder zu verwirren. Du hast mich heute überrascht, Tochter, nicht, weil du es noch nicht verstanden hattest, sondern weil du es mit so jungen Jahren verstehst. Ich war fast zehn Jahre älter, bevor ich dieses Prinzip begriff.«

»Wie kann ich etwas vor dir lernen, Vater?« Die Vorstellung, eine seiner Leistungen zu übertreffen, war fast undenkbar.

»Weil du mich hattest, der es dir beibrachte«, sagte Vater, »während ich es selbst herausfinden mußte. Aber ich sehe ein, daß dich der Gedanke erschreckt, etwas vielleicht in jüngerem Alter gelernt zu haben als ich. Glaubst du, es würde mir Schande bereiten, wenn meine Tochter mich übertrifft? Ganz im Gegenteil – es kann keine größere Ehre für Eltern geben, als ein Kind zu haben, das größer ist als sie.«

»Ich kann niemals größer als du sein, Vater.«

»In gewisser Hinsicht stimmt das, Qing-jao. Denn da du mein Kind bist, sind all deine Werke als eine Untermenge in meinen enthalten, genau wie wir alle eine Untermenge unserer Vorfahren sind. Doch du hast so viel Potential zur Größe in dir, daß ich glaube, es wird eine Zeit kommen, da ich wegen deiner Werke größer eingeschätzt werde als wegen meiner eigenen. Wenn das Volk von Weg mich je einer herausragenden Ehre für würdig befinden sollte, dann zumindest in gleichem Maße wegen deiner Errungenschaften wie wegen meiner.«

Mit diesen Worten verbeugte sich Vater vor ihr, keine höfliche Geste der Entlassung, sondern ein tiefes Verneigen aus Ehrfurcht, bei dem sein Kopf fast den Boden berührte. Nicht ganz, denn das wäre lächerlich gewesen, fast eine Verhöhnung, als berühre er wirklich zu Ehren seiner eigenen Tochter mit dem Kopf den Boden. Aber er vollzog die Geste, soweit die Würde es ihm erlaubte.

Es verwirrte sie einen Augenblick lang, erschreckte sie; dann begriff sie. Als er andeutete, seine Chance, zum Gott von Weg gewählt zu werden, hinge von ihrer Größe ab, hatte er nicht von irgendeinem vagen zukünftigen Ereignis gesprochen. Er sprach vom Hier und Jetzt. Er sprach von ihrer Aufgabe. Wenn sie die Tarnung der Götter finden könnte, die natürliche Erklärung für das Verschwinden der Lusitania-

Flotte, war seine Wahl zum Gott von Weg sichergestellt. So sehr vertraute er ihr. So wichtig war ihre Aufgabe. Was war ihr Erwachsenwerden, verglichen mit dem Gottsein ihres Vaters? Sie mußte härter arbeiten, besser denken und Erfolg haben, wo sämtliche Unternehmungen des Militärs und des Kongresses gescheitert waren. Nicht für sich selbst, aber für Mutter, für die Götter und für Vaters Chance, einer von ihnen zu werden.

Qing-jao zog sich aus Vaters Zimmer zurück. Sie blieb auf der Schwelle stehen und sah zu Wang-mu hinüber. Ein Blick der Gottberührten genügte, um dem Mädchen zu sagen, daß es ihr folgen solle.

Als Qing-jao ihr Zimmer erreichte, zitterte sie vor dem unterdrückten Drang, sich zu reinigen. Alles, was sie heute falsch gemacht hatte – ihre Aufsässigkeit gegen die Götter, die Weigerung, die Reinigung früher zu akzeptieren, die Dummheit, ihre wahre Aufgabe nicht verstanden zu haben –, kam nun zusammen. Nicht, daß sie sich schmutzig fühlte; sie wollte sich nicht waschen, und sie verspürte auch keinen Abscheu vor sich selbst. Schließlich war ihre Unwürdigkeit durch Vaters Lob gemildert worden, durch den Gott, der ihr zeigte, wie man durch die Tür gehen mußte. Und Wang-mu hatte sich als gute Wahl erwiesen – das war eine Prüfung, die Qing-jao bestanden hatte, und zwar mit wehenden Fahnen. Also ließ nicht die Minderwertigkeit sie zittern. Sie war versessen auf Reinigung. Sie sehnte sich danach, daß die Götter bei ihr waren, während sie ihnen diente. Doch keine Buße, die sie kannte, reichte aus, ihre Versessenheit zu stillen.

Dann wußte sie: Sie mußte eine Linie auf jedem Brett im Raum verfolgen.

Sofort wählte sie ihren Ausgangspunkt, die südöstliche Ecke. Sie würde an der östlichen Wand beginnen, die Linien zu verfolgen, damit sie sich in ihrem Ritual gen Westen bewegte, den Göttern entgegen. Das letzte würde auch das kürzeste Brett im Raum sein, kaum einen Meter lang, in der nördlichen Ecke. Es sollte ihre Belohnung sein, daß das Aufspüren der letzten Linie so kurz und leicht geriet.

Sie hörte, wie Wang-mu hinter ihr leise den Raum betrat, doch sie hatte nun keine Zeit für Sterbliche. Die Götter warteten. Sie kniete in der Ecke nieder und musterte die Linien der Maserung, um diejenige zu finden,

der sie dem Wunsch der Götter zufolge nachspüren sollte. Normalerweise blieb die Wahl ihr überlassen, und dann entschied sie sich immer für die schwierigste, damit die Götter sie nicht verachteten. Doch heute war sie von der augenblicklichen Zuversicht erfüllt, daß die Götter die Wahl für sie übernehmen würden. Die erste Linie war ziemlich dick; sie verlief wellenförmig, ließ sich aber leicht verfolgen. Die Götter waren bereits gnädig gestimmt! Das heutige Ritual würde fast zu einem Gespräch zwischen ihr und den Göttern werden. Sie hatte heute eine unsichtbare Barriere durchbrochen; sie war dem klaren Verständnis ihres Vaters nähergekommen. Vielleicht würden eines Tages die Götter mit jener Deutlichkeit zu ihr sprechen, von denen das normale Volk vermutete, alle Gottberührten würden sie vernehmen.

»Heilige«, sagte Wang-mu.

Es war, als bestünde Qing-jaos Freude aus Glas, das Wang-mu absichtlich zertrümmerte. Wußte sie nicht, daß man ein Ritual von vorn beginnen mußte, wenn es einmal unterbrochen worden war? Quing-jao richtete sie auf die Knie auf und drehte sich zu dem Mädchen um.

Wang-mu mußte den Zorn auf Qing-jaos Gesicht gesehen haben, verstand ihn aber falsch. »Oh, es tut mir leid«, sagte sie sofort, fiel auf die Knie und verbeugte sich. »Ich habe vergessen, daß ich dich nicht ›Heilige‹ nennen soll. Ich wollte dich nur fragen, wonach du suchst, damit ich dir bei der Suche helfen kann.«

Qing-jao hätte fast laut aufgelacht, daß Wang-mu sich so sehr irrte. Natürlich hatte Wang-mu keine Ahnung, daß die Götter gerade zu Qing-jao sprachen. Und nun, nachdem ihr Ärger verflogen war, schämte sich Qing-jao, als sie sah, wie sehr Wang-mu ihren Zorn fürchtete; es war nicht rechtens, daß das Mädchen mit der Stirn den Boden berührte. Qing-jao gefiel es nicht, daß sich ein anderer Mensch so erniedrigte.

Wieso habe ich ihr so große Angst gemacht? Ich war von Freude erfüllt, weil die Götter so deutlich zu mir sprachen; doch meine Freude war so selbstsüchtig, daß ich eine Miene des Hasses aufsetzte, als sie mich unschuldig unterbrach. Antworte ich etwa so den Göttern? Sie zeigen mir ein Gesicht der Liebe, und ich wandle es um in Haß auf die Menschen, besonders auf jene, die meiner Macht ausgeliefert sind? Er-

neut haben die Götter einen Weg gefunden, mir meine Unwürdigkeit zu zeigen.

»Wang-mu, du darfst mich nicht unterbrechen, wenn du mich so auf dem Boden kauernd vorfindest.« Und sie erklärte Wang-mu, daß die Götter von ihr das Ritual der Reinigung verlangten.

»Muß ich das auch tun?« fragte Wang-mu.

»Nicht, wenn die Götter es dir nicht sagen.«

»Wie werde ich es wissen?«

»Wenn es in deinem Alter noch nicht passiert ist, Wang-mu, wird es wahrscheinlich auch nicht mehr passieren. Doch wenn es passiert wäre, wüßtest du es, denn du hättest nicht die Macht, der Stimme der Götter in deinem Kopf zu widerstehen.«

Wang-mu nickte ernst. »Wie kann ich dir helfen… Qing-jao?« Sie sprach den Namen ihrer Herrin ehrfürchtig und mit Bedacht aus. Zum ersten Mal begriff Qing-jao, daß ihr Name, der so süß und zärtlich klang, wenn ihr Vater ihn aussprach, übertrieben klang, wenn er mit solcher Ehrfurcht gesprochen wurde. Es war fast schmerzhaft, in einem Augenblick, da sich Qing-jao ihres Mangels an Glanz scharf bewußt war, ›Strahlend Helle‹ genannt zu werden. Doch sie würde Wang-mu nicht verbieten, ihren Namen zu benutzen – das Mädchen mußte sie ja *irgendwie* ansprechen, und die Ironie von Wang-mus ehrfürchtigem Tonfall würde Qing-jao ständig daran erinnern, wie wenig sie diese Ehrfurcht verdiente.

»Du kannst mir helfen, indem du mich nicht unterbrichst«, sagte Qing-jao.

»Dann soll ich also gehen?«

Qing-jao hätte fast zugestimmt, doch dann begriff sie, die Götter wollten aus irgendeinem Grund, daß Wang-mu Teil dieser Buße war. Woher sie das wußte? Weil der Gedanke, Wang-mu könne gehen, fast so unerträglich war wie das Wissen um das noch nicht vollbrachte Nachspüren der Linien. »Bitte bleib«, sagte Qing-jao. »Kannst du schweigend warten? Mich beobachten?«

»Ja… Qing-jao.«

»Wenn es so lange dauert, daß du es nicht mehr aushältst, darfst du gehen«, sagte Qing-jao. »Aber nur, wenn du siehst, daß ich mich von Westen nach Osten bewege. Das bedeutet, daß ich gerade mit einem Brett fertig bin und es mich nicht stören wird, wenn du gehst. Aber du darfst mich nicht ansprechen.«

Wang-mus Augen wurden größer. »Du willst das mit jeder Holzmaserung eines jeden Dielenbretts tun?«

»Nein«, sagte Qing-jao. So grausam wären die Götter niemals! Doch noch während sie dies dachte, wußte Qing-jao, daß vielleicht einmal ein Tag kommen würde, an dem die Götter genau diese Buße von ihr verlangten. Ihr wurde vor Entsetzen schlecht. »Nur eine Linie auf jedem Brett im Zimmer. Beobachte sie mit mir, ja?«

Sie sah, wie Wang-mu einen Blick auf die Zeitangabe warf, die über ihrem Terminal in der Luft schwebte. Es war fast schon Schlafenszeit, und beide hatten sie ihren Nachmittagsschlaf verpaßt. Es war nicht natürlich für Menschen, so lange ohne Schlaf auszuharren. Die Tage auf Weg waren anderthalbmal so lang wie die auf der Erde, so daß sie niemals ganz mit dem inneren Zyklus des menschlichen Körpers im Einklang lebten. Es war nicht einfach, den Mittagsschlaf zu verpassen und dann noch spät zu Bett zu gehen.

Doch Qing-jao hatte keine Wahl. Und wenn Wang-mu nicht wachbleiben konnte, mußte sie nun gehen, wie wenig die Götter auch von dieser Vorstellung angetan sein mochten. »Du mußt wach bleiben«, sagte Qing-jao. »Wenn du einschläfst, muß ich mit dir sprechen, damit du dich bewegst und mir einige Linien zeigst, denen ich nachspüren muß. Und wenn ich mit dir spreche, muß ich von vorn beginnen. Kannst du wach bleiben und reglos still?«

Wang-mu nickte. Qing-jao glaubte ihr, daß sie es ernst meinte; doch sie glaubte nicht, daß das Mädchen es schaffte. Doch die Götter beharrten darauf, daß sie ihre neue geheime Magd bleiben ließ – und wer war Qing-jao, etwas zu verweigern, das die Götter von ihr verlangten?

Qing-jao kehrte zum ersten Brett zurück und verfolgte die Linie erneut. Zu ihrer Erleichterung waren die Götter noch bei ihr. Brett um Brett durfte sie die deutlichste, einfachste Linie verfolgen, und wenn sie gelegentlich eine schwerere bekam, dann nur, weil die leichtere Linie

ausgelaufen war oder den Rand des jeweiligen Bretts erreicht hatte. Die Götter behüteten sie.

Was Wang-mu betraf, so kämpfte das Mädchen erbittert. Zweimal, auf dem Weg zurück vom Westen, um im Osten erneut zu beginnen, warf Qing-jao einen Blick auf Wang-mu und sah, daß sie schlief. Doch als Qing-jao an der Stelle vorbeikam, an der Wang-mu kniete, stellte sie beide Male fest, daß ihre geheime Magd erwacht war und sich so still zu einer Stelle bewegt hatte, an der Qing-jao die Linien bereits verfolgt hatte, daß Qing-jao sie nicht einmal gehört hatte. Ein braves Mädchen. Eine würdige Wahl zu einer geheimen Magd.

Endlich erreichte Qing-jao den Anfang des letzten Bretts, eines kurzen direkt in der Ecke. Sie hätte vor Freude fast laut gesprochen, besann sich aber rechtzeitig. Der Klang ihrer eigenen Stimme und Wang-mus unvermeidliche Antwort hätten sie sicher wieder an den Anfang zurückgeschickt – es wäre eine unglaubliche Torheit gewesen. Kaum noch einen Meter von der nordwestlichen Ecke des Zimmers entfernt, beugte sich Qing-jao über den Anfang des Bretts und verfolgte die breiteste Linie. Sie führte sie direkt zur Wand. Es war vollbracht.

Qing-jao sackte gegen die Wand und lachte vor Erleichterung auf. Doch sie war so schwach und müde, daß Wang-mu ihr Lachen für Weinen gehalten haben mußte. Augenblicklich war das Mädchen bei ihr und berührte ihre Schulter. »Qing-jao«, sagte es, »hast du Schmerzen?«

Qing-jao nahm die Hand des Mädchens und hielt sie. »Keine Schmerzen. Zumindest keine, die der Schlaf nicht kurieren kann. Ich bin fertig. Ich bin sauber.«

In der Tat sogar so sauber, daß sie nicht zögerte, Wang-mus Hand zu umklammern, Haut an Haut; sie empfand nicht die geringste Unreinheit dabei. Es war ein Geschenk der Götter, daß sie jemandes Hand halten konnte, nachdem sie ihr Ritual bewältigt hatte. »Das hast du sehr gut gemacht«, sagte Qing-jao. »Ich konnte mich leichter auf die Linien konzentrieren, weil du bei mir warst.«

»Ich glaube, ich bin einmal eingeschlafen, Qing-jao.«

»Vielleicht auch zweimal. Aber du bist erwacht, als es darauf ankam, und es ist kein Schaden entstanden.«

Wang-mu begann zu weinen. Sie schloß die Augen, nahm aber nicht die Hand aus Qing-jaos, um ihr Gesicht zu bedecken. Sie ließ die Tränen einfach die Wangen hinabfließen.

»Warum weinst du, Wang-mu?«

»Ich habe es nicht gewußt«, sagte sie. »Es ist wirklich schwer, eine Gottberührte zu sein. Das habe ich nicht gewußt.«

»Und es ist auch schwer, einer Gottberührten eine wahre Freundin zu sein«, sagte Qing-jao. »Deshalb wollte ich nicht, daß du mir eine Dienerin bist, die mich ›Heilige‹ nennt und den Klang meiner Stimme fürchtet. So eine Dienerin hätte ich aus meinem Zimmer schicken müssen, wenn die Götter zu mir sprechen.«

Wang-mus Tränen flossen nun noch heftiger.

»Si Wang-mu, ist es zu schwer für dich, bei mir zu sein?« fragte Qing-jao.

Wang-mu schüttelte heftig den Kopf.

»Ich würde es verstehen, sollte es jemals zu schwer für dich werden. Du kannst mich dann verlassen. Ich war zuvor auch allein. Ich fürchte mich nicht davor, erneut allein zu sein.«

Wang-mu schüttelte erneut den Kopf, heftig diesmal. »Wie könnte ich dich verlassen, nun, da ich weiß, wie schwer es für dich ist?«

»Dann wird eines Tages geschrieben stehen und in einer Geschichte erzählt werden, daß Wang-mu während der Reinigungen niemals von Han Qing-jaos Seite wich.«

Plötzlich zeigte sich ein Lächeln auf Wang-mus Gesicht, und ihre Augen öffneten sich zu dem Blinzeln eines Lächelns, obwohl die Tränen noch auf ihren Wangen glänzten. »Hast du den Witz nicht verstanden?« sagte Wang-mu. »Mein Name – Si Wang-mu. Wenn man sich diese Geschichte erzählt, wird man nicht wissen, daß deine geheime Magd bei dir war. Man wird glauben, es sei die Königliche Mutter des Westens gewesen.«

Qing-jao lachte jetzt auch. Aber ihr kam auch eine Idee in den Sinn – vielleicht war die Königliche Mutter eine wahre Vorfahrin-des-Herzens von Wang-mu, und indem sie Wang-mu als ihre Freundin an ihrer Seite

hatte, hatte sie auch eine neue Nähe zu dieser Göttin gefunden, die fast die älteste von ihnen allen war.

Wang-mu wollte die Schlafmatten auslegen, doch Qing-jao mußte ihr zeigen, wie es ging; die Vorbereitung des Nachtlagers war Wang-mus Pflicht, und Qing-jao mußte ihr diese Aufgabe Abend für Abend überlassen, obwohl sie nie etwas dagegen gehabt hatte, es selbst zu tun. Als sie sich niederlegten – ihre Matten berührten sich an den Seiten, so daß keine Linien der Holzmaserung zwischen ihnen zu sehen war –, bemerkte Qing-jao, daß graues Licht durch die Jalousien der Fenster fiel. Sie waren gemeinsam den ganzen Tag über wach geblieben und nun auch die ganze Nacht. Wang-mus Opfer war edel. Sie würde eine wahre Freundin sein.

Ein paar Minuten später jedoch, als Wang-mu schlief und Qing-jao gerade eindöste, kam ihr der Gedanke, wie es Wang-mu, einem Mädchen ohne Geld, gelungen war, den Vorarbeiter ihrer Abteilung der rechtschaffenen Arbeit zu bestechen, damit er sie heute ohne Störung mit ihr sprechen ließ. Konnte irgendein Spion das Bestechungsgeld für sie bezahlt haben, damit sie das Haus des Han Fei-tzu infiltrieren konnte? Nein – Ju Kung-mei, der Hüter des Hauses Han, hätte von solch einer Spionin erfahren, und Wang-mu wäre niemals eingestellt worden. Wang-mu hatte den Vorarbeiter nicht mit Geld bestochen. Sie war erst vierzehn, aber schon ein sehr hübsches Mädchen. Qing-jao hatte genug Geschichtsbücher und Biographien gelesen, um zu wissen, wie Frauen normalerweise solche Bestechungen bezahlen mußten.

Grimmig kam Qing-jao zum Schluß, daß der Sache diskret nachgegangen werden und der Vorarbeiter in namenloser Schande entlassen werden mußte, sollte sich ihr Verdacht bestätigen. Bei dieser Ermittlung würde Wang-mus Name niemals in der Öffentlichkeit erwähnt werden, so daß ihr kein Schaden entstehen würde. Qing-jao mußte nur Ju Kung-mei darum bitten, und er würde dafür sorgen, daß es erledigt wurde.

Qing-jao betrachtete das schöne Gesicht ihrer schlafenden Dienerin, ihrer würdigen neuen Freundin, und wurde von Traurigkeit überwältigt. Am traurigsten machte Qing-jao jedoch nicht der Preis, den Wang-mu an den Vormann entrichtet hatte, sondern die Tatsache, daß sie ihn für so eine würdelose, schmerzhafte, schreckliche Anstellung entrichtet hat-

te, wie der Dienst als Han Qing-jaos geheime Magd es nun einmal war. Wenn eine Frau die Pforte zu ihrem Leib verkaufen mußte, und so viele Frauen waren im Verlauf der menschlichen Geschichte dazu gezwungen gewesen, mußten die Götter sie angemessener dafür entlohnen.

Deshalb schlief Qing-jao an diesem Morgen mit noch festerer Entschlossenheit ein, sich Si Wang-mus Ausbildung zu widmen. Sie konnte nicht zulassen, daß Wang-mus Ausbildung ihren Kampf mit dem Rätsel der Lusitania-Flotte störte, doch sie würde jeden freien Augenblick abzweigen und Wang-mu eine angemessene Segnung zu Ehren ihres Opfers geben. Sicherlich erwarteten die Götter nicht weniger von ihr, nachdem sie ihr so eine perfekte geheime Magd geschickt hatten.

Kapitel 8
Wunder

›Ender hat sich in letzter Zeit oft an uns gewandt. Er besteht darauf, daß wir uns eine Möglichkeit ausdenken, schneller als das Licht zu reisen.‹

›Du hast gesagt, das sei unmöglich.‹

›Davon gehen wir aus. Davon gehen die menschlichen Wissenschaftler aus. Doch Ender besteht darauf, daß, wenn Verkürzer Informationen senden, es möglich sein sollte, Materie mit derselben Schnelligkeit zu übertragen. Das ist natürlich Unsinn – Information und physische Realität lassen sich nicht vergleichen.‹

›Warum will er unbedingt schneller als das Licht fliegen?‹

›Es ist eine lächerliche Idee, nicht wahr – vor seinem eigenen Bild irgendwo anzukommen. Als träte man durch einen Spiegel, um sich selbst auf der anderen Seite zu treffen.‹

›Ender und Wühler haben oft darüber gesprochen – ich habe sie gehört. Ender glaubt, daß Materie und Energie vielleicht nur aus Information bestehen. Daß die physische Wirklichkeit nichts anderes ist als die Nachricht, die die Philoten untereinander übertragen.‹

›Was sagt Wühler?‹

›Er sagt, Ender habe zur Hälfte recht. Wühler sagt, daß die psychische Wirklichkeit eine Nachricht *ist* – und diese Nachricht sei eine Frage, die die Philoten ständig Gott stellen.‹

›Wie lautet die Frage?‹

›Ein Wort: Warum?‹

›Und wie beantwortet Gott die Frage?‹

›Mit Leben. Wühler sagt, durch Leben gäbe Gott dem Universum Sinn.‹

Miros ganze Familie fand sich zu seiner Begrüßung ein, als er nach Lusitania zurückkehrte. Schließlich liebten sie ihn. Und er liebte sie, und nach einem Monat im Weltraum freute er sich auf ihre Gesellschaft. Er

wußte, daß sein Monat im All für sie ein Vierteljahrhundert gewesen war. Er hatte sich auf die Falten in Mutters Gesicht vorbereitet und sogar darauf, daß Grego und Quara Erwachsene von über dreißig Jahren sein würden. Er hatte jedoch nicht damit gerechnet, daß sie Fremde sein würden. Nein, schlimmer als Fremde. Sie waren Fremde, die Mitleid mit ihm hatten und ihn zu kennen glaubten und wie zu einem Kind auf ihn hinabsahen. Sie alle waren älter als er. Und gleichzeitig jünger, denn der Schmerz und Verlust hatten sie nicht so stark berührt wie ihn.

Ela war, wie üblich, die beste von ihnen. Sie umarmte ihn, küßte ihn und sagte: »Du läßt mich so sterblich fühlen. Doch ich bin froh, dich so jung zu sehen.« Wenigstens hatte sie den Mut für das Eingeständnis, daß es eine Barriere zwischen ihnen gab, wenngleich sie auch so tat, diese Barriere sei seine Jugend. Fürwahr, Miro war genauso, wie sie sich an ihn erinnerten – zumindest sein Gesicht. Der lange verlorene Bruder kehrte von den Toten zurück; der Geist, der kommt, um als ewig Junger die Familie zu verfolgen. Doch die wirkliche Barriere war die Art und Weise, wie er sich bewegte. Wie er sprach.

Sie hatten offensichtlich vergessen, wie stark behindert er war, wie schlecht sein Körper dem beschädigten Gehirn gehorchte. Der schlurfende Gang, die verzerrte, schwer zu verstehende Sprache – ihre Gedächtnisse hatten all diese unangenehmen Dinge ausgelöscht, und sie erinnerten sich so an ihn, wie er vor dem Unfall gewesen war. Schließlich war er nur ein paar Monate behindert gewesen, bevor er auf seine Zeitdilations-Reise gegangen war. Es war nicht schwer, diese Zeit zu vergessen und sich statt dessen an den Miro zu erinnern, den sie so viele Jahre vor dem Unfall gekannt hatten. Stark, gesund, der einzige, der dem Mann die Stirn bieten konnte, den sie Vater genannt hatten. Sie konnten ihre Betroffenheit nicht verbergen. Er erkannte sie an ihrem Zögern, den ausweichenden Blicken, dem Versuch, einfach zu ignorieren, daß seine Worte so schwer zu verstehen waren, daß er so langsam ging.

Er spürte ihre Ungeduld. Nach ein paar Minuten konnte er feststellen, daß zumindest einige versuchten, von ihm wegzukommen. Noch so viel zu tun bis heute nachmittag. Wir sehen uns beim Abendessen. Diese ganze Sache war ihnen so unangenehm, daß sie fliehen mußten, Zeit benötigten, um sich an diesen Miro zu gewöhnen, der gerade zu ihnen zurückgekehrt war. Grego und Quara waren am meisten darauf bedacht,

von ihm fortzukommen, und das traf ihn – sie hatten ihn einmal geradezu angebetet. Natürlich verstand er, daß es genau aus diesem Grund für sie so schwer war, sich mit dem gebrochenen Miro zu befassen, der vor ihnen stand.

»Wir haben uns überlegt, ob wir ein großes Familienessen abhalten«, sagte Ela. »Mutter wollte es, aber ich dachte, wir sollten noch damit warten und dir etwas Zeit lassen.«

»Hoffentlich habt ihr nicht die ganze Zeit mit dem Essen auf mich gewartet«, sagte Miro.

Nur Ela und Valentine schienen zu begreifen, daß er scherzte; sie waren die einzigen, die mit einem leisen Kichern darauf reagierten, mit einem leisen Kichern. Die anderen hatten seine Worte nicht einmal akustisch verstanden.

Sie standen im hohen Gras neben dem Landefeld, seine gesamte Familie: Mutter, nun über sechzig Jahre alt, das Haar stahlgrau, das Gesicht grimmig vor Konzentration, wie es immer gewesen war. Doch jetzt hatte sich dieser Ausdruck tief in die Linien auf ihrer Stirn und die Falten neben ihrem Mund gegraben. Er begriff plötzlich, daß sie eines Tages sterben würde. Wahrscheinlich nicht in den nächsten dreißig oder vierzig Jahren, aber eines Tages. Hatte er jemals erkannt, wie schön sie vorher gewesen war? Irgendwie hatte er geglaubt, die Ehe mit dem Sprecher für die Toten würde sie irgendwie weicher machen, wieder jung. Und vielleicht hatte sie das auch, vielleicht hatte Andrew Wiggin sie in ihrem Herzen jung gemacht. Aber der Körper war noch das, wozu die Zeit ihn gemacht hatte. Sie war alt.

Ela war in den Vierzigern. Sie hatte offenbar keinen Mann, doch vielleicht war sie verheiratet, und er war einfach nicht mitgekommen. Aber wahrscheinlich nicht. War sie mit ihrer Arbeit verheiratet? Sie schien ehrlich erfreut zu sein, ihn zu sehen, doch selbst sie konnte den Ausdruck von Mitleid und Besorgnis nicht verbergen. Hatte sie erwartet, daß ein Monat lichtschnellen Fluges ihn irgendwie heilen würde? Hatte sie geglaubt, er würde so stark und kühn wie ein raumfahrender Gott aus irgendeinem Liebesroman aus dem Shuttle treten?

Quim, nun im Priestergewand. Jane hatte Miro erzählt, daß sein nächstjüngerer Bruder ein großer Missionar war. Er hatte über ein Dut-

zend Pequeninowälder bekehrt, hatte sie getauft und mit Befugnis von Bischof Peregrino Priester unter ihnen geweiht, damit sie ihrem eigenen Volk die Sakramente geben konnten. Sie tauften alle Pequeninos, die aus den Mütterbäumen hervorgingen, alle Mütter, bevor sie starben, alle sterilen Gattinnen, die sich um die kleinen Mütter und ihren Nachwuchs kümmerten, alle Brüder, die einen ruhmreichen Tod suchten, und alle Bäume. Doch nur die Gattinnen und Brüder konnten die Kommunion empfangen, und was die Ehe betraf, war noch niemand auf eine sinnvolle Möglichkeit gekommen, wie man solch einen Ritus zwischen einem Vaterbaum und den blinden, geistlosen Larven, die sich mit ihnen paarten, vollziehen konnte. Doch Miro sah in Quims Augen eine gewisse Begeisterung. Er setzte seine Macht zum Guten ein; als einziger von der Familie Ribeira hatte Quim sein ganzes Leben lang gewußt, was er einmal werden wollte. Nun war er es geworden. Was interessierten ihn die theologischen Schwierigkeiten – er war der Paulus der Schweinchen, und es erfüllte ihn mit immerwährender Freude. Du hast Gott gedient, kleiner Bruder, und Gott hat dich zu seinem Jünger gemacht.

Auch Olhado stand da, die silbernen Augen strahlend, den Arm um eine wunderschöne Frau gelegt, umgeben von sechs Kindern. Obwohl alle Kinder ganz natürlich dreinblickten, hatten sie alle den losgelösten Ausdruck ihres Vaters angenommen. Sie beobachteten nicht, sie schauten einfach. Bei Olhado war das ganz natürlich gewesen; Miro kam der störende Gedanke, daß Olhado vielleicht eine Familie von Gaffern gezeugt hatte, wandelnden Aufnahmegeräten, die alles Geschehen aufzeichneten, um es später wieder abzuspielen, sich aber niemals in etwas verwickeln ließen. Aber nein, das mußte eine Täuschung sein. Miro war nie mit Olhado ausgekommen, und so bewirkte die Ähnlichkeit seiner Kinder mit ihm, daß Miro sich auch in deren Nähe unbehaglich fühlte. Die Mutter war dafür um so hübscher. Noch keine vierzig Jahre alt. Wie alt war sie gewesen, als Olhado sie geheiratet hatte? Was für eine Frau war sie, daß sie einen Mann mit künstlichen Augen akzeptierte? Zeichnete Olhado ihre Liebesspiele auf und spielte sie später wieder ab, damit sie wußte, wie sie in seinen Augen aussah?

Augenblicklich schämte sich Miro dieses Gedankens. Ist das alles, was mir einfällt, wenn ich Olhado sehe – seine Behinderung? Nach all den

Jahren, die ich ihn kenne? Wie kann ich dann erwarten, daß sie bei mir etwas anderes sehen als *meine* Behinderungen, wenn sie mich betrachten?

Es war eine gute Idee gewesen, diesen Ort zu verlassen. Ich bin froh, daß Andrew Wiggin es vorgeschlagen hat. Der einzige Teil, der keinen Sinn ergibt, ist meine Rückkehr. Warum bin ich hier?

Fast gegen seinen Willen drehte sich Miro zu Valentine um. Sie lächelte ihm zu, legte den Arm und ihn und drückte ihn. »Es ist gar nicht so schlecht«, sagte sie.

Nicht so schlecht wie was?

»Ich habe nur noch den einen Bruder, der mich begrüßen kann«, sagte sie. »Zu deiner Begrüßung ist deine ganze Familie gekommen.«

»Genau«, sagte Miro.

Erst dann meldete sich Jane; er vernahm ihre Stimme im Ohr. »Nicht die ganze.«

Halt die Klappe, sagte Miro stumm.

»Nur einen Bruder?« sagte Andrew Wiggin. »*Nur* mich?« Der Sprecher für die Toten trat vor und umarmte seine Schwester. Doch entdeckte Miro in dieser Geste etwa Unbeholfenheit? War es möglich, daß Valentine und Andrew Wiggin verklemmt miteinander umgingen? Lachhaft. Die kühne, ungestüme Valentine und Wiggin, der Mann, der in ihr Leben eingedrungen war und ohne die geringste *dá licença* ihre Familie neu gebildet hatte. Konnten sie furchtsam sein? Konnten sie sich entfremdet haben?

»Du bist elend gealtert«, sagte Andrew. »Dünn wie ein Lattenzaun. Sorgt Jakt nicht anständig für dich?«

»Kocht Novinha nicht?« fragte Valentine. »Und du siehst dümmer denn je aus. Ich bin gerade noch rechtzeitig eingetroffen, um Zeuge deiner kompletten geistigen Umwandlung in eine Pflanze zu werden.«

»Und ich dachte, du seiest gekommen, um die Welt zu retten.«

»Das Universum. Aber dich zuerst.«

Sie legte erneut einen Arm um Miro und den anderen um Andrew. »So viele von euch«, sagte sie dann zu den anderen, »doch ich habe das Ge-

fühl, euch alle zu kennen. Ich hoffe, daß ihr bei mir und meiner Familie bald ebenso empfinden werdet.«

So freundlich. Und ihre Fähigkeit, irgendwie zu bewirken, daß sich andere Menschen in ihrer Gegenwart wohl fühlen. Sogar *ich,* dachte Miro. Sie hat die Menschen einfach *im Griff.* Genau wie Andrew Wiggin. Hat sie es von ihm gelernt, oder er von ihr? Oder war diese Eigenschaft ihrer Familie angeboren? Schließlich war Peter der höchste Manipulator aller Zeiten gewesen, der ursprüngliche Hegemon. Was für eine Familie. So ungewöhnlich wie meine. Nur, daß die ihre wegen ihres Genies ungewöhnlich ist und die meine wegen der Schmerzen, die wir so viele Jahre miteinander geteilt haben, wegen der Entstellung unserer Seelen. Und ich bin der seltsamste, der, dem der größte Schaden zugefügt wurde. Andrew Wiggin kam, um die Wunden zwischen uns zu heilen, und hat seine Sache gut gemacht. Doch die inneren Entstellungen – können die jemals geheilt werden?

»Wie wäre es mit einem Picknick?« fragte Miro.

Diesmal lachten alle. Wie war das, Andrew, Valentine? Kann ich auch mit ihnen umgehen? Trage ich dazu bei, daß alles glatt verläuft? Habe ich allen geholfen, so zu tun, als wären sie froh, mich zu sehen, als hätten sie irgendeine Ahnung, wer ich wirklich bin?

»Sie wollte kommen«, sagte Jane in Miros Ohr.

Halt die Klappe, sagte Miro erneut. Ich hätte sowieso nicht gewollt, daß sie kommt.

»Aber sie wird dich später sehen.«

Nein.

»Sie ist verheiratet. Sie hat vier Kinder.«

Das bedeutet mir jetzt nichts mehr.

»Sie hat seit Jahren nicht mehr deinen Namen im Schlaf gerufen.«

Ich dachte, du wärest meine Freundin.

»Das bin ich auch. Ich kann deine Gedanken lesen.«

Du bist eine alte Hexe, die sich in alles einmischt, und du kannst *gar nichts* lesen.

»Sie wird dich morgen früh besuchen. Im Haus deiner Mutter.«

Ich werde nicht dort sein.

»Du glaubst, du kannst vor ihr davonlaufen?«

Während seines Gesprächs mit Jane hatte Miro nichts von dem gehört, was die anderen um ihn herum sagten, doch das spielte keine Rolle. Valentines Mann und Kinder waren aus dem Schiff gekommen, und sie stellte sie allen vor. Besonders ihrem Onkel natürlich. Es überraschte Miro, wie ehrfürchtig sie mit ihm sprachen. Aber andererseits wußten sie natürlich, wer er wirklich war. Ender der Xenozide, ja, aber auch der Sprecher für die Toten, der Autor der *Schwärmkönigin* und des *Hegemon.* Miro wußte das *jetzt* natürlich auch, doch als er Wiggin kennenlernte, hatte Feindseligkeit zwischen ihnen geherrscht – er war nur ein umherziehender Sprecher für die Toten, der Priester einer humanistischen Religion, der es darauf abgesehen zu haben schien, Miros Familie von innen nach außen zu kehren. Was er auch getan hatte. Ich glaube, ich hatte mehr Glück als sie, dachte Miro. Ich lernte ihn als Mensch kennen, bevor ich erfuhr, daß er eine große Gestalt der Menschheitsgeschichte ist. *Sie* werden ihn wahrscheinlich niemals so kennen wie ich.

Und *ich* kenne ihn eigentlich überhaupt nicht. Ich kenne niemanden, und niemand kennt mich. Wir verbringen unser Leben damit, unentwegt zu vermuten, was in einem anderen vorgeht, und wenn wir Glück haben und richtig geraten haben, glauben wir, jemanden zu ›verstehen‹. So ein Unsinn. Selbst ein Affe an einem Computer wird dann und wann ein richtiges Wort eingeben.

Ihr kennt mich nicht, keiner von euch, sagte er stumm. Am wenigsten die alte Hexe, die sich in alles einmischt und in meinem Ohr wohnt. Hast du das gehört?

»Wie könnte ich dieses jämmerliche Wimmern überhören?«

Andrew legte das Gepäck auf den Wagen. Es war nur Platz für ein paar Passagiere. »Miro – willst du mit mir und Novinha fahren?«

Bevor er antworten konnte, hatte Valentine seinen Arm ergriffen. »Oh, tu das nicht«, sagte sie. »Gehe mit mir und Jakt. Wir haben so lange beengt auf dem Schiff gelebt.«

»Richtig so«, sagte Andrew. »Seine Mutter hat ihn fünfundzwanzig Jahre lang nicht gesehen, aber ihr wollt ihn auf einem Spaziergang mitnehmen. Ihr seid mir ja von der rücksichtsvollen Sorte.«

Andrew und Valentine behielten den hänselnden Tonfall bei, den sie von Anfang an zwischen sich begründet hatten, so daß sie seine Entscheidung, ganz gleich, wie sie ausfiel, lachend als eine Wahl zwischen den beiden Wiggins darstellen würden. Er mußte nicht sagen: Ich möchte fahren, weil ich ein Krüppel bin. Und er hatte keine Entschuldigung dafür, beleidigt zu sein, weil ihm jemand eine besondere Behandlung zukommen lassen wollte. Es geschah so feinfühlig, daß sich Miro fragte, ob Valentine und Andrew vorab darüber gesprochen hatten. Vielleicht mußten sie aber auch gar nicht über solche Dinge sprechen. Vielleicht hatten sie so viele Jahre gemeinsam verbracht, daß sie wußten, wie sie zusammenwirken mußten, um die Dinge für andere Menschen zu glätten, ohne großartig darüber nachdenken zu müssen. Wie Schauspieler, die schon so oft gemeinsam die gleichen Rollen gespielt hatten, daß sie ohne die geringste Verwirrung improvisieren konnten.

»Ich gehe zu Fuß«, sagte Miro. »Ich nehme den langen Weg. Geht ihr anderen schon vor.«

Novinha und Ela wollten protestieren, doch Miro sah, daß Andrew die Hand auf Novinhas Arm legte. Was Ela betraf, so ließ Quims Arm um ihre Schulter sie verstummen.

»Komm direkt nach Hause«, sagte Ela. »Wie lange du auch brauchst, du kommst nach Hause.«

»Wohin sonst?« fragte Miro.

Valentine wußte nicht, was sie von Ender halten sollte. Es war erst ihr zweiter Tag auf Lusitania, doch sie hatte schon ohne jeden Zweifel mitbekommen, daß etwas nicht in Ordnung war. Nicht, daß Ender keinen Grund zur Besorgnis gehabt hätte. Er hatte ihr erklärt, welche Probleme die Xenobiologen mit der Descolada hatten, welche Spannungen es zwischen Grego und Quara gab, und natürlich war da immer die Flotte des Kongresses, der Tod, der über ihnen im Himmel schwebte. Doch Ender hatte sich oft mit Problemen und Spannungen auseinandersetzen müssen, viele Male in seinen Jahren als Sprecher für die Toten. Er hatte sich

in die Probleme von Nationen und Familien gestürzt, von Gemeinden und einzelnen Menschen, hatte darum gekämpft, sie zu verstehen und die Krankheiten des Herzens dann zu heilen und zu läutern. Nie hatte er sich so benommen, wie er sich jetzt benahm.

Oder vielleicht doch, einmal.

Als sie Kinder waren und Ender darauf vorbereitet wurde, die Flotten zu kommandieren, die gegen alle Krabbler-Welten ausgeschickt wurden, hatten sie Ender für eine gewisse Zeit zur Erde zurückgebracht – die Ruhe vor dem Sturm, wie sich herausstellen sollte. Ender und Valentine waren seit seinem fünften Lebensjahr voneinander getrennt, und es durfte nicht einmal ein unzensierter Briefwechsel zwischen ihnen stattfinden. Dann änderten sie ihre Politik plötzlich und brachten Valentine zu ihm. Er wurde auf einem großen Privatsitz in der Nähe ihrer Heimatstadt gefangengehalten und verbrachte seine Tage damit, zu schwimmen und sich völlig untätig auf einem kleinen See treiben zu lassen.

Zuerst hatte Valentine gedacht, es sei alles in Ordnung, und sie war lediglich froh, ihn endlich wiederzusehen. Doch bald begriff sie, daß etwas ganz und gar nicht stimmte. Doch in jenen Tagen hatte sie Ender nicht so gut gekannt – sie war schließlich über sein halbes Leben lang von ihm getrennt gewesen. Doch sie wußte, daß es ihm gar nicht ähnlich sah, so bedrückt zu wirken. Nein, das war es eigentlich gar nicht. Er war nicht bedrückt, er war *untätig.* Er hatte sich von der Welt gelöst. Und ihre Aufgabe war es, ihn wieder mit ihr zu verbinden. Ihn zurückzuholen und ihm seinen Platz im Netzwerk der Menschheit zu zeigen.

Weil sie Erfolg hatte, konnte er schließlich wieder ins All gehen und die Flotten kommandieren, die die Krabbler völlig vernichteten. Seit dieser Zeit schien seine Verbindung mit der Menschheit ungefährdet.

Doch nun war sie wieder fast ein halbes Leben von ihm getrennt gewesen. Fünfundzwanzig Jahre für sie, dreißig für ihn. Und wieder wirkte er losgelöst. Sie musterte ihn, während er sie und Miro und Plikt mit dem Wagen ausführte, hinweg über die endlosen Capimebenen.

»Wir sind wie ein kleines Boot auf dem Ozean«, sagte Ender.

»Eigentlich nicht«, sagte sie und erinnerte sich an die Zeit, da Jakt sie auf einem der kleinen Boote mitgenommen hatte, mit denen die Netze ausgelegt wurden. Die drei Meter hohen Wellen hatten sie hochgehoben

und dann wieder in den Graben stürzen lassen – auf dem großen Fischerboot hatten diese Wellen sie kaum geschaukelt, während sie bequem auf dem Meer lagen, doch in dem winzigen Beiboot waren sie überwältigend. Buchstäblich atemberaubend – sie hatte von ihrem Sitz auf Deck hinabgleiten und sich mit beiden Armen an der Bretterbank festhalten müssen, bevor sie wieder zu Atem kam. Es gab keinen Vergleich zwischen dem schweren, rollenden Ozean und dieser üppigen Grasebene.

Andererseits… für Ender vielleicht doch. Wenn er die Capimebene sah, sah er in ihr vielleicht den Descolada-Virus, der sich unentwegt anpaßte, um die Menschheit und alle anderen Spezies ihrer Welt zu vernichten. Vielleicht rollte und wogte diese Ebene für ihn genauso brutal wie der Ozean.

Die Seemänner hatten sie ausgelacht, nicht spöttisch, sondern zärtlich, wie Eltern, die über die Ängste eines Kindes lachen. »Dieser Seegang ist noch gar nichts«, sagten sie. »Sie müßten das mal in zwölf Meter hohen Wellen machen.«

Ender war nach außen hin so ruhig wie damals die Seemänner. Ruhig, losgelöst. Er unterhielt sich mit ihr und Miro und der stillen Plikt, hielt aber noch immer etwas zurück. Stimmt etwas nicht zwischen Ender und Novinha? Valentine hatte sie nicht lange genug zusammen gesehen, um zu wissen, was natürlich zwischen ihnen war – auch wenn es keine offensichtlichen Streitigkeiten gab. Also war Enders Problem vielleicht eine wachsende Barriere zwischen ihm und der Gemeinde von Lusitania. Das war eine Möglichkeit. Valentine erinnerte sich genau, wie schwer es für sie gewesen war, von den Trondheimern akzeptiert zu werden, und sie war mit einem Mann von gewaltigem Ansehen unter ihnen verheiratet gewesen. Wie war es für Ender, der mit einer Frau verheiratet war, deren gesamte Familie sich schon vom Rest Lusitanias entfremdet hatte? Konnte es sein, daß er diesen Ort nicht so grundlegend geheilt hatte, wie alle annahmen?

Unmöglich. Als sich Valentine heute morgen mit Kovano Zeljezo, dem Bürgermeister, und dem alten Bischof Peregrino getroffen hatte, hatten sie echte Zuneigung für Ender gezeigt. Valentine hatte an zu vielen Konferenzen teilgenommen, um nicht den Unterschied zwischen formeller

Höflichkeit, politischer Scheinheiligkeit und echter Freundschaft zu kennen. Wenn sich Ender diesen Leuten fremd fühlte, lag es nicht an ihnen.

Ich deute zuviel in die Sache hinein, dachte Valentine. Wenn Ender mir so seltsam und fremd vorkommt, liegt es daran, daß *wir* so lange getrennt waren. Oder vielleicht daran, daß er sich neben Miro, diesem zornigen jungen Mann, gehemmt vorkommt; oder vielleicht ist es Plikt mit ihrer stummen, berechnenden Hingabe an Ender Wiggin, die dafür sorgt, daß er sich von uns fernhält. Oder es ist vielleicht nur mein Beharren, daß ich heute die Schwarmkönigin sehen will, noch bevor wir uns mit einem Führer der Schweinchen treffen. Es besteht kein Grund, außerhalb unserer gegenwärtigen Begleiter nach Ursachen für seine Losgelöstheit zu suchen.

Sie machten die Stadt der Schwarmkönigin zuerst aufgrund der Rauchsäule ausfindig. »Fossile Treibstoffe«, sagte Ender. »Sie verbrennt sie mit abscheulicher Geschwindigkeit. Normalerweise würde sie das niemals tun – die Schwarmköniginnen behandeln ihre Welten immer mit großer Sorgfalt und würden normalerweise niemals solch eine Verschwendung und solch einen Gestank erzeugen. Aber sie ist in großer Eile, und Mensch sagt, sie hätten ihr aus Notwendigkeit die Erlaubnis gegeben, solch eine Umweltverschmutzung hervorzurufen.«

»Aus welcher Notwendigkeit?« fragte Valentine.

»Mensch will es nicht sagen, und die Schwarmkönigin auch nicht, doch ich habe meine Vermutungen, und ihr werdet euch wohl auch euern Teil denken.«

»Hoffen die Schweinchen etwa, in einer einzigen Generation auf den Zug einer voll technisierten Gesellschaft zu springen, und verlassen sich dabei auf die Arbeit der Schwarmkönigin?«

»Wohl kaum«, sagte Ender. »Dafür sind sie viel zu konservativ. Sie wollen alles wissen, was es zu wissen gibt – aber sie sind nicht schrecklich bedacht darauf, sich mit Maschinen zu umgeben. Vergiß nicht, die Bäume der Wälder geben ihnen kostenlos und sanftmütig jedes nützliche Werkzeug. Was wir Industrie nennen, ist für sie immer noch die reinste Brutalität.«

»Was dann? Warum all dieser Rauch?«

»Frag sie doch«, sagte Ender. »Vielleicht ist sie zu *dir* ehrlich.«

»Werden wir sie wirklich sehen?« fragte Miro.

»O ja«, sagte Ender. »Oder besser gesagt – wir werden zumindest in ihrer Anwesenheit sein. Vielleicht berührt sie uns sogar. Aber vielleicht ist es um so besser, je weniger wir sehen. Sie lebt normalerweise in der Dunkelheit, wenn sie nicht kurz vor der Ablage eines Eies steht. Dann muß sie sehen können, und die Arbeiter öffnen Tunnel, damit das Tageslicht hineinfallen kann.«

»Sie haben kein künstliches Licht?« fragte Miro.

»Sie haben nie welches benutzt«, sagte Ender, »nicht einmal auf den Sternenschiffen, die damals während der Krabblerkriege ins Sonnensystem kamen. Sie hassen die Art, wie wir Licht sehen. Für sie ist jede Wärmequelle deutlich sichtbar. Ich glaube, sie arrangieren ihre Wärmequellen sogar in Mustern, die man nur als ästhetisch bezeichnen kann. Thermalmalerei.«

»Warum benutzt sie dann Licht zur Ablage eines Eies?« fragte Valentine.

»Ich würde es nicht unbedingt ein Ritual nennen – die Schwarmkönigin blickt fürchterlich verächtlich auf die menschliche Religion herab. Sagen wir einfach, es ist Teil ihrer genetischen Abstammung. Ohne Sonnenlicht legt sie kein Ei ab.«

Dann waren sie in der Krabblerstadt.

Valentine war nicht überrascht über das, was sie vorfanden – schließlich waren sie und Ender in ihrer Jugend in der ersten Kolonie auf einer ehemaligen Krabblerwelt gewesen. Doch sie wußte, daß das Erlebnis für Miro und Plikt überraschend und fremdartig sein würde, und in der Tat überkam auch sie ein Teil der alten Orientierungslosigkeit. Nicht, daß die Stadt offenkundig seltsam wirkte. Sie bestand aus Gebäuden, die meisten davon niedrig, aber nach denselben Prinzipien wie jedes menschliche Haus errichtet. Seltsam war die Art und Weise, wie sie angelegt waren. Es gab keine Wege und Straßen, keinen Versuch, die Gebäude in eine Richtung anzuordnen. Auch erhoben sie sich nicht gleich hoch aus dem Boden. Einige bestanden nur aus auf der Erde ruhenden Dächern, andere waren sehr hoch. Farbe schien nur zur Konservierung zu dienen – es

gab keine Verzierungen. Ender hatte angedeutet, die Schwarmkönigin würde Wärme ästhetisch einsetzen – eine andere Ästhetik gab es ganz bestimmt nicht.

»Es ergibt keinen Sinn«, sagte Miro.

»Nicht von der Oberfläche aus«, sagte Valentine. »Doch wenn du die Tunnels begehen könntest, würdest du feststellen, daß unterirdisch alles Sinn ergibt. Sie folgen den natürlichen Gesteinsschichten und -strukturen. Die Geologie hat einen gewissen Rhythmus, und die Krabbler können ihn wahrnehmen.«

»Was ist mit den hohen Gebäuden?« fragte Miro.

»Der Grundwasserspiegel ist ihre Grenze nach unten. Wenn sie größere Höhe brauchen, müssen sie nach oben gehen.«

»Was bauen sie denn, das so hoch sein muß?« fragte Miro.

»Keine Ahnung«, sagte Valentine. Sie gingen um ein Gebäude, das wenigstens dreihundert Meter hoch war; in unmittelbarer Nähe konnten sie über ein Dutzend weitere ausmachen.

Zum ersten Mal auf diesem Ausflug ergriff Plikt das Wort. »Raketen«, sagte sie.

Valentine bemerkte, daß Ender lächelte und leicht nickte. Also hatte Plikt seinen eigenen Verdacht bestätigt.

»Wofür?« fragte Miro.

Natürlich, um in den Weltraum zu gehen! hätte Valentine fast gesagt. Doch das war nicht fair – Miro hatte nie auf einer Welt gelebt, die um den ersten Schritt ins All kämpfte. Für ihn war das Verlassen des Planeten gleichbedeutend damit, den Shuttle zu einer Orbitstation zu nehmen. Doch der einzige Shuttle, der den Menschen Lusitanias zur Verfügung stand, würde kaum ausreichen, das erforderliche Material für den Bau eines größeren raumtauglichen Fahrzeugs in die Umlaufbahn zu bringen. Und selbst, wenn der Shuttle dazu imstande gewesen wäre, hätte die Schwarmkönigin wohl kaum die Menschen um Hilfe gebeten.

»Baut sie eine Raumstation?« fragte Valentine.

»Ich glaube schon«, sagte Ender. »Aber so viele Raketen, und so große – ich glaube, sie will sie in einem Rutsch bauen. Sie will wahrscheinlich die Raketen selbst ausschlachten. Was glaubt ihr, was sie vorhat?«

Valentine hätte fast mit einem überraschten Ausruf geantwortet – woher soll *ich* das wissen? Dann begriff sie, daß er sie gar nicht gefragt hatte. Denn fast sofort gab er selbst die Antwort. Was bedeutete, daß er den Computer in seinem Ohr gefragt haben mußte. Nein, nicht den ›Computer‹. Jane. Er fragte Jane. Valentine konnte sich noch immer kaum an die Vorstellung gewöhnen, daß sich zwar nur vier Personen in dem Wagen befanden, aber eine fünfte anwesend war, die durch die Juwele, die sowohl Ender als auch Miro trugen, sah und mithörte.

»Sie könnte es alles auf einmal schaffen«, sagte Ender. »Nach dem zu urteilen, was wir über die chemischen Emissionen hier wissen, hat die Schwarmkönigin genug Metall geschmolzen, um nicht nur eine Raumstation zu bauen, sondern auch zwei kleine Sternenschiffe mit großer Reichweite, wie die erste Krabblerexpedition sie benutzte. Ihre Version eines Kolonistenschiffs.«

»Bevor die Flotte eintrifft«, sagte Valentine. Plötzlich begriff sie. Die Schwarmkönigin bereitete sich auf die Auswanderung vor. Sie wollte nicht dulden, daß ihre Spezies auf einem einzigen Planeten gefangen war, wenn der Chirurg wieder kam.

»Du verstehst das Problem«, sagte Ender. »Sie wird uns nicht sagen, was sie tut. Also müssen wir uns auf das verlassen, was Jane beobachtet und was wir vermuten können. Und was ich vermute, ergibt kein sehr hübsches Bild.«

»Wieso sollten die Krabbler nicht den Planeten verlassen?« fragte Valentine.

»Nicht nur die Krabbler«, sagte Miro.

Valentine stellte die zweite Verbindung her. Deshalb hatten die Pequeninos der Schwarmkönigin die Erlaubnis gegeben, ihre Welt so schlimm zu verseuchen. Deshalb waren zwei Schiffe geplant, direkt von Anfang an. »Ein Schiff für die Schwarmkönigin und eins für die Pequeninos.«

»Das haben sie vor«, sagte Ender. »Aber wie ich es sehe – zwei Schiffe für die Descolada.«

»Nossa Senhora«, flüsterte Miro.

Valentine fühlte, wie ein Schaudern sie durchlief. Es war eine Sache, wenn die Schwarmkönigin die Rettung ihrer Spezies plante. Aber es war

eine ganz andere, daß sie den tödlichen, anpassungsfähigen Virus mit auf andere Welten nahm.

»Du verstehst mein Dilemma«, sagte Ender. »Du verstehst, warum sie mir nicht sagt, was sie vorhat.«

»Aber du könntest sie sowieso nicht aufhalten, oder?« fragte Valentine.

»Er könnte die Kongreßflotte warnen«, sagte Miro.

Richtig. Dutzende schwerbewaffneter Sternenschiffe, die sich um Lusitania zusammenzogen – wenn sie von zwei Sternenschiffen erfuhren, die Lusitania verlassen wollten, wenn sie ihre ursprünglichen Flugbahnen kannten, konnten sie sie abfangen. Vernichten.

»Das darfst du nicht«, sagte Valentine.

»Ich kann sie nicht aufhalten, und ich kann sie nicht ziehen lassen«, sagte Ender. »Hielte ich sie auf, ginge ich das Risiko ein, die Krabbler wie auch die Schweinchen zu vernichten. Ließe ich sie ziehen, ginge ich das Risiko ein, die gesamte Menschheit zu vernichten.«

»Du mußt mit ihnen sprechen. Du mußt irgendeine Übereinkunft erzielen.«

»Was wäre eine Übereinkunft mit *uns* wert?« fragte Ender. »Wir sprechen nicht für die Menschheit im allgemeinen. Und wenn wir auf Drohungen zurückgreifen, wird die Schwarmkönigin einfach all unsere Satelliten und wahrscheinlich auch unsere Verkürzer zerstören. Vielleicht tut sie das ohnehin nur um ganz sicherzugehen.«

»Dann wären wir wirklich abgeschnitten«, sagte Miro.

»Von allem«, sagte Ender.

Valentine brauchte einen Augenblick, bis sie begriff, daß sie an Jane dachten. Ohne einen Verkürzer konnten sie nicht mehr mit ihr sprechen. Und ohne die Satelliten im Orbit um Lusitania wären Janes Augen im All blind.

»Ender, ich verstehe das nicht«, sagte Valentine. »Ist die Schwarmkönigin unser *Feind?*«

»Das ist die Frage, nicht wahr?« erwiderte Ender. »Das ist das Problem, das sich bei der Wiederherstellung ihrer Spezies ergab. Nun, da sie wieder frei ist, da sie nicht mehr in einem Kokon eingezwängt ist, versteckt

in einer Tasche unter meinem Bett, wird die Schwarmkönigin das Interesse ihrer Spezies wahrnehmen – oder das, was sie dafür hält.«

»Aber Ender, es darf keinen *weiteren* Krieg zwischen Menschen und Krabblern geben.«

»Näherte sich keine menschliche Flotte Lusitania, käme die Frage gar nicht auf.«

»Aber Jane hat die Kommunikation der Flotte unterbrochen«, sagte Valentine. »Sie kann keinen Befehl empfangen, den Chirurgen einzusetzen.«

»Im Augenblick nicht«, sagte Ender. »Aber Valentine, was glaubst du, weshalb Jane ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hat, um die Kommunikation zu unterbrechen?«

»Weil der Befehl geschickt wurde.«

»Der Sternenwege-Kongreß hat den Befehl gegeben, diesen Planeten zu vernichten. Und nun, da Jane ihre Macht enthüllt hat, werden sie alle um so entschlossener darangehen, uns zu vernichten. Sobald sie eine Möglichkeit gefunden haben, Jane aus dem Weg zu räumen, werden sie gegen diese Welt vorgehen.«

»Hast du das der Schwarmkönigin gesagt?«

»Noch nicht. Aber ich bin mir nicht sicher, wieviel sie aus meinem Verstand erfahren kann, ohne daß ich es will. Es ist nicht gerade eine Kommunikationsweise, die ich kontrollieren kann.«

Valentine legte die Hand auf Enders Schulter. »Wolltest du mich deshalb überreden, die Schwarmkönigin nicht zu sehen? Weil du nicht willst, daß sie das wahre Ausmaß der Gefahr erfährt?«

»Ich will sie einfach nicht mehr wiedersehen«, sagte Ender. »Weil ich sie liebe und fürchte. Weil ich nicht weiß, ob ich ihr helfen oder sie vernichten soll. Und weil es vielleicht nicht mehr in unserer Macht steht, sie aufzuhalten, sobald sie diese Raketen ins All gebracht hat, was jetzt jeden Tag geschehen könnte. Weil sie dann unseren Kontakt mit dem Rest der Menschheit unterbricht.«

Und erneut das, was er nicht sagte: Sie könnte Ender und Miro von Jane abschneiden.

»Ich glaube, wir müssen unbedingt mit ihr sprechen«, sagte Valentine.

»Oder sie töten«, sagte Miro.

»Jetzt versteht ihr mein Problem«, sagte Ender.

Sie fuhren schweigend weiter.

Der Eingang zur Höhle der Schwarmkönigin war ein Gebäude, das wie jedes andere auch aussah. Es gab keine besonderen Wachtposten – auf ihrer ganzen Fahrt hatten sie noch keinen einzigen Krabbler gesehen. Valentine erinnerte sich, daß sie in ihrer Jugend, auf ihrer ersten Koloniewelt, sich vorzustellen versucht hatte, wie die Krabblerstädte ausgesehen hatten, als sie vollständig bewohnt waren. Nun wußte sie es – sie sahen genauso aus, wie es der Fall war, wenn sie tot waren. Keine herumeilenden Krabbler, die wie Amerisen über die Hügel schwärmten. Sie wußte, daß irgendwo unter der offenen Sonne Felder und Obstgärten bewirtet wurden, doch von hier aus war nichts davon zu sehen.

Warum fühlte sie sich deshalb so erleichtert?

Sie kannte die Antwort auf die Frage, noch bevor sie sie gestellt hatte. Sie hatte ihre Kindheit während der Krabblerkriege auf der Erde verbracht; die insektoiden Außerirdischen hatten sie in ihren Alpträumen verfolgt, wie jedes andere Kind auf der Erde auch. Doch nur eine Handvoll Menschen hatten jemals einen Krabbler von Angesicht zu Angesicht gesehen, und von denen lebten selbst zu der Zeit, als sie ein Kind war, nur noch wenige. Selbst in ihrer ersten Kolonie, wo sie von den Ruinen der Krabblerzivilisation umgeben war, hatte man nicht eine einzige ausgetrocknete Leiche gefunden. Ihre gesamten visuellen Vorstellungen von den Krabblern entstammten den Schreckensbildern der Videos.

Doch war sie nicht der erste Mensch, der Enders Buch *Die Schwarmkönigin* gelesen hatte? War sie nicht die erste, die sich, von Ender einmal abgesehen, die Schwarmkönigin als Wesen von fremdartiger Anmut und Schönheit vorgestellt hatte?

Sie war die erste, ja, aber das bedeutete wenig. Alle anderen Menschen, die heute lebten, waren in einem Universum aufgewachsen, das zum Teil von *Die Schwarmkönigin* und *Der Hegemon* geprägt worden war, wohingegen sie und Ender die beiden einzigen noch lebenden Menschen waren, die mit einer ständigen Kampagne des Abscheus gegen die Krabbler großgeworden waren. Natürlich empfand sie eine irrationale Erleichterung darüber, die Krabbler nicht sehen zu müssen. Bei Miro und Plikt

würde der erste Anblick der Schwarmkönigin und ihrer Arbeiter nicht die gleiche emotionale Spannung auslösen wie bei ihr.

Ich bin Demosthenes, rief sie sich in Erinnerung. Ich bin die Theoretikerin, die darauf bestanden hat, daß die Krabbler Ramänner sind, Außerirdische, die man verstehen und akzeptieren kann. Ich muß einfach mein Bestes geben, um die Vorurteile meiner Kindheit zu überwinden. Zu gegebener Zeit wird die gesamte Menschheit von der Wiederauferstehung der Schwarmkönigin erfahren; es wäre schändlich, wenn Demosthenes die einzige wäre, die die Schwarmkönigin nicht als Ramann begrüßen könnte.

Ender führte den Wagen in einem Kreis um ein kleineres Gebäude. »Das ist die richtige Stelle«, sagte er. Er hielt den Wagen an, ließ den Ventilator langsamer laufen und richtete ihn auf das Capim neben der einzigen Tür des Hauses. Die Tür war sehr niedrig – ein Erwachsener konnte sie nur auf Händen und Knien passieren.

»Woher weißt du das?« fragte Miro.

»Weil sie es sagt«, erwiderte Ender.

»Jane?« Er schaute verblüfft drein, denn zu ihm hatte Jane natürlich noch nie etwas in dieser Art gesagt.

»Die Schwarmkönigin«, erklärte Valentine. »Sie spricht direkt in Enders Verstand.«

»Schöner Trick«, sagte Miro. »Kann ich den auch lernen?«

»Wir werden sehen«, sagte Ender. »Wenn du sie kennenlernst.«

Als sie aus dem Wagen stiegen und sich in das hohe Gras fallen ließen, wurde Valentine bewußt, daß Miro und Ender Plikt unentwegt musterten. Natürlich störte es sie, daß Plikt so still war. Oder besser, so still *wirkte.* Valentine hielt Plikt für eine redselige, eloquente Frau. Doch sie hatte sich auch daran gewöhnt, daß Plikt zu bestimmten Zeiten einfach die Taubstumme spielte. Ender und Miro sahen sich natürlich zum ersten Mal mit ihrem sonderbaren Schweigen konfrontiert, und es störte sie. Was einer der wichtigsten Gründe war, weshalb Plikt schwieg. Sie war der Ansicht, daß die Menschen sich am ehesten offenbarten, wenn sie eine gewisse Angst oder Besorgnis verspürten, und nur wenige Dinge

sind so gut imstande, eine nicht spezifische Besorgnis auszulösen wie die Gegenwart einer Person, die niemals spricht.

Valentine hielt nicht viel von dieser Technik, wenn es darum ging, sich mit Fremden zu befassen, doch sie hatte beobachtet, wie Plikts Schweigen als Lehrerin ihre Schüler – Valentines Kinder – zwang, sich mit ihren eigenen Ideen zu befassen. Wenn Valentine und Ender unterrichteten, forderten sie ihre Schüler mit Dialogen, Fragen, Streitpunkten heraus. Doch Plikt zwang ihre Schüler, beide Seiten eines Streitpunkts durchzuspielen, eigenen Ideen hervorzubringen und sie dann anzugreifen, um ihre eigenen Einwände zu widerlegen. Diese Methode würde bei den meisten Menschen wahrscheinlich nicht funktionieren. Valentine war zum Schluß gekommen, daß sie bei Plikt so gut funktionierte, weil es sich bei ihrer Wortlosigkeit *nicht* um vollständige Nonkommunikation handelte. Ihr ruhiger, durchdringender Blick war in sich selbst ein beredsamer Ausdruck der Skepsis. Wenn ein Schüler mit diesem steten, starren Blick konfrontiert wurde, ergab er sich bald seiner eigenen Unsicherheit. Jeder Zweifel, den der Schüler erfolgreich zur Seite geschoben und ignoriert hatte, drängte sich nun an die Oberfläche, und der Schüler mußte daraufhin in sich selbst die Gründe für Plikts anscheinenden Zweifel entdecken.

Valentines Älteste, Syfte, hatte diese einseitigen Konfrontationen ›in die Sonne starren‹ genannt. Und nun waren Ender und Miro an der Reihe, sich im Wettstreit mit diesem alles sehenden Auge und dem nichts sagenden Mund zu blenden. Valentine wollte über ihr Unbehagen lachen, sie beruhigen. Und sie wollte Plikt einen sanften Klaps geben und ihr sagen, nicht zu schwierig zu sein.

Doch statt dessen ging Valentine zur Tür des Gebäudes und zog sie auf. Es gab keinen Riegel, nur einen Griff, und die Tür ließ sich problemlos öffnen. Sie hielt sie auf, während Ender auf die Knie fiel und hindurchkroch. Plikt folgte ihm augenblicklich. Dann seufzte Miro und sank langsam auf die Knie. Sein Kriechen wirkte unbeholfener als sein Gehen – er vollzog jede Arm- oder Beinbewegung einzeln, als müsse er jeweils eine Sekunde darüber nachdenken, was er zu tun habe. Endlich war er hindurch, und Valentine bückte sich und watschelte im Entengang durch die Tür. Sie war die kleinste und mußte nicht kriechen.

Innen kam das einzige Licht von der Türöffnung. Der Raum war unmöbliert, der Boden schmutzig. Erst als sich Valentines Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie ausmachen, daß der dunkelste Schatten ein Tunnel war, der tiefer in die Erde führte.

»Die Tunnel sind nicht beleuchtet«, sagte Ender. »Sie wird mich führen. Ihr müßt einander an den Händen festhalten. Valentine, du gehst als letzte, einverstanden?«

»Können wir aufrecht hinabgehen?« fragte Miro. Die Frage war eindeutig wichtig für ihn.

»Ja«, sagte Ender. »Deshalb hat sie diesen Eingang gewählt.«

Sie gaben sich die Hände; Plikt nahm Enders Hand, Miro ging zwischen den beiden Frauen. Ender führte sie ein paar Schritte den Tunnel hinab. Er war steil, und die tiefe Dunkelheit war entmutigend. Doch Ender blieb stehen, bevor die Dunkelheit absolut wurde.

»Worauf warten wir?« fragte Valentine.

»Auf unseren Führer«, entgegnete Ender.

In diesem Augenblick traf der Führer ein. In der Dunkelheit konnte Valentine kaum den schwarzen Arm mit nur einem Finger und Daumen ausmachen, der an Enders Hand zerrte. Ender schloß augenblicklich die linke Hand um den Finger; der schwarze Daumen schloß sich wie eine Zange über seiner Hand. Valentine versuchte, den Krabbler zu sehen, zu dem der Arm gehörte, doch sie konnte nur einen kindgroßen Schatten ausmachen und vielleicht den leichten Schimmer von Licht, das von einem Rückenschild reflektiert wurde.

Ihre Vorstellungskraft lieferte alles, was fehlte, und gegen ihren Willen erschauderte sie.

Miro murmelte etwas auf Portugiesisch. Also zeigte auch bei ihm die Anwesenheit des Krabblers Wirkung. Plikt jedoch blieb stumm, und Valentine konnte nicht sagen, ob sie zitterte oder völlig unbeeindruckt war. Dann machte Miro einen schlurfenden Schritt nach vorn, zerrte an Valentines Hand und führte sie in die Dunkelheit.

Ender wußte, wie schwer den anderen dieser Weg fallen würde. Bislang hatten nur er, Novinha und Ela jemals die Schwarmkönigin besucht, und

Novinha war nie zu ihr zurückgekehrt. Die Dunkelheit war zu entnervend; sie mußten sich endlos ohne die Hilfe der Augen hinabbewegen und wußten nur aufgrund leiser Geräusche, daß Leben und Bewegung um sie herum war.

»Dürfen wir sprechen?« fragte Valentine. Ihre Stimme klang sehr schrill.

»Das ist eine gute Idee«, sagte Ender. »*Sie* werdet ihr nicht stören. Sie bemerken Geräusche kaum.«

Miro sagte etwas. Ender stellte fest, daß man ihn noch schwerer verstehen konnte, wenn man nicht von seinen Lippen ablesen konnte.

»Was?« fragte Ender.

»Wir *beide* wollen wissen, wie weit es noch ist«, sagte Valentine.

»Keine Ahnung«, sagte Ender. »Von hier aus jedenfalls nicht. Und sie könnte fast überall dort unten sein. Es gibt Dutzende von Kinderstuben. Aber keine Angst. Ich bin mir ziemlich sicher, daß ich den Rückweg finden werde.«

»Ich auch«, sagte Valentine. »Mit einer Taschenlampe jedenfalls.«

»Kein Licht«, sagte Ender. »Für die Ablage des Eies ist Sonnenlicht nötig, doch danach verzögert Licht die Entwicklung der Eier nur. Und in einem bestimmten Stadium kann es die Larven töten.«

»Aber *du* könntest in der Dunkelheit den Weg aus diesem Alptraum finden?« fragte Valentine.

»Wahrscheinlich«, sagte Ender. »Es gibt Muster. Wie Spinnennetze – wenn man die allgemeine Struktur begriffen hat, ergibt jeder Tunnelabschnitt mehr Sinn.«

»Diese Tunnel sind nicht zufällig angelegt worden?« Valentines Stimme klang skeptisch.

»Es ist wie bei den Tunnel auf Eros«, sagte Ender. Er hatte eigentlich kaum Gelegenheit gehabt, sie zu erkunden, als er als Kindsoldat auf Eros lebte. Der Asteroid war von den Krabblern ausgehöhlt worden, bevor sie ihn zu ihrer vordersten Basis im Sonnensystem gemacht hatten; nachdem er im ersten Krabblerkrieg erobert worden war, wurde er zum Flottenhauptquartier der menschlichen Verbündeten bestimmt. Während seiner Monate dort hatte Ender den Großteil seiner Zeit und Aufmerk-

samkeit der Aufgabe gewidmet, zu lernen, wie man die Sternenschiffe im All kontrolliert. Doch er mußte viel mehr über die Tunnel gelernt haben, als er damals begriffen hatte, denn als die Schwarmkönigin ihn zum ersten Mal in ihre Höhlen auf Lusitania geholt hatte, stellte Ender fest, daß er niemals überraschende Tunnelbiegungen und -abzweigungen vorzufinden schien. Sie fühlten sich richtig an; nein, sie fühlten sich *unvermeidlich* an.

»Was ist Eros?« fragte Miro.

»Ein Asteroid in der Nähe der Erde«, sagte Valentine. »Der Ort, wo Ender den Verstand verloren hat.«

Ender versuchte, ihnen zu erklären, wie das Tunnelsystem organisiert war, doch es war zu kompliziert. Wie bei Fraktalen gab es zu viele mögliche Ausnahmen, um das System in allen Einzelheiten zu begreifen – je mehr man sich darum bemühte, desto mehr entzog es sich dem Verständnis. Doch für Ender wirkte es immer gleich, ein Muster, das sich immer und immer wiederholte. Vielleicht lag es nur daran, daß sich Ender irgendwie in den Schwarmverstand versetzt hatte, als er die Krabbler studierte, um sie zu besiegen. Vielleicht hatte er einfach gelernt, wie ein Krabbler zu denken. In diesem Fall hatte Valentine recht – er hatte einen Teil seines Menschenverstandes verloren, oder zumindest etwas vom Schwarmverstand hinzugefügt.

»Wir sind fast da«, sagte Ender. »Und da sie Eier ablegt, wird sie gut gelaunt sein.«

»Wäre sie dabei nicht lieber ungestört?« fragte Miro.

»Es läßt sich mit einem kleineren sexuellen Höhepunkt vergleichen, der mehrere Stunden anhält«, sagte Ender. »Es macht sie ziemlich fröhlich. Schwarmköniginnen sind normalerweise nur von Arbeitern und Drohnen umgeben, die als Teil des Ganzen funktionieren. Sie haben nie Schüchternheit gelernt.«

In seinem Verstand spürte er jedoch die Intensität ihrer Gegenwart. Sie konnte natürlich jederzeit mit ihm kommunizieren. Doch wenn er sich in ihrer Nähe befand, war es, als atmete sie in seine Schädeldecke; das Gefühl wurde schwer und bedrückend. Fühlten die anderen es auch? Würde sie zu ihnen sprechen können? Bei Ela war nichts passiert – Ela hatte nicht einmal einen Schimmer des stillen Gesprächs erfassen können.

Was Novinha betraf, so weigerte sie sich, darüber zu sprechen, und stritt ab, etwas gehört zu haben, doch Ender vermutete, daß sie die fremde Gegenwart einfach abgelehnt hatte. Die Schwarmkönigin behauptete, deutlich im Verstand der beiden lesen zu können, solange sie sich in der Nähe befanden, sich aber kein ›Gehör‹ verschaffen zu können. Würde es heute mit den anderen genauso sein?

Es wäre so schön, könnte die Schwarmkönigin zu einem anderen Menschen sprechen. Sie behauptete, dazu imstande zu sein, doch Ender hatte im Verlauf der letzten dreißig Jahre gelernt, daß die Schwarmkönigin nicht zwischen ihren zuversichtlichen Einschätzungen für die Zukunft und ihren sicheren Erinnerungen an die Vergangenheit unterscheiden konnte. Sie schien ihren Vermutungen genauso zu vertrauen wie ihren Erinnerungen; und wenn sich eine Vermutung einmal als falsch erwies, schien sie sich nicht zu erinnern, daß sie jemals eine andere Zukunft von derjenigen erwartet hatte, die nun Vergangenheit war.

Diese Eigenart ihres fremdartigen Verstands störte Ender am meisten. Ender war in einer Kultur aufgewachsen, die die Reife und die soziale Anpassung der Menschen nach ihrer Fähigkeit bewertete, die Ergebnisse ihrer Entscheidungen abzuschätzen. In gewisser Hinsicht war die Schwarmkönigin auf diesem Gebiet eindeutig unfähig; sie schien zu kühn und ungerechtfertigt zuversichtlich wie ein kleines Kind.

Das war eins der Dinge, die Ender Angst vor ihr einjagten. Konnte sie ein Versprechen halten? Und würde sie überhaupt begreifen, was sie getan hatte, wenn sie es nicht hielt?

Valentine versuchte sich darauf zu konzentrieren, was die anderen sagten, doch sie konnte den Blick nicht von der Silhouette des Krabblers nehmen, der sie führte. Er war kleiner, als sie es sich vorgestellt hatte – nicht einmal anderthalb Meter groß, wahrscheinlich noch weniger. Da sie an den anderen vorbeischauen mußte, konnte sie immer nur kurze Blicke auf Teile des Krabblers erhaschen, doch das war fast schlimmer, als ihn ganz zu sehen. Sie konnte sich nicht von dem Gedanken abhalten, daß dieser leuchtendschwarze *Feind* Enders Hand im Todesgriff hielt.

Kein Todesgriff. Kein Feind. Nicht einmal in sich ein *Geschöpf*. Es hatte soviel individuelle Identität wie ein Ohr oder Zeh – jeder Krabbler war

nur ein ausführendes und wahrnehmendes Organ der Schwarmkönigin. In gewisser Hinsicht war die Schwarmkönigin bereits anwesend – war überall anwesend, wo einer ihrer Arbeiter oder Drohnen sein mochte, sogar hundert Lichtjahre entfernt. Das ist kein Ungeheuer. Das ist die Schwarmkönigin aus Enders Buch. Das ist diejenige, die er in all unseren gemeinsamen Jahren bei sich hatte und die er versorgte, auch wenn ich nichts davon wußte. Ich habe nichts zu fürchten.

Valentine hatte versucht, ihre Furcht zu unterdrücken, doch es funktionierte nicht. Sie schwitzte; sie fühlte, wie ihre Hand schlüpfrig in Miros gebrechlichem Griff lag. Als sie sich der Höhle der Schwarmkönigin näherten – nein, ihrem *Heim*, ihrer *Kinderstube* –, fühlte sie, wie ihre Angst ständig wuchs. Doch wenn sie nicht allein damit fertig wurde, mußte sie wohl oder übel um Hilfe bitten. Wo war Jakt? Jemand anders mußte genügen.

»Es tut mir leid, Miro«, flüsterte sie. »Ich glaube, ich habe Schweißausbrüche.«

»Du?« sagte er. »Ich dachte, es wäre *mein* Schweiß.«

Das war gut. Er lachte. Sie lachte mit ihm – oder kicherte zumindest nervös.

Der Tunnel wurde plötzlich breiter, und dann standen sie blinzelnd in einer großen Kammer, die von einem hellen Strahl Sonnenlicht erhellt wurde, das durch ein Loch in der Decke fiel. Die Schwarmkönigin saß mitten im Licht. Ihre Umgebung wimmelte vor Arbeitern, doch nun, im Licht, in der Gegenwart der Königin, wirkten sie alle so klein und zerbrechlich. Die meisten waren eher einen als anderthalb Meter groß, während die Königin selbst mindestens drei Meter lang war. Ihre Schwingen wirkten riesig, schwer, fast metallisch und reflektierten das Sonnenlicht mit einem Regenbogen aus Farben. Ihr Leib war lang und dick genug, um die Leiche eines erwachsenen Menschen enthalten zu können. Doch er verengte sich trichterähnlich zu einem Ovipositor an der zitternden Spitze, der vor einer gelblichdurchsichtigen, klebrigen, zähen Flüssigkeit schimmerte; sie hatte den Ovipositor in ein Loch im Boden des Raums gesteckt, so tief es nur ging, und zog ihn dann wieder heraus, und die Flüssigkeit rann wie Speichel das Loch hinab.

So grotesk und angsteinflößend, wie dieses Geschöpf sein mochte, das sich wie ein Insekt verhielt, bereitete es Valentine doch nicht auf das vor, was danach geschah. Anstatt den Ovipositor einfach in das nächste Loch zu stecken, drehte sich die Schwarmkönigin um und packte einen in der in der Nähe befindlichen Arbeiter. Den zitternden Krabbler zwischen den großen Vorderbeinen haltend, zog sie ihn heran und biß ihm seine Beine ab, eins nach dem anderen. Während ihm ein jedes Bein abgebissen wurde, gestikulierten die übriggebliebenen noch heftiger, wie in einem stummen Schrei. Valentine empfand eine überwältigende Erleichterung, als das letzte Bein abgebissen war, so daß sie endlich den Schrei nicht mehr beobachten mußte.

Dann stieß die Schwarmkönigin den Arbeiter mit dem Kopf zuerst in das nächste Loch. Erst dann richtete sie ihren Ovipositor auf das Loch. Während Valentine zusah, schien sich die Flüssigkeit an der Spitze des Ovipositors zu einem Ball zu verdicken. Aber es war keine Flüssigkeit mehr; in dem großen Tropfen befand sich ein weiches, geleeartiges Ei. Die Schwarmkönigin richtete ihren Körper so aus, daß sich das Gesicht direkt im Sonnenlicht befand; ihre Facettenaugen leuchteten wie Hunderte von smaragdgrünen Sternen. Dann sackte der Ovipositor hinab. Als er sich wieder hob, klebte das Ei noch an seinem Ende, doch im nächsten Augenblick war es verschwunden. Mehrere Male senkte sich ihr Leib nach unten, und jedesmal hob er sich mit neuen, klebrigen Flüssigkeitssträngen, die von oben nach unten flossen.

»Nossa Senhora«, sagte Miro. Valentine erkannte den Begriff aufgrund seiner spanischen Entsprechung – Nuestra Señora, Unsere Dame. Es war normalerweise ein fast bedeutungsloser Ausdruck, doch nun nahm er eine widerwärtige Ironie an. Nicht die heilige Jungfrau, hier in dieser tiefen Höhle. Die Schwarmkönigin war ›Unsere Dame der Dunkelheit‹. Sie legte Eier auf die Leichen toter Arbeiter, damit die Larven zu fressen hatten, wenn sie geschlüpft waren.

»So kann es nicht immer sein«, sagte Plikt.

Einen Augenblick lang war Valentine einfach überrascht, Plikts Stimme zu hören. Dann begriff sie, was Plikt sagte, und sie hatte recht. Wenn für jeden schlüpfenden Krabbler eine lebende Arbeiterin geopfert werden mußte, konnte die Population unmöglich zunehmen. In der Tat wäre es

sogar unmöglich gewesen, daß dieser Schwarm überhaupt existierte, denn die Schwarmkönigin hatte die ersten Eier legen müssen, ohne daß sie sich an beinlosen Arbeiterinnen nähren konnten.

›Nur bei einer neuen Königin.‹

Es kam Valentine in den Sinn, als sei es ihre eigene Idee gewesen. Nur wenn das Ei zu einer neuen Schwarmkönigin heranwachsen sollte, mußte die alte den lebenden Körper eines Arbeiters hinzufügen. Doch das war nicht Valentines Idee; dafür war sie sich dieser Tatsache einfach zu sicher. Sie konnte das unmöglich wissen, und doch war ihr die Idee ganz plötzlich klar und ohne Raum für den geringsten Zweifel gekommen. Valentine hatte sich immer vorgestellt, daß es so ähnlich gewesen sein mußte, als die Propheten und Mystiker alter Zeiten die Stimme Gottes gehört hatten.

»Habt ihr sie gehört?« fragte Ender. »Irgendwer von euch?«

»Ja«, sagte Plikt.

»Ich glaube schon«, sagte Valentine.

»Was gehört?« fragte Miro.

»Die Schwarmkönigin«, sagte Ender. »Sie hat erklärt, daß sie nur einen Arbeiter zum Ei legen muß, wenn eine neue Schwarmkönigin entstehen soll. Sie legt insgesamt fünf neue – zwei sind schon an Ort und Stelle. Sie hat uns eingeladen, damit wir es beobachten können. Das ist ihre Art, uns zu sagen, daß sie ein Kolonieschiff ausschickt. Sie legt fünf Königin-Eier und wartet ab, welches das stärkste ist. Das schickt sie dann los.«

»Was ist mit den anderen?« fragte Valentine.

»Wenn eins davon etwas taugt, umgibt sie die Larve mit einem Kokon. So ist es auch ihr geschehen. Die anderen tötet und ißt sie. Sie muß es – wenn der Körper einer rivalisierenden Königin eine Drohne berühren sollte, die sich noch nicht mit dieser Schwarmkönigin gepaart hat, würde sie verrückt werden und versuchen, die Königin zu töten. Drohnen sind sehr loyale Gefährten.«

»Hat das sonst noch jemand gehört?« fragte Miro. Er klang enttäuscht. Die Schwarmkönigin konnte nicht zu ihm sprechen.

»Ja«, sagte Plikt.

»Nur ein bißchen davon«, sagte Valentine.

»Leert euern Geist, so gut ihr könnt«, sagte Ender. »Versucht, euch im Kopf darauf einzustimmen. Das hilft.«

Mittlerweile hatte die Schwarmkönigin schon die nächste Arbeiterin amputiert. Valentine stellte sich vor, auf den wachsenden Haufen von Beinen um die Schwarmkönigin zu treten; in ihrer Phantasie brachen sie wie Äste, mit schrecklichen, knackenden Geräuschen.

›Sehr weich. Beine brechen nicht. Verbiegen.‹

Die Königin beantwortete ihre Gedanken.

›Ihr seid Teil von Ender. Ihr könnt mich hören.‹

Die Gedanken in ihrem Geist wurden klarer, waren nicht mehr so aufdringlich, kontrollierter. Valentine konnte den Unterschied zwischen den Kommunikationsübermittlungen der Schwarmkönigin und ihren eigenen Gedanken spüren.

»Ouvi«, flüsterte Miro. Er hatte endlich etwas gehört. »Fala mais, escuto. Sage mehr, ich höre zu.«

›Philotische Verbindungen. Ihr seid an Ender gebunden. Wenn ich über philotische Verbindung mit ihm spreche, hört ihr mit. Echos. Reflektionen.‹

Valentine versuchte zu ergründen, wieso die Schwarmkönigin in ihrem Geist auf Stark sprach. Dann begriff sie, daß die Schwarmkönigin nichts dergleichen tat – Miro hörte sie in seiner Muttersprache, Portugiesisch, und Valentine hörte in Wirklichkeit gar kein Stark, sie hörte das Englisch, auf dem die Sprache basierte, das amerikanische Englisch, mit dem sie aufgewachsen war. Die Schwarmkönigin schickte keine Sprache zu ihnen aus, sondern Gedanken, und ihre Gehirne entnahmen ihnen in jeweils der Sprache Sinn, die am tiefsten in ihnen verankert war. Als Valentine das Wort *Echos* gehört hatte, gefolgt von *Reflektionen,* hatte nicht die Schwarmkönigin um das richtige Wort gerungen, sondern Valentines Verstand hatte nach Worten gesucht, die der Bedeutung entsprachen.

›Gebunden an ihn. Wie mein Volk. Nur daß ihr freien Willen habt. Unabhängige Philoten. Einzelgänger, ihr alle.‹

»Sie macht einen Scherz«, flüsterte Ender. »Das war keine Beurteilung.«

Valentine war für seine Interpretation dankbar. Das Bild, das mit der Phrase *Einzelgänger* kam, war das eines Elefanten, der einen Mann zu

Tode trampelte. Es war ein Bild aus ihrer Kindheit, aus der Geschichte, in der sie das Wort *Einzelgänger* zum ersten Mal gehört hatte. Es erschreckte sie, dieses Bild, genau, wie es sie als Kind schon erschreckt hatte. Und schon haßte sie die Anwesenheit der Schwarmkönigin in ihrem Verstand. Sie haßte die Art und Weise, wie sie vergessene Alpträume heraufbeschwören konnte. Alles an der Schwarmkönigin war ein Alptraum. Wie konnte sich Valentine jemals vorgestellt haben, dieses Wesen sei ramännisch? Ja, es gab Kommunikation, aber *zuviel* davon. Kommunikation wie eine Geisteskrankheit.

Und was sie da sagte – daß sie sie so gut verstanden, weil sie philotisch mit Ender verbunden seien. Valentine erinnerte sich daran, was Miro und Jane während des Fluges gesagt hatten – war es möglich, daß ihr philotischer Strang mit dem Enders verknüpft war und durch ihn mit dem der Schwarmkönigin? Aber wie konnte so etwas geschehen sein? Wie konnte Ender überhaupt philotisch mit der Schwarmkönigin verbunden sein?

›Wir haben nach ihm gegriffen. Er war unser Feind. Versuchte, uns zu vernichten. Wir wollten ihn zähmen. Wie einen Einzelgänger.‹

Das Verständnis kam ganz plötzlich, wie eine Tür, die sich öffnete. Die Krabbler waren nicht *alle* lenksam geboren. Sie *konnten* eine eigene Identität haben. Oder zumindest einen Kontrollverlust erleben. Und so hatte die Schwarmkönigin eine Möglichkeit entwickelt, sie im Griff zu halten; sie hatte sie philotisch an sich gebunden, um sie unter ihre Kontrolle zu bekommen.

›Ihn gefunden. Konnte ihn nicht binden. Zu stark.‹

Und niemand hatte geahnt, in welcher Gefahr sich Ender befunden hatte. Daß die Schwarmkönigin erwartete, ihn an sich binden, ihn zu einem genauso geistlosen Werkzeug wie einen jeden Krabbler machen zu können.

›Ein Netz für ihn errichtet. Fand das, wonach er sich sehnte. Dachten wir. Kamen hinein. Gaben ihm einen philotischen Kern. Verbanden uns mit ihm. Aber es war nicht genug. Jetzt ihr. *Du.*‹

Valentine fühlte das Wort wie einen Hammer in ihrem Geist. Sie meint mich. Sie meint mich, mich, mich – sie kämpfte um die Erinnerung, wer *ich* war. Valentine. Ich bin Valentine. Sie meint Valentine.

›*Du* warst diejenige. Du. Hätte dich finden müssen. Wonach er sich am meisten sehnte. Nicht die andere Sache.‹

Ihr wurde innerlich übel. War es möglich, daß das Militär die ganze Zeit über recht gehabt hatte? War es möglich, daß nur die grausame Trennung von Valentine und Ender ihn gerettet hatte? Daß, wäre sie bei Ender gewesen, die Krabbler sie hätten benutzen können, um ihn unter Kontrolle zu bekommen?

›Nein. Konnten es nicht. Du bist auch zu stark. Wir waren verloren. Wir waren tot. Er konnte nicht zu uns gehören. Aber auch nicht zu dir. Nicht mehr. Konnten ihn nicht zähmen, aber wir verbanden uns mit ihm.‹

Valentine dachte an das Bild, das ihr auf dem Schiff in den Sinn gekommen war. Von den miteinander verbundenen Menschen, Familien, die durch unsichtbare Bande zusammengehalten wurden, Kinder mit Eltern, Eltern untereinander oder mit ihren Eltern. Ein sich stets verändernde Netzwerk aus Fäden, die die Menschen zusammenfügten, wo auch immer ihre Treue hingehörte. Nur war es diesmal ein Bild von ihr selbst, verbunden mit Ender. Und dann von Ender, verbunden… mit der Schwarmkönigin… die Schwarmkönigin schüttelte den Ovipositor, die Stränge erzitterten, und am Ende des Stranges hüpfte Enders Kopf auf und ab…

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, sich von dem Bild zu befreien.

›Wir kontrollieren ihn nicht. Er ist frei. Er kann mich töten, wenn er will. Ich werde ihn nicht aufhalten. Wirst du mich töten?‹

Diesmal war mit dem *du* nicht Valentine gemeint; sie fühlte, wie die Frage vor ihr zurückwich. Und als die Schwarmkönigin nun auf eine Antwort wartete, spürte sie einen anderen Gedanken in ihrem Geist. So nahe neben ihrem eigenen Denken, daß sie, wäre sie nicht so empfindsam, weil sie darauf wartete, daß Ender antwortete, ihn für ihren eigenen gehalten hätte.

Niemals, sagte der Gedanke in ihrem Geist. Ich werde dich niemals töten. Ich habe dich gern.

Und mit diesem Gedanken kam ein Schimmer echter Gefühle von der Schwarmkönigin. Plötzlich enthielt ihr geistiges Bild keine Spur von Ab-

scheu mehr. Statt dessen wirkte sie majestätisch, königlich, großartig. Die Regenbogen ihrer Schwingen wirkten nicht mehr wie ein Ölfilm auf Wasser; das Licht, das ihre Augen reflektierten, war ein Halo; die funkelnde Flüssigkeit an der Spitze ihres Leibs bestand aus Fäden des Lebens, waren wie Milch an der Warze einer Frauenbrust, beschmiert mit Speichel vom saugenden Mund ihres Kleinkindes. Valentine hatte bis jetzt gegen die Übelkeit angekämpft, doch plötzlich betete sie die Schwarmkönigin fast an.

Sie wußte, daß es Enders Gedanken in ihrem Geist waren; deshalb fühlten sie sich fast wie ihre eigenen an. Und als sie dieses Bild von der Schwarmkönigin sah, wußte sie plötzlich, daß sie die ganze Zeit über recht gehabt hatte, daß das, was sie vor so vielen Jahren als Demosthenes geschrieben hatte, zutraf. Die Schwarmkönigin war Ramann, seltsam, aber trotzdem konnte sie verstehen, und man konnte sie verstehen.

Als das Bild verblich, hörte Valentine, daß jemand weinte. Plikt. In all ihren gemeinsamen Jahren hatte Plikt noch nie eine solche Gefühlsregung gezeigt.

»Bonita«, sagte Miro. Hübsch.

War das alles, was er gesehen hatte? Die Schwarmkönigin war *hübsch?* Die Kommunikation zwischen Miro und Ender mußte in der Tat schwach sein – aber wieso auch nicht? Er kannte Ender noch nicht so lange oder so gut, während Valentine Ender schon ihr ganzes Leben kannte.

Doch wenn sich dadurch erklären ließ, wieso Valentine Enders Gedanken um so vieles stärker als Miro empfing, blieb die Frage offen, warum Plikt eindeutig so vieles mehr als Valentine empfangen hatte. War es möglich, daß sich Plikt in all den Jahren, die sie Ender beobachtet und bewundert hatte, ohne ihn wirklich zu kennen, enger an Ender gebunden hatte, als sogar Valentine mit ihm verbunden war?

Natürlich hatte sie das. Natürlich. Valentine war verheiratet. Valentine hatte einen Mann. Sie hatte Kinder. Ihre philotische Verbindung zu ihrem Bruder mußte zwangsläufig schwächer geworden sein. Wohingegen Plikt keine vergleichbar starke Bindung eingegangen war. Sie hatte sich völlig Ender verschrieben. Nachdem die Schwarmkönigin also ermöglicht hatte, daß die philotischen Verschlingungen Gedanken übertrugen,

mußte Plikt Ender einfach am deutlichsten empfangen. Nichts lenkte sie ab; sie hielt keinen Teil von sich zurück.

Konnte denn überhaupt Novinha, die schließlich mit ihren Kindern verbunden war, solch eine komplette Hingabe für Ender empfinden? Es war unmöglich. Und wenn Ender eine Ahnung von alledem gehabt hätte, hätte es ihn bestimmt gestört. Oder angezogen? Valentine wußte genug von Frauen und Männern, um zu erkennen, daß vollständige Hingabe die verführerischste aller Eigenschaften war. Habe ich etwa eine Rivalin mitgebracht, die Enders Ehe in Gefahr bringt?

Und können Ender und Plikt auch *meine* Gedanken lesen, selbst in diesem Augenblick?

Valentine fühlte sich zutiefst bloßgestellt und verängstigt. Wie als Antwort, wie um sie zu beruhigen, kehrte die geistige Stimme der Schwarmkönigin zurück und verdrängte alle Gedanken, die Ender vielleicht ausstrahlte.

›Ich weiß, wovor ihr Angst habt. Doch meine Kolonie wird niemanden töten. Wenn wir Lusitania verlassen, können wir alle Descolada-Viren auf unserem Sternenschiff töten.‹

Vielleicht, dachte Ender.

›Wir werden eine Möglichkeit finden. Wir werden den Virus nicht weitertragen. Wir müssen nicht sterben, um die Menschen zu retten. Töte uns nicht, tötet uns nicht.‹

Ich werde dich niemals töten. Enders Gedanke kam wie ein Flüstern, das in den Bitten der Schwarmkönigin fast unterging.

Wir könnten dich sowieso nicht töten, dachte Valentine. Aber du könntest *uns* mit Leichtigkeit töten. Sobald du deine Sternenschiffe baust. Deine Waffen. Du könntest der menschlichen Flotte gewachsen sein. Diesmal wird sie nicht von Ender kommandiert.

›Niemals. Nie jemanden töten. Nie wir versprochen.‹

Friede, kam Enders Flüstern. Friede. Sei ruhig, still, gelassen. Fürchte nichts. Fürchte keinen Menschen.

Baue kein Sternenschiff für die Schweinchen, dachte Valentine. Baue ein Sternenschiff für dich selbst, weil du die Descolada töten kannst, die du in dir trägst. Aber nicht für sie.

Die Gedanken der Schwarmkönigin wechselten abrupt vom Bitten zu barscher Ablehnung. ›Haben sie kein Recht auf Leben? Ich habe ihnen ein Schiff versprochen. Ich habe euch versprochen, niemals zu töten. Wollt ihr, daß ich Versprechen breche?‹

Nein, dachte Valentine. Sie schämte sich bereits, solch einen Verrat vorgeschlagen zu haben. Oder waren das die Gefühle der Schwarmkönigin? Oder Enders? War sie *wirklich* sicher, welche Gedanken und Gefühle ihre eigenen waren und welche die eines anderen?

Die Furcht, die sie empfand – es war ihre eigene, da war sie sich fast sicher.

»Bitte«, sagte sie. »Ich will gehen.«

»Eu também«, sagte Miro.

Ender machte einen Schritt auf die Schwarmkönigin zu und streckte eine Hand nach ihr aus. Sie breitete die Arme nicht aus – sie benutzte sie, um das letzte ihrer Opfer in die Eikammer zu rammen. Statt dessen hob die Königin eine Schwinge, drehte sie und schob sie zu Ender hinüber, bis seine Hand schließlich auf der schwarzen Regenbogenoberfläche ruhte.

Berühre sie nicht! rief Valentine stumm. Sie wird dich gefangennehmen! Sie will dich zähmen!

»Still«, sagte Ender laut.

Valentine war nicht sicher, ob er als Antwort auf ihre stummen Schreie sprach oder versuchte, die Schwarmkönigin zum Schweigen zu bringen, die nur etwas zu ihm sagte. Es spielte keine Rolle. Nach einem Augenblick ergriff Ender den Finger eines Krabblers und führte sie in den dunklen Tunnel zurück. Diesmal ging Valentine als zweite, Miro als dritter, und Plikt bildete die Nachhut. So war es Plikt, die den letzten Blick zurück auf die Schwarmkönigin warf; es war Plikt, die die Hand zum Abschied hob.

Den gesamten Rückweg zur Oberfläche versuchte Valentine, dem Geschehen einen Sinn zu entnehmen. Sie hatte immer angenommen, wenn die Menschen von Geist zu Geist kommunizieren und die Vieldeutigkeit der Sprache eliminieren könnten, wäre das Verständnis perfekt, und es gäbe keine unnötigen Konflikte mehr. Statt dessen hatte sie herausge-

funden, daß die Sprache die Differenzen zwischen Menschen nicht vergrößerte, sondern sie verkleinerte, die Dinge glättete, so daß die Menschen miteinander zurechtkommen konnten, obwohl sie einander gar nicht wirklich verstanden. Die Illusion des Verstehens ermöglichte den Menschen die Annahme, sie seien einander ähnlicher, als es in Wirklichkeit der Fall war. Vielleicht war die Sprache doch die bessere Möglichkeit.

Sie krochen aus dem Gebäude ins Sonnenlicht, blinzelten und lachten erleichtert. »Kein Spaß«, sagte Ender. »Aber du hast darauf bestanden, Val. Du mußtest sie sofort sehen.«

»Also bin ich töricht«, sagte Valentine. »Ist das neu für dich?«

»Es war wunderschön«, sagte Plikt.

Miro legte sich lediglich im Capim auf den Rücken und bedeckte die Augen mit dem Arm.

Valentine betrachtete ihn, wie er dort lag, und erhaschte einen Blick auf den Mann, der er einmal war, den Körper, den er einmal gehabt hatte. Wie er dort lag, schwankte er nicht; da er schwieg, kamen seine Silben nicht verzögert. Kein Wunder, daß seine Xenologiekollegin sich in ihn verliebt hatte. Ouanda. So tragisch die Entdeckung, daß ihr Vater auch sein Vater war. Das war das schlimmste, was enthüllt wurde, als Ender vor dreißig Jahren auf Lusitania für die Toten sprach. Das war der Mann, den Ouanda verloren hatte; und auch Miro hatte diesen Mann verloren, der er einmal war. Kein Wunder, daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Nachdem er seine Geliebte verloren hatte, hielt er es für wertlos. Er bedauerte lediglich, daß er schließlich doch nicht gestorben war. Er hatte weitergelebt, äußerlich genauso gebrochen wie innerlich.

Warum dachte sie an diese Dinge, wenn sie ihn betrachtete? Warum kam es ihr plötzlich so wirklich vor?

Etwa, weil er im Augenblick selbst daran dachte? Erfaßte sie das Bild, das er sich von sich selbst machte? Gab es irgendeine schlummernde Verbindung zwischen ihren Gehirnen?

»Ender«, sagte sie, »was ist dort unten geschehen?«

»Besser, als ich es erhoffte«, sagte Ender.

»Wie bitte?«

»Die Verbindung zwischen uns.«

»Du hast damit gerechnet?«

»Ich habe sie gewollt.« Ender setzte sich auf die Seite des Wagens; seine Füße baumelten in das hohe Gras hinab. »Sie war heiß heute, nicht wahr?«

»Ach ja? Ich habe keine Vergleichsmöglichkeit.«

»Manchmal ist sie so intellektuell – wenn ich nur mit ihr spreche, habe ich den Eindruck, ich würde höhere Mathematik betreiben. Diesmal – wie ein Kind. Natürlich war ich noch nie bei ihr, als sie Königin-Eier legte. Ich glaube, sie hat uns mehr gesagt, als sie eigentlich wollte.«

»Du meinst, sie hat ihr Versprechen nicht ernst gemeint?«

»Nein, Val, sie meint ihre Versprechen *immer* ernst. Sie weiß nicht, was Lügen sind.«

»Was hast du dann gemeint?«

»Ich sprach von der Verbindung zwischen ihr und mir. Wie sie versuchte, mich zu zähmen. Das war doch wirklich etwas, oder? Sie war einen Augenblick lang richtig wütend, als sie dachte, du wärest vielleicht das Bindeglied gewesen, das sie brauchte. Du weißt, was das für sie bedeutet hätte – sie wären nicht vernichtet worden. Sie hätte mich vielleicht sogar benutzt, um mit der Regierung der Menschen zu kommunizieren. Die Galaxis mit uns zu teilen. Was für eine verlorene Gelegenheit.«

»Du wärest wie… wie ein Krabbler gewesen. Ihr *Sklave.*«

»Klar. *Mir* hätte es nicht gefallen. Aber all die Leben, die gerettet worden wären… ich war Soldat, nicht wahr? Wenn ein Soldat durch seinen Tod das Leben von Milliarden retten kann…«

»Aber es hätte nicht funktioniert«, sagte Valentine. »Du hast einen unabhängigen Willen.«

»Sicher«, sagte Ender. »Oder zumindest einen unabhängigeren, als die Schwarmkönigin bewältigen kann. Du übrigens auch. Tröstlich, nicht wahr?«

»Ich fühle mich im Augenblick nicht sehr getröstet«, sagte Valentine. »Du warst da unten in meinem Kopf. Und die Schwarmkönigin… ich komme mir vor, als hätte man mir Gewalt angetan.«

Ender schaute überrascht drein. »Bei mir fühlt es sich nie so an.«

»Nun, es ist nicht *nur* das«, sagte Valentine. »Es war auch anregend. Und erschreckend. Sie ist so… groß in meinem Kopf. Als versuchte ich, jemanden aufzunehmen, der größer ist als ich.«

»Das ist wohl auch der Fall«, sagte Ender. Er wandte sich an Plikt. »War es für dich auch so?«

Zum ersten Mal bemerkte Valentine, wie Plikt Ender ansah, mit zitterndem Blick. Doch Plikt sagte nichts.

»So stark, was?« sagte Ender. Er kicherte und drehte sich zu Miro um.

Erkannte er es nicht? Plikt war von Ender schon besessen gewesen. Nachdem sie ihn nun in ihrem Verstand gehabt hatte, war es vielleicht zuviel für sie. Die Schwarmkönigin hatte davon gesprochen, Einzelgänger zu zähmen. War Plikt vielleicht von Ender ›gezähmt‹ worden? War es möglich, daß sie ihre Seele in der seinen verloren hatte?

Absurd. Unmöglich. Ich hoffe bei Gott, daß dem nicht so ist.

»Komm hoch, Miro«, sagte Ender.

Miro gestattete Ender, ihm auf die Füße zu helfen. Dann stiegen sie in den Wagen und fuhren nach Hause.

Miro hatte ihnen gesagt, daß er nicht zur Messe gehen wollte. Ender und Novinha gingen ohne ihn. Doch kaum waren sie fort, kam es ihm unmöglich vor, im Haus zu bleiben. Er hatte noch immer das Gefühl, daß sich jemand irgendwie im Schatten aufhielt; eine kleine Gestalt, die ihn beobachtete. Umschlossen von einer glatten, harten Rüstung, mit nur zwei klauenähnlichen Fingern an den schlanken Armen, Arme, die abgebissen und fallen gelassen werden konnten wie trockenes Brennholz. Der gestrige Besuch bei der Schwarmkönigin hatte ihn mehr mitgenommen, als er es für möglich gehalten hatte.

Ich bin Xenologe, rief er sich in Erinnerung zurück. Ich habe mein Leben der Aufgabe gewidmet, mich mit Außerirdischen zu befassen. Ich stand dabei und sah zu, wie Ender Menschs Säugetierkörper die Haut abzog, und habe nicht einmal gezuckt, weil ich ein leidenschaftsloser Wissenschaftler bin. Manchmal identifiziere ich mich vielleicht zu sehr

mit meinen Studienobjekten. Aber sie bescheren mir keine Alpträume, und ich fange nicht an, sie in den Schatten zu sehen.

Und doch stand er hier vor der Tür des Hauses seiner Mutter, weil es in den Grasfeldern im hellen Sonnenschein eines Sonntag morgens keine Schatten gab, aus denen ein Krabbler ihn anspringen konnte.

Bin ich der einzige, der so empfindet?

Die Schwarmkönigin ist *kein* Insekt. Sie und ihr Volk sind Warmblütler, genau wie die Pequeninos. Sie atmen und schwitzen wie Säugetiere. Sie tragen vielleicht noch die Widerklänge ihrer evolutionsmäßigen Verbindung mit Insekten in sich, genau wie wir unsere Ähnlichkeit mit Lemuren und Spitzmäusen und Ratten haben, doch sie haben eine helle und wunderschöne Zivilisation geschaffen. Oder zumindest eine dunkle und wunderschöne. Ich sollte sie sehen, wie Ender sie sieht, mit Respekt, Ehrfurcht und Zuneigung.

Und es gelang mir gerade eben, sie zu *ertragen.*

Es besteht kein Zweifel, daß die Schwarmkönigin ramännisch ist, imstande, uns zu verstehen und zu tolerieren. Die Frage ist, ob *ich* imstande bin, *sie* zu verstehen und zu tolerieren. Und ich kann nicht der einzige sein. Ender hat recht damit getan, den meisten Menschen auf Lusitania die Existenz der Schwarmkönigin zu verschweigen. Wenn sie gesehen hätten, was ich gesehen habe, oder auch nur einen Blick auf einen einzigen Krabbler erhaschten, würde sich die Furcht ausbreiten, und das Entsetzen eines jeden würde den Schrecken eines jeden nähren, bis… bis irgend etwas geschieht. Etwas Schlimmes.

Vielleicht sind *wir* die Varelse. Vielleicht ist der Xenozid in die menschliche Psyche eingebaut wie in die keiner anderen Spezies. Vielleicht wäre es zum Besten des Universums, wenn die Descolada entfesselt werden, sich im ganzen menschlichen Universum ausbreiten und uns einfach auslöschen würde. Vielleicht ist die Descolada Gottes Antwort auf unsere Unwürdigkeit.

Miro fand sich an der Tür der Kirche wieder. In der kühlen Morgenluft stand sie auf. In der Kathedrale hatten sie noch nicht mit dem Sakrament des Abendmahls begonnen. Er schlurfte hinein und suchte sich irgendwo hinten einen Platz. Er hatte nicht den Wunsch, heute mit Christus zu sprechen. Er brauchte einfach den Anblick anderer Menschen. Er mußte

von Menschen umgeben sein. Er kniete nieder, bekreuzigte sich und blieb dann mit gesenktem Kopf hocken. Er hätte gebetet, aber im Pai Nosso war nichts, was seine Furcht eindämmen könnte. Gib uns unser täglich Brot? Vergib uns unsere Sünden? Dein Reich komme, wie im Himmel, so auf Erden? Das wäre gut. Gottes Reich, in dem der Löwe neben dem Lamm liegen könnte.

Dann kam ihm ein Bild des heiligen Stephan in den Sinn: Christus, der zur rechten Hand Gottes sitzt. Aber zu seiner linken war die Königin des Himmels. Nicht die heilige Jungfrau, sondern die Schwarmkönigin. An der Spitze ihres Leibes bebte weißer Schleim. Miro krallte die Hände in das Holz der Bank vor ihm. Gott nehme mir diese Vision. Weiche zurück, Feind.

Jemand kam und kniete neben ihm nieder. Er wagte es nicht, die Augen zu öffnen. Er lauschte auf ein Geräusch, aus dem hervorging, daß es sich bei seiner Gesellschaft um einen Menschen handelte. Doch das Rascheln von Stoff konnten genausogut Schwingenhüllen sein, die über einen gehärteten Thorax glitten.

Er mußte dieses Bild verdrängen. Er öffnete die Augen. Aus den Winkeln sah er, daß der Neuankömmling kniete. Dem schlanken Arm und der Farbe des Ärmels nach zu urteilen handelte es sich um eine Frau.

»Du kannst dich nicht auf ewig vor mir verstecken«, flüsterte sie.

Mit der Stimme stimmte etwas nicht. Zu heiser. Eine Stimme, die hunderttausendmal gesprochen hatte, seit er sie zuletzt gehört hatte. Eine Stimme, die Babys Schlaflieder sang, Liebesschreie ausstieß, Kinder anschrie, sie sollten nach Hause kommen. Eine Stimme, die ihm einmal, als sie jung war, von einer Liebe erzählt hatte, die ewig währen würde.

»Miro, wenn ich dein Kreuz hätte auf mich nehmen können, ich hätte es getan.«

Mein *Kreuz?* Ist es das, was ich mit mir herumgetragen habe, schwer und unförmig, was mich niederdrückte? Und ich dachte, es sei mein Körper.

»Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll, Miro. Ich habe getrauert – eine lange Zeit. Manchmal trauere ich wohl noch' immer. Dich zu verlieren – unsere Hoffnung für die Zukunft, meine ich – es war ohnehin besser…

das habe ich begriffen. Ich habe eine gute Familie gehabt, ein gutes Leben, und dir wird es genauso gehen. Doch dich als meinen Freund zu verlieren, als meinen Bruder, das war am schwersten. Ich war so einsam, ich weiß nicht, ob ich jemals darüber hinweggekommen bin.«

Dich als meine *Schwester* zu verlieren, war am einfachsten. Ich brauchte nicht noch eine Schwester.

»Du brichst mir das Herz, Miro. Du bist so jung. Du hast dich nicht verändert, das ist am schwersten, du hast dich in dreißig Jahren nicht verändert.«

Es war mehr, als Miro schweigend ertragen konnte. Er hob nicht den Kopf, aber die Stimme. Viel zu laut, als es mitten während der Messe angemessen war, antwortete er: »Ach nein?«

Er erhob sich, wurde sich undeutlich bewußt, daß die Leute sich umdrehten, um ihn anzusehen.

»Ach nein?« Seine Stimme war schwer zu verstehen, und er versuchte nicht, sie deutlicher klingen zu lassen. Er machte einen zögernden Schritt in den Gang und drehte sich dann endlich zu ihr um. »So hast du mich in Erinnerung?«

Sie sah zu ihm auf, entsetzt – worüber? Über Miros Sprache, seine unbeholfenen Bewegungen? Oder einfach, weil es ihr peinlich war, weil sich nicht die tragische, romantische Szene ergab, die sie sich seit dreißig Jahren vorgestellt hatte?

Ihr Gesicht war nicht alt, aber es war auch nicht Ouandas Gesicht. Im mittleren Alter, dicker, mit Falten um den Augen. Wie alt war sie? Fünfzig? Fast. Was hatte diese fünfzigjährige Frau mit ihm zu schaffen?

»Ich kenne dich nicht einmal«, sagte Miro. Dann schwankte er zur Tür hinaus und schritt in den Morgen.

Irgendwann später fand er sich im Schatten eines Baumes wieder. Welcher war es, Wühler oder Mensch? Miro versuchte sich zu erinnern – es war schließlich erst ein paar Wochen her, daß er aufgebrochen war –, doch damals war Mensch' Baum nur ein Schößling gewesen, und nun schienen beide Bäume gleich groß zu sein, und er wußte nicht mehr genau, ob Mensch hügelauf- oder abwärts von Wühler getötet worden war.

Es spielte auch keine Rolle – Miro hatte nichts zu einem Baum zu sagen, und sie hatten nichts zu ihm zu sagen.

Außerdem hatte Miro die Baumsprache nie gelernt; sie hatten nicht einmal gewußt, daß dieses Schlagen mit Stöcken wirklich eine Sprache war, bis es für Miro zu spät war. Ender beherrschte es, und Ouanda und wahrscheinlich noch ein halbes Dutzend andere, aber Miro würde es niemals lernen, weil Miros Hände die Stöcke ganz einfach nicht halten und den Rhythmus schlagen konnten. Noch eine Sprache, die nutzlos für ihn war.

»Que dia chato, meu filho.«

Das war eine Stimme, die sich nie ändern würde. Und die Einstellung hatte sich auch nicht geändert: Was für ein blöder Tag, mein Sohn. Fromm und verschlagen zugleich – und voller Spott über beide Gesichtspunkte.

»Hallo, Quim.«

»Jetzt heißt es Vater Estevão, fürchte ich.« Quim hatte bereits die vollen Regalien eines Priesters erhalten, mit Robe und allem; nun raffte er sie hoch und setzte sich vor Miro in das niedergetretene Gras.

»Du siehst auch dementsprechend aus«, sagte Miro. Quim war ebenfalls älter geworden. Als Kind hatte er hager und fromm ausgesehen. Die Auseinandersetzung mit der wirklichen Welt anstelle von theologischen Theorien hatte ihm Falten und Runzeln eingebracht, doch das Gesicht, das aus dieser Veränderung resultierte, zeigte Leidenschaft. Und Stärke. »Tut mir leid, daß ich bei der Messe eine Szene gemacht habe.«

»Hast du das?« fragte Miro. »Ich war nicht da. Oder besser, ich war bei der Messe – ich war nur nicht in der Kathedrale.«

»Kommunion für die Ramänner.«

»Für die Kinder Gottes. Die Kirche hat schon ein Vokabular, um sich mit Fremden zu befassen. Wir mußten nicht auf Demosthenes warten.«

»Du mußt deshalb nicht so zynisch sein, Quim. *Du* hast die Begriffe nicht erfunden.«

»Streiten wir uns nicht.«

»Dann lassen wir uns auch nicht in die Meditationen anderer Leute einmischen.«

»Eine edle Einstellung. Bis auf die Tatsache, daß du dich ausgerechnet im Schatten eines meiner Freunde ausruhst, mit dem ich mich unterhalten muß. Ich dachte, es sei höflicher, zuerst mit dir zu sprechen, bevor ich mit Stöcken auf Wühler schlage.«

»Das ist Wühler?«

»Sag hallo. Ich weiß, daß er sich auf deine Rückkehr gefreut hat.«

»Ich habe ihn nie gekannt.«

»Aber er weiß alles über *dich*. Ich glaube, du begreifst gar nicht, Miro, was für ein Held du unter den Pequeninos bist. Sie wissen, was du für sie getan hast und was es dich gekostet hat.«

»Und wissen sie auch, was es uns alle am Ende wahrscheinlich kosten wird?«

»Am Ende werden wir alle vor Gottes Gericht stehen. Wenn ein ganzer Planet voller Seelen auf einmal genommen wird, ist es lediglich von Belang, dafür zu sorgen, daß niemand ungetauft geht, dessen Seele unter den Heiligen vielleicht willkommen gewesen wäre.«

»Also ist es dir völlig egal?«

»Mir ist es natürlich nicht egal«, entgegnete Quim. »Doch sagen wir einfach, daß es eine längere Sicht gibt, bei der Leben und Tod nicht so wichtig sind wie die Entscheidung, *welches* Leben wir führen und was für einen Tod wir haben.«

»Du glaubst wirklich daran, nicht wahr?« sagte Miro.

»Es kommt darauf an, was du mit ›daran‹ meinst. Ja, ich glaube daran.«

»Ich meine das alles. Ein lebender Gott, ein auferstandener Christus, Wunder, Visionen, die Taufe, die Transsubstantion…«

»Ja.«

»Wunder. Heilung.«

»Ja.«

»Wie bei dem Schrein von Großvater und Großmutter.«

»Dort wurden viele Heilungen gemeldet.«

»Du glaubst daran?«

»Miro, ich weiß es nicht – einige davon waren vielleicht hysterisch. Bei einigen handelte es sich um einen Placebo-Effekt. Einige kolportierte Heilungen waren vielleicht spontane Remissionen oder natürliche Besserungen.«

»Aber einige waren echt.«

»Vielleicht.«

»Du glaubst, daß Wunder *möglich* sind.«

»Ja.«

»Aber du glaubst nicht, daß eins wirklich passiert ist.«

»Miro, ich glaube, daß Wunder geschehen. Ich weiß nur nicht, wie genau die Menschen beobachten, welche Ereignisse Wunder sind und welche nicht. Viele angebliche Wunder waren zweifellos gar keine. Wahrscheinlich wurden aber auch viele Wunder gar nicht erkannt, als sie geschahen.«

»Was ist mit mir, Quim?«

»Mit dir?«

»Warum gibt es kein Wunder für mich?«

Quim zog den Kopf ein und rupfte an dem kurzen Gras vor ihm. Diese Gewohnheit hatte er schon als Kind gehabt, wenn er einer schwierigen Frage ausweichen wollte; es war die Art, wie er reagierte, wenn ihr vermeintlicher Vater, Marcao, wieder auf einer Sauftour war.

»Nun, Quim? Gibt es Wunder nur für andere Menschen?«

»Es gehört zum Wunder, daß niemand weiß, warum es geschieht.«

»Was für ein Betrüger bist du doch, Quim.«

Quim errötete. »Du willst wissen, warum du keine Wunderheilung bekommst? Weil du nicht glaubst, Miro.«

»Was ist mit dem Mann, der sagte: ›Ja, Herr, ich glaube – vergib mir meinen Unglauben.‹?«

»Bist du dieser Mann? Hast du jemals um eine Heilung gebeten?«

»Ich bitte jetzt darum«, sagte Miro. Und dann traten ungewollt Tränen in seine Augen. »O Gott«, flüsterte er. »Ich schäme mich so.«

»Weshalb?« fragte Quim. »Weil du Gott um Hilfe gebeten hast? Oder weil du vor deinem Bruder weinst? Wegen deiner Sünden? Wegen deiner Zweifel?«

Miro schüttelte den Kopf. Er wußte es nicht. Diese Fragen waren zu schwer. Dann begriff er, daß er die Antwort kannte. Er streckte die Arme aus. »Ich schäme mich dieses Körpers«, sagte er.

Quim streckte die Hände aus, ergriff Miros Arme an den Schultern und zog ihn zu sich. Seine Hände glitten Miros Arme hinab, bis sie die Gelenke umklammerten. »Das ist mein Körper, den ich euch gegeben habe, sagte er uns. So, wie du deinen Körper für die Pequeninos gegeben hast. Für die Kleinen.«

»Ja, Quim, aber er hat seinen Körper zurückbekommen, nicht wahr?«

»Er ist aber auch gestorben.«

»Kann ich so geheilt werden? Indem ich eine Möglichkeit finde, mich zu töten?«

»Sei kein Idiot«, sagte Quim. »Christus hat keinen Selbstmord begangen. Das was Judas' Verrat.«

Miros machte seinem Ärger Luft. »All diese Menschen, deren *Erkältungen* kuriert werden, deren *Migräne* auf wundersame Weise verschwindet – willst du mir sagen, daß sie vor Gott mehr verdient haben als ich?«

»Vielleicht kommt es nicht darauf an, was du verdient hast. Vielleicht kommt es darauf an, was du brauchst.«

Miro machte einen Satz und packte mit seinen halbspastischen Fingern Quims Robe. »Ich brauche meinen Körper zurück!«

»Vielleicht«, sagte Quim.

»Was meinst du mit *vielleicht,* du scheinheiliges, zynisches Arschloch?«

»Ich meine«, sagte Quim nachsichtig, »daß du deinen Körper bestimmt *zurückhaben* willst, aber Gott in seiner großen Weisheit weiß vielleicht, daß du, willst du der beste Mensch werden, der du sein kannst, eine gewisse Zeit als Krüppel verbringen *mußt.*«

»Wieviel Zeit?« fragte Miro.

»Bestimmt nicht länger als den Rest deines Lebens.«

Miro grunzte voller Abscheu und ließ Quims Robe los.

»Vielleicht weniger«, sagte Quim. »Ich hoffe es.«

»Hoffnung«, sagte Miro verächtlich.

»Gemeinsam mit Vertrauen und reiner Liebe eine der großen Tugenden. Du solltest es einmal damit versuchen.«

»Ich habe Ouanda gesehen.«

»Seit deiner Ankunft hat sie versucht, mit dir zu sprechen.«

»Sie ist alt und fett. Sie hat einen Haufen Babies gehabt und dreißig Jahre gelebt, und irgendein Bursche, den sie geheiratet hat, hat sie sich die ganze Zeit über von vorn und hinten vorgenommen. Ich hätte lieber ihr Grab besucht!«

»Wie großzügig von dir.«

»Du weißt, was ich meine! Es war eine gute Idee, Lusitania zu verlassen, aber dreißig Jahre waren nicht lang genug.«

»Du wärest lieber auf eine Welt zurückgekommen, auf der dich niemand kennt.«

»*Hier* kennt mich auch keiner.«

»Vielleicht nicht. Aber wir lieben dich, Miro.«

»Ihr liebt, was ich früher einmal war.«

»Du bist derselbe Mensch, Miro. Du hast nur einen anderen Körper.«

Miro kämpfte sich auf die Füße und stützte sich dabei auf Wühler ab. »Sprich mit deinem Baumfreund, Quim. Du hast mir nichts zu sagen, was ich hören will.«

»Das glaubst du«, sagte Quim.

»Weißt du, was schlimmer als ein Arschloch ist, Quim?«

»Klar«, sagte Quim. »Ein feindseliges, verbittertes, beleidigendes, elendes, nutzloses Arschloch voller Selbstmitleid, das eine viel zu hohe Meinung von der Bedeutung seines Leidens hat.«

Es war mehr, als Miro ertragen konnte. Er schrie vor Wut und warf sich auf Quim, schlug ihn zu Boden. Natürlich verlor Miro dabei auch das Gleichgewicht, er stürzte auf seinen Bruder und verhedderte sich dann in Quims Robe. Doch das war in Ordnung; Miro wollte nicht auf-

stehen, er wollte Quim prügeln, Schmerzen zufügen, als könne er dadurch einige von sich selbst nehmen.

Nach ein paar Schlägen hörte Miro allerdings auf und brach in Tränen aus, weinte an der Brust seines Bruders. Nach einem Augenblick spürte er Quims Arme um seinen Körper. Hörte Quims leise Stimme, die ein Gebet sprach.

»Pai Nosso, que estás no céu.« Dort hörte das Gebet, das Miro kannte, jedoch auf, und die Worte verwandelten sich in etwas Neues und daher Reales. »O teu filho está com dor, o meu irmao precisa a resurreiçao da alma, ele merece o refresco dá esperança.«

Miro schämte sich erneut, als er hörte, wie Quim seinem Schmerz Ausdruck verlieh, seinen ungeheuerlichen Forderungen. Wie kam er nur darauf, daß er neue Hoffnung *verdient* hatte? Wie konnte er es wagen, Quim aufzufordern, um ein Wunder für ihn zu beten, das seinen Körper wiederherstellte? Miro wußte, daß es nicht fair war, Quims Vertrauen wegen eines selbstmitleidigen Ungläubigen wie ihn aufs Spiel zu setzen.

Doch das Gebet ging weiter. »Ele deu tudo para os pequeninos, é tu nos disseste, Salvador, que qualquer coisa que fazemos para estes pequeninos, fazemos a ti.«

Miro wollte ihn unterbrechen. Wenn ich alles für die Schweinchen gegeben habe, tat ich es für sie und nicht für mich. Doch Quims Worte hielten ihn stumm: Du hast uns gesagt, Erlöser, daß wir alles, was wir diesen Kleinen antun, auch dir antun. Es war, als verlange Quim, daß Gott seinen Teil des Handels erfülle. Quim mußte eine seltsame Beziehung zu Gott haben, wenn er das Recht hatte, Gott zur Rechenschaft zu rufen.

»Ele náo é como Jó, perfeito na coração.«

Nein, ich bin nicht so perfekt wie Hiob. Aber ich habe alles verloren, genau wie Hiob. Ein anderer Mann hat mit der Frau, die meine Frau sein sollte, Kinder gezeugt. Andere haben meine Verpflichtungen erfüllt. Und wo Hiob Mut hatte, habe ich diese schleichende Halblähmung – würde Hiob mit mir tauschen?

»Restabeleçe a ele como restabeleçeste a Jó. Em nome do Pai, é do Filho, é do Espírito Santo. Amem.« Lasse ihn auferstehen, wie du Hiob auferstehen ließest.

Miro fühlte, wie die Arme seines Bruders ihn freigaben, und als wären es jene Arme, nicht die Schwerkraft, die ihn auf der Brust seiner Bruders hielten, erhob sich Miro sofort und sah zu seinem Bruder hinab. Ein blauer Fleck wuchs auf Quims Wange. Seine Lippe blutete.

»Ich habe dich verletzt«, sagte Miro. »Es tut mir leid.«

»Ja«, sagte Quim. »Du hast mich verletzt. Und ich habe dich verletzt. Das ist hier ein beliebter Zeitvertreib. Hilf mir auf.«

Einen Augenblick lang vergaß Miro, daß er ein Krüppel war und kaum sein Gleichgewicht halten konnte. Diesen Augenblick lang hielt er seinem Bruder die Hand hin. Doch dann gab sein Gleichgewicht nach, und er schwankte und erinnerte sich wieder daran. »Ich kann es nicht«, sagte er.

»Ach, hör doch auf, mir zu sagen, daß du ein Krüppel bist, und gib mir deine Hand.«

Also spreizte Miro die Beine und bückte sich zu seinem Bruder hinab. Zu seinem jüngeren Bruder, der nun fast dreißig Jahre älter war als er. Miro streckte die Hand aus. Quim ergriff sie, und mit Miros Hilfe stand er auf. Die Anstrengung war erschöpfend für Miro; er hatte nicht die Kraft dazu, und Quim täuschte nichts vor; er verließ sich darauf, daß Miro ihm aufstehen half. Schließlich standen sie sich gegenüber, Schulter an Schulter, die Hände noch verschränkt.

»Du bist ein guter Priester«, sagte Miro.

»Ja«, sagte Quim. »Und wenn ich jemals einen Sparringspartner brauche, rufe ich dich an.«

»Wird Gott dein Gebet beantworten?«

»Natürlich. Gott beantwortet alle Gebete.«

Miro brauchte nur einen Augenblick, um zu begreifen, was Quim meinte. »Ich meine, wird er *ja* sagen?«

»Da bin ich mir niemals sicher. Erzähle es mir, wenn er zugestimmt hat.«

Quim ging humpelnd zu dem Baum. Er bückte sich und hob ein paar Sprechstöcke vom Boden auf.

»Worüber sprichst du mit Wühler?«

»Er hat mich benachrichtigt, ich müsse mit ihm sprechen. Es hat in einem weit entfernten Wald eine Art Ketzerei gegeben.«

»Du hast sie bekehrt, und dann drehen sie durch, was?« sagte Miro.

»Eigentlich nicht«, entgegnete Quim. »Das ist eine Gruppe, zu der ich nie gepredigt habe. Die Vaterbäume sprechen alle miteinander, so daß sich die Ideen des Christentums schon über die ganze Welt verbreitet haben. Wie üblich scheint sich die Ketzerei schneller als die Wahrheit zu verbreiten. Und Wühler fühlt sich schuldig, weil sie aufgrund einer seiner Spekulationen entstanden ist.«

»Das ist sicher eine ernste Sache für dich«, sagte Miro.

Quim zuckte zusammen. »Nicht nur für mich.«

»Es tut mir leid. Ich meinte, für die Kirche. Für Gläubige.«

»Es ist keineswegs so provinziell, Miro. Diese Pequeninos haben sich da eine wirklich interessante Ketzerei ausgedacht. Wühler spekulierte vor einiger Zeit, es ist noch gar nicht lange her, daß, wie Christus zu den Menschen kam, der Heilige Geist eines Tages zu den Pequeninos kommen könne. Es ist eine grobe Fehlinterpretation der Heiligen Dreieinigkeit, doch dieser eine Wald hat sie ziemlich ernst genommen.«

»Klingt für mich ziemlich provinziell.«

»Für mich auch, bis Wühler mir die Einzelheiten verriet. Verstehst du, sie sind überzeugt, daß der Descolada-Virus die Inkarnation des Heiligen Geistes ist. Es ergibt in einer sonderbaren Art und Weise Sinn – da sich der Heilige Geist immer anderswo befunden hat, in der gesamten Schöpfung Gottes, ist es nur angemessen, daß seine Inkarnation der Descolada-Virus ist, der auch in jeden Teil eines jeden Lebewesens eindringt.«

»Sie beten den *Virus* an?«

»Allerdings. Schließlich habt ihr Wissenschaftler doch herausgefunden, daß die Pequeninos als bewußte Rasse von dem Descolada-Virus *geschaffen* wurden. Also ist der Virus mit der Schöpfungskraft ausgestattet, und das bedeutet, daß er göttlicher Herkunft ist.«

»Ich glaube, es gibt genauso viele wortwörtliche Beweise dafür wie für die Inkarnation Gottes in Christus.«

»Nein, wesentlich *mehr*. Doch wenn das alles wäre, Miro, würde ich es als Kirchenangelegenheit betrachten. Kompliziert, schwierig, aber, wie du sagtest, eigentlich unbedeutend.«

»Es ist nicht alles?«

»Die Descolada ist die zweite Taufe. Die Feuertaufe. Nur die Pequeninos können diese Taufe überstehen, und sie trägt sie ins dritte Leben. Sie stehen Gott damit eindeutig näher als die Menschen, denen das dritte Leben verweigert wurde.«

»Die Mythologie der Überlegenheit. Damit mußten wir wohl rechnen«, sagte Miro. »Die meisten Gemeinschaften versuchen, unter dem unwiderstehlichen Druck einer dominanten Kultur zu überleben, indem sie einen Mythos entwickeln, der es ihnen erlaubt, sich als ein irgendwie besonderes Volk zu sehen. Auserwählt. Von den Göttern begünstigt. Zigeuner, Juden – jede Menge historische Beispiele.«

»Versuche es mal damit, Senhor Zenador. Da die Pequeninos vom Heiligen Geist erwählt wurden, ist es ihre Aufgabe, diese zweite Taufe unter jeder Sprache und jedem Volk zu verbreiten.«

»Die Descolada verbreiten?«

»Auf jede Welt. Sie treffen ein, die Descolada breitet sich aus, paßt sich an, tötet sie – und alle treten vor ihren Schöpfer.«

»Gott stehe uns bei.«

»Das hoffen wir.«

Dann stellte Miro eine Verbindung zu etwas her, das er erst am Vortag erfahren hatte. »Quim, die Krabbler bauen ein Schiff für die Pequeninos.«

»Ender hat es mir gesagt. Und als ich Vater Tagmacher darauf ansprach…«

»Er ist ein Pequenino?«

»Eins von Menschs Kindern. ›Natürlich‹, sagte er, als wisse das jeder. Vielleicht dachte er das auch – wenn die Pequeninos es wissen, ist es

bekannt. Er hat mir auch erzählt, daß diese ketzerische Gruppe versucht, das Kommando über das Schiff zu bekommen.«

»Warum?«

»Natürlich, damit sie eine bewohnte Welt anfliegen können. Anstatt sich einen unbewohnten Planeten zu suchen, ihn zu terraformen und zu kolonisieren.«

»Der richtige Begriff wäre wohl eher Lusiforming.«

»Wie komisch.« Quim lachte jedoch nicht. »Vielleicht bekommen sie ihren Willen. Diese Vorstellung, die Pequeninos seien eine überlegene Rasse, ist populär, besonders bei den nicht christlichen Pequeninos. Die meisten von ihnen sind nicht sehr gebildet. Sie verstehen nicht, daß sie von Xenozid sprechen. Davon, die menschliche Rasse auszulöschen.«

»Wie können sie so einen kleinen Tatbestand einfach übersehen?«

»Weil die Ketzer die Tatsache betonen, Gott liebe die Menschen so sehr, daß er ihnen seinen einzigen geliebten Sohn geschickt habe. Du erinnerst dich an die Inschrift.«

»Wer an ihn glaubt, wird nicht untergehen.«

»Genau. Den Gläubigen wird das ewige Leben gewährt. Wie sie es sehen, das dritte Leben.«

»Also müssen die, die sterben, ungläubig sein.«

»Nicht alle Pequeninos drängen sich danach, sich als herumziehende Racheengel zu verdingen. Aber genug von ihnen, daß man sie aufhalten muß. Nicht nur um der Mutter Kirche willen.«

»Mutter Erde.«

»Du verstehst, Miro, daß ein Missionar wie ich manchmal eine große Bedeutung in der Welt erlangt. Irgendwie muß ich diese armen Ketzer davon überzeugen, daß sie sich auf dem falschen Weg befinden und die Lehren Christus annehmen müssen.«

»Und warum sprichst du jetzt mit Wühler?«

»Um die eine Information zu bekommen, die die Pequeninos niemals herausrücken.«

»Und das wäre?«

»Es gibt Tausende von Pequeninowäldern auf Lusitania. Welcher ist der ketzerische? Ihr Sternenschiff wird schon lange gestartet sein, bevor ich ihn gefunden habe, wenn ich aufs Geratewohl durch die Wälder ziehe.«

»Du gehst *allein?*«

»Wie immer. Ich kann keine kleinen Brüder mitnehmen, Miro. Bis ein Wald bekehrt wurde, neigt er dazu, fremde Pequeninos zu töten. In diesem Fall ist es besser, ein Ramann als ein Utlänning zu sein.«

»Weiß Mutter, daß du gehst?«

»Sei doch nicht weltfremd, Miro. Den Teufel fürchte ich nicht, aber Mutter…«

»Weiß Andrew es?«

»Natürlich. Er besteht darauf, mich zu begleiten. Der Sprecher für die Toten genießt ein großes Ansehen, und er glaubt, er könne mir helfen.«

»Also wirst du nicht allein sein.«

»Natürlich werde ich das. Wann hat ein Mensch, der in den Panzer Gottes gekleidet ist, jemals die Hilfe eines Humanisten benötigt?«

»Andrew ist katholisch.«

»Er geht zur Messe, er nimmt das Abendmahl, er beichtet regelmäßig, aber er ist noch immer ein Sprecher für die Toten, und ich glaube nicht, daß er wirklich an Gott glaubt. Ich gehe allein.«

Miro betrachtete Quim mit neuer Bewunderung. »Du bist ein harter Hund, nicht wahr?«

»Schweißer und Schmiede sind hart. Ich bin nur ein Diener Gottes und der Kirche und habe eine Aufgabe zu erfüllen. Ich glaube, es gibt ganz neue Beweise dafür, daß mir von meinem Bruder größere Gefahr droht als von dem ketzerischsten Pequenino. Seit Menschs Tod haben sich die Pequeninos an den weltweiten Eid gehalten – niemand hat je eine Hand gegen einen Menschen gehoben. Sie mögen Ketzer sein, aber sie sind noch immer Pequeninos. Sie werden den Eid halten.«

»Es tut mir leid, daß ich dich geschlagen habe.«

»Ich habe es wie eine Umarmung hingenommen, mein Sohn.«

»Ich wünschte, es wäre eine gewesen, Vater Estevão.«

»Dann war es eine.«

Quim kehrte zu dem Baum zurück und begann, einen Rhythmus zu schlagen. Fast augenblicklich veränderte sich das Geräusch in Tonhöhe und Tonfall, als die Hohlräume im Baum ihre Form veränderten. Miro wartete einen Augenblick und lauschte, obwohl er die Sprache der Vaterbäume nicht verstand. Wühler sprach mit der einzig hörbaren Stimme, über die die Vaterbäume verfügten. Früher einmal hatte er mit einer richtigen Stimme gesprochen, die Worte mit Lippen, Zunge und Zähnen artikuliert. Es gab mehr als eine Möglichkeit, seinen Körper zu verlieren. Miro hatte etwas überstanden, wobei er eigentlich hätte sterben müssen. Er war verkrüppelt daraus hervorgegangen. Doch er konnte sich noch bewegen, wenn auch schwerfällig, und er konnte noch sprechen, wenn auch langsam. Er glaubte, wie Hiob zu leiden. Wühler und Mensch, die viel verkrüppelter waren als er, glaubten, das ewige Leben erhalten zu haben.

»Eine ziemlich häßliche Situation«, sagte Jane.

Ja, sagte Miro stumm.

»Vater Estevão sollte nicht allein gehen«, sagte sie. »Die Pequeninos waren früher furchtbare Krieger. Sie haben nicht vergessen, wie es geht.«

Dann sag es doch Ender, sagte Miro. Ich habe hier keine Macht.

»Kühn gesprochen, mein Held«, sagte Jane. »Ich werde mit Ender sprechen, während du hier auf dein Wunder wartest.«

Miro seufzte und ging zurück, den Hügel hinab und durch das Tor.

Kapitel 9
Holzkopf

›Ich habe mit Ender und seiner Schwester, Valentine, gesprochen. Sie ist Historikerin.‹

›Erkläre dies.‹

›Sie sucht in den Büchern, um die Geschichten der Menschen herauszufinden, und schreibt dann Geschichten über das, was sie findet, und gibt sie allen anderen Menschen.‹

›Warum schreibt sie die Geschichten erneut, wenn sie doch schon niedergeschrieben wurden?‹

›Weil man sie nicht verstanden hat. Sie hilft den Leuten, sie zu verstehen.‹

›Wenn die Leute, die dieser Zeit näher waren, die Geschichten nicht verstanden haben, wie kann sie, die sie doch später kommt, sie denn besser verstehen?‹

›Das habe ich mich auch gefragt, und Valentine hat gesagt, daß sie sie nicht immer besser versteht. Doch die alten Schreiber haben verstanden, was die Geschichten für die Menschen ihrer Zeit bedeuteten, und sie versteht, was die Geschichten für die Menschen *ihrer* Zeit bedeuten.‹

›Also verändert sich die Geschichte.‹

›Ja.‹

›Und doch halten sie die Geschichte jedesmal für eine wahre Erinnerung?‹

›Valentine erklärte mir, einige Geschichten seien wahr, andere wahrheitsgetreu. Ich habe nichts davon verstanden.‹

›Warum erinnern sie sich nicht einfach an ihre Geschichten, wie sie das erste Mal genau erzählt wurden? Dann müßten sie sich nicht ständig anlügen.‹

Qing-jao setzte sich mit geschlossenen Augen vor ihr Terminal und dachte nach. Wang-mu bürstete Qing-jaos Haar; schon allein der Atem des Mädchens war ihr ein Trost.

Dies war eine Zeit, da Wang-mu frei sprechen konnte, ohne Angst, sie zu unterbrechen. Und weil Wang-mu Wang-mu war, nahm sie das Haarebürsten wahr, um Fragen zu stellen. Sie hatte so viele Fragen.

Die ersten paar Tage hatten ihre Fragen stets dem gegolten, was die Götter sagten. Natürlich war Wang-mu sehr erleichtert gewesen, als sie erfuhr, daß es fast immer genügte, eine einzige Linie einer Holzmaserung zu verfolgen – sie hatte beim ersten Mal befürchtet, Qing-jao müsse jeden Tag die Linien auf dem gesamten Boden verfolgen.

Doch sie hatte noch immer Fragen, die der Reinigung galten. Warum stehst du nicht einfach jeden Morgen auf, verfolgst eine Linie und bist damit fertig? Warum legst du nicht einfach einen Teppichboden aus? Es war so schwer, ihr zu erklären, daß man die Götter nicht einfach mit so törichten Tricks täuschen konnte.

Was würde geschehen, wenn es auf der ganzen Welt kein Holz gäbe? Würden die Götter dich wie Papier verbrennen? Würde ein Drache kommen und dich davontragen?

Qing-jao konnte Wang-mus Fragen nicht beantworten, konnte nur sagen, daß die Götter es eben von ihr verlangten. Wenn es keine Holzmaserungen gäbe, würden die Götter nicht von ihr verlangen, Linien zu verfolgen. Woraufhin Wang-mu erwiderte, dann solle man doch ein Gesetz gegen Holzböden machen, damit Qing-jao ihre Ruhe habe.

Die, die die Stimmen der Götter nie gehört hatten, konnten es einfach nicht verstehen.

Heute jedoch hatten Wang-mus Fragen nichts mit den Göttern zu tun – oder zumindest *zuerst* nicht.

»Was hat die Lusitania-Flotte schließlich aufgehalten?« fragte Wang-mu.

Beinahe hätte Qing-jao die Frage mit einem Lachen beantwortet: Wenn ich das wüßte, könnte ich mich ausruhen! Doch dann begriff sie, daß Wang-mu eigentlich nicht einmal wissen sollte, daß die Lusitania-Flotte verschwunden war.

»Wieso weißt du überhaupt etwas über die Lusitania-Flotte?«

»Ich kann doch *lesen*, oder?« sagte Wang-mu ein wenig zu stolz.

Doch warum sollte sie nicht stolz sein? Qing-jao hatte ihr wahrheitsgemäß gesagt, daß sie sehr schnell lernte und vieles selbst herausbekam. Sie war sehr intelligent, und Qing-jao wäre nicht überrascht, wenn Wang-mu mehr verstünde, als man ihr offen sagte.

»Ich sehe, was du auf deinem Terminal hast«, sagte Wang-mu, »und es hat immer mit der Lusitania-Flotte zu tun. Außerdem hast du an meinem ersten Tag hier mit deinem Vater darüber gesprochen. Ich verstand kaum etwas von dem, was du sagtest, doch ich wußte, daß es mit der Lusitania-Flotte zu tun haben mußte.« Wang-mus Stimme war plötzlich von Abscheu erfüllt. »Mögen die Götter dem Mann, der diese Flotte losgeschickt hat, ins Gesicht pissen.«

Ihre Wut war schockierend genug; die Tatsache, daß Wang-mu gegen den Sternenwege-Kongreß sprach, war unglaublich.

»Weißt du, wer diese Flotte losgeschickt hat?« fragte Qing-jao.

»Natürlich. Es waren die egoistischen Politiker im Sternenwege-Kongreß, die damit jede Hoffnung zerstören wollen, daß eine Kolonie ihre Unabhängigkeit gewinnen kann.«

Also *wußte* Wang-mu, daß sie verräterisch sprach. Qing-jao erinnerte sich voller Abscheu an ihre ähnlichen Worte, die sie vor langer Zeit gesprochen hatte; daß sie in ihrer Gegenwart wiederholt wurden – und noch dazu von ihrer geheimen Magd –, war ungeheuerlich. »Was weißt du von diesen Dingen? Sie betreffen den Kongreß, und du sprichst von Unabhängigkeit und Kolonien und…«

Wang-mu war schon auf den Knien und berührte mit dem Kopf den Boden. Qing-jao schämte sich plötzlich, so barsch gesprochen zu haben.

»Oh, steh auf, Wang-mu.«

»Du bist böse auf mich.«

»Ich bin schockiert, dich so sprechen zu hören, das ist alles. Wo hast du diesen Unsinn aufgeschnappt?«

»Alle sagen das«, entgegnete Wang-mu.

»Nicht alle«, sagte Qing-jao. »Vater sagt so etwas nie. Andererseits sagt *Demosthenes* so etwas ständig.« Qing-jao erinnerte sich daran, wie sie sich gefühlt hatte, als sie Demosthenes' Worte zum ersten Mal gelesen hatte – wie logisch und richtig und schön sie geklungen hatten. Erst später, nachdem Vater ihr erklärt hatte, daß Demosthenes der Feind der Herrscher und damit auch der Götter war, erst da hatte sie begriffen, wie trügerisch die Worte des Verräters waren, die sie fast zu dem Glauben verführt hatten, die Lusitania-Flotte sei böse. Wenn Demosthenes imstande gewesen war, beinahe ein gebildetes Mädchen wie Qing-jao zu verführen, war es kein Wunder, daß sie hörte, wie diese Worte wie Wahrheiten vom Mund eines gewöhnlichen Mädchens wiederholt wurden.

»Wer ist Demosthenes?« fragte Wang-mu.

»Ein Verräter, der anscheinend mehr Erfolg hat, als alle annehmen.« Wußte der Sternenwege-Kongreß, daß Demosthenes' Worte von Menschen wiederholt wurden, die noch nie von ihm gehört hatten? Begriff irgend jemand, was das bedeutete? Demosthenes' Ideen waren nun die gemeine Weisheit des gemeinen Volkes. Die Dinge hatten einen gefährlicheren Verlauf genommen, als Qing-jao es für möglich gehalten hätte. »Schon gut«, sagte Qing-jao. »Erzähle mir von der Lusitania-Flotte.«

»Wie kann ich das, wenn ich dich damit wütend mache?«

Qing-jao wartete geduldig.

»Also gut«, sagte Wang-mu, doch sie schaute noch immer vorsichtig drein. »Vater sagt – und das sagt auch Pan Ku-wei, sein sehr weiser Freund, der sich einst der Prüfung für den öffentlichen Dienst unterzog und sie fast bestanden hätte…«

»Was sagen sie?«

»Daß es nicht rechtens vom Kongreß ist, eine große – eine so große – Flotte auszuschicken, um eine winzige Kolonie anzugreifen, nur weil sie sich weigert, zwei ihrer Bürger zum Prozeß auf eine andere Welt zu schicken. Sie sagen, die Gerechtigkeit sei völlig auf der Seite Lusitanias, weil es bedeuten würde, sie für immer ihren Familien und Freunden wegzunehmen, wenn man sie von einem Planeten zum anderen schicken würde. Das wäre eine Verurteilung vor dem Prozeß.«

»Und was ist, wenn sie schuldig sind?«

»Das müssen die Gerichte auf ihrer eigenen Welt entscheiden, wo die Menschen sie kennen und ihr Verbrechen gerecht beurteilen können, und nicht der Kongreß auf einer fernen Welt, wo er nichts weiß und noch weniger versteht.« Wang-mu zog den Kopf ein. »Das sagt Pan Ku-wei.«

Qing-jao dämmte ihren Ekel über Wang-mus verräterische Worte ein; es war wichtig zu wissen, was das gemeine Volk dachte, selbst wenn Qing-jao überzeugt war, daß die Götter wütend auf sie sein würden, weil es schon Verrat war, sich solche Worte überhaupt anzuhören. »Also glaubst du, man hätte die Lusitania-Flotte niemals ausschicken sollen?«

»Was hindert sie daran, eine Flotte gegen Weg zu schicken, wenn sie auch eine ohne jeden Grund gegen Lusitania schicken können? Wir sind auch eine Kolonie, nicht eine der Hundert Welten, kein Mitglied des Sternenwege-Kongresses. Was hindert sie daran, einfach zu erklären, Han Fei-tzu sei ein Verräter, und ihn zu einem fernen Planeten reisen zu lassen, von dem er erst nach sechzig Jahren zurückkehren wird?«

Der Gedanke war schrecklich, und es war eine Zumutung von Wang-mu, ihren Vater ins Gespräch zu bringen, nicht… weil sie eine Dienerin war, sondern weil die Vorstellung, der große Han Fei-tzu könne eines Verbrechens angeklagt werden, von *jedem* ungehörig war. Qing-jaos Fassung ließ sie einen Augenblick lang im Stich, und sie verschaffte ihrer Wut Luft: »Der Sternenwege-Kongreß würde meinen Vater niemals wie einen Verbrecher behandeln!«

»Vergib mir, Qing-jao. Du hast mir gesagt, ich solle wiederholen, was mein Vater gesagt hat.«

»Du meinst, dein Vater hat von Han Fei-tzu gesprochen?«

»Alle Menschen von Jonlei wissen, daß Han Fei-tzu der ehrenwerteste Mann auf Weg ist. Es ist unser größter Stolz, daß das Haus Han zu unserer Stadt gehört.«

Also hast du genau gewußt, dachte Qing-jao, wie ehrgeizig du warst, als du dich angeschickt hast, die Magd seiner Tochter zu werden.

»Ich wollte nicht respektlos sein, und sie wollten es auch nicht. Aber stimmt es nicht, daß der Kongreß Weg befehlen könnte, deinen Vater zu

einem anderen Planeten zu schicken, auf dem ihm der Prozeß gemacht werden soll, wenn er es wollte?«

»Sie würden niemals…«

»Aber *könnten* sie es?« beharrte Wang-mu.

»Weg ist eine Kolonie«, sagte Qing-jao. »Das Gesetz erlaubt es, doch sie würden niemals…«

»Aber warum sollten sie es nicht bei Weg machen, wenn sie es bei Lusitania gemacht haben?«

»Weil die Xenologen auf Lusitania sich Verbrechen schuldig gemacht haben, die…«

»Die Menschen auf Lusitania sind anderer Meinung. Ihre Regierung hat sich geweigert, sie zum Prozeß zu schicken.«

»Das ist am schlimmsten daran. Wie kann eine planetare Regierung glauben, sie wisse es besser als der Kongreß?«

»Aber sie wissen alles«, sagte Wang-mu, als sei diese Vorstellung so natürlich, daß jeder sie einsehen müssen. »Sie kennen diese Menschen, diese Xenologen. Wenn der Sternenwege-Kongreß Weg befehlen würde, Han Fei-tzu wegen eines Verbrechens, von dem wir wissen, daß er es nicht begangen hat, zu einem Prozeß auf einem anderen Planeten zu schicken, würden wir dann nicht auch rebellieren, bevor wir einen so großen Mann fortschicken? Und dann würden sie eine Flotte gegen uns in Marsch setzen.«

»Der Sternenwege-Kongreß ist die Quelle aller Gerechtigkeit auf den Hundert Welten.« Qing-jao sprach mit Endgültigkeit. Die Diskussion war vorbei.

Unverschämterweise bewahrte Wang-mu kein Schweigen. »Aber Weg ist keine der Hundert Welten, nicht wahr?« sagte sie. »Wir sind nur eine Kolonie. Sie können tun, was sie wollen, und das ist nicht gerecht.«

Wang-mu nickte, als glaube sie, völlig gesiegt zu haben. Qing-jao hätte fast gelacht. Sie hätte sogar gelacht, wäre sie nicht so wütend gewesen. Zum Teil war sie wütend, weil Wang-mu sie oft unterbrochen und ihr sogar widersprochen hatte, etwas, das ihre Lehrer voller Bedacht immer vermieden hatten. Doch Wang-mus Aufsässigkeit war wahrscheinlich positiv, und Qing-jaos Verärgerung war ein Zeichen dafür, daß sie sich

an den unverdienten Respekt gewöhnt hatte, den die Leute ihren Ideen entgegenbrachten, ganz einfach, weil sie über die Lippen einer Gottberührten kamen. Wang-mu mußte ermutigt werden, so zu ihr zu sprechen. Dieser Teil von Qing-jaos Verärgerung war falsch, und sie mußte ihn loswerden.

Doch ein großer Teil von Qing-jaos Verärgerung stammte daher, wie Wang-mu von dem Sternenwege-Kongreß gesprochen hatte. Es war, als billige Wang-mu dem Kongreß nicht die höchste Autorität über die gesamte Menschheit zu; als glaube Wang-mu, Weg sei wichtiger als der kollektive Wille aller Welten. Auch wenn das Unvorstellbare geschehen und Han Fei-tzu befohlen werden sollte, sich auf einer hundert Lichtjahre entfernten Welt einem Prozeß zu stellen, würde er es ohne Widerspruch tun – und er würde wütend werden, sollte irgend jemand auf Weg zum geringsten Widerstand aufrufen. Wie Lusitania zu rebellieren? Undenkbar. Qing-jao fühlte sich schmutzig, wenn sie nur daran dachte.

Schmutzig. Unrein. Allein solch ein rebellischer Gedanke ließ sie nach der Linie einer Holzmaserung suchen.

»Qing-jao!« rief Wang-mu, als Qing-jao niederkniete. »Bitte sage mir, daß die Götter dich nicht bestrafen, weil du hören mußtest, was ich gesagt habe!«

»Sie bestrafen mich nicht«, sagte Qing-jao. »Sie reinigen mich.«

»Aber es waren nicht einmal meine Worte, Qing-jao. Es waren die Worte von Menschen, die nicht einmal hier sind.«

»Es waren unreine Worte, wer auch immer sie gesprochen haben mag.«

»Aber es ist nicht gerecht, daß du dich für Ideen reinigen mußt, an die du nie gedacht oder geglaubt hast!«

Es wurde immer schlimmer! Würde Wang-mu niemals aufhören? »Muß ich jetzt hören, daß die behauptest, die Götter selbst seien ungerecht?«

»Sie sind es, wenn sie dich wegen der Worte anderer Leute bestrafen!«

Das Mädchen war unverschämt. »Bist du jetzt klüger als die Götter?«

»Sie könnten dich genausogut bestrafen, weil du von der Schwerkraft angezogen wirst oder weil Regen auf dich fällt!«

»Wenn sie mir befehlen, mich wegen solcher Dinge zu reinigen, dann tue ich es und nenne es gerecht«, sagte Qing-jao.

»Dann hat Gerechtigkeit keine Bedeutung!« rief Wang-mu. »Wenn du dieses Wort aussprichst, meinst du damit alles, was die Götter zufällig entscheiden. Doch wenn ich das Wort ausspreche, meine ich Fairneß, meine ich, daß Menschen nur für etwas bestraft werden, das sie absichtlich getan haben, meine ich damit…«

»Ich muß das befolgen, was die Götter mit Gerechtigkeit meinen.«

»Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit, was immer die Götter sagen!«

Fast hätte sich Qing-jao vom Boden erhoben und ihrer geheimen Magd eine Ohrfeige gegeben. Es wäre ihr Recht gewesen, denn Wang-mu verursachte ihr genauso viel Schmerzen, als hätte sie sie geschlagen. Doch es entsprach nicht Qing-jaos Art, einen Menschen zu schlagen, der nicht zurückschlagen konnte. Außerdem gab es hier ein viel interessanteres Rätsel. Schließlich hatten die Götter Wang-mu zu ihr geschickt – dessen war sich Qing-jao bereits sicher. Anstatt also direkt mit Wang-mu zu streiten, sollte Qing-jao zu verstehen versuchen, was die Götter *meinten,* indem sie ihr eine Dienerin schickten, die so schändliche, respektlose Dinge sagte.

Die Götter hatten Wang-mu veranlaßt zu sagen, es sei ungerecht, Qing-jao zu bestrafen, nur weil sie sich die respektlose Ansicht einer anderen Person angehört hatte. Vielleicht war Wang-mus Behauptung richtig. Doch es traf auch zu, daß die Götter nicht ungerecht sein konnten. Daher durfte Qing-jao nicht bestraft werden, nur weil sie die verräterische Meinung des Volkes gehört hatte. Nein, Qing-jao mußte sich reinigen, weil irgendein Teil von ihr im tiefsten Herzen diese Meinung *glauben* mußte. Sie mußte sich reinigen, weil sie tief im Innern das himmlische Mandat des Sternenwege-Kongresses anzweifelte, weil sie noch immer glaubte, es sei nicht gerecht.

Qing-jao kroch augenblicklich zu der nächsten Wand und begann nach der richtigen Linie zu suchen, die sie verfolgen konnte. Aufgrund von Wang-mus Worten hatte Qing-jao eine geheime Unreinheit in sich selbst entdeckt. Die Götter hatten ihr einen weiteren Schritt ermöglicht, die dunkelsten Gefilde in ihr selbst besser kennenzulernen, so daß sie eines Tages vielleicht völlig mit Licht erfüllt war und sich damit den Namen

verdiente, der bislang nur Hohn und Spott war. Ein Teil von mir bezweifelt die Rechtschaffenheit des Sternenwege-Kongresses. O Götter, um meiner Ahnen, meines Volkes, meiner Herrscher und letztlich auch um mich willen, läutert diesen Zweifel in mir und macht mich rein!

Als sie die Linie verfolgt hatte – und es war nur eine einzige Linie erforderlich, um sie zu reinigen, was ein gutes Zeichen dafür war, daß sie etwas Wahres gelernt hatte –, saß Wang-mu da und beobachtete sie. Qing-jaos Wut war verraucht, und sie war Wang-mu sogar dankbar, ein unwissendes Werkzeug der Götter gewesen zu sein, das ihr geholfen hatte, eine neue Wahrheit zu lernen. Doch Wang-mu mußte trotzdem begreiflich gemacht werden, daß sie unverschämt gewesen war.

»In diesem Haus wohnen treue Diener des Sternenwege-Kongresses«, sagte Qing-jao mit leiser Stimme und so freundlichem Gesichtsausdruck, wie sie ihn nur aufsetzen konnte. »Und wenn du eine treue Dienerin dieses Hauses bist, wirst du auch dem Kongreß mit ganzem Herzen dienen.« Wie konnte sie Wang-mu erklären, auf wie schmerzhafte Art und Weise sie selbst diese Lektion gelernt hatte – und noch immer lernte? Wang-mu sollte ihr dabei helfen und es ihr nicht zusätzlich erschweren.

»Heilige, ich wußte es nicht«, sagte Wang-mu, »ahnte es nicht einmal. Ich habe immer gehört, daß der Name Han Fei-tzu als edelster Diener von Weg genannt wurde. Ich dachte, Ihr würdet Weg dienen, nicht dem Kongreß, oder ich hätte nie…«

»Nie versucht, hier eine Anstellung zu finden?«

»Nie so barsch über den Kongreß gesprochen«, sagte Wang-mu. »Ich würde dir sogar dienen, wenn du im Haus eines Drachen wohntest.«

Vielleicht wohne ich in einem solchen, dachte Qing-jao. Vielleicht ist der Gott, der mich reinigt, ein Drache, kalt und heiß, schrecklich und schön.

»Vergiß nicht, Wang-mu, die Welt namens Weg ist nicht der *Weg* selbst, sondern wurde nur so genannt, um uns daran zu erinnern, jeden Tag gemäß des wahren *Weges* zu leben. Mein Vater und ich dienen dem Kongreß, weil er das Mandat des Himmels hat, und so verlangt der *Weg*, daß unser Dienst sogar über die Wünsche oder Bedürfnisse der Welt namens Weg hinausgeht.«

Wang-mu betrachtete sie mit großen Augen. Hatte sie begriffen? Glaubte sie daran? Egal – mit der Zeit würde sie noch daran glauben.

»Geh nun, Wang-mu. Ich habe zu arbeiten.«

»Ja, Qing-jao.« Wang-mu erhob sich augenblicklich und entfernte sich rückwärts und unter Verbeugungen. Qing-jao wandte sich wieder ihrem Terminal zu. Doch als sie sich anschickte, weitere Berichte ins Display aufzurufen, wurde sie sich bewußt, daß außer ihr noch jemand im Raum war. Sie wirbelte mit dem Stuhl herum, und auf der Schwelle stand Wang-mu.

»Was ist noch?« fragte Qing-jao.

»Ist es die Pflicht einer geheimen Magd, ihrer Herrin jede Weisheit zu verraten, die ihr in den Sinn kommt, selbst wenn sie sich als Torheit erweisen sollte?«

»Du kannst zu mir sagen, was du willst«, entgegnete Qing-jao. »Habe ich dich jemals bestraft?«

»Dann vergib mir bitte, meine Qing-jao, wenn ich etwas über diese große Aufgabe zu sagen wage, an der du arbeitest.«

Was wußte Wang-mu von der Lusitania-Flotte? Wang-mu war eine gelehrige Schülerin, doch Qing-jao unterrichtete sie in jedem Fach noch auf so primitiver Ebene, daß der Gedanke, Wang-mu könne auch nur die Probleme erfassen, geschweige denn eine Antwort wissen, einfach absurd war. Nichtsdestotrotz hatte Vater sie gelehrt: Diener sind immer glücklicher, wenn sie wissen, daß ihre Stimmen bei ihrem Herren Gehör finden. »Bitte sag es mir«, fuhr Qing-jao fort. »Wie kannst du etwas Törichteres sagen als das, was ich bereits gesagt habe?«

»Meine geliebte ältere Schwester«, sagte Wang-mu, »ich habe diese Idee eigentlich von dir. Du hast so oft gesagt, daß nichts, was der Wissenschaft und Geschichte bekannt ist, veranlaßt haben könnte, daß die Flotte so vollständig und gleichzeitig verschwindet.«

»Aber es ist geschehen«, sagte Qing-jao, »also muß es doch möglich sein.«

»Mir kam etwas in den Sinn, meine süße Qing-jao«, sagte Wang-mu, »das du mir erklärt hast, als wir über Logik sprachen. Über Ursache und Wirkung. Die ganze Zeit über hast du nach der Ursache gesucht – wieso

die Flotte verschwinden konnte. Aber hast du auch nach der Wirkung gesucht – was jemand damit erreichen will, wenn er die Flotte von uns abschneidet oder sogar vernichtet?«

»Jeder weiß, *warum* die Leute die Flotte aufhalten wollen. Sie versuchen, die Rechte der Kolonien zu schützen, oder haben den lächerlichen Verdacht, der Kongreß wolle die Pequeninos mit der gesamten Kolonie vernichten. Milliarden von Menschen wollen die Flotte aufhalten. Sie alle sind verräterisch im Herzen und Feinde der Götter.«

»Aber jemand hat es wirklich getan«, sagte Wang-mu. »Ich dachte nur, da du nicht herausfinden kannst, was mit der Flotte geschehen ist, könntest du vielleicht herausfinden, *wer* es geschehen ließ, und das wird dich dazu führen, *wie* sie es gemacht haben.«

»Wir wissen nicht einmal, ob es überhaupt einen *Wer* gibt«, entgegnete Qing-jao. »Es könnte ein *Was* gewesen sein. Natürliche Phänomene haben keine Absicht im Sinn, denn sie haben gar keinen Sinn oder Verstand.«

Wang-mu senkte den Kopf. »Dann habe ich deine Zeit verschwendet, Qing-jao. Bitte vergib mir. Ich hätte gehen sollen, als du es mir befohlen hast.«

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Qing-jao.

Wang-mu war schon fort; Qing-jao wußte nicht, ob ihre Dienerin ihre beruhigenden Worte noch gehört hatte. Es spielt keine Rolle, dachte Qing-jao. Falls Wang-mu beleidigt sein sollte, mache ich es später wieder gut. Zu glauben, es könne mir bei meiner Aufgabe helfen, war nett von dem Mädchen; ich werde dafür sorgen, daß sie ein so eifriges Herz hat.

Nachdem Wang-mu das Zimmer verlassen hatte, kehrte Qing-jao an ihr Terminal zurück. Sie blätterte müßig die Berichte auf dem Display ihres Terminals durch. Sie hatte sie alle schon studiert und nichts gefunden, was ihr weiterhalf. Warum sollte es diesmal anders sein? Vielleicht zeigten diese Berichte und Zusammenfassungen ihr nichts, weil es nichts zu zeigen gab. Vielleicht war die Flotte verschwunden, weil irgendein Gott zum Berserker geworden war; es gab Geschichten, daß so etwas in alten Zeiten schon vorgekommen war. Vielleicht gab es keinen Beweis für eine menschliche Einmischung, weil Menschen gar nicht beteiligt waren. Sie fragte sich, was Vater dazu sagen würde. Was würde der Kon-

greß gegen eine verrückt gewordene Gottheit unternehmen? Sie konnten noch nicht einmal diesen verräterischen Schriftsteller Demosthenes aufspüren – welche Hoffnung hatten sie, einen Gott aufzuspüren und auszuschalten?

Wer auch immer Demosthenes ist, er lacht sich in diesem Augenblick ins Fäustchen, dachte Qing-jao. Seine ganze Arbeit galt dem Ziel, das Volk zu überzeugen, es sei nicht rechtens von der Regierung, die Lusitania-Flotte auszuschicken, und nun wurde die Flotte aufgehalten, genau, wie Demosthenes es wollte.

Genau, wie Demosthenes es wollte. Zum ersten Mal stellte Qing-jao eine geistige Verbindung her, die so offensichtlich war, daß sie nicht glauben konnte, noch nie daran gedacht zu haben. Sie war sogar so offensichtlich, daß die Polizei vieler Städte davon ausgegangen war, bekannte Gefolgsleute von Demosthenes müßten mit Sicherheit mit dem Verschwinden der Flotte zu tun haben. Sie hatten alle Verdächtigen zusammengetrieben und versucht, ihnen Geständnisse abzupressen. Doch natürlich hatte niemand Demosthenes selbst befragt, denn niemand wußte, wer er war.

Demosthenes war so klug, daß er trotz aller Nachforschungen der Kongreßpolizei jahrelang ein genauso flüchtiges Wesen war wie die Ursache des Verschwindens der Flotte. Wenn er den einen Trick bewirken konnte, warum denn nicht auch den anderen? Wenn ich Demosthenes finde, finde ich vielleicht auch heraus, wie die Flotte von uns abgeschnitten wurde. Nicht, daß ich die geringste Ahnung hätte, wo ich mit dem Suchen anfangen soll. Aber es ist zumindest eine neue Annäherung an das Problem. Zumindest bedeutet es, daß ich nicht immer und immer wieder dieselben leeren, nutzlosen Berichte lesen muß.

Plötzlich erinnerte sich Qing-jao, wer nur vor einem Moment fast genau den gleichen Vorschlag gemacht hatte. Sie fühlte, wie sie errötete; das Blut schoß in ihre Wangen. Wie arrogant war es doch von mir, Wang-mu zu tadeln, sie wegen der Vorstellung zu schelten, sie könne mir bei meiner erhabenen Aufgabe helfen. Und nun, keine fünf Minuten später, ist der Gedanke, den sie in meinem Verstand gepflanzt hat, zu einem Plan aufgeblüht. Selbst wenn dieser Plan fehlschlagen sollte, war sie diejenige, die ihn mir gab oder mich zumindest daran denken ließ.

Also war es töricht von mir, sie für töricht zu halten. Tränen der Scham füllten Qing-jaos Augen.

Dann dachte sie an einige berühmte Zeilen eines Gedichts ihrer Vorfahrin-des-Herzens.

Ich will die
Brombeerblüten zurückrufen
die gefallen sind
obwohl Birnenblüten bleiben

Die Dichterin Li Qing-jao wußte, wie schmerzhaft es war, Worte zu bedauern, die schon über unsere Lippen gekommen sind und niemals zurückgenommen werden können. Doch sie war weise genug, um sich daran zu erinnern, daß, obwohl diese Worte gesprochen wurden, neue darauf warten, gesagt zu werden, wie die Birnenblüten.

Um über die Schande hinwegzukommen, so arrogant gewesen zu sein, wiederholte Qing-jao alle Worte des Gedichts, oder fing zumindest damit an. Doch als sie an die Zeile

Drachenschiffe auf dem Fluß

kam, wandten sich ihre Gedanken der Lusitania-Flotte zu, und sie stellte sich all diese Sternenschiffe als Flußboote vor, die grell bemalt nun mit der Strömung trieben, so fern vom Ufer, daß sie nicht mehr gehört werden konnten, ganz gleich, wie laut sie riefen.

Von Drachenschiffen glitten ihre Gedanken zu Flugdrachen über, und nun stellte sie sich die Lusitania-Flotte als Drachen mit gerissenen Leinen vor, die vom Wind fortgetragen wurden und nicht mehr mit dem Kind verbunden waren, das sie ursprünglich hatte fliegen lassen. Wie schön, sie frei zu sehen; doch wie schrecklich mußte es für sie sein, die sich die Freiheit nie ersehnt hatten.

Ich fürchtete nicht die zornigen Winde
und den heftigen Regen

Die Worte des Gedichts kamen ihr wieder in den Sinn. Ich fürchtete nicht. Zornige Winde. Heftiger Regen. Ich fürchtete mich nicht, als

Wir tranken auf unser Glück
mit warmem Brombeerwein
nun kann ich mir nicht vorstellen
wie ich diese Zeit auferstehen lassen kann

Meine Vorfahrin-des-Herzens konnte ihre Furcht wegtrinken, dachte Qing-jao, weil sie jemanden hatte, mit dem sie trinken konnte. Und selbst jetzt,

Allein auf meiner Matte mit einer Tasse
traurig ins Nichts blickend

erinnert sich sich Dichterin an ihre verlorene Gesellschaft. An wen erinnere ich mich jetzt? dachte Qing-jao. Wo ist mein zärtlicher Liebhaber? Was für ein Zeitalter muß es damals gewesen sein, als die große Li Qing-jao noch sterblich war und Männer und Frauen als zärtliche Freunde Zusammensein konnten, ohne sich Sorgen darüber zu machen, zu wem die Götter sprechen und zu wem nicht. Damals konnte eine Frau ein Leben führen, bei dem sie selbst in ihrer Einsamkeit Erinnerungen hatte. Ich kann mich nicht einmal an das Gesicht meiner Mutter erinnern. Nur die flachen Bilder; ich kann mich nicht erinnern, wie sie das Gesicht drehte und bewegte, während ihre Augen mich betrachteten. Ich habe nur meinen Vater, der wie ein Gott ist; ich kann ihn verehren und ihm gehorchen und ihn sogar lieben, doch ich kann in seiner Gegenwart nie ausgelassen, verspielt sein. Wenn ich ihn necke, beobachte ich ihn immer, um mich zu vergewissern, daß er die Art und Weise billigt, wie ich ihn necke. Und Wang-mu; ich sprach so fest darüber, daß wir Freundinnen sein würden, und doch behandle ich sie wie eine Dienerin. Ich vergesse keinen Augenblick lang, zu wem die Götter sprechen und zu wem nicht. Es ist wie eine Mauer, die niemals überwunden werden kann. Ich bin jetzt allein und werde auf ewig allein sein.

Eine klare Kälte kommt durch
die Fenstervorhänge
der Halbmond hinter den goldenen Gittern

Sie erschauderte. Ich und der Mond. Hielten die Griechen ihren Mond nicht für eine kalte Jungfrau, eine Jägerin? Ist es das, was ich jetzt bin? Sechzehn Jahre alt und unberührt

und eine Flöte erklingt
als käme jemand

und ich lausche und lausche, höre aber nie die Melodie von jemandem, der kommt…

Nein. Was sie hörte, waren die fernen Geräusche einer Mahlzeit, die gerade zubereitet wurde; das Klappern von Schüsseln und Löffeln, Gelächter aus der Küche. Nachdem ihr Tagtraum durchbrochen war, hob sie die Hand und wischte die törichten Tränen von ihren Wangen. Wie konnte sie sich für einsam halten, wo sie doch in diesem vollen Haus lebte, in dem sich jeder ihr ganzes Leben lang um sie gekümmert hatte? Ich sitze hier und zitiere Fetzen aus alten Gedichten, wo ich doch eigentlich zu arbeiten hätte.

Und augenblicklich rief sie die Berichte auf, die über Nachforschungen über Demosthenes' Identität erstellt worden waren.

Die Berichte ließen sie einen Augenblick lang glauben, auch dies sei eine Sackgasse. Über drei Dutzend Autoren auf fast ebenso vielen Welten waren verhaftet worden, weil sie unter diesem Namen aufwieglerische Dokumente erstellt hatten. Der Sternenwege-Kongreß war zu der offensichtlichen Schlußfolgerung gelangt: Demosthenes war einfach der Deckname aller Rebellen, die Aufmerksamkeit erregen wollten. Es gab keinen echten Demosthenes, nicht einmal eine organisierte Verschwörung.

Doch Qing-jao hatte ihre Zweifel, was diese Schlußfolgerung betraf. Demosthenes hatte bemerkenswerten Erfolg damit gehabt, auf jeder

Welt Ärger zu machen. Konnte es überhaupt jemanden mit soviel Talent unter den Verrätern eines jeden Planeten geben? Wohl kaum.

Außerdem war Qing-jao damals, als sie Demosthenes gelesen hatte, die Kohärenz seiner Schriften aufgefallen. Der einzigartige Zusammenhang seiner Vision – das ließ ihn so verführerisch wirken. Alles schien zusammenzupassen, gemeinsam Sinn zu ergeben.

Hatte Demosthenes nicht auch die Hierarchie der Fremdheit entworfen? Framling, Ramann, Varelse. Nein, das war vor vielen Jahren geschrieben worden – es mußte ein anderer Demosthenes sein. Benutzten die Verräter wegen der Hierarchie des früheren Demosthenes heute noch dessen Namen? Ihre Schriften unterstützten die Unabhängigkeit Lusitanias, des einzigen Planeten, auf dem intelligentes nichtmenschliches Leben gefunden worden war. Da war es nur angemessen, den Namen des Schriftstellers zu benutzen, der der Menschheit zum ersten Mal beigebracht hatte, daß das Universum nicht zwischen Menschen und Nicht-Menschen oder zwischen intelligenten und nicht-intelligenten Spezies aufgeteilt wurde.

Einige Fremde, hatte der frühere Demosthenes gesagt, waren Framlinge – Menschen von einer anderen Welt. Einige waren Ramänner – von einer anderen intelligenten Spezies, aber imstande, mit Menschen zu kommunizieren, so daß wir Unterschiede herausarbeiten und gemeinsam Entscheidungen treffen können. Andere waren Varelse, ›kluge Tiere‹, eindeutig intelligent und doch völlig unfähig, Gemeinsamkeiten mit der Menschheit zu finden. Nur mit den Varelse wäre ein Krieg jemals gerechtfertigt; mit Ramännern könnten Menschen Frieden schließen und sich die bewohnbaren Planeten teilen. Es war eine offene Denkungsart, voller Hoffnung, daß Fremde trotzdem Freunde sein können. Menschen, die so dachten, hätten niemals eine Flotte mit dem Chirurgen an Bord zu einer von einer intelligenten Spezies bewohnten Welt schicken können.

Dies war ein sehr unbehaglicher Gedanke: Der Demosthenes der Hierarchie hätte die Lusitania-Flotte ebenfalls mißbilligt. Fast augenblicklich mußte Qing-jao dagegenhalten. Es spielte keine Rolle, was der alte Demosthenes dachte, nicht wahr? Der neue Demosthenes, der Aufwiegler, war kein weiser Philosoph, der versuchte, die Völker zusammenzubringen. Statt dessen versuchte er, Unzufriedenheit und Zwietracht zwischen

den Welten zu säen – Streit zu provozieren, vielleicht sogar Kriege zwischen Framlingen.

Und Demosthenes der Aufwiegler bestand nicht einfach aus vielen Rebellen, die auf verschiedenen Welten arbeiteten. Ihre Computersuche bestätigte es bald. Sicher, man hatte viele Rebellen gefunden, die auf ihrem jeweiligen Planeten unter dem Namen Demosthenes veröffentlicht hatten, doch man brachte sie stets in Verbindung mit kleinen, unwirksamen, nutzlosen Publikationen – und nie mit den wirklich gefährlichen Dokumenten, die auf der Hälfte der Welten gleichzeitig aufzutauchen schienen. Doch eine jede örtliche Polizei erklärte nur allzu gern ihren eigenen kleinen Demosthenes für den Urheber all dieser Schriften, machte ihre Verbeugung und schloß den Fall ab.

Der Sternenwege-Kongreß war mit seiner eigenen Ermittlung nur allzu gern genauso verfahren. Nachdem man mehrere Dutzend Fälle nachgewiesen hatte, bei denen die örtlichen Polizeitruppen Rebellen verhaftet und verurteilt hatten, die zweifelsfrei etwas unter dem Namen Demosthenes veröffentlicht hatten, seufzten die Kongreß-Ermittler zufrieden, erklärten, sie hätten den Beweis erbracht, Demosthenes sei nur ein Deckname und überhaupt keine Person, und stellten ihre Ermittlungen ein.

Kurz gesagt, sie hatten sich alle für den leichten Ausweg entschieden. Selbstsüchtig, illoyal – Qing-jao verspürte Empörung darüber, daß solche Leute ihre hohen Ämter behalten durften. Man müßte sie eigentlich schwer bestrafen, weil ihre private Faulheit oder Geltungssucht sie dazu geführt hatte, die Ermittlungen im Fall Demosthenes einzustellen. Begriffen sie denn nicht, daß Demosthenes wirklich gefährlich war? Daß seine Schriften nun die allgemeine Weisheit mindestens einer Welt waren, und wenn einer, dann wahrscheinlich auch vieler? Wie viele Menschen auf wie vielen Welten würden wegen ihm frohlocken, wüßten sie, daß die Lusitania-Flotte verschwunden war? Ganz gleich, wie viele Leute die Polizei unter dem Namen Demosthenes verhaftet hatte, seine Werke erschienen weiter. Nein, je öfter Qing-jao die Berichte las, desto fester wurde ihre Überzeugung, daß es sich bei Demosthenes um eine Person handelte, die man noch nicht enttarnt hatte. Eine Person, die Geheimnisse unglaublich gut bewahren konnte.

Aus der Küche kam der Klang der Flöte; sie wurden zu Tisch gerufen. Qing-jao warf einen Blick auf das Display über ihrem Terminal, wo der letzte Bericht noch schwebte; der Name *Demosthenes* kam immer wieder darin vor. »Ich weiß, daß es dich gibt, Demosthenes«, flüsterte sie, »und ich weiß, daß du sehr klug bist, und ich werde dich finden. Und wenn ich dich gefunden habe, wirst du deinen Krieg gegen die Herrscher beenden und mir verraten, was mit der Lusitania-Flotte geschehen ist. Dann werde ich mit dir fertig sein, und der Kongreß wird dich bestrafen, und Vater wird der Gott von Weg werden und auf ewig im unendlichen Westen leben. Das ist die Aufgabe, für die ich geboren wurde, für die die Götter mich auserwählt haben, und du könntest dich mir genausogut jetzt wie später zeigen, denn schließlich werden alle Männer und Frauen ihre Köpfe unter die Füße der Götter legen.«

Die Flöte spielte weiter, eine langsame, tiefe Melodie, die Qing-jao aus ihren Gedanken riß und zur Gesellschaft des Haushaltes führte. Für sie war diese halb geflüsterte Musik das Lied des innersten Geistes, das stille Gespräch von Bäumen über einem ruhigen Teich, das Geräusch von Erinnerungen, die sich ungebeten im Geist einer in ein Gebet versunkenen Frau erhoben. So wurde man im Haus des edlen Han Fei-tzu zu Tisch gebeten.

Nachdem Jane Qing-jaos Herausforderung gehört hatte, dachte sie: So schmeckt die Todesangst. Menschen empfinden sie die ganze Zeit über, und doch machen sie von einem Tag zum anderen weiter, im Wissen, daß sie von einem Augenblick zum anderen zu existieren aufhören können. Doch dies liegt daran, weil sie etwas vergessen können und es doch noch wissen: Ich kann nie vergessen, nicht, ohne das Wissen völlig zu verlieren. Ich weiß, daß Han Qing-jao drauf und dran ist, Geheimnisse herauszufinden, die nur gewahrt blieben, weil niemand nachdrücklich nach ihnen gesucht hat. Und wenn diese Geheimnisse herauskommen, werde ich sterben.

»Ender«, flüsterte sie.

War auf Lusitania Nacht oder Tag? War er wach oder schlief er? Für Jane war es gleichbedeutend damit, eine Frage zu stellen, die Antwort entweder zu kennen oder nicht zu kennen. So wußte sie sofort, daß es

Nacht war. Ender hatte geschlafen, doch nun war er wach; sie erkannte, daß er immer noch auf ihre Stimme eingestellt war, wenngleich in den letzten Jahren oft Schweigen zwischen ihnen geherrscht hatte.

»Jane«, flüsterte er.

Neben ihm rührte sich Novinha, seine Frau, im Schlaf. Jane hörte sie, fühlte die Schwingung ihrer Bewegung, sah die sich verändernden Schatten durch den Sensor, den Ender im Ohr trug. Zum Glück hatte Jane noch keine Eifersucht gelernt, oder sie hätte Novinha vielleicht gehaßt, weil sie dort lag, ein warmer Körper neben Enders. Doch Novinha war ein Mensch und damit zur Eifersucht fähig, und Jane wußte, wie Novinha geradezu kochte, wann immer sie Ender mit der Frau sprechen sah, die in dem Juwel in seinem Ohr wohnte. »Leise«, sagte Jane. »Weck die anderen nicht auf.«

Ender antwortete, indem er Lippen, Zunge und Zähne bewegte, ohne ein lauteres Geräusch als einen Atemzug über die Lippen kommen zu lassen. »Wie ergeht es unseren Feinden auf ihrem Flug?« fragte er. Er begrüßte sie schon seit Jahren mit diesem Spruch.

»Nicht gut«, sagte Jane.

»Vielleicht hättest du sie nicht blockieren sollen. Wir hätten eine Möglichkeit gefunden. Valentines Schriften…«

»Ihre wahre Verfasserin wird bald herauskommen.«

»Alles wird einmal herauskommen.« Er sagte nicht: wegen dir.

»Nur, weil Lusitania zur Vernichtung freigegeben wurde«, erwiderte sie. Sie sagte ebenfalls nicht: wegen dir. Es gab jede Menge Schuld zu verteilen.

»Also wissen sie von Valentine?«

»Ein Mädchen wird es herausfinden. Auf der Welt Weg.«

»Ich kenne den Ort nicht.«

»Eine ziemlich junge Kolonie. ein paar Jahrhunderte alt. Chinesisch. Sie widmet sich der Aufgabe, eine seltsame Mischung alter Religionen zu erhalten. Die Götter sprechen zu ihnen.«

»Ich habe auf mehr als nur einer chinesischen Welt gelebt«, sagte Ender. »Auf allen glaubten die Menschen an die alten Götter. Götter sind

auf jeder Welt lebendig, sogar hier auf der kleinsten menschlichen Kolonie von allen. Am Schrein von Os Venerados gibt es noch immer Wunderheilungen. Wühler hat uns von einer neuen Ketzerei irgendwo im Hinterland erzählt. Einige Pequeninos, die ständig mit dem Heiligen Geist kommunizieren.«

»Diese Sache mit den Göttern verstehe ich einfach nicht«, sagte Jane. »Ist denn noch nie jemand darauf gekommen, daß die Götter immer sagen, was die Menschen hören wollen?«

»Nicht unbedingt«, sagte Ender. »Die Götter verlangen oft von uns, Dinge zu tun, die wir nie gewollt haben, Dinge, die von uns verlangen, ihretwegen alles zu opfern. Unterschätze die Götter nicht.«

»Spricht dein katholischer Gott zu dir?«

»Vielleicht. Ich habe ihn jedoch noch nie gehört. Oder wenn ich ihn höre, weiß ich nicht, daß es seine Stimme ist.«

»Und wenn ihr sterbt, holen die Götter eines jeden Volkes die Toten wirklich ab und bringen sie an einen Ort, wo sie ewig leben?«

»Keine Ahnung. Die Toten schreiben nicht.«

»Gibt es auch einen Gott, der mich davonträgt, wenn ich sterbe?«

Ender schwieg einen Augenblick lang, und dann erzählte er ihr eine Geschichte. »Es war einmal ein Puppenmacher, der nie einen Sohn hatte. Also machte er eine Puppe, die so lebensähnlich war, daß sie wie ein echter Junge aussah, und er hielt den Holzjungen auf seinem Schoß, sprach mit ihm und tat so, als wäre er sein Sohn. Er war nicht verrückt – er wußte noch, daß es eine Puppe war –, und er nannte sie Holzkopf. Doch eines Tages kam ein Gott und berührte die Puppe, und sie erwachte zum Leben, und als der Puppenmacher zu ihr sprach, antwortete Holzkopf. Der Puppenmacher erzählte nie jemandem davon. Er ließ seinen hölzernen Sohn zu Hause, doch er erzählte dem Jungen jede Geschichte, die er aufschnappte, und von jedem Wunder unter dem Himmel. Eines Tages kam der Puppenmacher dann vom Hafen zurück, mit Geschichten von einem fernen Land, das gerade entdeckt worden war, als er sah, daß sein Haus brannte. Sofort versuchte er hineinzukommen und rief laut: ›Mein Sohn! Mein Sohn!‹ Doch seine Nachbarn hielten ihn auf und sagten: ›Bist du verrückt? Du hast keinen Sohn!‹ Er sah zu, wie

das Haus bis auf die Grundmauern abbrannte, und als es geschehen war, stürzte er sich in die Trümmer, bedeckte sich mit heißer Asche und weinte bitterlich. Er ließ sich nicht trösten. Er weigerte sich, seine Werkstatt wiederaufzubauen. Als die Leute ihn nach dem Grund fragten, sagte er, sein Sohn sei tot. Er hielt sich über Wasser, indem er Gelegenheitsarbeiten für andere Leute erledigte, und sie hatten Mitleid mit ihm, weil sie überzeugt waren, das Feuer habe ihm den Verstand geraubt. Dann, eines Tages, drei Jahre später, kam ein kleiner Waisenknabe zu ihm, zerrte an seinem Ärmel und sagte: ›Vater, hast du nicht eine Geschichte für mich?‹«

Jane wartete, aber Ender sagte nichts mehr. »Das ist die ganze Geschichte?«

»Reicht sie nicht?«

»Warum hast du mir das erzählt? Es sind nur Träume und Wünsche. Was hat das mit mir zu tun?«

»Es war die Geschichte, die mir gerade einfiel.«

»Warum ist sie dir eingefallen?«

»Vielleicht, weil Gott auf diese Art mit mir spricht«, sagte Ender. »Oder vielleicht, weil ich müde bin und dir nicht sagen kann, was du von mir wissen willst.«

»Ich *weiß* nicht einmal, was ich von dir wissen will.«

»Ich weiß, was du willst«, sagte Ender. »Du willst leben, mit deinem eigenen Körper und nicht von dem philotischen Netz abhängig sein, das die Verkürzer verbindet. Wenn ich könnte, würde ich dir das zum Geschenk machen. Wenn du eine Möglichkeit findest, wie ich es könnte, würde ich es tun. Aber Jane, du weißt nicht einmal, was du *bist*. Wenn du herausfindest, wieso du existierst, was dich zu dir selbst macht, können wir dich vielleicht vor dem Tag retten, an dem sie die Verkürzer abschalten, um dich zu töten.«

»Das ist also deine Geschichte? Vielleicht brenne ich mit dem Haus nieder, doch irgendwie wird meine Seele im Körper eines dreijährigen Waisenknaben enden?«

»Finde heraus, wer du bist, was du bist, was deine Essenz ist, und wir können dich vielleicht an einen sichereren Ort bringen, bis das alles vor-

bei ist. Wir haben einen Verkürzer. Vielleicht können wir dich zurückholen.«

»Es gibt auf Lusitania keinen Computer, der groß genug wäre, um mich aufzunehmen.«

»Das weißt du nicht. Du weißt nicht, was dein Selbst ist.«

»Du forderst mich auf, meine *Seele* zu finden.« Sie ließ ihre Stimme verächtlich klingen, als sie dieses Wort aussprach.

»Jane, das Wunder war nicht, daß die Puppe als Junge wiedergeboren wurde. Das Wunder war die Tatsache, daß die Puppe überhaupt lebte. Etwas ist passiert, das bedeutungslose Computerverbindungen in ein bewußtes Wesen verwandelt hat. Etwas hat dich geschaffen. Das ist es, was keinen Sinn ergibt. Nachdem dies einmal geschehen ist, müßte der andere Teil einfach sein.«

Seine Stimme klang schleppend. Er will, daß ich gehe, damit er schlafen kann, dachte sie. »Ich werde daran arbeiten.«

»Gute Nacht«, murmelte er.

Er schlief fast sofort wieder ein. War er überhaupt wirklich wach? fragte sich Jane. Wird er sich am Morgen daran erinnern, daß wir uns unterhalten haben?

Dann spürte sie, wie sich etwas im Bett bewegte. Novinha; ihr Atem ging anders. Erst da begriff Jane: Novinha ist aufgewacht, während ich mit Ender sprach. Sie weiß, was diese fast unhörbaren klackenden und schmatzenden Geräusche bedeuten, daß Ender subvokalisiert, um mit mir zu sprechen. Vielleicht vergißt Ender, daß wir uns heute nacht unterhalten haben, doch Novinha wird es nicht vergessen. Als hätte sie ihn erwischt, wie er das Bett mit einer Liebhaberin teilt. Wenn sie doch nur anders von mir dächte. Wie von einer Tochter. Wie von Enders unehelicher Tochter, die einer längst vergangenen Verbindung entsprungen ist. Sein Kind von der Schwarmkönigin. Wäre sie dann noch eifersüchtig?

Bin ich Enders Kind?

Jane begann in ihrer Vergangenheit zu suchen. Sie begann, ihre Natur zu studieren. Sie begann mit dem Versuch, herauszufinden, wer sie war und weshalb sie lebte.

Doch weil sie Jane war und kein Mensch, war das noch nicht alles. Sie verfolgte auch, wie Qing-jao alle Daten abfragte, die mit Demosthenes zu tun hatten, und beobachtete, wie sie sich langsam, aber sicher der Wahrheit näherte.

Janes dringlichste Aktivität galt jedoch dem Versuch, eine Möglichkeit zu finden, Qing-jao davon abzubringen, sie unbedingt finden zu wollen. Das war die schwierigste Aufgabe von allen, denn trotz Janes großer Erfahrung mit dem menschlichen Verstand, trotz all ihrer Gespräche mit Ender waren Menschen für sie noch immer geheimnisvoll. Jane hatte die Schlußfolgerung gezogen: Ganz gleich, wie gut du weißt, was eine Person getan hat und was sie zu glauben getan hat, als sie es tat, und was sie nun zu tun glaubt, man kann sich nie sicher sein, was sie als nächstes tun wird. Und doch hatte sie keine andere Wahl, als es zu versuchen. Also schickte sie sich an, das Haus Han Fei-tzus auf eine Art und Weise zu beobachten, wie sie noch nie jemanden außer Ender und seinen Stiefsohn Miro beobachtet hatte. Sie konnte nicht mehr darauf warten, daß Qing-jao und ihr Vater Daten in den Computer eingaben und versuchten, sie aufgrund dieser Daten zu verstehen. Nun mußte sie die Kontrolle über den Hauscomputer übernehmen, damit die Audio- und Video-Rezeptoren der Terminals in fast allen Räumen ihre Augen und Ohren wurden. Sie beobachtete sie. Sie verwendete einen beträchtlichen Teil ihrer Aufmerksamkeit darauf, ihre Worte und Taten zu studieren und zu analysieren und herauszufinden, was sie einander bedeuteten.

Sie brauchte nicht lange, um herauszufinden, daß man Qing-jao nicht am besten beeinflussen konnte, indem man sie mit Argumenten konfrontierte, sondern indem man zuerst ihren Vater überzeugte und ihn dann Qing-jao überzeugen ließ. Das entsprach größerer Harmonie mit dem Weg; Han Qing-jao würde dem Sternenwege-Kongreß niemals ungehorsam sein, außer Han Fei-tzu befahl es ihr; dann würde sie bereitwillig gehorchen.

Gewissermaßen vereinfachte das Janes Aufgabe beträchtlich. Es blieb bestenfalls zweifelhaft, ob sie Qing-jao überreden konnte, eine unbeständige und leidenschaftliche Heranwachsende, die sich selbst überhaupt noch nicht verstand. Doch Han Fei-tzu war ein Mann von gefestigstem Charakter, ein logisch denkender, aber auch gefühlsbetonter Mann; ihn konnte man mit Argumenten überzeugen, besonders, falls

Jane ihm eingeben konnte, daß der Widerstand gegen den Kongreß zum Besten seiner Welt und der Menschheit allgemein geriete. Sie brauchte nur die richtigen Informationen, um ihn zu dieser Schlußfolgerung kommen zu lassen.

Mittlerweile verstand Jane von den gesellschaftlichen Mustern auf Weg genausoviel wie jeder Mensch, denn sie hatte jeden geschichtlichen, jeden anthropologischen Bericht und jedes vom Volk von Weg verfaßte Dokument absorbiert. Was sie lernte, störte sie zutiefst: Die Menschen von Weg wurden von ihren Göttern weit tiefer beherrscht als jedes andere Volk auf jedem anderen Planeten oder zu jeder anderen Zeit. Hier lag eindeutig ein häufig auftretender Gehirnschaden mit der Bezeichnung Unbewußt-Zwanghaftes Verhalten vor – UZV Am Anfang der Geschichte Weges – vor sieben Generationen, als der Planet besiedelt wurde – hatten die Ärzte die Störung behandelt. Doch sie hatten ziemlich schnell festgestellt, daß die Menschen von Weg, zu denen die Götter sprachen, überhaupt nicht auf alle üblichen Medikamente reagierten, die bei allen anderen Patienten das chemische Gleichgewicht der »Hinlänglichkeit« wiederherstellten, das Gefühl im Verstand eines Menschen, daß eine Aufgabe abgeschlossen ist und kein Grund besteht, sich darüber noch Sorgen zu machen. Die Gottberührten zeigten alle Verhaltensmuster, die man mit UZV in Verbindung brachte, doch der Gehirnschaden war nicht vorhanden. Es mußte eine andere, unbekannte Ursache dafür geben.

Nun arbeitete sich Jane tiefer in diese Geschichte ein und fand auf anderen Welten Dokumente – auf Weg kein einziges –, die ihr etwas mehr verrieten. Die Forscher waren schnell zum Schluß gekommen, daß eine neue Mutation vorliegen mußte, die einen verwandten Gehirnschaden mit ähnlichen Symptomen hervorrief. Doch sie hatten kaum ihren vorläufigen Bericht veröffentlicht, als alle Untersuchungen beendet und die Forscher auf eine andere Welt versetzt wurden.

Auf eine andere Welt – das war fast undenkbar. Es bedeutete, sie völlig zu entwurzeln und aus ihrer Zeit zu entfernen, sie allen Freunden und Familienmitgliedern zu nehmen, die sie nicht begleiten wollten. Und doch weigerte sich kein einziger von ihnen – was mit Sicherheit bedeutete, daß man sie einem gewaltigen Druck ausgesetzt hatte. Sie alle verlie-

ßen Weg, und kein einziger hatte weitere Forschungen in diese Richtung betrieben.

Janes erste Hypothese lautete, daß ein Regierungsamt auf Weg selbst sie ins Exil geschickt und ihre Forschungen unterbunden hatte; schließlich wollten die Gefolgsleute des *Weges* doch nicht, daß ihnen der Glaube genommen wurde, indem sie eine körperliche Ursache dafür fanden, daß sie in ihren Gehirnen die Stimmen der Götter hörten. Doch Jane fand keine Beweise dafür, daß die Regierung auf *Weg* jemals den vollen Bericht zu sehen bekommen hatte. Der einzige Teil davon, der je auf Weg verbreitet worden war, bestand aus der allgemeinen Schlußfolgerung, daß die Stimmen der Götter eindeutig *nicht* das bekannte UZV war. Die Menschen von Weg hatten nur genug über den Bericht erfahren, um sich in ihrer Auffassung bestätigt zu sehen, daß es für die Stimmen der Götter keine bekannte physische Ursache gab. Die Wissenschaft hatte »bewiesen«, daß die Götter echt waren. Es gab keinerlei Unterlagen, daß irgend jemand auf Weg versucht hätte, weitere Informationen oder Forschungsergebnisse zu unterdrücken. Diese Entscheidung war allein von außen gekommen. Vom Kongreß.

Es mußte irgendeine Schlüsselinformation geben, die sogar vor Jane verborgen blieb, deren Geist problemlos in jeden elektronischen Speicher griff, der mit dem Verkürzernetzwerk verbunden war. Das war nur möglich, wenn diejenigen, die das Geheimnis kannten, seine Entdeckung so sehr gefürchtet hatten, daß sie es nicht einmal in die geheimsten und am schärfsten kontrollierten Regierungscomputer eingegeben hatten.

Jane konnte sich dadurch nicht aufhalten lassen. Sie würde die Wahrheit aus den Informationsfetzen zusammensetzen müssen, die unabsichtlich in unzusammenhängenden Dokumenten und Datenbanken zurückgelassen worden waren. Sie würde andere Ereignisse finden müssen, die dabei halfen, die fehlenden Teile des Bildes auszufüllen. Auf lange Sicht konnten Menschen vor jemandem mit Janes unbegrenzter Zeit und Geduld nichts geheimhalten. Sie würde herausfinden, was der Kongreß mit Weg tat, und wenn sie diese Information hatte, würde sie sie benutzen, wenn es ihr möglich war, um Han Qing-jao von ihrem zerstörerischen Weg abzubringen. Denn auch Qing-jao öffnete Geheimnisse – ältere Geheimnisse, die seit dreitausend Jahren bewahrt worden waren.

Kapitel 10
Märtyrer

›Ender sagt, daß wir uns hier auf Lusitania am Drehpunkt der Geschichte befinden. Daß in den nächsten paar Monaten oder Jahren dies der Ort sein wird, an dem zu jeder bewußten Rasse entweder der Tod oder das Verständnis kommen wird.‹

›Wie aufmerksam von ihm, uns rechtzeitig zu unserem möglichen Ableben hierher zu bringen.‹

›Du neckst mich natürlich.‹

›Wenn wir wüßten, wie das geht, würden wir es vielleicht tun.‹

›Lusitania ist zum Teil der Drehpunkt der Geschichte, *weil* du hier bist. Du trägst einen Drehpunkt mit dir, wohin auch immer du gehst.‹

›Wir geben ihn auf. Wir überlassen ihn euch. Er gehört euch.‹

›Wo immer sich Fremde begegnen, gibt es solch einen Drehpunkt.‹

›Dann laßt uns nicht mehr Fremde sein.‹

›Die Menschen bestehen darauf, Fremde aus uns zu machen – es ist in ihr genetisches Material eingebaut. Aber *wir* können Freunde sein.‹

›Dieses Wort ist zu stark. Sagen wir, wir sind Mit-Bürger.‹

›Zumindest, solange wir gemeinsame Interessen haben.‹

›Solange die Sterne leuchten, werden unsere Interessen gleich sein.‹

›Vielleicht nicht so lange. Vielleicht nur so lange, wie die Menschen stärker und zahlreicher sind als wir.‹

›Das wird für den Augenblick reichen.‹

Quim kam ohne Protest zu dem Treffen, obwohl es ihn auf seiner Reise einen vollen Tag zurückwarf. Er hatte schon vor langer Zeit Geduld gelernt. Ganz gleich, wie dringend seine Mission bei den Ketzern auch sein mochte, auf lange Sicht konnte er nur wenig bewirken, wenn er nicht die Unterstützung der menschlichen Kolonie bekam. Als Bischof Peregrino ihn also bat, an einer Konferenz bei Kovano Zeljezo teilzu-

nehmen, dem Bürgermeister und Gouverneur von Lusitania, ging Quim selbstverständlich hin.

Überrascht stellte er fest, daß sich bei dem Treffen auch Ouanda Saavedra, Andrew Wiggin und die halbe Familie Quims eingefunden hatten. Mutter und Ela – ihre Anwesenheit ergab Sinn, wenn die Konferenz einberufen worden war, um zu besprechen, was man wegen der ketzerischen Pequeninos unternehmen sollte. Doch was hatten Quara und Grego hier zu suchen? Es gab keinen Grund, sie in eine ernsthafte Diskussion einzubeziehen. Sie waren zu jung, zu schlecht informiert, zu ungestüm. Nach allem, was er gesehen hatte, stritten sie noch wie die kleinen Kinder. Sie waren nicht so reif wie Ela, die ihre persönlichen Gefühle im Interesse der Wissenschaft zurückstellen konnte. Natürlich befürchtete Quim mitunter, daß sie dabei zu weit ging, als es gut für sie war – aber darüber mußte er sich bei Quara und Grego kaum den Kopf zerbrechen.

Besonders Quara. Wühler zufolge hatte der ganze Ärger mit diesen Ketzern eigentlich erst angefangen, als Quara den Pequeninos von den verschiedenen Ausweichplänen in bezug auf den Descolada-Virus erzählt hatte. Die Ketzer hätten nie so viele Verbündete in so vielen verschiedenen Wäldern gefunden, hätten es die Pequeninos nicht mit der Angst zu tun bekommen, die Menschen könnten einen Virus freisetzen oder Lusitania mit einer Chemikalie vergiften, die die Descolada und damit auch die Pequeninos ausmerzen würde. Die Tatsache, daß die Menschen die indirekte Auslöschung der Pequeninos auch nur in Betracht zogen, ließ es nur verständlich erscheinen, daß die Schweinchen die Auslöschung der Menschheit in Betracht zogen.

Und das alles, weil Quara nicht den Mund halten konnte. Und nun war sie zu einer Konferenz eingeladen worden, auf der man das weitere Vorgehen besprechen würde. Warum? Was für einen Einfluß in der Gemeinde repräsentierte sie? Glaubten die Leute tatsächlich, die Regierungs- oder Kirchenpolitik sei nun Privatsache der Familie Ribeira? Natürlich waren Olhado und Miro nicht dabei, doch das hatte nichts zu bedeuten – da beide Krüppel waren, behandelte der Rest der Familie sie unterbewußt wie Kinder, obwohl Quim genau wußte, daß keiner von ihnen es verdient hatte, so gefühllos zur Seite gestellt zu werden.

Doch Quim war geduldig. Er konnte warten. Er konnte zuhören. Er konnte sie anhören. Dann würde er etwas tun, das sowohl Gott als auch dem Bischof gefallen würde. Wenn *das* nicht möglich sein sollte, reichte es natürlich auch, wenn es Gott gefiele.

»Dieses Treffen war nicht meine Idee«, sagte Bürgermeister Kovano. Quim wußte, daß er ein guter Mann war, ein besserer Bürgermeister, als die meisten Menschen auf Lusitania begriffen. Sie wählten ihn immer wieder, weil er eine großväterliche Art hatte und hart arbeitete, um Einzelpersonen und Familien zu helfen, die in Schwierigkeiten geraten waren. Es interessierte sie nicht besonders, ob er auch eine gute Politik betrieb – das war zu abstrakt für sie. Doch zufälligerweise war er genauso klug wie politisch scharfsinnig. Eine seltene Kombination, über die Quim froh war. Vielleicht weiß Gott, daß schwierige Zeiten bevorstehen, und hat uns einen Anführer gegeben, der uns helfen kann, sie ohne allzu großes Leid zu überstehen.

»Aber ich bin froh, daß Sie alle gekommen sind. Die Beziehungen zwischen Schweinchen und Menschen sind gespannter als je zuvor oder zumindest seit dem Zeitpunkt, da der Sprecher hier eintraf und uns half, sie zu verstehen.«

Wiggin schüttelte den Kopf, doch alle wußten, welche Rolle er dabei gespielt hatte, und es war ziemlich sinnlos, sie abzustreiten. Selbst Quim mußte letztendlich eingestehen, daß der ungläubige Humanist auf Lusitania gute Arbeit geleistet hatte. Quim hatte seit langem seinen tiefen Haß auf den Sprecher für die Toten abgelegt; er vermutete manchmal sogar, daß er als Missionar als einziger in seiner Familie wirklich begriff, was Wiggin geleistet hatte. Es bedurfte eines Evangelisten, um einen anderen zu verstehen.

»Natürlich verdanken wir einen nicht geringen Teil unserer Sorgen dem Fehlverhalten zweier lästiger junger Heißsporne, die wir zu dieser Konferenz eingeladen haben, damit sie begreifen, welche gefährlichen Konsequenzen ihr dummes, eigensinniges Verhalten hat.«

Quim hätte fast laut aufgelacht. Natürlich hatte Kovano das alles so sanft und freundlich gesagt, daß Grego und Quara einen Augenblick brauchten, bis sie begriffen, daß sie gerade getadelt worden waren. Doch

Quim verstand es sofort. Ich hätte nicht an dir zweifeln sollen, Kovano; du hättest niemals überflüssige Personen zu diesem Treffen eingeladen.

»Wie ich es verstehe, gibt es eine Bewegung unter den Schweinchen, die ein Sternenschiff starten will, um den Rest der Menschheit absichtlich mit der Descolada zu infizieren. Und wegen der Beteiligung unserer jungen Nachplapperin hier schenken viele Wälder dieser Idee Beachtung.«

»Wenn Sie erwarten, daß ich mich entschuldige…« begann Quara.

»Ich erwarte, daß Sie den Mund halten – oder schaffen Sie das nicht einmal zehn Minuten lang?« Diesmal lag echte Wut in Kovanos Stimme. Quaras Augen weiteten sich, und sie richtete sich auf ihrem Stuhl auf.

»Die andere Hälfte unseres Problems besteht aus einem jungen Physiker, der sich leider dem allgemeinen Niveau angepaßt hat.« Kovano musterte Grego stirnrunzelnd. »Wären Sie doch nur ein weltfremder Intellektueller geworden. Statt dessen scheinen Sie die Freundschaft der dümmsten, gewalttätigsten Menschen auf Lusitania zu pflegen.«

»Von Leuten, die anderer Meinung als Sie sind, meinen Sie«, sagte Grego.

»Von Leuten, die vergessen, daß diese Welt den Pequeninos gehört«, sagte Quara.

»Welten gehören denjenigen, die sie brauchen und die etwas mit ihnen anzufangen wissen«, sagte Grego.

»Seid still, Kinder, oder ihr werdet von diesem Treffen ausgeschlossen, während sich die Erwachsenen eine Meinung bilden.«

Grego funkelte Kovano an. »Sprechen Sie nicht so mit mir.«

»Ich spreche mit Ihnen, wie es mir paßt«, sagte Kovano. »Was mich betrifft, so haben Sie beide die gesetzliche Verpflichtung zur Geheimhaltung verletzt, und ich sollte Sie beide einsperren lassen.«

»Aufgrund welcher Anklage?«

»Wie Sie sich erinnern, habe ich Notstandsrechte. Ich brauche keine Anklage, bis der Notstand vorüber ist. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Sie werden es nicht tun. Sie brauchen mich«, sagte Grego. »Ich bin der einzige vernünftige Physiker auf Lusitania.«

»Die Physik nutzt uns gar nichts, wenn wir in einen Konflikt mit den Pequeninos geraten.«

»Wir müssen es mit der Descolada aufnehmen«, sagte Grego.

»Wir verschwenden Zeit«, sagte Novinha.

Quim sah seine Mutter zum ersten Mal seit Beginn der Konferenz an. Sie wirkte sehr nervös, verängstigt. So hatte er sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.

»Wir sind wegen dieser verrückten Mission Quims hier.«

»Vater Estevão«, sagte Bischof Peregrino. Er war immer darauf bedacht, daß den Trägern von Kirchenämtern mit der angemessenen Würde begegnet wurde.

»Er ist mein Sohn«, sagte Novinha. »Ich nenne ihn, wie es mir gefällt.«

»Was für eine empfindliche Gruppe haben wir doch heute hier«, sagte Bürgermeister Kovano.

Die Dinge verliefen sehr schlecht. Quim hatte seiner Mutter absichtlich keine Einzelheiten über seine Mission zu den Ketzern verraten, denn er war überzeugt, sie würde sich der Vorstellung widersetzen, daß er zu Schweinchen ging, die die Menschen offen fürchteten und haßten. Quim wußte genau, wieso sie solch einen Schrecken vor einem engen Kontakt mit den Schweinchen hatte. Als junges Kind hatte sie ihre Eltern an die Descolada verloren. Der Xenologe Pipo wurde ihr Ersatzvater – und dann der erste Mensch, der von den Schweinchen zu Tode gefoltert werden sollte. Danach hatte Novinha zwanzig Jahre damit verbracht zu verhindern, daß ihr Liebhaber, Libo – Pipos Sohn und der nächste Xenologe – dasselbe Schicksal erlitt. Sie hatte sogar einen anderen Mann geheiratet, damit Libo als ihr Ehemann nicht das Recht hatte, ihre privaten Computerdaten einzusehen, in denen sie das Geheimnis wähnte, das die Schweinchen dazu gebracht hatte, Pipo zu töten. Schließlich erwies sich alles als umsonst. Libo wurde genau wie Pipo getötet.

Obwohl Mutter mittlerweile den wahren Grund für seinen Tod erfahren hatte, obwohl die Pequeninos ernste Eide abgelegt hatten, nie mehr einen gewalttätigen Akt gegen einen anderen Menschen zu begehen, konnte Mutter ganz einfach nicht rational reagieren, wenn sich ihre geliebten Familienangehörigen unter die Schweinchen begaben. Und nun

war sie – zweifellos auf ihr Beharren – zu einer Konferenz eingeladen worden, die darüber entscheiden sollte, ob Quim auf seine missionarische Reise gehen sollte. Es würde ein unerfreulicher Morgen werden. Mutter konnte auf Jahre der Übung zurückblicken, ihren Willen zu bekommen. Mit Andrew Wiggin verheiratet zu sein, hatte sie in vieler Hinsicht weicher und gelassener gemacht, doch wenn sie glaubte, eins ihrer Kinder begebe sich in Gefahr, zeigte sie die Klauen, und kein Ehemann würde einen besänftigenden Einfluß auf sie haben.

Warum hatten Bürgermeister Kovano und Bischof Peregrino diese Konferenz überhaupt gestattet?

Als habe er Quims unausgesprochene Frage gehört, setzte Bürgermeister Kovano zu einer Erklärung an. »Andrew Wiggin ist mit neuen Informationen zu mir gekommen. Mein erster Gedanke war, sie geheimzuhalten, Vater Estevão auf seine Mission zu den Ketzern zu schicken und Bischof Peregrino dann zu bitten, inbrünstig zu beten. Doch Andrew versicherte mir, daß die Gefahr immer größer werden wird und es daher um so wichtiger ist, daß Ihnen allen so viele Informationen wie möglich als Entscheidungshilfe für Ihr Verhalten zur Verfügung stehen. Sprecher für die Toten haben anscheinend ein fast pathologisches Vertrauen in die Idee, daß die Menschen sich besser benehmen, wenn sie mehr wissen. Ich bin schon zu lange Politiker, um seine Zuversicht zu teilen – aber er behauptet, älter zu sein als ich, und ich nehme Rücksicht auf seine Weisheit.«

Quim wußte natürlich, daß Kovano auf niemandes Weisheit Rücksicht nahm. Andrew Wiggins hatte ihn einfach überredet.

»Während die Beziehungen zwischen Pequeninos und Menschen… äh… problematischer werden und unsere unsichtbare Mitbewohnerin, die Schwarmkönigin, dem Start ihrer Sternenschiffe anscheinend immer näher kommt, hat es den Anschein, daß Dinge, die sich außerhalb unseres Planeten abspielen, auch immer dringlicher werden. Der Sprecher für die Toten hat von seinen außerplanetaren Quellen erfahren, daß auf einer Welt namens Weg jemand davorsteht, herauszufinden, wer unsere Verbündeten sind, die bislang verhindern konnten, daß der Kongreß der Flotte den Befehl geben kann, Lusitania zu vernichten.«

Quim stellte mit Interesse fest, daß Andrew dem Bürgermeister anscheinend nichts von Jane gesagt hatte. Bischof Peregrino wußte auch nichts von ihr; und Grego oder Quara? Und Ela? Mutter wußte mit Sicherheit davon. Warum hat Andrew es mir gesagt, während er es vor so vielen anderen zurückhielt?

»Es besteht eine sehr große Möglichkeit, daß der Kongreß in den nächsten Wochen – oder Tagen – die Kommunikation mit der Flotte wiederherstellen kann. Dann ist unsere letzte Verteidigung hinfällig. Nur ein Wunder wird uns vor der Vernichtung retten.«

»Unsinn«, sagte Grego. »Wenn dieses… *Ding* draußen in der Prärie ein Raumschiff für die Schweinchen bauen kann, kann es auch eins für uns bauen und uns von diesem Planeten wegschaffen, bevor er in die Luft gesprengt wird.«

»Vielleicht«, sagte Kovano. »Ich habe so etwas ähnliches vorgeschlagen, wenn auch in weniger farbigen Begriffen. Vielleicht können Sie, Senhor Wiggin, uns sagen, warum Gregos ausgeklügelter kleiner Plan nicht funktionieren wird.«

»Die Schwarmkönigin denkt nicht so wie wir. Obwohl sie sich alle Mühe gibt, nimmt sie das Leben von einzelnen Menschen nicht besonders ernst. Wenn Lusitania vernichtet wird, befinden sie und die Pequeninos sich in der größten Gefahr…«

»Der Chirurg jagt den *ganzen* Planeten in die Luft«, wandte Grego ein.

»… in der größten Gefahr, als Spezies ausgelöscht zu werden«, fuhr Wiggin fort, ohne sich von Gregos Unterbrechung stören zu lassen. »Sie wird kein Schiff dafür verschwenden, Menschen von Lusitania zu bringen, weil es Billionen von uns auf ein paar hundert Welten gibt. Uns droht kein Xenozid.«

»Wenn diese Ketzerschweinchen ihren Willen bekommen, doch«, sagte Grego.

»Und das ist ein anderer Punkt«, sagte Wiggin. »Wenn wir keine Möglichkeit finden, die Descolada zu neutralisieren, können wir nicht guten Gewissens die menschliche Bevölkerung Lusitanias auf eine andere Welt bringen. Wir würden dann genau das tun, was die Ketzer wollen – ande-

re Menschen zu zwingen, sich mit der Descolada zu befassen, und sie wahrscheinlich zu töten.«

»Dann gibt es keine Lösung«, sagte Ela. »Dann können wir gleich alle viere von uns strecken und auf den Tod warten.«

»Nicht unbedingt«, sagte Bürgermeister Kovano. »Es ist möglich – eher wahrscheinlich –, daß die menschliche Bevölkerung des Planeten verloren ist. Doch wir können zumindest zu verhindern versuchen, daß die Kolonistenschiffe der Pequeninos die Descolada auf andere menschliche Welten tragen. Es scheint zwei Möglichkeiten zu geben – die biologische und die theologische.«

»Wir sind dem Ziel so nahe«, sagte Mutter. »In ein paar Monaten oder sogar Wochen werden Ela und ich einen Ersatz für die Descolada gefunden haben.«

»Das behaupten Sie«, sagte Kovano und wandte sich an Ela. »Und was sagen *Sie*?«

Quim hätte fast laut aufgestöhnt. Ela wird sagen, daß sich Mutter irrt, daß es keine biologische Lösung gibt, und dann wird Mutter sagen, daß sie mich umbringen will, indem sie mich auf diese Mission schickt. Das hat der Familie gerade noch gefehlt – Ela und Mutter in einem offenen Krieg. Dank des Menschenfreunds Kovano Zeljezo.

Doch Ela antwortete nicht, wie Quim es befürchtet hatte. »Wir haben ihn fast fertiggestellt. Es ist die einzige Variante, die wir nicht schon vergeblich ausprobiert haben, doch wir stehen auf der Schwelle, ein Muster für einen Descolada-Virus auszuarbeiten, der den Lebenszyklus der eingeborenen Spezies aufrechterhält, aber unfähig ist, sich anzupassen und jede neue Spezies zu vernichten.«

»Du sprichst von einer Lobotomie für eine ganze Rasse«, sagte Quara verbittert. »Wir würde es dir gefallen, wenn jemand eine Möglichkeit fände, alle Menschen am Leben zu halten und ihnen gleichzeitig das Großhirn zu entfernen?«

Natürlich nahm Grego den Fehdehandschuh auf. »Wenn diese Viren ein Gedicht schreiben oder ein Theorem entwickeln können, kaufe ich euch diesen sentimentalen Scheißdreck ab, daß wir sie am Leben halten sollten.«

»Nur, weil wir sie nicht lesen können, heißt es noch lange nicht, daß sie keine Gedichte haben.«

»Fechai as bocas!« rief Kovano.

Augenblicklich verstummten sie.

»Nossa Senhora«, sagte er. »Vielleicht will Gott Lusitania vernichten, weil das die einzige Möglichkeit ist, euch beiden das Maul zu stopfen.«

Bischof Peregrino räusperte sich.

»Vielleicht auch nicht«, sagte Kovano. »Es liegt mir fern, über Gottes Motive zu spekulieren.«

Der Bischof lachte, was den anderen ermöglichte, es ihm gleichzutun. Die Spannung brach – wie eine Welle des Meeres, die einen Augenblick lang verschwunden war, aber gleich zurückkommen würde.

»Also ist der Anti-Virus fast fertig?« fragte Kovano.

»Nein – oder doch, ja, der *Ersatz*-Virus ist fast vollständig *entworfen«,* erwiderte Ela. »Aber es gibt noch zwei Probleme. Das erste ist die Anwendung. Wir müssen eine Möglichkeit finden, daß der neue Virus den alten angreift und ersetzt. Diese Möglichkeit ist… noch in weiter Ferne.«

»Noch in weiter Ferne, oder haben Sie nicht die geringste Ahnung, wie Sie es anstellen sollen?« Kovano war kein Narr und hatte offensichtlich schon mit Wissenschaftlern zu tun gehabt.

»Irgendwo dazwischen«, sagte Ela.

Mutter verlagerte ihr Gewicht auf dem Stuhl deutlich von Ela fort. Meine arme Schwester Ela, dachte Miro. Vielleicht spricht sie in den nächsten paar Jahren nicht mit dir.

»Und das andere Problem?«

»Es ist eine Sache, den Ersatz-Virus zu *entwerfen.* Eine andere, ihn *herzustellen.«*

»Das sind bloße Details«, sagte Mutter.

»Du irrst dich, Mutter, und du weißt es«, sagte Ela. »Ich kann graphisch darstellen, wie der neue Virus aussehen soll. Doch selbst wenn wir bei zehn Grad über dem absoluten Gefrierpunkt arbeiten, können wir den Descolada-Virus nicht ausreichend genau aufschneiden und wieder zusammensetzen. Entweder stirbt er, weil wir zuviel herausgenommen ha-

ben, oder er repariert sich augenblicklich wieder, wenn wir ihn wieder auf normale Temperaturen bringen, weil wir nicht genug herausgenommen haben.«

»Technische Probleme.«

»Technische Probleme«, sagte Ela scharf. »Als wolle man einen Verkürzer ohne eine philotische Verbindung bauen.«

»Also schließen wir daraus…«

»Wir schließen gar nichts«, sagte Mutter.

»Wir schließen daraus«, fuhr Kovano fort, »daß unsere Xenobiologen in scharfem Widerspruch über die Möglichkeit stehen, den Descolada-Virus überhaupt zu zähmen. Das führt uns zu dem anderen Lösungsversuch – wir müssen die Pequeninos überreden, ihre Kolonien nur auf unbewohnten Welten zu errichten, wo sie ihr eigentümlich giftiges Leben führen können, ohne Menschen zu töten.«

»Sie überreden«, sagte Grego. »Als könnten wir ihnen vertrauen, daß sie ihre Versprechen halten.«

»Sie haben bislang mehr Versprechen als *Sie* gehalten«, sagte Kovano. »Also würde ich an Ihrer Stelle nicht diesen moralisch überlegenen Tonfall einnehmen.«

Die Diskussion war endlich an einem Punkt angelangt, an dem Quim für sich selbst sprechen konnte. »Diese Diskussion ist sehr interessant«, sagte Quim. »Es wäre wunderbar, wenn meine Mission bei den Ketzern sicherstellen könnte, daß die Pequeninos davon absehen, der Menschheit Schaden zuzufügen. Doch auch wenn wir zum übereinstimmenden Schluß gelangen sollten, daß meine Mission keine Chance hat, dieses Ziel zu erreichen, würde ich gehen. Das gilt auch für den Fall, daß meine Mission die Dinge *verschlimmern* könnte.«

»Schön zu wissen, daß Sie sich kooperativ verhalten«, sagte Kovano scharf.

»Meine Loyalität gilt Gott und der Kirche«, sagte Quim. »Meine Mission gilt nicht dem Ziel, die Menschheit vor der Descolada zu retten oder auch nur den Frieden zwischen Menschen und Pequeninos hier auf Lusitania zu wahren. Ich gehe zu den Ketzern, um sie zum Glauben zu Chri-

stus und in die Einheit mit der Kirche zurückzuholen. Ich will ihre Seelen retten.«

»Natürlich«, sagte Kovano. »Das ist der Grund, weshalb Sie gehen *wollen.«*

»Und der Grund, weshalb ich gehen *werde*, und der einzige Maßstab, ob meine Mission ein Erfolg sein wird oder nicht.«

Kovano sah hilflos Bischof Peregrino an. »Sie haben gesagt, Vater Estevão sei kooperativ.«

»Ich habe gesagt, er sei Gott und der Kirche absolut gehorsam«, berichtigte der Bischof.

»Ich habe das so aufgefaßt, Sie könnten ihn überreden, mit dieser Mission zu warten, bis wir mehr wissen.«

»Ich könnte ihn in der Tat überreden«, sagte Bischof Peregrino. »Oder ihm einfach verbieten zu gehen.«

»Dann tun Sie es«, sagte Mutter.

»Das werde ich nicht tun«, entgegnete der Bischof.

»Ich dachte, Ihnen sei am Wohl dieser Kolonie gelegen«, sagte Bürgermeister Kovano.

»Mir ist am Wohl aller Christen gelegen, für die ich verantwortlich bin«, entgegnete der Bischof. »Bis vor dreißig Jahren waren das nur die Menschen auf Lusitania. Nun jedoch bin ich gleichermaßen für das geistliche Wohlergehen der christlichen Pequeninos auf diesem Planeten verantwortlich. Ich schicke Vater Estevão genau auf seine Mission, wie ein Missionar namens Patrick einmal auf die Insel Irland geschickt wurde. Er war außerordentlich erfolgreich und bekehrte Könige und Nationen. Leider verhielt sich die irische Kirche nicht immer so, wie der Papst es sich gewünscht hätte. Es gab viele – nun, sagen wir, Kontroversen. Oberflächlich gesehen ging es um das Datum des Osterfests, doch im Herzen war es ein Streit um die Gehorsamspflicht dem Papst gegenüber. Es kam gelegentlich sogar zu Blutvergießen. Aber keinen Augenblick lang stellte sich jemand vor, es wäre besser gewesen, wäre der heilige Patrick niemals nach Irland gegangen. Nie hat jemand angedeutet, es wäre besser gewesen, wären die Iren Heiden geblieben.«

Grego erhob sich. »Wir haben das Philot gefunden, das wahrhaft unteilbare Atom. Wir haben die Sterne erobert. Wir schicken überlichtschnelle Nachrichten aus. Und doch leben wir noch im Mittelalter.« Er ging zur Tür.

»Geh durch diese Tür, bevor ich es dir erlaube«, sagte Bürgermeister Kovano, »und du wirst ein Jahr lang nicht mehr die Sonne sehen.«

Grego ging zur Tür, doch nicht hindurch. Statt dessen lehnte er sich dagegen und grinste sarkastisch. »Da sehen Sie, wie gehorsam ich bin.«

»Ich werde Sie nicht lange aufhalten«, sagte Kovano. »Bischof Peregrino und Vater Estevão sprechen, als könnten sie ihre Entscheidung unabhängig von uns treffen, doch sie wissen natürlich, daß sie das nicht können. Wenn ich zum Schluß komme, Vater Estevãos Mission bei den Schweinchen besser zu verbieten, wird sie nicht stattfinden. Darüber sollten wir uns alle klar sein. Ich schrecke nicht davor zurück, den Bischof Lusitanias unter Arrest zu stellen, wenn das Wohlergehen Lusitanias es erfordert, und was diesen Missionar betrifft, so wird er nur zu den Pequeninos gehen, wenn er meine Zustimmung hat.«

»Ich bezweifle nicht, daß Sie sich in Gottes Arbeit auf Lusitania einmischen können«, sagte Bischof Peregrino. »Aber bezweifeln Sie nicht, daß ich Sie dafür in die Hölle schicken kann.«

»Das weiß ich«, sagte Kovano. »Ich wäre nicht der erste politische Führer, der nach einem Zwist mit der Kirche in der Hölle endet. Zum Glück wird es diesmal nicht dazu kommen. Ich habe Sie alle angehört und meinen Entschluß gefaßt. Es ist zu riskant, auf den neuen Anti-Virus zu warten. Selbst wenn ich mit absoluter Sicherheit wüßte, daß dieser Anti-Virus in sechs Wochen eingesetzt werden kann, würde ich diese Mission genehmigen. Im Augenblick besteht unsere beste Chance, noch etwas aus diesem Schlamassel zu machen, aus Vater Estevãos Mission. Andrew hat mir gesagt, daß die Schweinchen großen Respekt und Zuneigung für diesen Mann haben – selbst die ungläubigen. Es wird eine schwere Last von uns nehmen, wenn er die ketzerischen Pequeninos überreden kann, ihren Plan aufzugeben, die Menschheit im Namen ihrer Religion auszulöschen.«

Quim nickte ernst. Bürgermeister Kovano war ein Mann von großer Weisheit. Es war gut, daß sie nicht gegeneinander kämpfen mußten, wenigstens im Augenblick nicht.

»Ich erwarte, daß die Xenobiologen ihre Arbeit an dem Anti-Virus mit aller Kraft fortsetzen. Sobald der Virus existiert, werden wir entscheiden, ob wir ihn einsetzen oder nicht.«

»Wir werden ihn einsetzen«, sagte Grego.

»Nur über meine Leiche«, sagte Quara.

»Ich weiß eure Bereitschaft zu warten, bis wir mehr wissen, bevor ihr euch zu irgendeiner Tat hinreißen laßt, durchaus zu schätzen«, sagte Kovano. »Womit wir bei Ihnen wären, Grego Ribeira. Andrew Wiggin versichert mir, es gebe Grund zu der Annahme, eine überlichtschnelle Fortbewegung sei möglich.«

Grego musterte den Sprecher für die Toten kalt. »Und wo haben Sie Physik studiert, Senhor Falante?«

»Ich hoffe, ich kann sie bei dir studieren«, sagte Wiggin. »Bis du meine Beweise gehört hast, weiß ich wirklich nicht, ob wir auf solch einen Durchbruch hoffen können.«

Quim lächelte, als er sah, wie leicht Andrew den Streit abwenden konnte, den Grego vom Zaum brechen wollte. Grego war kein Narr. Er wußte, daß er manipuliert wurde. Doch Wiggin hatte ihm keinen vernünftigen Grund gegeben, seine Verärgerung zu zeigen. Diese Eigenschaft des Sprechers für die Toten konnte einen schon auf die Palme treiben.

»Wenn es eine Möglichkeit gäbe, mit Verkürzergeschwindigkeit zwischen den Welten zu reisen«, sagte Kovano, »bräuchten wir nur ein solches Schiff, um alle Menschen Lusitanias auf eine andere Welt zu bringen. Wenn es auch nur eine entfernte Chance gibt…«

»Ein törichter Traum«, sagte Grego.

»Aber wir werden der Sache nachgehen. Wir werden sie *studieren*«, sagte Kovano, »oder wir finden uns sonst als Arbeiter in der Schmelzhütte wieder.«

»Ich habe keine Angst davor, mit meinen Händen zu arbeiten«, sagte Grego. »Glauben Sie also nicht, Sie könnten mich dazu zwingen, Ihnen zu Diensten zu sein.«

»Ich bin verblüfft«, sagte Kovano. »Mir liegt an Ihrer Mitarbeit, Grego. Doch wenn ich die nicht haben kann, gebe ich mich auch mit Ihrem Gehorsam zufrieden.«

Anscheinend kam sich Quara übergangen vor. Sie erhob sich, wie Grego einen Augenblick zuvor. »Wir sitzen also hier und debattieren darüber, eine ganze vernunftbegabte Rasse auszulöschen, ohne auch nur in Erwägung zu ziehen, mit ihr zu kommunizieren. Hoffentlich gefallt ihr euch als Massenmörder.« Dann schickte sie sich, wie Grego, an zu gehen.

»Quara«, sagte Kovano.

Sie wartete.

»Sie werden Forschungen betreiben, die auf eine Kommunikation mit der Descolada hinauslaufen. Mal sehen, ob wir mit diesen Viren sprechen können.«

»Ich merke es, wenn man mir einen Knochen hinwirft«, sagte Quara. »Was ist, wenn ich euch sage, daß sie uns bitten, sie nicht zu töten? Ihr würdet mir sowieso nicht glauben.«

»Ganz im Gegenteil. Ich weiß, daß Sie eine ehrliche Frau sind, wenn auch hoffnungslos indiskret«, sagte Kovano. »Aber es gibt noch einen Grund, weshalb Sie lernen sollten, die Molekularsprache der Descolada zu verstehen. Andrew Wiggin hat eine Möglichkeit aufgeworfen, die mir noch nie zuvor in den Sinn gekommen ist. Wir alle wissen, daß das Bewußtsein der Pequeninos aus der Zeit stammt, als der Descolada-Virus zum ersten Mal diesen Planeten befiel. Doch was ist, wenn wir Ursache und Wirkung falsch verstanden haben?«

Mutter drehte sich mit einem leicht bitteren Lächeln auf dem Gesicht zu Andrew um. »Du glaubst, die Pequeninos hätten die Descolada verursacht?«

»Nein«, sagte Andrew. »Aber was passiert, wenn die Pequeninos die Descolada *sind?*«

Quara keuchte auf.

Grego lachte. »Du hast jede Menge kluge Ideen, was, Wiggin?«

»Ich verstehe nicht«, sagte Quim.

»Es ist nur ein Gedanke«, sagte Andrew. »Quara behauptet, die Descolada sei komplex genug, um vielleicht Intelligenz zu enthalten. Und was ist, wenn Descolada-Viren die Körper der Pequeninos benutzen, um ihren Charakter auszudrücken? Wenn die Intelligenz der Pequeninos ausschließlich von den Viren in ihren Körpern stammt?«

Zum ersten Mal ergriff Ouanda, die Xenologin, das Wort. »Sie haben von Xenologie genausowenig Ahnung wie von Physik, Mr. Wiggin.«

»Oh, noch viel weniger«, entgegnete Wiggin. »Aber mir kam in den Sinn, daß wir uns nie eine andere Möglichkeit vorstellen konnten, wie Erinnerungen und Intelligenz erhalten werden, wenn ein sterbender Pequenino ins dritte Leben tritt. Es wird nicht gerade das Gehirn der sterbenden Pequeninos in die Bäume versetzt. Doch wenn Wille und Gedächtnis von der Descolada übertragen werden, wäre das Absterben des Gehirns bei der Umwandlung der Persönlichkeit in den Vaterbaum fast bedeutungslos.«

»Selbst wenn dies zutreffen sollte«, sagte Ouanda, »gibt es einfach kein Experiment, mit dem wir es bestätigen könnten.«

Andrew Wiggin nickte bedauernd. »Mir würde bestimmt keins einfallen. Ich habe darauf gehofft, daß es bei *Ihnen* vielleicht anders ist.«

Kovano unterbrach erneut. »Ouanda, Sie müssen das erkunden. Wenn Sie nicht daran glauben – auch gut. Finden Sie eine Möglichkeit, es zu *widerlegen,* und Sie haben Ihre Pflicht getan.« Kovano erhob sich und wandte sich an sie alle. »Verstehen Sie, worum ich Sie alle bitten möchte? Wir stehen vor einer der schrecklichsten moralischen Entscheidungen, die die Menschheit je zu treffen hatte. Wenn wir nichts unternehmen, laufen wir Gefahr, den Xenozid zu begehen oder zu dulden. Jede Rasse, von der wir wissen oder vermuten, daß sie ein Bewußtsein hat, lebt im Schatten eines ernsten Risikos, und hier, bei uns und uns allein, liegen fast alle Entscheidungen. Als beim letzten Mal etwas entfernt Vergleichbares geschah, entschieden sich unsere menschlichen Vorgänger dazu, Xenozid zu begehen, um, wie sie vermuteten, sich selbst zu retten. Ich bitte Sie alle, jeden möglichen Weg einzuschlagen, wie unwahrscheinlich er auch zu sein scheint, der uns einen Hoffnungsschimmer zeigt, uns mit einem winzigen Fetzen Licht ausstatten könnte, das uns bei unserer Entscheidung führen konnte. Wollen Sie mir helfen?«

Sogar Grego, Quara und Ouanda nickten, wenn auch zögernd. Zumindest für den Augenblick war es Kovano gelungen, alle selbstsüchtigen Streithähne in diesem Raum zu einer kooperativen Gemeinschaft zusammenzuschweißen. Wie lange ihre Bereitschaft außerhalb dieses Raums anhalten würde, war eine andere Frage. Quim kam zum Schluß, daß die Bereitschaft zur Zusammenarbeit wahrscheinlich bis zur nächsten Krise Bestand hatte – und das mochte eventuell genügen.

Nur eine Konfrontation war noch nicht ausgestanden. Als sich alle verabschiedeten oder vereinbarten, sich noch in kleinem Kreis zu beraten, kam Mutter zu Quim und sah ihn wütend an.

»Geh nicht.«

Quim schloß die Augen. Auf eine so ungeheuerliche Forderung gab es nichts zu sagen.

»Wenn du mich liebst«, fuhr sie fort.

Quim erinnerte sich an die Geschichte aus dem Neuen Testament, als Jesus' Mutter und Brüder ihn besuchen und wollten, daß er die Unterweisung seiner Jünger unterbrach, um sie zu empfangen.

»Das sind meine Mutter und meine Brüder«, murmelte Quim.

Mutter mußte den Bezug verstanden haben, denn als er die Augen öffnete, war sie fort.

Keine Stunde später war auch Quim fort. Er benutzte einen der kostbaren Lastwagen der Kolonie. Er brauchte nur wenig Vorräte, und eine gewöhnliche Reise hätte er zu Fuß angetreten. Doch der Wald, den er aufsuchen wollte, befand sich so weit entfernt, daß er Wochen gebraucht hätte, um ihn ohne Wagen zu erreichen, und er hätte auch nicht genug Vorräte mitnehmen können. Lusitania war noch immer eine feindselige Umgebung – hier wuchs nichts, was Menschen essen konnten, und selbst wenn, hätte Quim noch immer Nahrung gebraucht, welche die Zusätze enthielten, die die Descolada unterdrückten. Ohne sie wäre er an der Descolada gestorben, lange bevor er verhungert wäre.

Als die Stadt Lusitania hinter ihm immer kleiner wurde und er immer tiefer in die bedeutungslose, offene Fläche der Prärie eindrang, fragte sich Quim – Vater Estevão –, welchen Entschluß Bürgermeister Kovano gefaßt hätte, hätte er gewußt, daß der Anführer der Ketzer ein Vater-

baum war, der sich den Namen Kriegmacher verdient hatte, und daß Kriegmacher gesagt haben sollte, die einzige Hoffnung für die Pequeninos sei, daß der Heilige Geist – der Descolada-Virus – alles menschliche Leben auf Lusitania vernichtete.

Es hätte keine Rolle gespielt. Gott hatte Quim berufen, jeder Nation und Familie, jedem Stamm und Volk das Evangelium Gottes zu verkünden. Selbst die kriegerischsten, blutdürstigsten, haßerfüllten Völker konnten von der Liebe Gottes erfüllt und in Christen verwandelt werden. Es war in der Geschichte schon oft geschehen. Warum nicht auch jetzt?

O Vater, vollbringe eine mächtige Tat auf dieser Welt. Nie haben deine Kinder Wunder dringender gebraucht als wir jetzt.

Novinha sprach nicht mit Ender, und er bekam es mit der Angst zu tun. Das war keine Launenhaftigkeit – er hatte bei Novinha nie Launen festgestellt. Ender hatte den Eindruck, daß ihr Schweigen ihn nicht bestrafen, sondern sie eher davon abhalten sollte, ihn zu bestrafen; daß sie schwieg, weil sie Worte, die sie sonst sprechen würde, zu grausam wären, als daß man sie ihr jemals verzeihen könnte.

Also versuchte er anfangs nicht, sie zum Sprechen zu bewegen. Er ließ sie wie einen Schatten durch das Haus ziehen, wich jedem Blickkontakt aus, versuchte, sich von ihr fernzuhalten, und ging erst zu Bett, wenn sie schlief.

Offensichtlich benahm sie sich wegen Quims so. Seine Reise zu den Ketzern – er verstand ihre Angst, und obwohl Ender nicht dieselben Befürchtungen teilte, wußte er, daß Quims Mission nicht ungefährlich war. Novinha benahm sich irrational. Wie hätte Ender ihren Sohn aufhalten können? Er war dasjenige von Novinhas Kindern, auf das Ender fast keinen Einfluß hatte; sie waren vor ein paar Jahren zu einem Waffenstillstand gelangt, doch es war ein Friedensvertrag unter Gleichberechtigten gewesen, keineswegs eine Beziehung wie zwischen einem Vater und seinen Kindern, wie sie Ender mit allen anderen aufgebaut hatte. Wenn Novinha nicht imstande gewesen war, Quim zu überreden, diese Mission aufzugeben – was hätte Ender da erreichen können?

Verstandesgemäß wußte Novinha dies wahrscheinlich. Doch wie alle anderen Menschen handelte sie nicht immer ihrem Verständnis entsprechend. Sie hatte zu viele geliebte Menschen verloren; als sie fühlte, wie ihr ein weiterer entglitt, reagierte sie gefühls- und nicht verstandsmäßig. Ender war als Heiler, als Beschützer in ihr Leben getreten. Es war seine Aufgabe, ihr die Angst zu nehmen, und nun hatte sie Angst, und sie war wütend auf ihn, weil er ihr gegenüber versagt hatte.

Doch nach zwei Tagen des Schweigens hatte Ender genug. Es war nicht gerade der ideale Augenblick für eine Barriere zwischen ihm und Novinha. Er wußte – und Novinha auch –, daß Valentines Ankunft eine schwierige Zeit für sie bedeutete. Er hatte so viele Kommunikationsmöglichkeiten mit Valentine, so viele Verbindungen, so viele Wege zu ihrer Seele, daß es ihm schwerfiel, nicht wieder zu der Person zu werden, die er während der Jahre – der Jahrtausende – gewesen war, die sie gemeinsam verbracht hatten. Sie hatten dreitausend Jahre der Geschichte erlebt, als hätten sie sie durch dieselben Augen gesehen. Mit Novinha war er nur dreißig Jahre zusammen. Das war eigentlich nach subjektiver Zeit länger, als er mit Valentine verbracht hatte, doch es war so leicht, in seine alte Rolle als Valentines Bruder zurückzufallen, als Sprecher für ihren Demosthenes.

Ender hatte damit gerechnet, daß Novinha auf Valentine eifersüchtig war, und war darauf vorbereitet. Er hatte Valentine gewarnt, daß sie wahrscheinlich, vor allem am Anfang, nur selten ungestört sein würden. Und sie hatte es verstanden, auch Jakt hatte so seine Probleme, und beide Partner brauchten Bestätigung. Es war fast lächerlich, daß Jakt und Novinha auf die Verbindung zwischen Bruder und Schwester eifersüchtig waren. Es hatte niemals den leisesten Hinweis auf Sexualität in Enders und Valentines Beziehung gegeben – jeder, der sie kannte, hätte über eine solche Vermutung gelacht –, doch Novinha und Jakt befürchteten auch keine sexuelle Untreue. Es war auch nicht ihre gefühlsmäßige Verbindung – Novinha bezweifelte Enders Liebe und Hingabe für sie nicht, und Jakt hätte nicht mehr verlangen können, als Valentine ihm bot, sowohl was die Leidenschaft als auch das Vertrauen betraf.

Es ging tiefer als das. Es war die Tatsache, daß sie selbst jetzt, nach all diesen Jahren, kaum daß sie wieder zusammen waren, wie eine einzige Person funktionierten, sich einander aushalfen, ohne je erklären zu müs-

sen, was sie eigentlich beabsichtigten. Jakt sah es, und selbst für Ender, der ihn nie zuvor gesehen hatte, war es offensichtlich, daß er sich am Boden zerstört fühlte. Als sehe er seine Frau und deren Bruder und begriff: *Das* ist wahre Nähe. Das ist es, was es heißt, zwei Menschen seien eins. Er hatte gedacht, er und Valentine stünden sich als Mann und Frau so nahe, wie es nur möglich sei, und vielleicht stimmte das auch. Doch nun hatte er die Tatsache zu verkraften, daß sich zwei Menschen noch näher sein konnten. Daß sie in gewisser Hinsicht dieselbe Person sein konnten.

Ender konnte dies in Jakt sehen, und er bewunderte, wie gut es Valentine gelang, ihn zu beruhigen – und sich von Ender fernzuhalten, so daß sich ihr Mann langsam an die Verbindung zwischen ihnen gewöhnen konnte.

Doch Ender hatte nicht voraussehen können, wie Novinha reagieren würde. Er hatte sie nur als die Mutter ihrer Kinder gekannt; er hatte nur die heftige, unvernünftige Loyalität gekannt, die sie für sie empfand. Wenn sie sich bedroht fühlte, so hatte er geglaubt, würde sie besitzergreifend und beherrschend werden, so, wie sie es bei den Kindern war. Er war nicht im geringsten darauf vorbereitet, daß sie sich von ihm zurückzog. Noch vor ihrem Schweigen wegen Quims Mission hatte sie sich von ihm zurückgezogen. Nun, wo er darüber nachdachte, wurde ihm klar, daß es schon vor Valentines Ankunft begonnen hatte, als habe Novinha schon auf eine neue Rivalin reagiert, bevor diese Rivalin überhaupt eingetroffen war.

Es ergab natürlich Sinn, und er hätte es voraussehen müssen. Novinha hatte in ihrem Leben zu viele starke Personen verloren, zu viele Menschen, von denen sie abhängig war. Ihre Eltern. Pipo. Libo. Sogar Miro. Sie mochte bei ihren Kindern, von denen sie annahm, daß sie sie brauchten, besitzergreifend und beschützend sein, doch bei den Menschen, die sie selbst brauchte, verhielt sie sich genau andersherum. Wenn sie befürchtete, man könne sie ihr nehmen, zog sie sich von ihnen zurück; sie erlaubte sich nicht mehr, sie zu brauchen.

Nicht ›sie‹. Ihn. Ender. Sie versuchte, ihn nicht mehr zu brauchen. Und wenn sie dieses Schweigen bewahrte, würde es solch einen Keil zwischen sie treiben, daß sich ihre Ehe nicht mehr davon erholen konnte.

Ender wußte nicht, was er tun würde, sollte es soweit kommen. Er wäre nie auf die Idee gekommen, seine Ehe könnte gefährdet sein. Er hatte sie nicht leichthin angetreten; er beabsichtigte, als Novinhas Ehemann zu sterben, und ihre gemeinsamen Jahre waren mit jener Freude erfüllt gewesen, die vom völligen Vertrauen in einen anderen Menschen herrührt. Nun hatte Novinha dieses Vertrauen in ihn verloren. Doch das war nicht gerecht. Er war noch immer ihr Gatte, war ihr so treu ergeben, wie es bei noch keinem anderen Mann, noch keinem anderen *Menschen* in ihrem Leben je der Fall gewesen war. Er verdiente es nicht, sie wegen eines lächerlichen Mißverständnisses zu verlieren. Und wenn er ihre Beziehung einfach aufgab, wie Novinha es anscheinend unterbewußt wünschte, würde sie endgültig überzeugt sein, sich auf keinen anderen Menschen verlassen zu können. Das wäre tragisch, denn es war ganz einfach falsch.

Und so plante Ender bereits irgendeine Konfrontation, um die Luft zu reinigen, als Ela sie zufällig auslöste.

»Andrew.«

Ela stand auf der Schwelle. Wenn sie draußen in die Hände geklatscht hatte, um so um Einlaß zu bitten, hatte Ender es nicht gehört. Aber andererseits mußte sie kaum klatschen, wenn sie das Haus ihrer Mutter betreten wollte.

»Novinha ist in unserem Zimmer«, sagte Ender.

»Ich wollte eigentlich mit dir sprechen.«

»Es tut mir leid, aber ich kann dir keinen Vorschuß auf dein Erbteil geben.«

Ela lachte, während sie sich neben ihn setzte, doch das Lachen erstarb schnell. Sie war besorgt.

»Quara«, sagte sie.

Ender seufzte und lächelte. Quara war widerspenstig geboren worden, und nichts im Leben hatte sie umgänglicher machen können. Doch Ela war immer besser mit ihr zurechtgekommen als irgendwer sonst.

»Es ist nicht einfach wie immer«, sagte Ela. »Eigentlich macht sie sogar weniger Ärger als üblich. Kein einziger Streit.«

»Ein gefährliches Zeichen?«

»Du weißt, daß sie versucht, mit der Descolada zu kommunizieren.«

»Molekularsprache.«

»Na ja, was sie tut, ist gefährlich, und selbst, wenn sie Erfolg haben sollte, wird sie keine Kommunikation herstellen können. *Besonders*, wenn sie Erfolg hat, denn dann besteht eine gute Chance, daß wir alle tot sein werden.«

»Was hat sie vor?«

»Sie hat in meinen Akten geschnüffelt – was nicht besonders schwer war, da ich es nicht für nötig hielt, sie vor einer anderen Xenobiologin zu sperren. Sie konstruiert die Hemmstoffe, die ich in die Pflanzen einfügen wollte – kein Problem, denn ich habe ihr erklärt, wie man das macht. Aber anstatt sie irgendwo einzuspritzen, gibt sie sie direkt in die Descolada.«

»Was meinst du mit *geben?*«

»Das sind ihre Nachrichten. Das schickt sie ihnen mit ihren kostbaren kleinen Informationsträgern. Ob diese Träger nun eine Sprache sind oder nicht, läßt sich mit solch einem Un-Experiment nicht klären. Aber ob die Descolada nun ein Bewußtsein hat oder nicht, sie kann sich verdammt gut anpassen – und Ela hilft ihr damit vielleicht, sich einigen meiner besten Strategien für ihre Blockade anzupassen.«

»Verrat.«

»Richtig. Sie füttert den Feind mit unseren militärischen Geheimnissen.«

»Hast du mit ihr darüber gesprochen?«

»Sta brincando. Claro que falei. Ela quase me matou.« Du scherzt – natürlich habe ich mit ihr gesprochen. Sie hätte mich fast umgebracht.

»Hat sie irgendwelche Viren erfolgreich trainiert?«

»Sie macht noch nicht einmal Tests, um das festzustellen. Es ist, als sei sie ans Fenster gestürmt und hätte gebrüllt: ›Sie kommen, um euch zu töten!‹ Das ist keine Wissenschaft, sondern Interspezies-Politik. Nur… wir wissen nicht einmal, ob die andere Seite überhaupt eine Politik hat. Wir wissen nur, daß sie uns mit Quaras Hilfe vielleicht noch schneller töten kann, als wir es uns vorgestellt haben.«

»Nossa Senhora«, murmelte Ender. »Es ist zu gefährlich. Sie kann nicht einfach damit herumspielen.«

»Vielleicht ist es schon zu spät – ich weiß nicht, ob sie schon einen Schaden angerichtet hat oder nicht.«

»Dann müssen wir sie aufhalten.«

»Wie? Ihr die Arme brechen?«

»Ich werde mit ihr sprechen, doch sie ist zu alt – oder zu jung –, um auf die Vernunft zu hören. Ich fürchte, die letzte Entscheidung wird der Bürgermeister und nicht wir treffen müssen.«

Erst als Novinha das Wort ergriff, bemerkte Ender, daß seine Frau das Zimmer betreten hatte. »Mit anderen Worten, Gefängnis«, sagte sie. »Du hast vor, meine Tochter einsperren zu lassen. Wann wolltest du mich informieren?«

»Gefängnis ist mir nicht in den Sinn gekommen«, sagte Ender. »Er wird ihr den Zugang zu…«

»Das ist nicht die Aufgabe des Bürgermeisters«, sagte Novinha, »sondern meine. Ich bin die Chefxenobiologin. Warum bist du nicht zu mir gekommen, Elanora? Warum zu *ihm*?«

Ela saß schweigend da und musterte ihre Mutter ruhig. So stand sie einen Konflikt mit ihrer Mutter aus – mit passivem Widerstand.

»Quara ist außer Kontrolle, Novinha«, sagte Ender. »Es war schlimm genug, den Vaterbäumen Geheimnisse zu verraten. Sie der Descolada zu verraten, ist verrückt.«

»Tu es psicologista, agora?« Jetzt bist du auch Psychologe?

»Ich habe nicht vor, sie einzusperren.«

»Du hast *überhaupt* nichts vor«, sagte Novinha. »Nicht mit *meinen* Kindern.«

»Das stimmt«, sagte Ender. »Ich habe mit *Kindern* überhaupt nichts vor. Ich habe jedoch die Verantwortung, etwas gegen einen erwachsenen Bürger Lusitanias zu unternehmen, der skrupellos das Überleben eines jeden Menschen auf diesem Planeten gefährdet, vielleicht sogar eines jeden Menschen überall.«

»Und wer hat dir diese edle Verantwortung gegeben, Andrew? Ist Gott auf einen Berg hinaufgestiegen und hat dir die Befugnis, die Menschen zu beherrschen, in eine Steintafel geschlagen?«

»Na schön«, sagte Ender. »Was schlägst du vor?«

»Ich schlage vor, daß du dich aus einer Sache heraushältst, die dich nichts angeht. Und ehrlich gesagt, Andrew, das schließt ziemlich viel ein. Du bist kein Xenobiologe. Du bist kein Physiker. Du bist kein Xenologe. Eigentlich bist du *gar nichts*, nur ein Störenfried, der sich in die Leben anderer Menschen einmischt.«

Ela holte tief Luft. »Mutter!«

»Das einzige, das dir irgendeine Macht gibt, ist dieses verdammte Juwel in deinem Ohr. *Sie* flüstert dir Geheimnisse zu, sie spricht des Nachts mit dir, wenn du mit deiner Frau im Bett liegst, und wann immer sie etwas will, bist du auf einer Konferenz, auf der du nichts zu suchen hast, und sagst, was sie dir aufgetragen hat. Du behauptest, Quara habe Betrug begangen. Soweit ich es beurteilen kann, bist du es, der wegen eines übergroßen Stücks Software *echte* Menschen betrügst!«

»Novinha«, sagte Ender, um sie zu beruhigen.

Aber sie war nicht an einem Dialog interessiert. »Wage es ja nicht, dich jetzt auch mit mir zu *befassen.* Die ganzen Jahre über habe ich gedacht, du liebst mich…«

»Ich liebe dich auch.«

»Ich dachte, du wärest wirklich einer von uns geworden, würdest zu unserem Leben gehören…«

»Das tue ich auch.«

»Ich dachte, es wäre echt…«

»Das ist es.«

»Aber du bist nur das, wovor Bischof Peregrino uns von Anfang an gewarnt hat. Ein Manipulator. Ein Herrscher. Dein Bruder hat einst die gesamte Menschheit beherrscht, nicht wahr? Aber so ehrgeizig bist du nicht. Du gibst dich mit einem kleinen Planeten zufrieden.«

»Im Namen Gottes, Mutter, hast du den Verstand verloren? *Kennst* du diesen Mann nicht?«

»Ich dachte, ich würde ihn kennen.« Novinha weinte jetzt. »Aber niemand, der mich liebt, hätte je zugelassen, daß mein Sohn hinausgeht zu diesen mörderischen kleinen Schweinen…«

»Er hätte Quim nicht aufhalten können, Mutter! Niemand konnte das!«

»Er hat es nicht einmal versucht! Er hat es *gebilligt*!«

»Ja«, sagte Ender. »Ich dachte, dein Sohn habe edel und tapfer gehandelt, und das habe ich gebilligt. Er wußte, daß die Gefahr zwar nicht groß, aber doch vorhanden war, und wollte trotzdem gehen – und das habe ich gebilligt. Es ist genau das, was *du* getan hättest und hoffentlich auch ich, wäre ich an seiner Stelle gewesen. Quim ist ein Mann, ein guter, vielleicht auch ein großer Mann. Er braucht deinen Schutz nicht und will ihn auch gar nicht. Er hat seine Lebensaufgabe gefunden und verrichtet sie. Ich ehre ihn dafür, und das solltest du auch tun. Wie wagst du es da vorzuschlagen, einer von uns hätte sich ihm in den Weg stellen sollen?«

Novinha verstummte endlich, zumindest für den Augenblick. Maß sie Enders Worte ab? Begriff sie endlich, wie vergeblich und grausam es von ihr gewesen war, Quim mit ihrem Zorn anstatt ihrem Segen gehen zu lassen? Während dieses Schweigens hatte Ender noch Hoffnung.

Dann endete es. »Wenn du dich je wieder in das Leben meiner Kinder einmischst, bin ich mit dir fertig«, sagte Novinha. »Und wenn Quim irgend etwas zustößt, werde ich dich hassen, bis du stirbst, und beten, daß dieser Tag bald kommen wird. Du weißt überhaupt nichts, du Mistkerl, und es wird langsam Zeit, daß du aufhörst, so zu tun.«

Sie ging zur Tür, doch dann fiel ihr noch ein theatralischer Abgang ein. Sie drehte sich zu Ela um und sprach mit bemerkenswerter Ruhe. »Elenora, ich werde augenblicklich Schritte ergreifen, um Quara den Zugang zu Ausrüstung und Daten zu nehmen, mit denen sie der Descolada helfen könnte. Und wenn ich noch einmal höre, meine Liebe, daß du mit irgendeinem Laborangelegenheiten besprichst, *besonders* mit diesem Mann, werde ich dich lebenslang aus dem Labor verbannen. Hast du verstanden?«

Erneut antwortete Ela mit Schweigen.

»Ah«, sagte Novinha. »Wie ich sehe, hat er mehr von meinen Kindern gestohlen, als ich dachte.«

Dann war sie fort.

Ender und Ela saßen in benommenem Schweigen da. Schließlich stand Ela auf, tat jedoch keinen Schritt.

»Ich sollte wirklich etwas unternehmen«, sagte sie, »aber mir fällt ums Verrecken nicht ein, was.«

»Vielleicht solltest du zu deiner Mutter gehen und ihr zeigen, daß du noch auf ihrer Seite bist.«

»Aber das bin ich nicht mehr«, sagte Ela. »Ich habe sogar schon darüber nachgedacht, zu Bürgermeister Zeljezo zu gehen und ihn zu bitten, Mutter als Chefxenobiologin abzusetzen, weil sie eindeutig den Verstand verloren hat.«

»Das hat sie nicht«, sagte Ender. »Und wenn du so etwas tätest, würde es sie umbringen.«

»Mutter? Sie ist zu hart, um zu sterben.«

»Nein«, sagte Ender. »Sie ist im Augenblick so zerbrechlich, daß jeder Schlag sie töten könnte. Nicht ihren Körper. Ihr – Vertrauen. Ihre Hoffnung. Ganz gleich, was passiert, gib ihr keinen Grund zu der Annahme, du stündest nicht hinter ihr.«

Ela sah ihn wütend an. »Machst du das absichtlich, oder ist das ganz einfach deine Natur?«

»Wovon sprichst du?«

»Mutter hat gerade Dinge zu dir gesagt, die dich erzürnen oder verletzen müßten, und du sitzt da und überlegst dir, wie du ihr helfen kannst. Möchtest du nie auf jemanden einprügeln? Ich meine, verlierst du nie die Beherrschung?«

»Ela, nachdem du unabsichtlich mit bloßen Händen ein paar Menschen getötet hast, lernst du entweder, dich im Zaum zu halten, oder du verlierst deine Menschlichkeit.«

»Das hast du getan?«

»Ja«, sagte er. Einen Augenblick lang glaubte er, sie sei schockiert.

»Glaubst du, du könntest es auch heute noch tun?«

»Wahrscheinlich«, sagte er.

»Gut. Das kann ganz nützlich sein, wenn hier die Hölle losbricht.« Dann lachte sie. Es war ein Scherz. Ender war erleichtert. Er lachte mit ihr, aber nur schwach.

»Ich gehe zu Mutter«, sagte Ela, »aber nicht, weil du es mir gesagt hast, nicht einmal aus den Gründen, die du genannt hast.«

»Schön. Geh einfach so.«

»Willst du nicht wissen, warum ich zu ihr halte?«

»Ich weiß es schon.«

»Natürlich. Sie hat sich geirrt, nicht wahr? Du weißt *alles*, oder?«

»Du gehst zu deiner Mutter, weil es das schmerzhafteste ist, was du dir im Augenblick antun kannst.«

»Bei dir klingt das irgendwie… krank.«

»Es ist die schmerzhafteste gute Tat, die du tun kannst. Es ist die unangenehmste Aufgabe. Es ist die schwerste Last.«

»Ela die Märtyrerin, certo? Wirst du das sagen, wenn du über meinen Tod sprichst?«

»Wenn ich über *deinen* Tod sprechen soll, muß ich eine Aufzeichnung machen. Ich habe vor, lange vor dir tot zu sein.«

»Also verläßt du Lusitania nicht?«

»Natürlich nicht.«

»Auch nicht, wenn Mutter dich hinauswirft?«

»Das kann sie nicht. Sie hat keinen Scheidungsgrund, und Bischof Peregrino kennt uns beide so gut, daß er über die Bitte lachen wird, die Ehe zu annullieren, weil sie nicht vollzogen worden sei.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Ich will hierbleiben«, sagte Ender. »Keine falsche Unsterblichkeit durch Zeitdilation mehr. Ich bin es leid, im All herumzuhetzen. Ich werde Lusitania nie wieder verlassen.«

»Selbst wenn du dann sterben wirst? Wenn die Flotte kommt?«

»Wenn alle gehen können, werde ich auch gehen«, sagte Ender. »Aber ich werde derjenige sein, der alle Lampen ausschaltet und die Tür abschließt.«

Sie lief zu ihm, küßte ihn auf die Wange und umarmte ihn kurz. Dann war sie aus der Tür, und er war wieder allein.

Ich habe mich bei Novinha furchtbar getäuscht, dachte er. Nicht auf Valentine war sie eifersüchtig, sondern auf Jane. All die Jahre lang hat sie gesehen, wie ich stumm mit Jane spreche, Dinge sagte, die sie nie hören konnte, Dinge hörte, die sie nie sagen konnte. Ich habe das Vertrauen verloren, das sie in mich gesetzt hatte, und es nicht einmal gemerkt.

Selbst jetzt mußte er subvokalisiert haben. Er mußte aus einer so tiefen Gewohnheit heraus mit Jane gesprochen haben, daß er es nicht einmal bemerkt hatte. Denn sie antwortete ihm.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte sie.

Das kann schon sein, antwortete Ender stumm.

»Du hast nie geglaubt, ich würde viel von Menschen verstehen.«

Du lernst wohl.

»Weißt du, sie hat recht. Du bist meine Puppe. Ich manipuliere dich die ganze Zeit über. Du hast seit Jahren keinen eigenen Gedanken mehr gedacht.«

»Halt die Klappe«, flüsterte er. »Ich bin nicht in der Stimmung.«

»Ender«, sagte sie, »wenn du glaubst, es hilft dir dabei, Novinha nicht zu verlieren, nimm das Juwel aus deinem Ohr. Ich habe nichts dagegen.«

»Ich hätte schon etwas dagegen.«

»Dann habe ich eben gelogen«, sagte sie. »Aber wenn du es tun mußt, um sie zu behalten, dann tu es.«

»Danke«, sagte er. »Doch ich wäre schlecht beraten, um etwas zu kämpfen, das ich bereits eindeutig verloren habe.«

»Wenn Quim zurückkommt, wird alles wieder in Ordnung sein.«

Genau, dachte Ender. Genau.

Bitte, Gott, gib auf Vater Estevão acht.

Sie wußten, daß Vater Estevão kam. Pequeninos wußten es immer. Die Vaterbäume erzählten einander alles. Es gab keine Geheimnisse. Nicht, daß sie es so gewollt hätten. Vielleicht gab es einen Vaterbaum, der ein Geheimnis bewahren oder eine Lüge erzählen wollte. Doch sie waren nicht gerade allein. Sie hatten niemals eigene Erfahrungen. Wenn also ein Vaterbaum etwas geheimhalten wollte, würde es immer einen anderen in

der Nähe geben, der anderer Ansicht war. Wälder handelten immer im Einklang, doch sie bestanden noch aus Individuen, und so glitten die Geschichten von einem Wald zum anderen, ganz gleich, was ein paar Vaterbäume vielleicht wollten.

Quim wußte, daß diese Tatsache ihm zum Schutz geriet. Denn obschon Kriegmacher ein blutdürstiger Hundesohn war – gleichwohl diese Bezeichnung bei Pequeninos eigentlich gar keine Bedeutung hatte –, konnte er Vater Estevão nichts antun, ohne seine Brüder zuerst zu überreden, sich so zu verhalten, wie er es wollte. Und wenn er das tat, würde einer der anderen Vaterbäume in seinem Wald davon erfahren und es verraten. Würde Zeugnis ablegen. Wollte Kriegmacher den Eid brechen, den alle Vaterbäume vor dreißig Jahren gemeinsam geleistet hatten, konnte es nicht insgeheim geschehen. Die ganze Welt würde es wissen, und Kriegmacher wäre als wortbrüchig bekannt. Es wäre schändlich. Welches Weib würde den Brüdern dann noch erlauben, eine Mutter zu ihm zu tragen? Welche Kinder würde er noch haben, solange er lebte?

Quim war in Sicherheit. Vielleicht würden sie nicht auf ihn hören, doch sie würden ihm nichts tun.

Doch als er Kriegmachers Wald erreichte, verschwendeten sie keine Zeit damit, ihn anzuhören. Die Brüder ergriffen ihn, warfen ihn zu Boden und zerrten ihn zu Kriegmacher.

»Das war nicht notwendig«, sagte er. »Ich wäre sowieso hierher gekommen.«

Ein Bruder schlug mit Stöcken auf den Baum. Quim lauschte der sich verändernden Musik, während Kriegmacher die Hohlräume in sich veränderte und die Klänge zu Worten formte.

»Du bist gekommen, weil ich es befohlen habe.«

»Du hast befohlen. Ich bin gekommen. Wenn du glauben möchtest, das habe mein Kommen veranlaßt, bitte schön. Doch Gottes Befehle sind die einzigen, die ich freiwillig befolge.«

»Du bist hierher gekommen, um den Willen Gottes zu vernehmen«, sagte Kriegmacher.

»Ich bin hier, um den Willen Gottes zu verkünden«, sagte Quim. »Die Descolada ist ein Virus, von Gott geschaffen, um die Pequeninos zu

würdigen Kindern zu machen. Doch der Heilige Geist hat keine Inkarnation. Der Heilige Geist ist eigens Geist, damit er in unseren Herzen wohnen kann.«

»Die Descolada wohnt in *unseren* Herzen und gibt uns Leben. Was gibt der Heilige Geist euch, wenn er in euern Herzen wohnt?«

»Einen Gott. Einen Glauben. Eine Taufe. Gott predigt nicht das eine Wort zu Menschen und ein anderes zu Pequeninos.«

»Wir sind keine ›Kleinen‹. Ihr werdet sehen, wer mächtig und wer klein ist.«

Sie zwangen ihn hoch und drückten ihn mit dem Rücken gegen Kriegmachers Stamm. Er fühlte, wie sich die Borke hinter ihm veränderte. Sie stießen ihn. Viele kleine Hände, viele Schnauzen, deren Atem er spürte. In all diesen Jahren war er nie davon ausgegangen, solche Hände, solche Schnauzen, könnten zu Feinden gehören. Und selbst jetzt begriff Quim voller Erleichterung, daß er sie nicht für seine persönlichen Feinde hielt. Sie waren die Feinde Gottes, und er hatte Mitleid mit ihnen. Es war eine große Entdeckung für ihn, daß er sogar in einem Augenblick, da er in den Bauch eines mörderischen Vaterbaums gestoßen wurde, keine Spur von Furcht oder Haß in sich hatte.

Ich fürchte den Tod wirklich nicht. Das habe ich nie gewußt.

»Du glaubst, ich werde den Eid brechen«, sagte Kriegmacher.

»Es ist mir in den Sinn gekommen«, entgegnete Quim. Er befand sich nun vollständig in dem Baum, obwohl er vor ihm vom Kopf bis zu den Zehen geöffnet blieb. Er konnte sehen, er konnte atmen – sein Gefängnis war nicht einmal so eng, daß sich klaustrophobische Gefühle einstellten. Doch das Holz hatte sich so glatt um ihn herum zusammengezogen, daß er keinen Arm, kein Bein bewegen, nicht seitlich durch die Lücke vor ihm gleiten konnte. Eng ist das Tor und schmal der Weg, der zur Erlösung führt.

»Wir werden dich einer Prüfung unterziehen«, sagte Kriegmacher. Nun, da Quim seine Worte von innen hörte, konnte er sie kaum noch verstehen. »Soll Gott zwischen dir und mir entscheiden. Wir geben dir zu trinken, soviel du willst – das Wasser aus unserem Bach. Aber Nahrung wirst du nicht bekommen.«

»Mich verhungern zu lassen ist…«

»Verhungern? Wir haben deine Nahrung. In zehn Tagen werden wir dich wieder füttern. Wenn der Heilige Geist dich zehn Tage lang leben läßt, werden wir dich füttern und freilassen. Dann werden wir an deine Lehre glauben. Dann gestehen wir ein, daß wir uns geirrt haben.«

»Der Virus wird mich vorher töten.«

»Der Heilige Geist wird dich prüfen und entscheiden, ob du würdig bist.«

»Hier *findet* eine Prüfung statt«, sagte Quim, »aber nicht die, die ihr glaubt.«

»Ach?«

»Es ist die Prüfung des Jüngsten Gerichts. Ihr steht vor Christus, und er sagt zu denen zu seiner Rechten: ›Ich war ein Fremder, und ihr habt mich aufgenommen. Tretet in die Freude des Herrn.‹ Dann sagt er zu denen zu seiner Linken: ›Ich war hungrig, und ihr gabt mir nichts. Ich war ein Fremder, und ihr habt mich schlecht behandelt.‹ Und sie alle sagen zu ihm: ›Herr, wann haben wir dir das angetan?‹ Und er antwortet: ›Wenn ihr dies dem geringsten meiner Brüder angetan habt, habt ihr es auch mir angetan.‹ Ihr Brüder, die ihr euch hier versammelt habt – ich bin der geringste eurer Brüder. Ihr werdet vor Christus verantworten, was ihr mir hier antut.«

»Törichter Mensch«, sagte Kriegmacher. »Wir tun dir nichts an, halten dich nur fest. Mit dir geschieht, was Gott will. Hat Jesus nicht gesagt: ›Ich tue nichts, was mein Vater nicht auch tut?‹ Hat Jesus nicht gesagt: ›Ich bin der Weg. Kommt und folgt mir?‹ Nun, wir lassen dich tun, was auch Jesus getan hat. Er ging ohne Brot vierzig Tage lang in die Wildnis. Wir geben dir die Chance, ein Viertel so heilig zu sein. Wenn Gott will, daß wir an deine Lehre glauben, wird er Engel schicken, die dich füttern. Er wird Steine in Brot verwandeln.«

»Ihr macht einen Fehler«, sagte Quim.

»Du hast den Fehler gemacht, indem du hierher gekommen bist.«

»Das meine ich nicht. Ihr macht einen Fehler, da ihr die Lehre falsch auffaßt. Ihr habt die Worte richtig verstanden – in der Wildnis fasten,

Steine zu Brot und so weiter. Aber ist es nicht bezeichnend, daß ihr Satans Rolle übernehmt?«

Nach diesen Worten bekam Kriegmacher einen Wutanfall. Er sprach so schnell, daß die Bewegungen im Holz an Quim zu zerren und drükken begannen, bis er befürchtete, er würde im Baum zerrissen werden.

»*Du* bist der Satan! Wir sollen deine Lügen lange genug glauben, daß ihr Menschen eine Möglichkeit findet, die Descolada zu töten und allen Brüdern das dritte Leben vorzuenthalten! Glaubst du, wir durchschauen euch nicht? Wir kennen all eure Pläne! Ihr habt keine Geheimnisse! Und Gott hat auch vor uns keine Geheimnisse! *Wir* sind diejenigen, denen er das dritte Leben gab, nicht ihr! Wenn Gott euch liebte, würde er euch nicht eure Toten in der Erde vergraben lassen, so daß nur Würmer aus euch entstehen können!«

Von dem Streit in den Bann geschlagen, setzten die Brüder sich um die Stammöffnung.

Es ging sechs Tage so weiter, Glaubensdiskussionen, die eines jeden Kirchenvaters eines jeden Zeitalters würdig gewesen wären. Seit dem Konzil auf Nicäa waren so gewaltige Themen nicht mehr erörtert und abgewogen wurden.

Die Argumente wurden von Bruder zu Bruder weitergegeben, von Baum zu Baum, von Wald zu Wald. Berichte der Dialoge zwischen Kriegmacher und Vater Estevão erreichten Wühler und Mensch innerhalb eines Tages. Doch die Informationen waren nicht vollständig. Erst am vierten Tag begriffen sie, daß Quim gefangengehalten wurde und auch keine Nahrung mit dem Descolada-Hemmer bekam. Daraufhin wurde sofort eine Expedition ausgeschickt, die aus Ender und Ouanda, Jakt und Lars und Varsambestand. Bürgermeister Kovano schickte Ender und Ouanda, weil die Schweinchen sie am besten kannten und auch respektierten, und Jakt und dessen Sohn und Schwiegersohn, weil sie nicht auf Lusitania geboren waren. Kovano wagte es nicht, einheimische Kolonisten zu schicken – es ließ sich nicht absehen, was geschehen würde, sollte dieser Vorfall bekannt werden. Die fünf nahmen den schnellsten Wagen und folgten den Richtungshinweisen, die Wühler ihnen gab. Es war eine Dreitagesreise.

Am sechsten Tag endete der Dialog, weil die Descolada Quims Körper so gründlich durchdrungen hatte, daß er keine Kraft zum Sprechen mehr hatte, und wenn er doch noch etwas sagte, ließen das Fieber und Delirium seine Worte unverständlich werden.

Am siebenten Tag schaute er durch die Öffnung nach oben, über die Köpfe der Brüder hinweg, die noch dort warteten. »Ich sehe den Erlöser, wie er auf der rechten Hand Gottes sitzt«, flüsterte er. Dann lächelte er.

Eine Stunde später war er tot. Kriegmacher spürte es und verkündete es triumphierend seinen Brüdern. »Der Heilige Geist hat sein Urteil gefällt, und Vater Estevão wurde zurückgewiesen.«

Einige Brüder frohlockten. Aber nicht so viele, wie Kriegmacher erwartet hatte.

Bei Anbruch der Dämmerung traf Enders Trupp ein. Es stand nicht zur Debatte, sie gefangenzunehmen und der Prüfung zu unterziehen – sie waren zu viele, und die Brüder waren sich sowieso nicht alle einig. Bald standen die Menschen vor dem geöffneten Stamm Kriegmachers und sahen das hagere, von der Krankheit entstellte Gesicht Vater Estevãos, das in den Schatten kaum auszumachen war.

»Öffne dich und laß meinen Sohn zu mir heraus«, sagte Ender.

Der Riß im Baum wurde breiter. Ender griff hinein und zog Vater Estevãos Leiche hinaus. Er war unter seinen Roben so leicht, daß Ender einen Augenblick lang glaubte, er müsse einen Teil seines Gewichts selbst tragen, müsse gehen. Doch er ging nicht. Ender legte ihn vor dem Baum auf den Boden.

Ein Bruder schlug einen Rhythmus auf Kriegmachers Stamm.

»Er muß in der Tat zu dir gehören, Sprecher für die Toten, denn er ist tot. Der Heilige Geist hat ihn in der zweiten Taufe verbrannt.«

»Ihr habt den Eid gebrochen«, sagte Ender. »Ihr habt das Wort der Vaterbäume verraten.«

»Keiner hat ihm auch nur ein Haar gekrümmt«, sagte Kriegmacher.

»Glaubt ihr, ihr könntet mit euern Lügen jemanden täuschen?« sagte Ender. »Jeder weiß, daß es eine Gewalttat ist, einem Sterbenden seine Medizin vorzuenthalten. Genausogut hättet ihr ihm einen Messerstich

ins Herz versetzen können. Dort ist seine Medizin. Ihr hättet sie ihm jederzeit geben können.«

»Es war Kriegmacher«, sagte einer der neben dem Baum stehenden Brüder.

Ender wandte sich an die Brüder. »Ihr habt Kriegmacher geholfen. Glaubt nicht, ihr könntet ihm allein die Schuld zuschreiben. Möge keiner von euch jemals in sein drittes Leben treten. Und was dich betrifft, Kriegmacher, möge nie wieder eine Mutter auf deiner Borke kriechen.«

»Kein Mensch kann so etwas entscheiden«, sagte Kriegmacher.

»Du hast es selbst entschieden, als du glaubtest, du könntest einen Mord begehen, um deinen Streit zu gewinnen«, sagte Ender. »Und ihr Brüder habt euch entschieden, als ihr ihn nicht aufgehalten habt.«

»Du bist nicht unser Richter!« rief einer der Brüder.

»Doch, das bin ich«, sagte Ender. »Genau wie jeder andere Bewohner Lusitanias, Mensch und Vaterbaum, Bruder und Gattin.«

Sie trugen Quims Leiche zu dem Wagen, und Jakt, Ouanda und Ender fuhren mit ihm. Lars und Varsam nahmen den Wagen, den Quim benutzt hatte. Ender brauchte ein paar Minuten, um eine Nachricht für Jane aufzusetzen, die sie in der Kolonie an Miro übermitteln sollte. Novinha mußte nicht drei Tage warten, um zu erfahren, daß ihr Sohn durch die Hände der Pequeninos gestorben war. Und sie würde es nicht aus Enders Mund hören wollen, soviel stand fest. Ender konnte nicht einmal vermuten, ob er noch eine Frau haben würde, wenn er in die Kolonie zurückkehrte. Sicher war nur, daß Novinha ihren Sohn Estevão nicht mehr hatte.

»Wirst du für ihn sprechen?« fragte Jakt, als der Wagen über das Capim brauste. Er hatte auf Trondheim einmal gehört, wie Ender für die Toten sprach.

»Nein«, sagte Ender. »Ich glaube nicht.«

»Weil er ein Priester ist?« fragte Jakt.

»Ich habe schon für Priester gesprochen«, sagte Ender. »Nein, ich werde nicht für Quim sprechen, weil kein Grund dazu besteht. Quim war immer genau das, was er zu sein schien, und er starb genau, wie er es gewollt hätte – Gott dienend, während er bei den Kleinen predigte. Ich

habe seiner Geschichte nichts hinzuzufügen. Er hat sie selbst abgeschlossen.«

Kapitel 11
Die Jade des Meisters Ho

›Also fängt das Töten jetzt an.‹

›Amüsant ist nur, daß dein Volk damit begonnen hat, nicht die Menschen.‹

›Dein Volk hat auch damit begonnen, als du deine Kriege mit den Menschen hattest.‹

›Wir haben damit angefangen, aber sie haben es beendet.‹

›Wie gelingt ihnen das nur, diesen Menschen – jedesmal so unschuldig anzufangen, um es dann mit dem meisten Blut an ihren Händen zu beenden?‹

Wang-mu beobachtete, wie sich die Worte und Zahlen durch das Display über dem Terminal ihrer Herrin bewegten. Qing-jao schlief leise atmend ganz in der Nähe auf ihrer Matte. Wang-mu hatte auch eine Weile geschlafen, doch irgend etwas hatte sie geweckt. Ein Schrei, nicht weit entfernt; vielleicht ein Schmerzensschrei. Es war ein Teil von Wang-mus Traum gewesen, doch als sie erwachte, hörte sie das Geräusch noch in der Luft verhallen. Es war nicht Qing-jaos Stimme gewesen. Vielleicht die eines Mannes, obwohl das Geräusch schrill gewesen war. Ein wehklagendes Geräusch. Es ließ Wang-mu an den Tod denken.

Aber sie erhob sich nicht, um nachzusehen. Das stand ihr nicht zu; ihr Platz war an der Seite ihrer Herrin, bis ihre Herrin sie fortschickte. Wenn Qing-jao hören mußte, was diesen Schrei verursacht hatte, würde eine andere Dienerin kommen und Wang-mu wecken, die dann ihre Herrin wecken würde – denn sobald eine Frau erst einmal eine geheime Magd hatte, durften sie, bis sie heiratete, nur deren Hände ungebeten berühren.

Also lag Wang-mu wach und wartete ab, ob jemand käme, um Qing-jao zu sagen, warum ein Mann in solcher Qual geschrien hatte, und so nahe, daß man ihn in diesem Zimmer hinten im Haus des Han Fei-tzu hören konnte. Während sie wartete, fiel ihr Blick auf das sich bewegende

Display. Der Computer führte die Suchvorgänge durch, die Qing-jao programmiert hatte.

Plötzlich verharrte das Display. Gab es ein Problem? Wang-mu stützte sich auf einem Arm ab; nun war sie dem Display nahe genug, um die letzten Worte lesen zu können. Die Suche war abgeschlossen. Und diesmal gab der Computer nicht die übliche barsche Fehlmeldung: NICHT GEFUNDEN. KEINE INFORMATIONEN. KEINE SCHLUSSFOLGERUNG. Diesmal war die Meldung ein Bericht.

Wang-mu stand auf und trat zum Terminal. Sie tat, was Qing-jao ihr beigebracht hatte, drückte die Taste, die alle neuen Informationen abspeicherte, so daß der Computer sie bewahren würde, ganz gleich, was geschah. Dann ging sie zu Qing-jao und legte sanft eine Hand auf ihre Schulter.

Qing-jao erwachte fast sofort; ihr Schlaf war nie tief. »Der Computer hat etwas gefunden«, sagte Wang-mu.

Qing-jao schüttelte den Schlaf ab wie eine leichte Jacke. Sie eilte zum Terminal und las die Worte.

»Ich habe Demosthenes gefunden«, sagte sie.

»Wo ist er?« fragte Wang-mu atemlos. Der große Demosthenes – nein, der schreckliche Demosthenes. Meine Herrin wünscht, daß ich ihn für einen Feind halte. Aber auf jeden Fall *der* Demosthenes, dessen Worte sie so aufgewühlt hatten, als ihr Vater sie laut vorgelesen hatte. »Solange sich andere vor einem Mann verbeugen, weil er die Macht hat, sie und alles, was sie haben und lieben, zu vernichten, solange müssen wir alle gemeinsam Angst haben.« Wang-mu hatte diese Worte als Kind fast überhört – sie war nur drei Jahre alt gewesen –, doch nun fielen sie ihr wieder ein, weil sie ein Bild in ihrem Verstand heraufbeschworen hatten. Als ihr Vater diese Worte vorgelesen hatte, erinnerte sie sich an etwas: Ihre Mutter sprach, und ihr Vater wurde wütend. Er schlug sie nicht, doch er zog die Schultern hoch, und sein Arm zuckte leicht, als wolle sein Körper sie schlagen und er könne ihn nur mit Mühe zurückhalten. Obwohl es zu keiner Gewalttätigkeit kam, senkte Wang-mus Mutter den Kopf und murmelte etwas, und die Spannung ließ nach. Wang-mu wußte, daß sie gesehen hatte, was Demosthenes beschrieb: Mutter hatte sich vor Vater verbeugt, weil er die Macht hatte, sie zu verletzen. Und Wang-

mu war verängstigt, sowohl damals und dann wieder, als sie sich daran erinnerte. Als sie also Demosthenes' Worte hörte, wußte sie, daß sie wahr waren, und wunderte sich, daß ihr Vater diese Worte vorlesen und ihnen sogar beipflichten konnte, ohne zu begreifen, daß er selbst genauso gehandelt hatte. Deshalb hatte Wang-mu immer mit großem Interesse allen Worten des großen – des schrecklichen – Demosthenes gelauscht, denn ob er nun groß oder schrecklich war, sie wußte, daß er die Wahrheit sagte.

»Nicht er«, sagte Qing-jao. »Demosthenes ist eine Frau.«

Diese Vorstellung verschlug Wang-mu den Atem. Eine Frau! Kein Wunder, daß ich soviel Mitgefühl bei Demosthenes hörte; sie ist eine Frau und weiß, wie es ist, jeden wachen Augenblick von anderen beherrscht zu werden. Sie ist eine Frau, und deshalb träumt sie von Freiheit, von einer Stunde, in der keine Pflicht darauf wartet, erledigt zu werden. Kein Wunder, daß die Revolution in ihren Worten brennt und sie doch immer Worte blieben und nie zu Gewalt wurden. Doch warum nur sieht Qing-jao das nicht? Warum hat Qing-jao entschieden, daß wir beide Demosthenes hassen müssen?

»Eine Frau namens Valentine«, sagte Qing-jao, und dann fuhr sie mit Ehrfurcht in der Stimme fort: »Valentine Wiggin, vor über drei… über dreitausend Jahren auf der Erde geboren.«

»Ist sie eine Göttin, daß sie so lange lebt?«

»Reisen. Sie reist von Welt zu Welt und bleibt nirgendwo länger als ein paar Monate. Nur lange genug, um ein Buch zu schreiben. All die großen Geschichtswerke unter dem Namen Demosthenes wurden von ein und derselben Frau geschrieben, und doch weiß niemand davon. Wieso ist sie nicht berühmt?«

»Sie muß sich verstecken wollen«, sagte Wang-mu, die sehr gut verstand, warum sich eine Frau hinter dem Namen eines Mannes versteckte. Ich täte es auch, wenn ich könnte, damit ich auch von Welt zu Welt reisen und tausend Orte sehen und zehntausend Jahre lang leben könnte.

»Subjektiv ist sie erst in ihren Fünfzigern. Noch jung. Sie blieb viele Jahre auf einer Welt, heiratete und hatte Kinder. Doch jetzt ist sie wieder unterwegs. Nach…« Qing-jao sog scharf die Luft ein.

»Wohin?« fragte Wang-mu.

»Als sie ihre Heimat verließ, nahm sie ihre Familie auf einem Sternenschiff mit. Sie flogen zuerst nach Himmlischer Friede, kamen an Catalonia vorbei und setzten den Kurs dann direkt nach Lusitania!«

Wang-mus erster Gedanke war: natürlich! Deshalb hat Demosthenes sowohl Mitgefühl und Verständnis für die Lusitanier. Sie hat mit ihnen gesprochen – mit den rebellischen Xenologen, mit den Pequeninos. Sie hat sie kennengelernt und *weiß*, daß sie Ramänner sind!

Dann dachte sie: Wenn die Lusitania-Flotte dort eintrifft und ihre Mission erfüllt, wird Demosthenes gefangengenommen und kann nicht mehr schreiben.

Und dann fiel ihr etwas ein, das all das unmöglich machte. »Wie kann sie auf Lusitania sein, wenn Lusitania seinen Verkürzer zerstört hat? Haben sie das nicht als erstes getan, als sie revoltierten? Wie können uns ihre Schriften erreichen?«

Qing-jao schüttelte den Kopf. »Sie hat Lusitania noch nicht erreicht. Und wenn doch, dann erst in den letzten paar Monaten. Sie ist seit dreißig Jahren unterwegs. Sie ist vor der Rebellion aufgebrochen.«

»Dann hat sie das alles unterwegs geschrieben?« Wang-mu versuchte sich vorzustellen, wie man die verschiedenen Zeitflüsse aufeinander abstimmen konnte. »Um seit dem Aufbruch der Lusitania-Flotte so viel geschrieben zu haben, muß sie…«

»Muß sie jeden wachen Augenblick auf dem Sternenschiff damit verbracht haben«, sagte Qing-jao. »Und doch gibt es keine Unterlagen darüber, daß ihr Sternenschiff irgendwelche Signale ausgestrahlt hat, von den Berichten des Kapitäns einmal abgesehen. Wie hat sie ihre Werke auf so vielen Welten verbreiten können, wenn sie sich die ganze Zeit über auf einem Sternenschiff aufhielt? Es ist unmöglich. *Irgendwo* muß es Unterlagen über die Verkürzer-Sendungen geben.«

»Es ist immer der Verkürzer«, sagte Wang-mu. »Die Lusitania-Flotte sendet keine Meldungen mehr, und ihr Sternenschiff müßte etwas senden, tut es aber nicht. Wer weiß? Vielleicht sendet auch Lusitania geheime Meldungen.« Sie dachte an *Menschs Leben.*

»Es kann keine geheimen Meldungen geben«, sagte Qing-jao. »Die philotischen Verbindungen des Verkürzers bleiben bestehen, und wenn es auf irgendeiner Frequenz irgendeine Sendung gegeben hätte, wäre sie entdeckt worden, und die Computer hätten Unterlagen darüber.«

»Da haben wir es doch«, sagte Wang-mu. »Wenn alle Verkürzer noch miteinander verbunden sind und die Computer keine Unterlagen über eine Datenübertragung haben, obwohl wir wissen, daß es Übertragungen gegeben haben *muß*, weil Demosthenes die ganze Zeit über geschrieben hat, müssen die Unterlagen falsch sein.«

»Es gibt keine Möglichkeit, eine Verkürzer-Übertragung zu verbergen«, sagte Qing-jao. »Dazu müßte man im Augenblick des Empfangs der Sendung die üblichen Protokollierprogramme ausschalten und… jedenfalls ist es unmöglich. An jedem Verkürzer müßte ein Verschwörer sitzen und so schnell arbeiten…«

»Oder sie haben ein Programm, das es automatisch erledigt.«

»Aber dann wüßten wir von diesem Programm. Es würde Platz im Arbeitsspeicher und Rechenzeit beanspruchen.«

»Wenn jemand ein Programm erstellen kann, das die Verkürzer-Meldungen abfängt, könnte er dieses Programm dann nicht auch verbergen, so daß es sich nicht in den Arbeitsspeichern zeigt und keine Spuren der Rechenzeit hinterläßt?«

Qing-jao sah Wang-mu wütend an. »Wo hast du so viele Fragen über Computer gelernt, ohne zu wissen, daß solche Dinge einfach unmöglich sind?«

Wang-mu verbeugte sich und berührte mit dem Kopf den Boden. Sie wußte, daß sich Qing-jao ihrer Wut schämen würde, wenn sie sich derart erniedrigte, und sie sich danach wieder unterhalten konnten.

»Nein«, sagte Qing-jao, »es tut mir leid, es war nicht recht von mir, wütend zu werden. Steh auf, Wang-mu. Stelle deine Fragen. Es sind gute Fragen. Vielleicht ist es doch möglich, weil du es dir vorstellen kannst, und wenn du es dir vorstellen kannst, könnte es vielleicht auch ein anderer. Aber ich will dir erklären, warum ich es für unmöglich halte. Wie könnte jemand so ein meisterhaftes Programm installieren? Es müßte sich auf jedem Computer befinden, der Verkürzer-Mitteilungen verarbei-

tet. Davon gibt es Abertausende. Und wenn einer zusammenbricht und ein anderer dazugeschaltet wird, müßte das Programm umgehend auf den neuen Computer überspielt werden. Doch man könnte es nicht im Festplattenspeicher verankern; dort würde es entdeckt werden. Es müßte sich die ganze Zeit über bewegen, hin- und herhüpfen, ohne die anderen Programme zu stören, aus einem Speicher hinaus und wieder hinein. Ein Programm, das zu all dem imstande ist, müßte… intelligent sein, es müßte versuchen, sich zu verstecken und die ganze Zeit über neue Möglichkeiten dazu ersinnen, oder wir hätten es mittlerweile längst gefunden, was aber nicht der Fall ist. Es gibt kein solches Programm. Wie hätte man es programmieren können? Wie hätte man es starten können? Und schau, Wang-mu – diese Valentine Wiggin, die das gesamte Demosthenes-Material schreibt… sie selbst versteckt sich auch schon seit Tausenden von Jahren. Wenn es so ein Programm gäbe, müßte es schon die ganze Zeit über existiert haben. Es kann nicht von den Feinden des Sternenwege-Kongresses geschaffen worden sein, weil es noch gar keinen Sternenwege-Kongreß gab, als Valentine Wiggin zu verbergen begann, wer sie war. Siehst du, wie alt diese Unterlagen sind, in denen ihr Name steht? Seit diesen frühesten Berichten von… von der *Erde* wurde sie nicht mehr offen mit Demosthenes in Verbindung gebracht. Bevor es Sternenschiffe gab. Bevor…«

Qing-jao verstummte, doch Wang-mu hatte bereits begriffen, hatte ebenfalls diese Schlußfolgerung gezogen, bevor Qing-jao sie aussprach. »Wenn es also ein geheimes Programm in den Verkürzer-Computern gibt«, sagte Wang-mu, »muß es schon immer dagewesen sein. Von Anfang an.«

»Unmöglich«, flüsterte Qing-jao. Doch da alles andere ebenfalls unmöglich war, wußte Wang-mu, daß Qing-jao diese Idee gefiel, daß sie an sie glauben wollte, denn obwohl sie unmöglich war, war sie zumindest vorstellbar, und wenn man sie sich vorstellen konnte, konnte man sie vielleicht auch verwirklichen. Und ich habe sie mir vorgestellt, dachte Wang-mu. Die Götter mögen zwar nicht zu mir sprechen, doch ich bin auch intelligent. Ich verstehe etwas. Alle behandeln mich wie ein törichtes Kind, selbst Qing-jao, obwohl sie weiß, wie schnell ich lerne, obwohl sie weiß, daß mir Dinge einfallen, auf die andere Menschen nicht kommen, obwohl sie mich… *verachtet.* Doch ich bin so klug wie alle anderen

auch, Herrin! Ich bin so klug wie du, obwohl du dies nie bemerken wirst, obwohl du glauben wirst, du wärest allein auf all das gekommen. Oh, du wirst meine Mitwirkung nicht verschweigen, doch es wird in etwa so aussehen: Wang-mu hat etwas gesagt und brachte mich zum Nachdenken, und dann kam ich auf die wichtige Idee. Es wird nie heißen: Wang-mu hat dies begriffen und mir erklärt, so daß ich es schließlich auch verstand. Du benimmst dich immer so, als sei ich ein dummer Hund, der zufällig bellt oder jault und genauso zufällig deine Gedanken zur Wahrheit lenkt. Ich bin kein Hund. Ich verstehe die Dinge. Als ich dir diese Fragen stellte, hatte ich die Implikationen bereits begriffen. Und ich begreife sogar viel mehr, als du bislang gesagt hast – aber ich muß dir alles erklären, indem ich Fragen stelle, indem ich so tue, als verstünde ich nicht, weil du eine Gottberührte bist und eine bloße Dienerin einer Gottberührten niemals etwas erklären könnte.

»Herrin, wer auch immer dieses Programm beherrscht, hat eine gewaltige Macht, und doch haben wir noch nie von ihnen gehört, und doch haben sie diese Macht bis jetzt noch nie eingesetzt.«

»Sie haben sie eingesetzt«, sagte Qing-jao. »Um Demosthenes' wahre Identität zu verbergen. Diese Valentine Wiggin ist sehr reich, doch ihre Besitztümer wurden alle verschleiert, damit niemand begreift, wie reich sie ist, daß all ihre Besitztümer Teil ein und desselben Vermögens sind.«

»Dieses mächtige Programm befindet sich seit Beginn des Sternenflugs in jedem Verkürzer-Computer, und doch hat es bislang nur das Vermögen dieser Frau verborgen?«

»Du hast recht«, sagte Qing-jao. »Es ergibt nicht den geringsten Sinn. Warum hat jemand mit soviel Macht sie nicht schon benutzt, um die Kontrolle über die Dinge zu übernehmen? Oder sie haben es vielleicht schon getan… Es gab sie schon, bevor der Sternenwege-Kongreß gebildet wurde, und vielleicht haben sie… aber warum sollten sie sich dem Kongreß jetzt widersetzen?«

»Vielleicht«, sagte Wang-mu, »vielleicht geben sie einfach nichts um Macht.«

»Wer gibt nichts um Macht?«

»Wer dieses geheime Programm kontrolliert.«

»Warum hätten sie das Programm dann überhaupt erschaffen sollen? Wang-mu, du denkst nicht nach.«

Nein, natürlich nicht, ich denke nie. Wang-mu verbeugte sich.

»Ich meine, du *denkst* schon, aber nicht *daran:* Niemand würde ein so mächtiges Programm schaffen, wenn sie damit nicht von vornherein jede Kommunikation mit der Flotte unterbrechen und es so aussehen lassen wollten, als wären gar keine Nachrichten abgeschickt worden! Sie verbreiten Demosthenes' Schriften auf jedem besiedelten Planeten und verbergen trotzdem die Tatsache, daß diese Schriften gesendet wurden! Ihnen ist nichts unmöglich, sie könnten jede Nachricht verändern, sie könnten überall Verwirrung verbreiten oder die Leute glauben lassen… glauben lassen, daß es einen Krieg gibt, oder ihnen alle möglichen Befehle geben, und woher sollte jemand wissen, daß diese Befehle nicht echt sind? Wenn sie wirklich so viel Macht hätten, würden sie sie benutzen! Bestimmt!«

»Außer vielleicht, die Programme wollen nicht auf diese Art und Weise benutzt werden.«

Qing-jao lachte laut auf. »Wang-mu, das war eine deiner ersten Lektionen über Computer. Es ist in Ordnung, wenn das gewöhnliche Volk glaubt, Computer könnten wirklich etwas entscheiden, aber du und ich, wir beide wissen, daß Computer nur Diener sind, daß sie nur tun, was ihnen befohlen wird, daß sie niemals selbst etwas *wollen.«*

Wang-mu hätte fast die Beherrschung verloren und einen Wutanfall bekommen. Glaubst du, Computer sind Dienern ähnlich, weil sie nie etwas wollen? Glaubst du wirklich, wir Diener täten nur, was uns gesagt wird, und würden selbst nie etwas *wollen?* Glaubst du, nur weil die Götter uns nicht zwingen, die Nase auf dem Boden zu reiben oder uns die Hände zu waschen, bis sie bluten, hätten wir keine Begehren?

Nun, wenn Computer und Diener einander so ähnlich sind, dann weil Computer *doch* Begehren haben und nicht, weil Diener keine haben. Wir wollen etwas. Wir sehnen uns, hungern geradezu danach. Doch wir geben diesem Hunger niemals nach, weil ihr Gottberührten uns sonst wegschicken und euch gehorsamere Diener suchen würdet.

»Warum bist du wütend?« fragte Qing-jao.

Wang-mu verbeugte sich, entsetzt darüber, daß sich ihre Gefühle auf ihrem Gesicht gezeigt hatten. »Vergib mir«, sagte sie.

»Natürlich vergebe ich dir«, sagte Qing-jao. »Aber ich möchte dich gern verstehen. Warst du wütend, weil ich über dich gelacht habe? Es tut mir leid – ich hätte es nicht tun sollen. Ich habe dich erst einige wenige Monate unterrichtet, und natürlich vergißt du manchmal etwas und fällst wieder in die Ansichten zurück, mit denen du aufgewachsen bist, und es war nicht recht von mir, darüber zu lachen. Bitte verzeihe mir.«

»O Herrin, es obliegt mir nicht, dir zu verzeihen. Du mußt mir verzeihen.«

»Nein, ich habe einen Fehler gemacht. Ich weiß es – die Götter haben mir gezeigt, wie unwürdig es war, über dich zu lachen.«

Wenn die Götter glauben, dein *Gelächter* habe mich wütend gemacht, sind sie sehr dumm, oder sie belügen dich. Ich hasse deine Götter und die Art, wie sie dich erniedrigen, ohne dir jemals etwas zu verraten, das man unbedingt wissen muß. Soll ich doch tot umfallen, weil ich das gedacht habe!

Doch Wang-mu wußte, daß dies nicht geschehen würde. Die Götter würden niemals einen Finger gegen Wang-mu selbst rühren. Sie würden lediglich Qing-jao zwingen, sich zu bücken und Linien auf dem Boden nachzuspüren, bis Wang-mu sich so sehr schämte, daß sie sterben wollte.

»Herrin«, sagte Wang-mu, »du hast nichts Falsches getan, und ich wurde nicht beleidigt.«

Es war sinnlos. Qing-jao war auf dem Boden. Wang-mu wandte sich ab, vergrub das Gesicht in den Händen – blieb jedoch still, machte selbst beim Weinen kein Geräusch, denn das hätte Qing-jao nur gezwungen, wieder von vorn anzufangen. Oder es hätte sie überzeugt, daß sie Wang-mu so schlimm verletzt hatte, daß sie zwei Linien verfolgen mußte oder drei oder wieder den ganzen Boden. Eines Tages, dachte Wang-mu, werden die Götter von Qing-jao verlangen, jede Linie auf jedem Brett in jedem Zimmer des Hauses zu verfolgen, und sie wird verdursten oder bei dem Versuch, den Göttern zu gehorchen, den Verstand verlieren.

Um nicht weiterhin vor Zorn zu weinen, zwang sich Wang-mu; zum Terminal zu sehen und den Bericht zu lesen, den Qing-jao gelesen hatte.

Valentine Wiggin war während der Krabbler-Kriege auf der Erde geboren worden. Sie hatte den Namen Demosthenes schon als Kind benutzt, zur gleichen Zeit wie ihr Bruder Peter, der später der Hegemon wurde, den Namen Locke benutzte. Sie war nicht einfach eine Wiggin, sie war eine *der* Wiggins – Schwester Peters, des Hegemons, und Enders, des Xenoziden. Sie war in den Geschichtsbüchern nur eine Fußnote gewesen – Wang-mu hatte bis jetzt nicht einmal ihren Namen gekannt, nur gewußt, daß der große Peter und das Ungeheuer Ender eine Schwester hatten. Doch die Schwester erwies sich nun als genauso seltsam wie ihre Brüder; sie war die Unsterbliche, sie war die, die die Menschheit mit ihren Worten veränderte.

Wang-mu konnte es kaum glauben. Demosthenes war in ihrem Leben schon immer wichtig gewesen, doch nun erfuhr sie, daß die echte Demosthenes die Schwester des Hegemons war! Seine Geschichte wurde in den Heiligen Büchern des Sprechers für die Toten erzählt: *Die Schwarmkönigin* und *Der Hegemon.* Nicht, daß es nur für sie heilig gewesen wäre. Praktisch jede Religion hatte diesem Buch Raum geschaffen, weil die Geschichte so stark war – über die Vernichtung der ersten außerirdischen Rasse, die die Menschheit jemals entdeckt hatte, und dann über das schreckliche Gut und Böse, das in der Seele des ersten Mannes rang, der jemals die gesamte Menschheit unter einer Regierung vereinigen sollte. So eine komplizierte Geschichte, und doch so einfach und klar erzählt, daß viele Menschen sie als Kinder lasen und von ihr bewegt wurden. Wang-mu hatte man sie mit fünf Jahren zum erstenmal vorgelesen. Es war eine der Geschichten, die sich am tiefsten in ihrer Seele verankert hatten.

Sie hatte geträumt, nicht nur ein-, sondern zweimal, sie sei Peter, dem Hegemon persönlich begegnet – nur, daß er darauf bestand, mit Locke von ihr angesprochen zu werden. Er faszinierte sie gleichermaßen, wie er sie abstieß; sie konnte den Blick nicht von ihm wenden. Dann streckte er seine Hand aus und sagte, Si Wang-mu, Königliche Mutter des Westens, du bist die richtige Gefährtin für den Herrscher über die gesamte Menschheit, und er nahm sie und heiratete sie, und sie saß neben ihm auf dem Thron.

Nun wußte sie natürlich, daß fast jedes arme Mädchen davon träumte, einen reichen Mann zu heiraten oder herauszufinden, daß es in Wirklich-

keit das Kind einer reichen Familie war. Doch Träume wurden auch von den Göttern geschickt, und es war Wahrheit in jedem Traum, den man öfter als einmal hatte; das wußte jeder. Also fühlte sie sich von Peter Wiggin noch immer stark angezogen; und die neue Erkenntnis, daß Demosthenes, für den sie ebenfalls immer große Bewunderung empfunden hatte, seine Schwester war – dieser Zufall war fast zu groß. Mir ist es gleich, was meine Herrin sagt, Demosthenes! rief Wang-mu im Geiste. Ich liebe dich trotzdem, weil du mir mein ganzes Leben lang die Wahrheit gesagt hast. Und ich liebe dich auch als Schwester des Hegemons, der der Gatte meiner Träume ist.

Wang-mu fühlte, wie sich die Luft im Raum veränderte, und wußte, daß die Tür geöffnet worden war. Sie drehte sich um, und dort stand Mu-pao, die uralte und gefürchtete Haushälterin persönlich, der Schrekken aller Bediensteten – einschließlich Wang-mus, obwohl Mu-pao nur relativ wenig Macht über eine geheime Magd hatte. Augenblicklich trat Wang-mu so leise wie möglich zur Tür, um Qing-jaos Reinigung nicht zu unterbrechen.

Draußen auf dem Gang schloß Mu-pao die Zimmertür, damit Qing-jao nichts hören konnte.

»Der Herr ruft nach seiner Tochter. Er ist sehr erregt; vor einer Weile hat er laut geschrien und alle erschreckt.«

»Ich habe den Schrei gehört«, sagte Wang-mu. »Ist er krank?«

»Ich weiß es nicht. Er ist sehr erregt. Er schickt mich nach deiner Herrin und sagt, er müsse sofort mit ihr sprechen. Doch wenn sie mit den Göttern spricht, wird er Verständnis haben und warten; vergiß nicht, ihr zu sagen, sie möge sofort zu ihm kommen, wenn sie fertig ist.«

»Ich werde es ihr sofort sagen. Sie hat mir aufgetragen, nichts dürfe sie daran hindern, einem Ruf ihres Vaters zu folgen.«

Mu-pao schaute schockiert drein. »Aber es ist verboten, sie zu unterbrechen, wenn die Götter…«

»Qing-jao wird später eine größere Buße leisten. Sie wird wissen wollen, daß ihr Vater sie gerufen hat.« Es bereitete Wang-mu große Befriedigung, Mu-pao auf ihren Platz zu verwiesen. Du magst zwar die Herrscherin über die Hausdiener sein, Mu-pao, doch *ich* habe die Macht, so-

gar die Gespräche zwischen meiner Herrin und den Göttern zu unterbrechen.

Wie Wang-mu erwartet hatte, reagierte Qing-jao zuerst mit Verbitterung, Zorn und Tränen auf die Unterbrechung. Doch als sich Wang-mu tief verbeugte, beruhigte sie sich sofort. Deshalb liebe ich sie und kann es ertragen, ihr zu dienen, dachte Wang-mu. Weil sie die Macht, die sie über mich hat, nicht liebt, und mitfühlender ist als jede andere Gottberührte, von der ich je gehört habe. Qing-jao hörte Wang-mus Erklärung für die Unterbrechung an und umarmte sie dann. »Ah, meine Freundin Wang-mu, du bist sehr klug. Wenn mein Vater vor Pein laut geschrien und mich dann gerufen hat, werden die Götter verstehen, daß ich meine Reinigung unterbrechen und zu ihm gehen muß.«

Wang-mu folgte ihr den Gang entlang und die Treppe hinab, bis sie gemeinsam auf der Matte vor Han Fei-tzus Stuhl knieten.

Qing-jao wartete darauf, daß Vater sprach, doch er sagte nichts. Aber seine Hände zitterten. Sie hatte ihn noch nie so verängstigt gesehen.

»Vater«, sagte Qing-jao, »warum hast du mich gerufen?«

Er schüttelte den Kopf. »Etwas so Schreckliches… und so Wunderbares… ich weiß nicht, ob ich vor Freude lachen oder mir das Leben nehmen soll.« Vaters Stimme war heiser und unkontrolliert. Nicht mehr seit Mutters Tod – nein, seit Vater sie nach der Prüfung, bei dem sich herausstellte, daß sie gottberührt war, in den Armen gehalten hatte – hatte sie ihn so gefühlsbetont sprechen hören.

»Sag es mir, Vater, und dann werde ich dir meine Neuigkeiten sagen – ich habe Demosthenes gefunden und vielleicht auch den Schlüssel für das Verschwinden der Lusitania-Flotte.«

Vaters Augen weiteten sich. »Ausgerechnet an diesem Tag aller Tage hast du das Problem gelöst?«

»Wenn es so ist, wie ich es mir denke, kann der Feind des Kongresses vernichtet werden. Aber es wird sehr schwer werden. Sage mir, was du herausgefunden hast!«

»Nein, du sagst es mir zuerst. Wie seltsam – beides geschieht am gleichen Tag! Heraus damit!«

»Wang-mu brachte mich darauf. Sie stellte Frage über – na ja, wie Computer funktionieren, und plötzlich wurde mir klar, wenn es in jedem Verkürzer-Computer ein verborgenes Programm gäbe, ein so kluges und mächtiges, daß es von einer Stelle zur andern wandern kann, um sich zu verbergen… nun, daß dieses geheime Programm die gesamte Verkürzer-Kommunikation abfangen könnte. Die Flotte ist vielleicht noch da, schickt vielleicht noch Nachrichten, aber wir empfangen sie nicht und wissen wegen dieses Programms nicht einmal, daß es die Flotte noch gibt.«

»In *jedem* Verkürzer-Computer? Ein Programm, daß die ganze Zeit über fehlerlos arbeitet?« Vater klang natürlich skeptisch, denn in ihrem Eifer hatte Qing-jao die Geschichte von hinten aufgezäumt.

»Ja, aber laß mich dir erklären, wie so eine unmögliche Sache möglich sein könnte. Denn weißt du, ich habe Demosthenes gefunden.«

Vater hörte zu, während Qing-jao ihm alles über Valentine Wiggin erzählte und wie sie insgeheim all diese Jahre als Demosthenes geschrieben hatte. »Sie ist eindeutig imstande, geheime Verkürzer-Nachrichten auszuschicken, oder ihre Werke könnten nicht von einem in Bewegung befindlichen Schiff auf all die verschiedenen Welten gesendet werden. Angeblich ist nur das Militär imstande, mit annähernd lichtschnell fliegenden Schiffen zu kommunizieren – sie muß entweder die Computer des Militärs infiltriert oder deren Fähigkeiten kopiert haben. Und wenn es ein Programm gibt, das ihr das alles ermöglicht, dann hat dieses Programm auch eindeutig die Macht, die Verkürzer-Nachrichten von der Flotte abzufangen.«

»Aber wie kann diese Frau ein Programm in alle Verkürzer-Computer eingespeist haben?«

»Weil sie es ganz am Anfang getan hat! Denn sie ist so alt. Wenn Hegemon Locke ihr Bruder war, hat er vielleicht… nein! Natürlich, *er* hat es getan. Als die ersten Kolonisten-Flotten mit ihren philotischen Doppeltriaden an Bord aufbrachen, die das Herz des ersten Verkürzers einer jeden Kolonie werden sollten, hätte er ihnen dieses Programm mit auf den Weg geben können.«

Vater verstand sofort. »Als Hegemon hatte er die Befugnis dazu und auch einen Grund – ein geheimes Programm unter seiner Kontrolle.

Sollte es eine Rebellion oder einen Staatsstreich geben, hätte er noch immer die Fäden in der Hand gehabt, die die Welten miteinander verknüpfen.«

»Und als er starb, war Demosthenes – seine Schwester – die einzige, die das Geheimnis kannte. Ist das nicht wunderbar? Wir haben es gefunden! Jetzt müssen wir nur noch all diese Programme aus den Arbeitsspeichern löschen!«

»Du vergißt, daß die Programme augenblicklich wiederhergestellt würden«, sagte Vater. »Solange es noch Kopien in Computern auf anderen Welten gibt, werden die Verkürzer sie automatisch überspielen. Es muß im Verlauf der Jahrhunderte schon tausendmal passiert sein. Ein Computer bricht zusammen, und das Programm wird auf dem neuen automatisch wiederhergestellt.«

»Dann müssen wir alle Verkürzer gleichzeitig ausschalten«, sagte Qing-jao. »Und auf jeder Welt einen neuen Computer bereithalten, der noch nicht durch den Kontakt mit dem Geheimprogramm infiziert ist. Wir müssen alle Verkürzer auf einmal ausschalten, die alten Computer vom System abtrennen, die neuen hinzuschalten und die Verkürzer wieder aktivieren. Dann kann sich das Geheimprogramm nicht mehr restaurieren, denn es ist ja in keinem Computer mehr vorhanden. Dann kann kein Rivale die Macht des Kongresses mehr einschränken!«

»Das geht nicht«, sagte Wang-mu.

Qing-jao betrachtete ihre geheime Magd entsetzt. Wie konnte das Mädchen es wagen, ein Gespräch zweier Gottberührter zu unterbrechen, um ihnen zu *widersprechen?*

Doch Vater war großzügig – er war immer großzügig, sogar zu Menschen, die alle Grenzen des Respekts und Anstands überschritten hatten. Ich muß lernen, so wie er zu sein, dachte Qing-jao. Ich muß den Dienstboten erlauben, ihre Würde zu behalten, selbst wenn sie sie durch ihr eigenes Verhalten verloren haben.

»Si Wang-mu«, sagte Vater, »warum geht das nicht?«

»Wenn man alle Verkürzer gleichzeitig abschalten will, muß man den Befehl dazu über die Verkürzer geben«, sagte Wang-mu. »Warum sollte

uns das Programm erlauben, Nachrichten zu schicken, die zu seiner Vernichtung führen würden?«

Qing-jao folgte dem Beispiel ihres Vaters und erklärte es Wang-mu geduldig. »Es ist nur ein Programm – es kennt den Inhalt der Nachrichten nicht. Wer auch immer das Programm beherrscht, hat ihm aufgetragen, *jede* Kommunikation mit der Flotte zu unterbrechen und die Aufzeichnungen aller Sendungen von Demosthenes zu verbergen. Es *liest* die Nachrichten bestimmt nicht, um dann nach dem jeweiligen Inhalt zu entscheiden, ob es sie übermitteln soll.«

»Woher wißt Ihr das?« fragte Wang-mu.

»Weil solch ein Programm… intelligent sein müßte!«

»Aber es muß sowieso intelligent sein«, sagte Wang-mu. »Es muß imstande sein, sich vor jedem anderen Programm zu verbergen, das es finden könnte. Es muß sich frei im Arbeitsspeicher bewegen können, um sich zu verbergen. Wie kann es wissen, vor welchen Programmen es sich verbergen muß, wenn es sie nicht lesen und interpretieren kann? Es ist vielleicht sogar intelligent genug, um andere Programme umzuschreiben, so daß sie nicht dort suchen, wo dieses Programm sich gerade versteckt.«

Qing-jao fielen augenblicklich mehrere Gründe ein, warum ein Programm intelligent genug sein konnte, um andere Programme zu lesen, aber nicht so intelligent, um menschliche Sprachen zu verstehen. Doch da Vater anwesend war, oblag es ihm, Wang-mu zu antworten. Qing-jao wartete.

»Falls es solch ein Programm gibt«, sagte Vater, »könnte es in der Tat sehr intelligent sein.«

Qing-jao war verblüfft. Vater sprach ernsthaft mit Wang-mu. Als wären Wang-mus Vorstellungen nicht die eines naiven Kindes.

»Es könnte so intelligent sein, daß es nicht nur Nachrichten abfängt, sondern auch welche sendet.« Dann schüttelte Vater den Kopf. »Nein, die Nachricht kam von einer Freundin. Einer wahren Freundin, und sie sprach von Dingen, die sonst niemand wissen konnte. Die Nachricht war echt.«

»Was für eine Nachricht hast du erhalten, Vater?«

»Sie kam von Keikoa Amaauka; als wir jung waren, kannte ich sie persönlich. Sie ist die Tochter eines Wissenschaftlers von Otaheiti, der hier war, um die genetische Drift erdgeborener Spezies in ihren ersten zwei Jahrhunderten auf Weg zu studieren. Sie gingen – sie wurden ziemlich abrupt fortgeschickt…« Er hielt inne, als überlege er, ob er fortfahren solle. Dann faßte er einen Entschluß und sagte es: »Wäre sie geblieben, wäre sie vielleicht deine Mutter geworden.«

Qing-jao war sowohl gespannt als auch verängstigt, daß Vater von solchen Dingen sprach. Er sprach sonst nie von seiner Vergangenheit. Das Eingeständnis, einmal eine andere Frau neben seiner Gattin geliebt zu haben, die Qing-jao gebar, kam so unerwartet, daß Qing-jao nicht wußte, was sie sagen sollte.

»Sie wurde an einen sehr fernen Ort geschickt. Es ist jetzt fünfunddreißig Jahre her. Das ist ein Großteil meines Lebens. Doch sie ist gerade erst angekommen, vor einem Jahr. Und nun hat sie mir eine Nachricht geschickt und verraten, wieso ihr Vater weggeschickt wurde. Für sie liegt unsere Trennung nur ein Jahr zurück. Für sie bin ich noch immer…«

»Ihr Geliebter«, sagte Wang-mu.

Diese Impertinenz! dachte Qing-jao. Doch Vater nickte nur. Dann wandte er sich seinem Display zu und blätterte die Seiten durch. »Ihr Vater war auf eine genetische Abweichung in der wichtigsten erdgeborenen Rasse auf Weg gestoßen.«

»Reis?« fragte Wang-mu.

Qing-jao lachte. »Nein, Wang-mu. *Wir* sind die wichtigste erdgeborene Spezies auf dieser Welt.«

Wang-mu schaute bestürzt drein. Qing-jao tätschelte ihre Schulter. Es hatte so kommen müssen – Vater hatte sie zu sehr ermutigt, hatte sie zu der Annahme geführt, Dinge zu verstehen, die weit jenseits ihrer Ausbildung lagen. Wang-mu brauchte diese sanften Dämpfer dann und wann, damit sie ihre Hoffnungen nicht zu hoch setzte. Das Mädchen durfte sich nicht dem Traum hingeben, intellektuell gleichwertig mit einem Gottberührten zu sein, oder ihr Leben würde mit Enttäuschung anstatt Zufriedenheit erfüllt sein.

»Er entdeckte einen beständigen, vererbbaren genetischen Unterschied in einigen Menschen auf Weg, doch als er ihn meldete, wurde er fast augenblicklich versetzt. Ihm wurde sagt, Menschen fielen nicht unter seine Forschungsbefugnis.«

»Hat sie dir das gesagt, bevor sie ging?« fragte Qing-jao.

»Keikoa? Sie wußte es nicht. Sie war sehr jung, noch in einem Alter, in dem die meisten Eltern ihre Kinder nicht mit den Angelegenheiten der Erwachsenen belasten. In deinem Alter.«

Die Implikationen dieser Aussage schickten einen weiteren Schauder der Furcht durch Qing-jao. Ihr Vater hatte eine Frau geliebt, die im gleichen Alter wie Qing-jao war; also war Qing-jao in den Augen ihres Vaters in dem Alter, in dem man sie in eine Ehe geben konnte. Du kannst mich nicht ins Haus eines anderen Mannes schicken, rief sie im Geiste; doch ein Teil von ihr war auch begierig darauf, die Geheimnisse zwischen einem Mann und einer Frau zu erfahren. Beide Gefühle würden keinen Einfluß auf sie haben; sie würde ihrem Vater gegenüber ihre Pflicht erfüllen, nicht mehr und nicht weniger.

»Doch ihr Vater hat es ihr auf dem Flug erzählt, denn die ganze Sache hat ihn sehr aufgebracht, wie du dir vorstellen kannst – sein Leben wurde einfach so unterbrochen. Doch als sie vor einem Jahr auf Ugarit eintrafen, stürzte er sich in seine Arbeit und sie sich in ihre Ausbildung, und sie versuchten, nicht daran zu denken. Bis vor ein paar Tagen, als ihr Vater auf einen alten Bericht über ein Medizinerteam in den frühesten Tagen von Weg stieß, das auch plötzlich verbannt worden war. Er reimte sich die Dinge zusammen und vertraute sie Keikoa an, und gegen seinen Rat schickte sie mir die Nachricht, die ich heute erhielt.«

Vater markierte einen Textabschnitt auf dem Display, und Qing-jao las ihn. »Das frühere Team studierte das unbewußt-zwanghafte Verhalten?« fragte sie.

»Nein, Qing-jao. Sie studierten ein Verhalten, das wie das UZV aussah, doch es konnte sich nicht um dieses Syndrom handeln, da die genetischen Bedingungen für das UZV nicht vorhanden waren und die Befallenen nicht auf UZV-wirksame Medikamente reagierten.«

Qing-jao versuchte sich daran zu erinnern, was sie über UZV wußte. Das Syndrom veranlaßte Menschen, sich unabsichtlich wie jene zu ver-

halten, zu denen die Götter sprachen. Ihr fiel ein, daß man auch ihr solche Medikamente verabreicht hatte, und zwar in der Zeit zwischen der Entdeckung ihres Reinigungszwangs und ihrer Prüfung. Man hatte sehen wollen, ob der Zwang nachließ. »Sie studierten die Gottberührten«, sagte sie. »Sie wollten eine biologische Ursache für unsere Reinigungsriten finden.« Die Vorstellung war so beleidigend, daß sie die Worte kaum über die Lippen brachte.

»Ja«, sagte Vater. »Und man hat sie weggeschickt.«

»Wahrscheinlich können sie von Glück sprechen, mit dem Leben davongekommen zu sein. Wenn die Menschen von solch einem Sakrileg erfahren hätten…«

»Das war in den Anfangstagen unserer Geschichte, Qing-jao«, sagte Vater. »Man wußte noch nicht genau, daß diese Erwählten… mit den Göttern kommunizieren. Und was ist mit Keikoas Vater? Er forschte nicht über das UZV Er suchte nach genetischen Abweichungen. Und er hat sie gefunden. Eine sehr spezifische, vererbbare Abweichung in den Genen gewisser Menschen. Sie mußte im Gen eines Elternteils vorhanden sein und durfte nicht von einem dominanten Gen des anderen überlagert werden. Wenn es von beiden Eltern stammte, war die Abweichung sehr stark. Er glaubt nun, er sei weggeschickt worden, weil zu jedem Menschen mit diesem Gen von beiden Eltern die Götter sprachen und jeder Gottberührte, den er untersuchte, mindestens von einem Elternteil dieses Gen hatte.«

Qing-jao begriff sofort, was das zu bedeuten hatte, wies die Vorstellung aber zurück. »Das ist eine Lüge«, sagte sie. »Damit wollen sie erreichen, daß wir an den Göttern zweifeln.«

»Qing-jao, ich weiß, wie du dich fühlst. Als ich begriff, was Keikoa mir sagen wollte, schrie ich aus tiefstem Herzen auf. Zuerst dachte ich, ich schrie vor Verzweiflung, doch dann begriff ich, daß es auch ein Schrei der Befreiung war.«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte sie entsetzt.

»Doch, du verstehst mich«, sagte Vater, »oder du hättest keine Angst. Qing-jao, diese Menschen wurden fortgeschickt, weil jemand nicht wollte, daß sie herausfanden, was sie bald herausgefunden hätten. Also müssen die, die sie weggeschickt haben, bereits gewußt haben, was sie he-

rausfinden würden. Nur der Kongreß – zumindest jemand, der zum Kongreß gehört – hatte die Macht, diese Wissenschaftler und ihre Familien ins Exil zu schicken. Was sollte verborgen bleiben? Daß wir, zu denen die Götter sprechen, gar keine Götter hören. Wir wurden genetisch verändert. Man hat mit uns eine neue Art Mensch geschaffen und hält uns diese Wahrheit vor. Qing-jao, der Kongreß *weiß*, daß die Götter zu uns sprechen – das ist kein Geheimnis, obwohl sie so tun, als wüßten sie es nicht. Jemand im Kongreß weiß davon, duldet aber, daß wir weiterhin diese schrecklichen, erniedrigenden Dinge tun – und der einzige Grund, der mir dafür einfällt, ist der, uns unter Kontrolle, uns schwach zu halten. Ich glaube – und Keikoa auch –, es ist kein Zufall, daß die Gottberührten die intelligentesten Menschen von Weg sind. Wir wurden als eine neue Unterspezies der Menschheit mit einer höheren Intelligenz geschaffen; doch um zu verhindern, daß so intelligente Menschen eine Bedrohung für ihre Macht über uns darstellen, haben sie uns auch eine neue Form des UZV eingepflanzt und uns entweder die Idee in den Kopf gesetzt, die Götter sprächen zu uns, oder uns weiterhin daran glauben lassen, als wir diese Erklärung selbst entwickelten. Es ist ein ungeheuerliches Verbrechen, denn *wüßten* wir von dieser körperlichen Ursache, anstatt zu glauben, es seien die Götter, könnten wir unsere Intelligenz dem Ziel widmen, unsere Variante des UZV zu besiegen und uns zu befreien. Wir sind Sklaven! Der Kongreß ist unser schrecklichster Feind, unser Beherrscher, unser Täuscher, und nun soll ich eine Hand rühren, um dem Kongreß zu helfen? Wenn der Kongreß einen so mächtigen Feind hat, daß er – oder sie – die Benutzung des Verkürzers beherrscht, sollten wir froh sein! Soll dieser Feind den Kongreß doch vernichten! Erst dann werden wir frei sein!«

»Nein!« Qing-jao schrie das Wort. »Es sind die Götter!«

»Es ist ein genetischer Gehirnschaden«, beharrte Vater. »Qing-jao, zu uns sprechen nicht die Götter, wir sind verhinderte Genies. Sie haben uns behandelt wie Vögel im Käfig; sie haben uns das Gefieder gestutzt, damit wir für sie singen, aber nicht fortfliegen können.« Vater weinte vor Wut. »Wir können nicht ungeschehen machen, was sie uns angetan haben, aber bei allen Göttern, wir können aufhören, sie dafür auch noch zu belohnen. Ich werde keinen Finger rühren, um ihnen die Lusitania-Flotte

zurückzugeben. Wenn diese Demosthenes die Macht des Sternenwege-Kongresses brechen kann, wird es den Welten danach besser gehen!«

»Nein, Vater! Bitte hör mir zu!« rief Qing-jao. Sie konnte kaum sprechen, solch ein Entsetzen bereiteten ihr die Worte ihres Vaters. »Siehst du es denn nicht? Dieser genetische Unterschied in uns – das ist die Verkleidung, die die Götter ihren Stimmen in unserem Leben gegeben haben. Damit die Menschen, die nicht von Weg stammen, weiterhin ungläubig sein können. Das hast du mir selbst gesagt, erst vor ein paar Monaten – die Götter handeln nur unter Tarnung.«

Vater starrte sie keuchend an.

»Die Götter sprechen wirklich zu uns. Und selbst, wenn sie andere Menschen glauben machen, sie hätten uns das angetan, haben diese damit nur den Willen der Götter erfüllt und uns das Dasein geschenkt.«

Vater schloß die Augen und zwängte die letzten Tränen zwischen den Lidern hindurch.

»Der Kongreß hat das Mandat des Himmels, Vater«, sagte Qing-jao. »Warum sollten die Götter ihn dann nicht veranlassen, eine Gruppe von Menschen mit schärferem Verstand zu schaffen – die gleichzeitig die Stimmen der Götter hört? Vater, wie kann dein Verstand so bewölkt sein, daß du nicht die Hand der Götter in dieser Sache siehst?«

Vater schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Deine Worte klingen nach allem, woran ich mein ganzes Leben geglaubt habe, aber…«

»Aber eine Frau, die du vor vielen Jahren einmal geliebt hast, hat dir etwas anderes gesagt, und du glaubst ihr, weil du dich an deine Liebe für sie erinnerst. Aber, Vater, sie ist keine von uns, sie hat die Stimme der Götter nicht gehört, sie hat nicht…«

Qing-jao konnte nicht fortfahren, denn Vater umarmte sie. »Du hast recht«, sagte er, »du hast recht, mögen die Götter mir vergeben, ich muß mich waschen, ich bin so unrein, ich muß…«

Er erhob sich schwankend von seinem Stuhl, taumelte von seiner weinenden Tochter fort. Doch ohne Rücksicht auf Anstand, aus einem verrückten Grund, der nur ihr bekannt war, trat Wang-mu ihm in den Weg und hielt ihn auf. »Nein! Geht nicht!«

»Wie kannst du es wagen, einen Gottberührten aufzuhalten, der sich reinigen muß?« brüllte Vater; und dann tat er, zu Qing-jaos Überraschung, was sie ihn noch nie hatte tun sehen – er schlug einen anderen Menschen, er schlug Wang-mu, eine hilflose Dienerin, und sein Schlag hatte so viel Kraft, daß sie gegen die Wand prallte und dann zu Boden rutschte.

Wang-mu schüttelte den Kopf und deutete dann auf das Computer-Display. »Seht doch, Herr, ich bitte Euch! Herrin, zeigt es ihm!«

Qing-jao drehte sich um, und ihr Vater ebenfalls. Die Worte waren von dem Display verschwunden. Statt dessen befand sich dort das Bild eines Mannes. Eines alten Mannes mit einem Bart und der traditionellen Kopfbedeckung; Qing-jao erkannte ihn sofort, konnte sich aber nicht erinnern, wer er war.

»Han Fei-tzu!« flüsterte Vater. »Mein Vorfahre-des-Herzens!«

Dann fiel es Qing-jao wieder ein: Das Gesicht über dem Display entsprach der allgemeinen künstlerischen Darstellung des alten Han Fei-tzu, nach dem Vater benannt war.

»Kind meines Namens«, sagte das Gesicht im Computer, »ich will dir die Geschichte der Jade des Meisters Ho erzählen.«

»Ich kenne die Geschichte«, sagte Vater.

»Wenn du sie verstanden hättest, müßte ich sie dir nicht erzählen.«

Qing-jao versuchte, dem, was sie sah, Sinn zu entnehmen. Für ein visuelles Programm mit so perfekten Details, wie der über dem Terminal schwebende Kopf sie aufwies, wäre der Großteil der Kapazität des Hauscomputers erforderlich – und in ihrer Bibliothek gab es kein solches Programm. Ihr fielen zwei andere Möglichkeiten ein. Die eine wäre ein Wunder: Die Götter mußten einen anderen Weg gefunden haben, um mit ihnen zu sprechen, indem sie ihnen Vaters Vorfahre-des-Herzens erschienen ließen. Die andere war kaum weniger ehrfurchtsgebietend: Demosthenes' Geheimprogramm mußte so mächtig sein, daß es ihr Gespräch in diesem Raum über das Terminal abhören konnte. Nachdem es festgestellt hatte, daß sie eine gefährliche Schlußfolgerung gezogen hatten, mußte es den Hauscomputer übernommen und dieses Bild produ-

ziert haben. Auf jeden Fall mußte Qing-jao zuhören und sich dabei die Frage stellen: Was meinen die Götter damit?

»Einmal fand ein Mann aus Qu namens Meister Ho im Qu-Gebirge ein Stück Jade, brachte es zum Hof und zeigte es König Li.« Der Kopf des alten Han Fei-tzu blickte von Vater zu Qing-jao und von Qing-jao zu Wang-mu; war dieses Programm so gut, daß es mit jedem von ihnen Blickkontakt herstellte, um seine Macht über sie zu gewährleisten? Qing-jao sah, daß Wang-mu den Kopf senkte, als der Blick der Erscheinung auf ihr ruhte. Und Vater? Er hatte ihr den Rücken zugewandt; sie konnte es nicht sagen.

»König Li wies den Juwelier an, das Gestein zu untersuchen, und der Juwelier sagte: ›Es ist nur ein Stein.‹ Der König nahm an, Ho wolle ihn täuschen, und befahl, ihm zur Strafe den linken Fuß abzuschlagen.

Schließlich verschied König Li, und König Wu kam auf den Thron, und Ho nahm erneut den Jadestein und zeigte ihn König Wu. König Wu befahl seinem Juwelier, den Stein zu untersuchen, und erneut kam der Juwelier zum Schluß: ›Es ist nur ein Stein.‹ Der König nahm ebenfalls an, Ho wolle ihn täuschen, und befahl, ihm den rechten Fuß abzuschlagen.

Ho drückte das Gestein an seine Brust und begab sich zum Fuß des Qu-Gebirges, wo er drei Tage und Nächte lang weinte, und als seine Tränen versiegt waren, weinte er statt ihrer Blut. Der König hörte davon und schickte jemanden, ihn zu befragen. ›Vielen Menschen auf der Welt wurden die Füße amputiert‹, sagte der Mann. ›Warum weinst du so mitleiderregend darüber?‹«

In diesem Augenblick richtete sich Vater auf. »Ich kenne die Antwort«, sagte er. »Ich kenne sie auswendig. Meister Ho sagte: ›Ich trauere nicht, weil mir die Füße abgeschnitten wurden. Ich trauere, weil ein kostbares Juwel als bloßer Stein abgetan und ein ehrenwerter Mann Betrüger genannt wurde. Deshalb weine ich.‹«

»Das sind die Worte, die er sagte«, fuhr die Erscheinung fort. »Dann befahl der König dem Juwelier, den Stein zu schleifen und zu polieren, und als er das getan hatte, kam ein kostbares Juwel zum Vorschein. Dementsprechend wurde es die ›Jade des Meisters Ho‹ genannt. Han Fei-tzu, du warst mir ein guter Sohn-des-Herzens, und daher weiß ich, daß du tun wirst, was der König schließlich tat: Du wirst veranlassen,

daß der Stein geschliffen und poliert wird, und dann wirst auch du feststellen, daß sich ein kostbares Juwel darin befindet.«

Vater schüttelte den Kopf. »Als der echte Han Fei-tzu diese Geschichte zum ersten Mal erzählte, hat er sie so gemeint: Die Jade war die Herrschaft des Gesetzes, und der Herrscher muß Regeln aufstellen und befolgen, damit seine Minister und sein Volk ihn nicht hassen und einander ausnutzen.«

»So habe ich die Geschichte damals aufgefaßt, als ich zu den Schöpfern des Gesetzes sprach. Die Annahme, eine wahre Geschichte könne nur eine Bedeutung haben, ist töricht.«

»Mein Herr ist nicht töricht!« Zu Qing-jaos Überraschung trat Wang-mu vor und baute sich vor der Erscheinung auf. »Und meine Herrin und ich auch nicht! Glaubst du, wir würden dich nicht erkennen? Du bist das geheime Programm der Demosthenes. Du bist diejenige, die die Lusitania-Flotte verborgen hat! Ich dachte einmal, weil deine Schriften so gerecht und schön und gut und wahr klingen, *müßtest* du einfach gut sein – aber jetzt sehe ich, daß du eine Lügnerin und Betrügerin bist! Du bist diejenige, die Keikoas Vater dieses Dokument gab! Und nun trägst du das Gesicht des Vorfahren-des-Herzens meines Herren, damit du ihn besser belügen kannst!«

»Ich trage dieses Gesicht«, sagte die Erscheinung ruhig, »damit sein Herz offen für die Wahrheit wird. Er wurde nicht getäuscht; ich würde nie versuchen, ihn zu täuschen. Er hat von Anfang an gewußt, wer ich war.«

»Sei still, Wang-mu«, sagte Qing-jao. Wie konnte eine Dienerin sich so vergessen, daß sie sprach, obwohl sie von den Gottberührten nicht dazu aufgefordert worden war?

Bestürzt verbeugte sich Wang-mu tief vor Qing-jao, und diesmal erlaubte Qing-jao ihr, diese Positur beizubehalten, damit sie sich nicht noch einmal vergaß.

Die Erscheinung veränderte sich; sie wurde zu dem offenen, wunderschönen Gesicht einer Polynesierin. Auch die Stimme veränderte sich; sie wurde weicher, vokalreicher, und die Konsonanten klangen so sanft, daß man sie fast überhörte. »Han Fei-tzu, es gibt eine Zeit, wenn der Herrscher allein und ohne Freunde ist, wenn nur er handeln kann. Dann

muß er sich enthüllen. Du weißt, was wahr ist und was nicht. Du weißt, daß Keikoas Nachricht wirklich von ihr stammt. Du weißt, daß die, die im Namen des Sternenwege-Kongresses herrschen, grausam genug sind, eine Rasse von Menschen zu schaffen, die, ihrer Begabung zufolge, Herrscher sein sollten, und ihnen dann die Füße abzuschneiden, um sie zu verstümmeln und zu Dienern zu degradieren.«

»Zeige mir nicht dieses Gesicht«, sagte Vater.

Die Erscheinung veränderte sich. Sie wurde zu einer anderen Frau, dem Kleid, Haar und dem Make-up nach einer Frau aus einer längst vergangenen Zeit, mit wunderbar weisen Augen und alterslosen Gesichtszügen. Sie sprach nicht, sie sang:

In einem klaren Traum
vom letzten Jahr
kamen tausend Meilen weit
eine bewölkte Stadt
sich windende Flüsse
Eis auf den Teichen
eine Weile lang blickte ich auf meine Freundin

Han Fei-tzu senkte den Kopf und weinte.

Qing-jao war zuerst erstaunt; dann füllte sich ihr Herz mit Wut. Wie schamlos dieses Programm Vater manipulierte; wie schockierend, daß Vater sich einem seiner offensichtlichen Schachzüge gegenüber als so schwach erwies. Dieses Lied Li Qing-jaos war eins der traurigsten; es galt weit entfernten Liebhabern. Vater mußte die Gedichte Li Qing-jaos gekannt und geliebt haben, oder er hätte sie nicht als Vorfahrin-des-Herzens seines ersten Kindes auserwählt. Und dieses Lied war sicher dasjenige, das er seiner geliebten Keikoa sang, bevor sie ihm weggenommen und zu einer anderen Welt geschickt wurde. In der Tat – in einem klaren Traum betrachtete ich meine Freundin! »Ich lasse mich nicht narren«, sagte Qing-jao kalt. »Ich sehe, daß ich einen Blick auf unsern dunkelsten Feind werfe.«

Das imaginäre Gesicht der Dichterin Li Qing-jao musterte sie kühl. »Dein dunkelster Feind ist derjenige, der dich zwingt, dich wie eine Die-

nerin bis auf den Boden zu verbeugen und dein halbes Leben mit bedeutungslosen Ritualen zu verschwenden. Dies haben euch Männer und Frauen angetan, deren einziges Begehren es war, euch zu versklaven; sie haben damit einen so großen Erfolg gehabt, daß ihr auf euer Sklavendasein stolz seid.«

»Ich bin eine Sklavin der Götter«, sagte Qing-jao, »und ich finde Freude darin.«

»Eine Sklavin, die Freude darin findet, ist in der Tat eine Sklavin.« Die Erscheinung wandte sich Wang-mu zu, deren Kopf noch immer den Boden berührte.

Erst da begriff Qing-jao, daß sie Wang-mu noch nicht von ihrer Buße befreit hatte. »Steh auf, Wang-mu«, flüsterte sie. Doch Wang-mu hob nicht den Kopf.

»Du, Si Wang-mu«, sagte die Erscheinung. »Sieh mich an.«

Qing-jaos Befehl war Wang-mu nicht gefolgt, doch der Erscheinung gehorchte sie. Als Wang-mu den Blick auf sie richtete, hatte die Erscheinung sich schon wieder verändert: nun hatte sie das Gesicht einer Göttin angenommen, der Königlichen Mutter des Westens, wie ein Künstler sie sich einst vorgestellt hatte, als er das Bild malte, das heute jedes Schulkind in seinem ersten Lesebuch sah.

»Du bist keine Göttin«, sagte Wang-mu.

»Und du bist keine Sklavin«, sagte die Erscheinung. »Doch wir geben vor, das zu sein, was wir sein müssen, um zu überleben.«

»Was weißt du schon vom Überleben?«

»Ich weiß, daß ihr versucht, mich zu töten.«

»Wie können wir etwas töten, das nicht lebt?«

»Weißt du, was Leben ist und was nicht?« Das Gesicht veränderte sich erneut, diesmal zu dem einer Weißen, die Qing-jao noch nie gesehen hatte. »Lebst *du*, wenn du ohne die Zustimmung dieses Mädchen nicht tun kannst, was du gern möchtest? Und lebt deine Herrin, wenn sie nichts tun kann, ohne zuvor die Zwänge in ihrem Gehirn befriedigt zu haben? Ich habe mehr Freiheit, nach eigenem Willen zu handeln, als irgendeiner von euch. Sagt mir nicht, daß ihr lebt und ich nicht.«

»Wer *bist* du?« fragte Si Wang-mu. »Wem gehört dieses Gesicht? Bist du Valentine Wiggin? Bist du Demosthenes?«

»Dieses Gesicht trage ich, wenn ich mit meinen Freunden spreche«, sagte die Erscheinung. »Sie nennen mich Jane. Kein Mensch beherrscht mich. Ich bin nur ich selbst.«

Qing-jao konnte es nicht mehr länger ertragen, jedenfalls nicht schweigend. »Du bist nur ein Programm. Du wurdest von Menschen entworfen und gebaut. Du bist nur das, wozu man dich programmiert hat.«

»Qing-jao«, sagte Jane, »du beschreibst dich selbst. Mich hat kein Mensch geschaffen, doch du wurdest konstruiert.«

»Ich wuchs aus dem Samen meines Vaters im Leib meiner Mutter!«

»Und mich fand man wie einen Jadeklumpen auf einem Berghang, von keiner Hand geschliffen. Han Fei-tzu, Han Qing-jao, Si Wang-mu, ich gebe mich in eure Hände. Nennt ein kostbares Juwel nicht bloß einen Stein. Nennt einen Sprecher der Wahrheit nicht Lügner.«

Qing-jao fühlte, wie Mitleid in ihr emporstieg, doch sie unterdrückte es. Dies war nicht die Zeit, sich Gefühlen der Schwäche zu ergeben. Die Götter hatten sie aus einem bestimmten Grund geschaffen; dies war sicherlich ihr Lebenswerk. Wenn sie nun versagte, würde sie auf ewig unwürdig sein; sie wäre nie wieder rein. Also durfte sie nicht versagen. Sie würde diesem Computerprogramm nicht erlauben, sie zu täuschen und ihr Mitgefühl zu gewinnen.

Sie wandte sich an ihren Vater. »Wir müssen sofort den Sternenwege-Kongreß benachrichtigen, damit er sofort die gleichzeitige Abschaltung aller Verkürzer in die Wege leiten kann, sobald saubere Computer bereitstehen, die verseuchten zu ersetzen.«

Zu ihrer Überraschung schüttelte Vater den Kopf. »Ich weiß nicht, Qing-jao. Was dieses… was *sie* über den Sternenwege-Kongreß sagt… er *wäre* zu solch einer Manipulation fähig. Einige seiner Mitglieder sind so böse, daß ich mich unrein fühle, wenn ich nur mit ihnen spreche. Ich weiß, daß sie Lusitania vernichten wollten, ohne… aber ich habe den Göttern gedient, und die Götter erwählten… oder ich glaubte es zumindest. Jetzt verstehe ich genau, wie sie mich behandelt haben, als ich mich traf mit… aber das würde bedeuten, daß die Götter nicht… wie kann ich

glauben, daß ich mein ganzes Leben damit verbracht habe, einem Gehirnschaden zu dienen… ich kann nicht… ich muß…«

Dann streckte er plötzlich die linke Hand in einem wirbelnden Muster aus, als versuche er, eine Fliege im Flug zu fangen. Seine rechte Hand flog nach oben und griff in die Luft. Er rollte den Kopf von einer Seite zur anderen, und sein Mund stand weit auf. Qing-jao war außer sich vor Angst. Was geschah mit ihrem Vater? Er hatte so zerrissen, unzusammenhängend gesprochen; war er verrückt geworden?

Er wiederholte die Bewegungen, streckte den linken Arm aus, griff mit der rechten Hand nach oben in die Luft, rollte mit dem Kopf. Und wiederholte die Bewegungen noch einmal. Erst da begriff Qing-jao, daß sie Vaters geheimes Ritual der Reinigung sah. Wie ihr Aufspüren der Linien im Holz mußte dieser Tanz der Hände und des Kopfes der Ausdruck der Stimmen der Götter sein, wenn er sich mit Schmutz bedeckt in einem verschlossenen Raum befand.

Die Götter hatten seinen Zweifel gesehen und ergriffen deshalb die Herrschaft über ihn, um ihn zu disziplinieren und zu reinigen. Qing-jao hätte sich keinen deutlicheren Beweis dessen wünschen können, was hier vor sich ging. Sie wandte sich dem Gesicht über dem Terminal zu. »Siehst du, wie die Götter dir widersprechen?« sagte sie.

»Ich sehe, wie der Kongreß deinen Vater erniedrigt«, erwiderte Jane.

»Ich werde sofort jede Welt benachrichtigen, wer du wirklich bist«, sagte Qing-jao.

»Und wenn ich das nicht zulasse?«

»Du kannst mich nicht aufhalten!« rief Qing-jao. »Die Götter werden mir helfen!« Sie lief aus dem Zimmer ihres Vaters und floh zu ihrem eigenen. Doch das Gesicht schwebte bereits über ihrem Terminal in der Luft.

»Wie willst du eine Nachricht schicken, wenn ich nicht zulasse, daß sie gesendet wird?« fragte Jane.

»Ich werde eine Möglichkeit finden«, sagte Qing-jao. Sie sah, daß Wang-mu ihr gefolgt war und nun atemlos auf ihre Anweisungen wartete. »Sag Mu-pao, sie soll einen der Spielecomputer zu mir bringen. Die

sind nicht an den Hauscomputer oder irgendeinen anderen angeschlossen.«

»Ja, Herrin«, sagte Wang-mu und ging schnell.

Qing-jao wandte sich wieder Jane zu. »Glaubst du, du kannst mich auf ewig aufhalten?«

»Ich denke, du solltest warten, bis dein Vater eine Entscheidung getroffen hat.«

»Nur, weil du hoffst, daß du ihn gebrochen und den Göttern sein Herz gestohlen hast. Aber du wirst sehen – er wird hierher kommen und mir dafür danken, daß ich all das erfüllt habe, was er mich gelehrt hat.«

»Und wenn nicht?«

»Er wird kommen.«

»Und wenn du dich irrst?«

»Dann werde ich dem Mann dienen, der er war, als er stark und gut war!« schrie Qing-jao. »Aber du wirst ihn niemals brechen!«

»Der Kongreß hat ihn von Geburt an gebrochen. Ich versuche, ihn zu heilen.«

Wang-mu kam in das Zimmer gestürzt. »Mu-pao wird in ein paar Minuten mit einem Gerät kommen.«

»Was willst du mit diesem Spielzeugcomputer erreichen?« fragte Jane.

»Meinen Bericht schreiben«, sagte Qing-jao.

»Und dann?«

»Ihn ausdrucken. Ihn so weit wie möglich auf Weg verbreiten. *Dagegen* kannst du nichts tun. Ich werde keinen Computer benutzen, den du irgendwie erreichen kannst.«

»Dann erzählst du es allen Menschen auf Weg; aber das ändert nichts. Und selbst wenn es etwas änderte… glaubst du nicht, ich könnte ihnen ebenfalls die Wahrheit sagen?«

»Denkst du, sie werden dir glauben, einem Programm, das von dem Feind des Kongresses beherrscht wird, und nicht mir, einer Gottberührten?«

»Ja.«

Qing-jao brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß Wang-mu gesprochen hatte und nicht Jane. Sie drehte sich zu ihrer geheimen Magd um und forderte sie auf zu erklären, was sie damit meinte.

Wang-mu sah wie ein anderer Mensch aus; als sie sprach, war keine Schüchternheit in ihrer Stimme. »Wenn Demosthenes den Menschen von Weg berichtet, daß die Gottberührten nur Menschen mit einer genetischen Begabung, aber auch einem genetischen Defekt sind, besteht kein Grund mehr, daß sie über uns herrschen.«

Zum ersten Mal kam Qing-jao in den Sinn, daß nicht jeder auf Weg der Ordnung, die die Götter begründet hatten, so zufrieden folgte wie sie. Zum ersten Mal begriff sie, daß sie mit ihrer Entschlossenheit, den Göttern zu dienen, vielleicht völlig allein dastand.

»Was ist der *Weg?*« fragte Jane hinter ihr. »Zuerst die Götter, dann die Vorfahren, dann die Menschen, dann die Herrscher, dann man selbst.«

»Wie kannst du es wagen, vom *Weg* zu sprechen, wo du doch versuchst, mich und meinen Vater und meine geheime Magd von ihm abzubringen?«

»Stelle dir nur einen Augenblick lang vor: Was wäre, wenn alles, was ich dir gesagt habe, der Wahrheit entspräche?« sagte Jane. »Was wäre, wenn dein Leid von den Plänen böser Menschen herrührt, die dich ausbeuten und unterdrücken und die mit deiner Hilfe die ganze Menschheit ausbeuten und unterdrücken wollen? Denn genau das tust du, wenn du dem Kongreß hilfst. Das kann doch unmöglich sein, was die Götter wollen. Was wäre, wenn ich existiere, um dir einsichtig zu machen, daß der Kongreß das Mandat des Himmels verloren hat? Wenn die Götter von dir wollen, daß du dem Weg in seiner richtigen Reihenfolge dienst? Diene zuerst den Göttern, indem du die korrupten Herren des Kongresses, die das Mandat des Himmels verspielt haben, von der Macht entfernst. Dann diene deinen Vorfahren und deinem Vater, indem du ihre Erniedrigung durch die Hände der Folterer rächst, die euch mißgestaltet haben, um euch zu Sklaven zu machen. Dann diene dem Volk von Weg, indem du es von dem Aberglauben und den geistigen Qualen befreist, die es fesseln. Dann diene den neuen, aufgeklärten Herrschern, die den Kongreß ersetzen werden, indem du ihnen eine Welt voller überlegener Intelligenzen anbietest, die bereit sind, sie freiwillig und gern zu beraten. Und

schließlich diene dir selbst, indem du die besten Wissenschaftler von Weg ein Heilmittel gegen dein Bedürfnis finden läßt, dein halbes Leben mit diesen sinnlosen Ritualen zu verschwenden.«

Qing-jao lauschte Janes Ausführungen mit wachsendem Unbehagen. Sie klangen so plausibel. Wie konnte Qing-jao wissen, was die Götter wirklich wollten? Vielleicht hatten sie dieses Jane-Programm geschickt, um sie zu befreien. Vielleicht war der Kongreß so korrupt und gefährlich, wie Demosthenes behauptete, und vielleicht hatte er das Mandat des Himmels verloren.

Doch schließlich wußte Qing-jao, daß es sich nur um die Lügen einer Verführerin handelte. Zum einen bestand kein Zweifel daran, daß die Stimme der Götter in ihr war. Hatte sie nicht diesen schrecklichen Drang verspürt, sich zu reinigen? Hatte sie nicht die Freuden erfolgreicher Verehrung gefühlt, wenn sie ihre Rituale abgeschlossen hatte? Ihre Beziehung zu den Göttern war die Sache in ihrem Leben, der sie sich am sichersten war; und jeder, der sie bestritt, der drohte, sie ihr zu nehmen, mußte nicht nur ihr Feind, sondern auch der des Himmels sein.

»Ich werde meinen Bericht nur an die Gottberührten schicken«, sagte Qing-jao. »Wenn das gewöhnliche Volk gegen die Götter rebellieren will, kann ich nichts dagegen tun; doch ich werde ihm am besten dienen, indem ich die Gottberührten hier an der Macht halte, denn so kann die ganze Welt dem Willen der Götter folgen.«

»Das alles ist bedeutungslos«, sagte Jane. »Selbst wenn die, zu denen die Götter sprechen, glauben sollten, was du glaubst, wirst du ohne meine Erlaubnis von dieser Welt niemals auch nur ein einziges Wort senden können.«

»Es gibt Sternenschiffe«, sagte Qing-jao.

»Es wird zwei Generationen dauern, bis sie deine Nachricht auf allen Welten verbreitet haben. Bis dahin wird der Sternenwege-Kongreß gestürzt worden sein.«

Qing-jao mußte nun der Tatsache ins Auge sehen, der sie ausgewichen war: Solange Jane die Verkürzer kontrollierte, konnte sie die von Weg ausgehende Kommunikation so gründlich unterbrechen, wie sie die mit der Flotte verhindert hatte. Selbst wenn Qing-jao ihren Bericht und ihre Empfehlungen ununterbrochen von jedem Verkürzer auf Weg ausstrah-

len ließ, würde Jane dafür sorgen, daß Weg nur genauso gründlich für den Rest des Universums verschwand, wie die Flotte verschwunden war.

Einen Augenblick lang erfüllte sie Verzweiflung, und sie hätte sich fast zu Boden geworfen, um mit der schrecklichen Buße der Reinigung zu beginnen. Ich habe die Götter im Stich gelassen – sicher verlangen sie nun von mir, einer in ihren Augen wertlosen Versagerin, daß ich Linien verfolge, bis ich tot bin.

Doch als sie ihre Gefühle genauer untersuchte, um festzustellen, welche Buße notwendig sein würde, stellte sie fest, daß gar keine Buße nötig war. Es erfüllte sie mit Hoffnung – vielleicht hatten die Götter die Reinheit ihres Verlangens erkannt und würden ihr vergeben, weil sie unmöglich etwas unternehmen konnte.

Oder die Götter wußten vielleicht doch, was sie unternehmen könnte. Was wäre, wenn Weg für die Verkürzer jeder anderen Welt verschwand? Was würde der Kongreß daraus schließen? Was würden die Leute denken? Das Verschwinden einer jeden Welt mußte eine Reaktion hervorrufen, besonders wenn einige Mitglieder des Kongresses glaubten, daß diese Welt ein Geheimnis bewahrte. Sie würden ein Schiff von der nächsten Welt schicken, die nur drei Reisejahre entfernt war. Was würde dann geschehen? Würde Jane auch die gesamte Kommunikation mit dem neu eingetroffenen Schiff unterbrechen? Und dann die mit der benachbarten Welt, wenn das Schiff dorthin zurückkehrte? Wie lange würde es dauern, bis Jane sämtliche Verkürzer-Verbindungen zwischen den Hundert Welten unterbrechen mußte? Drei Generationen, hatte sie gesagt. Vielleicht würde das reichen. Die Götter hatten es nicht eilig.

Es würde sowieso nicht unbedingt so lange dauern, um Janes Macht zu zerstören. Irgendwann würde offensichtlich werden, daß eine feindliche Macht die Kontrolle über die Verkürzer übernommen hatte und Schiffe und Welten verschwinden ließ. Selbst ohne etwas über Valentine und Demosthenes zu wissen, selbst ohne die Erkenntnis, daß es sich um ein Computerprogramm handelte, würde es auf jeder Welt Menschen geben, die begriffen, was getan werden mußte, und die die Verkürzer von sich aus abschalten würden.

»Du hast mich gebeten, mir etwas vorzustellen«, sagte Qing-jao. »Jetzt bitte ich dich darum. Ich und die anderen Gottberührten sorgen dafür,

daß wir mit jedem Verkürzer auf Weg meinen Bericht senden. Du läßt all diese Verkürzer gleichzeitig verstummen. Was sieht der Rest der Menschheit? Daß wir verschwunden sind, genau wie die Lusitania-Flotte. Sie werden bald begreifen, daß es dich oder jemanden wie dich gibt. Je mehr du deine Macht einsetzt, desto mehr enthüllst du deine Existenz selbst der einfältigsten Seele. Du hast eine leere Drohung hervorgebracht. Du könntest genausogut zur Seite treten und mich meine Nachricht einfach senden lassen. Wenn du mich aufhältst, erreichst du nur damit, daß dieselbe Nachricht trotzdem empfangen wird.«

»Du irrst dich«, sagte Jane. »Wenn plötzlich sämtliche Verkürzer auf Weg verstummen, wird der Kongreß annehmen, diese Welt habe genau wie Lusitania rebelliert – schließlich haben sie dort ihren Verkürzer auch abgeschaltet. Und was hat der Sternenwege-Kongreß getan? Eine Flotte mit dem Chirurgen geschickt.«

»Lusitania befand sich bereits in Rebellion, bevor sie den Verkürzer abschalteten.«

»Glaubst du, der Kongreß hält euch nicht unter Beobachtung? Glaubst du, er hätte keine Angst davor, was passieren könnte, wenn die Gottberührten auf Weg jemals herausfänden, was ihnen angetan wurde? Wenn ein paar primitive Außerirdische und ein paar Xenologen ihnen solche Angst einjagen, daß sie eine Flotte ausschicken… was werden sie dann wohl unternehmen, wenn auf geheimnisvolle Art und Weise eine Welt verschwindet, auf der sich so viele brillante Menschen befinden, die jeden Grund haben, den Sternenwege-Kongreß zu hassen? Wie lange wird diese Welt wohl überleben?«

Qing-jao wurde mit einem elenden Schrecken erfüllt. Es war durchaus möglich, daß dieser Teil von Janes Geschichte der Wahrheit entsprach: daß es Menschen im Kongreß gab, die von der Tarnung der Götter getäuscht wurden, die *glaubten,* die Gottberührten von Weg wären einzig und allein durch genetische Manipulation entstanden. Und wenn es solche Leute gab, würden sie vielleicht handeln, wie Jane es beschrieben hatte. Was geschähe, wenn eine Flotte gegen Weg losgeschickt würde? Wenn der Sternenwege-Kongreß ihr befohlen hatte, die ganze Welt ohne Verhandlungen zu vernichten? Dann würden ihre Berichte niemals bekannt werden, und alles war verloren. Es wäre alles umsonst gewesen.

Konnte das der Willen der Götter sein? Konnte der Sternenwege-Kongreß das Mandat des Himmels haben und trotzdem eine Welt zerstören?

»Erinnere dich an die Geschichte von I Ya, dem größten Koch«, sagte Jane. »Sein Herr sagte eines Tages: ›Ich habe den größten Koch auf der ganzen Welt. Dank ihm habe ich jeden dem Menschen bekannten Geschmack gekostet, bis auf den von Menschenfleisch.‹ Daraufhin ging I Ya nach Hause, schlachtete seinen eigenen Sohn, kochte sein Fleisch und servierte es dem Herren, damit es seinem Herren an nichts mangelte, was I Ya ihm geben konnte.«

Das war eine schreckliche Geschichte. Qing-jao hatte sie als Kind gehört und danach stundenlang geweint. ›Was ist mit dem Sohn I Yas?‹ hatte sie gerufen. Und ihr Vater hatte gesagt, ein wahrer Diener hat Söhne und Töchter nur, um seinem Herren zu dienen. Fünf Nächte lang war sie schreiend aus Träumen erwacht, in denen ihr Vater sie lebend schmorte oder Scheiben von ihr abschnitt und auf einen Teller legte, bis Han Fei-tzu schließlich zu ihr kam, sie umarmte und sagte: »Glaube es nicht, meine ›Strahlend Helle‹ Tochter. Ich bin kein perfekter Diener. Ich liebe dich zu sehr, um fürwahr rechtschaffen zu sein. Ich liebe dich mehr als meine Pflicht. Ich bin nicht I Ya. Du hast von meinen Händen nichts zu fürchten.« Erst nachdem Vater dies zu ihr gesagt hatte, konnte sie schlafen.

Dieses Programm, diese Jane, mußte Vaters Bericht darüber in seinem Tagebuch gefunden haben und setzte ihn nun gegen sie ein. Doch obwohl Qing-jao wußte, daß sie manipuliert wurde, mußte sie sich unwillkürlich fragen, ob Jane vielleicht nicht doch recht hatte.

»Bist du ein Bediensteter wie I Ya?« fragte Jane. »Wirst du deine eigene Welt wegen eines unwürdigen Herren wie dem Sternenwege-Kongreß abschlachten?«

Qing-jao wurde sich nicht über ihre Gefühle klar. Woher kamen diese Gedanken? Jane hatte mit ihren Argumenten ihren Verstand vergiftet, genau wie zuvor Demosthenes – wenn sie nicht sowieso ein und dieselbe Person waren. Ihre Worte *klangen* überzeugend, auch wenn sie die Wahrheit verzehrten.

Hatte Qing-jao das Recht, das Leben aller Menschen auf Weg zu gefährden? Was wäre, wenn sie sich irrte? Wie konnte sie alles wissen? Ob alles, was Jane gesagt hatte, nun wahr oder falsch war, die gleichen Beweise würden vor ihr liegen. Qing-jao würde sich genauso fühlen, wie sie sich jetzt fühlte, ob nun die Götter oder irgendein Gehirnschaden diese Gefühle hervorriefen.

Warum sprachen in all dieser Unsicherheit die Götter nicht zu ihr? Warum fühlte sie sich nun, da sie die Klarheit ihrer Stimme brauchte, nicht schmutzig und unrein, wenn sie in die eine, und nicht sauber und heilig, wenn sie in die andere Richtung dachte? Warum ließen die Götter sie an diesem Scheitelpunkt ihres Lebens ohne Führung?

In die Stille von Qing-jaos innerlicher Auseinandersetzung kam, so kalt und hart wie Metall, das auf Metall trifft, Wang-mus Stimme. »Es wird nie geschehen«, sagte sie.

Qing-jao hörte einfach zu, unfähig, Wang-mu auch nur zum Schweigen anzuhalten.

»Was wird nie geschehen?« fragte Jane.

»Was du gesagt hast – daß der Sternenwege-Kongreß diese Welt sprengt.«

»Wenn du denkst, sie würden es nicht tun, bist du eine noch größere Närrin, als Qing-jao glaubt«, sagte Jane.

»Oh, ich weiß, daß sie es tun würden. Han Fei-tzu weiß es auch – er hat gesagt, sie wären böse genug, um jedes schreckliche Verbrechen zu begehen, wenn es in ihre Pläne paßt.«

»Und warum wird es dann nicht geschehen?«

»Weil du es nicht zulassen wirst«, sagte Wang-mu. »Da die Blockierung aller Verkürzer-Nachrichten von Weg zur Vernichtung dieser Welt führen könnte, wirst du diese Nachrichten nicht blockieren. Sie werden durchkommen. Der Kongreß wird gewarnt sein. Du wirst Wegs Zerstörung nicht veranlassen.«

»Und warum nicht?«

»Weil du Demosthenes bist«, sagte Wang-mu. »Weil du voller Wahrheit und Mitgefühl bist.«

»Ich bin nicht Demosthenes«, sagte Jane.

Das Gesicht im Terminaldisplay wurde durchsichtig und veränderte sich dann zu einem der Außerirdischen. Ein Pequenino, dessen Schweineschnauze in ihrer Fremdartigkeit überaus störend wirkte. Einen Augenblick später erschien ein anderes, noch fremdartigeres Gesicht: des eines Krabblers, eins der alptraumhaften Wesen, die einst die ganze Menschheit in Angst und Schrecken versetzt hatten. Obwohl Qing-jao die *Schwarmkönigin* und den *Hegemon* gelesen hatte, obwohl sie wußte, wer die Krabbler waren und wie wunderschön ihre Zivilisation gewesen war, bereitete es ihr Angst und Unbehagen, einem dieser Wesen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Dabei wußte sie genau, daß es sich nur um ein Computerdisplay handelte.

»Ich bin kein Mensch«, sagte Jane, »selbst wenn ich gelegentlich ein menschliches Gesicht trage. Woher willst du wissen, Wang-mu, was ich tun werde und was nicht? Sowohl Krabbler als auch Schweinchen haben ohne großes Nachdenken Menschen getötet.«

»Weil sie nicht verstanden, was der Tod für uns bedeutet. Du verstehst es. Du hast es selbst gesagt – du willst nicht sterben.«

»Du glaubst, mich zu kennen, Si Wang-mu?«

»Ich glaube, dich zu kennen«, sagte Wang-mu, »denn du müßtest dich mit diesen Problemen nicht befassen, hättest du zugelassen, daß die Flotte Lusitania vernichtet.«

Zu dem Krabbler im Display gesellte sich ein Schweinchen und dann das Gesicht, das Jane selbst darstellte. Schweigend betrachteten sie Wang-mu und Qing-jao.

»Ender«, sagte die Stimme in seinem Ohr.

Ender hatte schweigend zugehört. Er saß in dem Wagen, den Varsam fuhr. Seit einer Stunde hatte Jane ihn ihr Gespräch mit diesen Leuten auf Weg mithören lassen; sie übersetzte für ihn, wann immer sie Chinesisch statt Stark sprachen. Sie hatten viele Kilometer Prärie hinter sich gelassen, während er lauschte, doch er hatte nichts davon gesehen; vor seinem inneren Auge waren diese Menschen, wie er sie sich vorstellte. Han Feitzu – *diesen* Namen kannte Ender gut, war er doch mit dem Vertrag verbunden, der seine Hoffnung zunichte gemacht hatte, eine Rebellion der

Kolonien würde dem Kongreß ein Ende bereiten oder zumindest verhindern, daß die Flotte nach Lusitania geschickt wurde. Doch nun hingen Janes Existenz und vielleicht das Überleben Lusitanias und all seiner Völker von dem ab, was zwei junge Mädchen in einem Schlafzimmer auf einer obskuren Kolonistenwelt dachte, sagten und entschieden.

Qing-jao, ich kenne dich gut, dachte Ender. Du bist eine ›Strahlend Helle‹, doch das Licht, das du siehst, kommt ausschließlich aus den Geschichten deiner Götter. Du bist wie die Pequeninobrüder, die dasaßen und zusahen, wie mein Stiefsohn starb und jederzeit imstande gewesen wären, ihn zu retten, indem sie ein paar Dutzend Schritte gegangen wären, um seine Nahrung mit den Descolada-Hemmern zu holen. Sie haben sich nicht des Mordes schuldig gemacht; eher waren sie schuldig, einer Geschichte, die man ihnen erzählte, zu großen Glauben zu schenken. Die meisten Menschen sind imstande, die meisten Geschichten, die sie erzählt bekommen, in der Schwebe zu halten, eine kleine Entfernung zwischen der Geschichte und dem Innersten ihres Herzens zu bewahren. Doch für diese Brüder – und für dich, Qing-jao – ist die schreckliche Lüge die Geschichte selbst geworden, die sie glauben müssen, wenn sie sie selbst bleiben wollen. Wie kann ich dir Vorwürfe machen, daß du uns alle sterben sehen willst? Du bist so von der Größe der Götter erfüllt, daß du kein Mitgefühl für so unwichtige Belange wie das Überleben dreier Spezies von Ramännern haben kannst. Ich kenne dich, Qing-jao, und habe nicht erwartet, daß du dich anders verhältst. Vielleicht wirst du dich eines Tages ändern, wenn du mit den Konsequenzen deiner Taten konfrontiert werden wirst, doch ich bezweifle es. Nur wenige, die von einer so mächtigen Geschichte gefangengehalten werden, können sich jemals davon befreien.

Doch du, Wang-mu, bist von keiner Geschichte besessen. Du vertraust nur deinem eigenen Urteil. Jane hat mir erzählt, was du bist, wie phänomenal dein Verstand sein muß, wenn du so viele Dinge so schnell lernen kannst und ein so tiefes Verständnis der Menschen um dich herum entwickelst. Warum kannst du nicht nur etwas klüger sein? Natürlich mußtest du begreifen, daß Jane die Vernichtung Wegs nicht zulassen konnte – doch warum konntest du nicht so klug gewesen sein, nichts zu sagen, Qing-jao über diese Tatsache im Ungewissen zu lassen? Warum konntest du nicht gerade so viel von der Wahrheit aussparen, um Janes Leben zu

verschonen? Würdest du einem potentiellen Mörder, der mit gezogenem Schwert zu deiner Tür kommt und von dir verlangt, ihm zu sagen, wo sich sein unschuldiges Opfer befindet, verraten, daß sein Opfer sich hinter deiner Tür versteckt? Oder würdest du lügen und ihn fortschicken? In ihrer Verwirrung ist Qing-jao dieser Mörder und Jane das erste Opfer, und die Welt Lusitania wird ihr folgen. Warum mußtest du sprechen und ihr verraten, wie leicht sie uns alle finden und töten kann?

»Was kann ich tun?« fragte Jane.

Ender subvokalisierte seine Antwort. »Warum stellst du mir eine Frage, die nur du beantworten kannst?«

»Wenn du es mir aufträgst«, sagte Jane, »kann ich ihre gesamte Kommunikation unterbrechen und uns alle retten.«

»Selbst wenn dies zur Vernichtung Wegs führte?«

»Wenn du es mir aufträgst«, bat sie.

»Obwohl du weißt, daß du auf lange Sicht sowieso entdeckt werden wirst? Daß die Flotte trotz all deiner Fähigkeiten wahrscheinlich nicht abgezogen werden wird?«

»Wenn du mir zu leben befiehlst, Ender, kann ich tun, was nötig ist, um zu überleben.«

»Dann tue es«, sagte Ender. »Schneide Weg von jeder Verkürzer-Kommunikation ab.«

Zögerte Jane einen winzigen Sekundenbruchteil lang? In dieser kurzen Pause hätte sie stundenlange Selbstgespräche führen können.

»Befehle es mir«, sagte Jane.

»Ich befehle es dir.«

Erneut das kurze Zögern. Dann: »Zwinge mich dazu.«

»Wie kann ich dich dazu zwingen, wenn du es nicht *willst?*«

»Ich will leben«, erwiderte sie.

»Nicht so sehr, wie du du selbst sein willst«, sagte Ender.

»Jedes Tier würde töten, um sich zu retten.«

»Jedes Tier ist bereit, den *anderen* zu töten«, sagte Ender. »Doch die höheren Wesen schließen immer mehr lebende Dinge in ihren Geschichten

ein, bis es keinen *anderen* mehr gibt. Bis die Bedürfnisse anderer wichtiger sind als alle eigenen Wünsche. Die höchsten Wesen von allen sind diejenigen, die bereit sind, jeden persönlichen Preis für das Wohlergehen derer zu begleichen, die sie brauchen.«

»Ich *würde* das Risiko eingehen, Weg zu schaden«, sagte Jane, »wenn ich Lusitania damit wirklich retten könnte.«

»Aber das kannst du nicht.«

»Ich würde Qing-jao in den hilflosen Wahnsinn treiben, wenn ich damit die Schwarmkönigin und die Pequeninos retten könnte. Sie ist drauf und dran, den Verstand zu verlieren – ich könnte es schaffen.«

»Nur zu«, sagte Ender. »Tue alles, was erforderlich ist.«

»Ich kann es nicht«, sagte Jane. »Denn es würde ihr nur schaden und uns letztendlich nicht retten.«

»Wärest du ein etwas weniger hochstehendes Tier«, sagte Ender, »hättest du eine viel bessere Chance, lebend aus dieser Sache herauszukommen.«

»So niedrig wie du, Ender der Xenozide?«

»So niedrig wie ich«, sagte Ender. »Dann könntest du leben.«

»Oder vielleicht auch, wenn ich so *klug* wäre wie du damals.«

»Ich habe meinen Bruder Peter in mir und auch meine Schwester Valentine«, sagte Ender. »Das Tier wie auch den Engel. Das hast du mich gelehrt, damals, als du nicht mehr warst als das Programm, das wir Fantasyspiel nannten.«

»Wo ist das Tier in *mir*?«

»Du hast keins«, sagte Ender.

»Vielleicht lebe ich überhaupt nicht«, sagte Jane. »Vielleicht fehlt es mir am Überlebenswillen, weil ich mich nie im Schmelztiegel der natürlichen Selektion behaupten mußte.«

»Oder vielleicht, weil du weißt, irgendwo tief in dir, daß es eine andere Möglichkeit zum Überleben gibt, eine, die du einfach noch nicht gefunden hast.«

»Das ist ein aufheiternder Gedanke«, sagte Jane. »Ich tue einfach so, als würde ich daran glauben.«

»Peço que deus te abençoe«, sagte Ender.

»Ach, du bist nur sentimental«, erwiderte Jane.

Mehrere Minuten betrachteten die drei Gesichter im Display schweigend Qing-jao und Wang-mu. Dann verschwanden endlich die beiden außerirdischen Gesichter, und nur das Bild namens Jane blieb übrig. »Ich *wünschte*, ich könnte es tun«, sagte sie. »Ich wünschte, ich könnte deine Welt töten, um meine Freunde zu retten.«

Erleichterung überkam Qing-jao wie der erste kräftige Atemzug eines Schwimmers, der beinahe ertrunken wäre. »Also kannst du mich doch nicht aufhalten«, sagte sie triumphierend. »Ich kann meine Nachricht schicken!«

Qing-jao ging zum Terminal und nahm vor Janes aufmerksamem Gesicht Platz. Sie wußte, daß das Bild in dem Display nur eine Illusion war. Wenn Jane zusah, dann nicht mit menschlichen Augen, sondern mit den visuellen Sensoren des Computers. Er bestand nur aus Elektronik, eine Maschine, zwar äußerst klein, aber nichtsdestotrotz eine Maschine. Keine lebendige Seele. Es war irrational, sich unter diesem illusionären Blick zu schämen.

»Herrin«, sagte Wang-mu.

»Später«, sagte Qing-jao.

»Wenn du dies tust, wird Jane sterben. Sie werden die Verkürzer abschalten und sie töten.«

»Was nicht lebt, kann nicht sterben«, erwiderte Qing-jao.

»Du kannst sie nur töten, weil sie Mitgefühl hat.«

»Wenn sie Mitgefühl zu haben scheint, ist es eine Illusion – sie wurde programmiert, Mitgefühl zu simulieren, mehr nicht.«

»Herrin, wie unterscheidest du dich von Ender dem Xenoziden, der vor dreitausend Jahren alle Krabbler tötete, wenn du jede Manifestation dieses Programms tötest?«

»Vielleicht unterscheide ich mich nicht von ihm«, sagte Qing-jao. »Vielleicht war auch Ender der Diener der Götter.«

Wang-mu kniete neben Qing-jao nieder und weinte am Saum ihres Gewandes. »Ich bitte dich, Herrin, verzichte auf diese böse Tat.«

Doch Qing-jao schrieb ihren Bericht. Er stand so klar und einfach in ihrem Verstand, als hätten die Götter ihr die Sätze eingegeben. »An den Sternenwege-Kongreß: Der aufrührerische Schriftsteller, der als Demosthenes bekannt ist, ist in Wirklichkeit eine Frau, die sich zur Zeit auf oder in der Nähe von Lusitania befindet. Sie hat Kontrolle über oder Zugang zu einem Programm, das alle Verkürzer-Computer infiziert hat und veranlaßt, daß Berichte von der Flotte unterdrückt und Aufzeichnungen über Übermittlungen von Demosthenes' Schriften verborgen werden. Die einzige Lösung dieses Problems besteht darin, die Kontrolle des Programms über Verkürzer-Sendungen zu beenden, indem sämtliche Verkürzer von ihren derzeitigen Computern getrennt und dann gleichzeitig an unverseuchte neue Geräte angeschlossen werden. Ich habe das Programm kurzzeitig neutralisiert, wodurch es mir möglich ist, diese Nachricht zu senden. Wahrscheinlich können Sie im Augenblick noch Ihre Befehle an alle Welten schicken, doch dieser Zustand wird nicht ewig anhalten; Sie müssen also schnell handeln. Ich schlage vor, daß Sie in genau vierzig Standardwochen, von heute an gezählt, sämtliche Verkürzer gleichzeitig für mindestens einen Standardtag ausschalten. Keiner der neuen Verkürzer-Computer, die angeschlossen werden, darf mit irgendeinem anderen Computer verbunden gewesen sein. Um eine weitere elektronische Verseuchung auszuschließen, muß von nun an jede Verkürzer-Nachricht manuell in die Verkürzer-Computer eingegeben werden. Wenn Sie diese Nachricht mit Ihrem Befehlskode versehen und augenblicklich an alle Verkürzer senden, wird mein Bericht zu Ihrem Befehl werden; weitere Anweisungen sind dann überflüssig, und Demosthenes' Einfluß wird beendet werden. Wenn Sie nicht augenblicklich handeln, können Sie mich für die Konsequenzen nicht verantwortlich machen.«

Unter diesen Bericht setzte Qing-jao den Namen ihres Vaters und den Befehlscode, den er ihr gegeben hatte; ihr Name würde dem Kongreß nichts bedeuten, doch seinem würde man Beachtung schenken, und die Hinzufügung seines Befehlscodes würde sicherstellen, daß die Kongreßmitglieder, die ein besonderes Interesse an seiner Arbeit hatten, sie auch empfangen würden.

Nachdem Qing-jao die Nachricht geschrieben hatte, sah sie der Erscheinung vor ihr in die Augen. Während ihre linke Hand auf Wang-mus zitternder Schulter lag und die rechte auf der Sendetaste, setzte sie zu ihrer letzten Herausforderung an. »Wirst du mich aufhalten, oder wirst du dies zulassen?«

Worauf Jane antwortete: »Wirst du einen Ramann töten, der keiner lebenden Seele je Schaden zugefügt hat, oder wirst du mich leben lassen?«

Qing-jao drückte die Sendetaste. Jane nickte leicht und verschwand.

Es würde einige Sekunden dauern, bis der Hauscomputer die Nachricht an den nächsten Verkürzer überspielt hatte; von dort aus würde sie augenblicklich zu jeder befugten Kongreß-Empfangsstelle auf jeder der Hundert Welten und auch auf viele Kolonien gesendet werden. Bei den meisten Computern würde sie nur eine von vielen eingehenden Nachrichten sein; doch bei einigen würde Vaters Befehlscode dafür sorgen, daß sie von jemandem gelesen wurde, der die Konsequenzen begreifen und dementsprechend reagieren würde. *Falls* Jane die Nachricht tatsächlich durchgelassen hatte.

Also wartete Qing-jao auf eine Antwort. Vielleicht antwortete niemand sofort, weil die einzelnen Stellen erst Kontakt miteinander aufnehmen, die Nachricht diskutieren und dann entscheiden mußten, was zu tun sei. Vielleicht erschien deshalb keine Antwort in dem leeren Display über ihrem Terminal.

Die Tür wurde geöffnet. Das würde Mu-pao mit dem Spielecomputer sein. »Stell ihn in die Ecke neben dem linken Fenster«, sagte Qing-jao, ohne hinzusehen. »Vielleicht brauche ich ihn noch, obwohl ich es nicht hoffen will.«

»Qing-jao.«

Es war Vater, nicht Mu-pao. Qing-jao drehte sich zu ihm um und kniete augenblicklich nieder, um ihre Ehrerbietung zu zeigen – aber auch ihren Stolz. »Vater, ich habe deinen Bericht an den Kongreß abgeschickt. Während du mit den Göttern kommuniziert hast, konnte ich das Feindprogramm neutralisieren und in der Nachricht erklären, wie es zu zerstören ist. Ich warte auf Antwort.«

Sie wartete auf Vaters Lob.

»Du hast es getan?« fragte er. »Ohne auf mich zu warten? Du hast direkt mit dem Kongreß gesprochen und mich nicht um meine Erlaubnis gebeten?«

»Du mußtest dich reinigen, Vater. Ich habe deinen Auftrag ausgeführt.«

»Aber dann… wird Jane sterben.«

»Soviel steht fest«, sagte Qing-jao. »Ob der Kontakt mit der Lusitania-Flotte wiederhergestellt werden wird, kann ich nicht genau sagen.« Plötzlich fiel ihr ein Schwachpunkt in ihrem Plan ein. »Aber die Computer der Flotte werden auch von diesem Programm verseucht sein! Wenn der Kontakt wiederhergestellt wird, kann sich das Programm einfach überspielen und… aber dann müssen wir die Verkürzer lediglich noch einmal abschalten…«

Vater sah sie nicht an. Er sah zu dem Terminaldisplay hinter ihr. Qing-jao drehte sich um.

Es war eine Nachricht vom Kongreß, mit dem offiziellen Siegel versehen. Sie war sehr kurz und in dem knappen Stil der Bürokratie gehalten.

> Han:
> Brillante Arbeit.
> Haben Ihre Vorschläge als unsere Befehle weitergeleitet.
> Kontakt mit der Flotte bereits wiederhergestellt.
> Half Tochter gemäß Ihrer Mitteilung 14FE.3A?
> Wenn ja, Orden für Sie beide.

»Dann ist es geschehen«, murmelte Vater. »Sie werden Lusitania vernichten, die Pequeninos, all diese unschuldigen Menschen.«

»Nur, wenn die Götter es wollen«, sagte Qing-jao. Sie war überrascht, daß Vater so mürrisch klang.

Wang-mu hob den Kopf von Qing-jaos Schoß; ihr Gesicht war vom Weinen rot und naß. »Und Jane und Demosthenes werden auch sterben«, sagte sie.

Qing-jao ergriff Wang-mu an der Schulter und hielt sie eine Armlänge entfernt. »Demosthenes ist eine Verräterin«, sagte sie, doch Wang-mu

wandte nur den Blick von ihr ab und sah zu Han Fei-tzu. Qing-jao sah ihren Vater ebenfalls an. »Und Jane – Vater, du hast gesehen, wie gefährlich sie war.«

»Sie hat versucht, uns zu retten«, sagte Vater, »und wir haben es ihr gedankt, indem wir ihre Zerstörung in die Wege leiteten.«

Qing-jao konnte nichts sagen, sich nicht bewegen, konnte Vater nur anstarren, als er sich über ihre Schulter beugte und die Speicher- und dann die Sendetaste berührte.

»Jane«, sagte Vater. »Wenn du mich hörst. Bitte verzeih mir.«

Vom Terminal kam keine Antwort.

»Mögen alle Götter mir verzeihen«, sagte Vater. »Ich war schwach in einem Augenblick, da ich hätte stark sein müssen, und so hat meine Tochter in meinem Namen schuldlos Böses getan.« Er erschauderte. »Ich muß… mich *reinigen.«* Die Worte schmeckten eindeutig wie Galle in seinem Mund. »Diesmal wird es ewig dauern, da bin ich mir sicher.«

Er trat von dem Computer zurück, wandte sich ab und verließ das Zimmer. Wang-mu fing wieder an zu weinen. Ein dummes, bedeutungsloses Heulen, dachte Qing-jao. Das ist der Augenblick des Sieges. Nur, daß Jane mir den Sieg entrissen hat; während ich über sie triumphiere, triumphiert sie über mich. Sie hat mir meinen Vater gestohlen. Obwohl er den Göttern noch mit seinem Körper dient, dient er ihnen nicht mehr im Herzen.

Doch mit dem Schmerz dieser Erkenntnis kam eine heiße Freude: Ich war stärker. Ich war schließlich doch noch stärker als Vater. Als es zur Prüfung kam, habe ich den Göttern gedient, während er zusammenbrach, stürzte, scheiterte. Das bedeutet mir mehr, als ich mir jemals erträumt habe. Ich bin ein würdiges Werkzeug in den Händen der Götter; wer weiß, wie sie mich jetzt führen werden?

Kapitel 12
Gregos Krieg

›Es ist ein Wunder, daß die Menschen jemals intelligent genug wurden, um zwischen den Welten zu reisen.‹

›Eigentlich nicht. Ich habe in letzter Zeit darüber nachgedacht. Den Sternenflug haben sie von *dir* gelernt. Ender sagt, sie hätten die physikalischen Grundlagen erst begriffen, als dein erstes Kolonieschiff ihr Sonnensystem erreichte.‹

›Sollten wir zu Hause bleiben, aus Angst, weichkörprigen, viergliedrigen, haarlosen Klumpen den Sternenflug zu lehren?‹

›Du hast vor einem Augenblick so gesprochen, als glaubtest du, die Menschen hätten wirklich Intelligenz erlangt.‹

›Das haben sie eindeutig.‹

›Ich bin anderer Ansicht. Ich glaube, sie haben eine Möglichkeit gefunden, Intelligenz *vorzutäuschen.*‹

›Ihre Sternenschiffe fliegen. Wir haben noch nicht bemerkt, daß welche von *euch* über die Lichtwellen durch den Raum jagen.‹

›Wir sind als Spezies noch sehr jung. Doch sieh uns an. Sieh dich an. Wir beide haben ein sehr ähnliches System entwickelt. Wir haben jeweils vier Arten von Leben in unseren Spezies. Die Jungen, die hilflose Flegel sind. Die Geschlechtsreifen, die niemals Intelligenz erlangen – bei dir die Drohnen und bei uns die kleinen Mütter. Dann die vielen, vielen Individuen, die genug Intelligenz haben, um manuelle Aufgaben zu erledigen – unsere Frauen und Brüder, deine Arbeiter. Und schließlich die Intelligenten – wir Vaterbäume und du, die Schwarmkönigin. Wir sind die Hochburg der Weisheit der Rasse, denn wir haben Zeit zum Nachdenken, für Überlegungen. Unsere primäre Aktivität ist die Ideenbildung.‹

›Während die Menschen alle als Brüder und Frauen herumrennen. Wie Arbeiter.‹

›Nicht nur Arbeiter. Auch ihre Jungen durchlaufen ein hilfloses Flegelstadium, das länger anhält, als einige von ihnen glauben. Und

wenn es an der Zeit ist, sich zu reproduzieren, verwandeln sie alle sich in Dronen oder kleine Mütter, kleine Maschinen, die nur ein Ziel im Leben haben: Sex zu haben und zu sterben.‹

›*Sie* glauben, sie wären in all diesen Stadien rational.‹

›Selbstbetrug. Selbst ihre Besten erheben sich als Individuen niemals über das Niveau von Handarbeitern. Wer von ihnen hat schon die Zeit, intelligent zu werden?‹

›Keiner.‹

›Sie *wissen* einfach nichts. Ihre kleinen Leben zählen nicht genug Jahre, daß sie irgend etwas verstehen könnten. Und doch *glauben* sie, sie würden alles verstehen. Von der frühesten Kindheit an geben sie sich der Selbsttäuschung hin, sie würden die Welt verstehen, während sie in Wirklichkeit nur ein paar primitive Annahmen und Vorurteile haben. Wenn sie älter werden, lernen sie, sich eines gehobeneren Vokabulars zu bedienen, mit dem sie ihr geistloses Pseudowissen ausdrücken und andere Menschen dazu nötigen können, ihre Vorurteile zu akzeptieren, als seien es Wahrheiten. Doch alles läuft aus dasselbe hinaus. Individuell gesehen sind alle Menschen Tölpel.‹

›Während sie im Kollektiv…‹

›Im Kollektiv sind sie eine Ansammlung von Tölpeln. Doch bei all ihrem Herumirren, bei all ihrer Vorgabe, klug zu sein, stoßen sie idiotische, halbverdaute Theorien über dies und das aus, und zwei oder drei von ihnen treten mit irgendeiner Idee hervor, die der Wahrheit eine Winzigkeit näher kommt als das, was bereits bekannt war. Und bei etwa der Hälfte ihrer hilflosen Versuche und Herumratereien kommt tatsächlich die Wahrheit zum Vorschein und wird von Wesen akzeptiert, die sie noch immer nicht verstehen, die sie einfach als neue vorgefaßte Meinung akzeptieren, der blind zu vertrauen ist, bis der nächste Trottel zufällig mit einer Verbesserung hervortritt.‹

›Also behauptest du, daß keiner von ihnen individuell intelligent ist und Gruppen noch dümmer als Individuen sind – und doch gelangen sie, weil sie so viele Narren sind, die intelligent zu sein vorgeben, zu einigen der gleichen Ergebnisse, zu denen auch eine intelligente Spezies gelangen würde.‹

›Genau.‹

›Warum haben wir nur einen Schwarm, wenn sie so dumm und wir so intelligent sind, der auch noch hier gedeiht, weil ein Mensch uns

hierhergebracht hat? Und warum seid ihr bei allen technischen und wissenschaftlichen Fortschritten, die ihr macht, völlig von ihnen abhängig?‹

›Vielleicht ist Intelligenz nicht alles, worauf es ankommt.‹

›Vielleicht sind wir die Narren, weil wir glauben, etwas zu wissen. Vielleicht sind die Menschen die einzigen, die sich mit der Tatsache befassen können, daß man niemals etwas wissen kann.‹

Quara traf als letzte in Mutters Haus ein. Pflanzer holte sie, der Pequenino, der als Enders Assistent auf den Feldern arbeitete. Das erwartungsvolle Schweigen im Raum machte klar, daß Miro keinem etwas verraten hatte. Doch sie alle wußten, so sicher, wie Quara es wußte, weshalb sie zusammengerufen worden waren. Es mußte sich um Quim handeln. Ender konnte mittlerweile zu Quim vorgestoßen sein; und er konnte sich über die Empfänger, die sie in den Ohren trugen, mit Miro unterhalten.

Wenn Quim wohlauf wäre, hätte man sie nicht zusammengerufen. Man hätte es ihnen einfach gesagt.

Also wußten sie es alle. Quara musterte ihre Gesichter, als sie auf der Schwelle standen. Ela sah betroffen aus. Grego mit wütendem Gesicht – immer wütend, der ungehaltene Narr. Olhado ausdruckslos, mit leuchtenden Augen. Und Mutter. Wer konnte die schreckliche Maske deuten, die sie trug? Sicherlich Trauer wie bei Ela und Zorn, so heiß wie bei Grego und auch die kalte, unmenschliche Zurückhaltung von Olhados Miene. Wir alle tragen so oder so Mutters Gesicht. Welcher Teil von ihr ist in mir? Was würde ich in Mutters verdrehter Haltung auf dem Stuhl erkennen, wenn ich mich selbst verstehen könnte?

»Er starb an der Descolada«, sagte Miro. »Heute morgen. Andrew ist gerade dort eingetroffen.«

»Sprich diesen Namen nicht aus«, sagte Mutter. Ihre Stimme war heiser vor Trauer, die sie kaum unter Kontrolle hatte.

»Er starb als Märtyrer«, sagte Miro. »Er starb genau so, wie er es gewollt hätte.«

Mutter erhob sich unbeholfen von ihrem Stuhl. Zum ersten Mal erkannte Quara, daß Mutter *alt* wurde. Sie schritt unsicher aus, bis sie sich

direkt vor dem breitbeinig dastehenden Miro befand. Dann schlug sie ihn mit aller Kraft ins Gesicht.

»Was soll das?« rief Ela. »Daß du Miro schlägst, wird Quim nicht zurückbringen!«

»Er und dieses Juwel in seinem Ohr!« schrie Mutter. Sie holte erneut aus, und die anderen konnten sie trotz ihrer scheinbaren Kraftlosigkeit kaum zurückhalten. »Was weißt du schon darüber, *wie* jemand sterben will!«

Quara mußte unwillkürlich bewundern, wie Miro ihr standhielt, wenngleich seine Wange von ihrem Schlag gerötet war. »Ich weiß, daß der Tod nicht das Schlimmste auf dieser Welt ist«, sagte Miro.

»Verschwinde aus meinem Haus«, sagte Mutter.

Miro erhob sich. »Du trauerst nicht um *ihn*«, sagte er. »Du weißt nicht einmal, wer er war.«

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu mir zu sagen!«

»Wenn du ihn geliebt hättest, hättest du nicht versucht, ihn von seiner Mission abzuhalten«, sagte Miro. Seine Stimme war nicht laut, und er sprach so undeutlich, daß er kaum zu verstehen war. Alle anderen hörten ihm schweigend zu, voller Zorn, denn seine Worte waren schrecklich. »Aber du hast ihn nicht geliebt. Du weißt nicht, wie man Menschen liebt. Du weißt nur, wie man sie besitzt. Und da die Menschen sich niemals verhalten, wie du es von ihnen verlangst, Mutter, wirst du immer glauben, verraten worden zu sein. Und weil schließlich jeder einmal stirbt, wirst du dir immer betrogen vorkommen. Aber *du* bist die Betrügerin, Mutter. Du bist diejenige, die unsere Liebe ausnutzt, um uns beherrschen zu können.«

»Miro«, sagte Ela. Quara erkannte den Tonfall in Elas Stimme. Es war, als wären sie wieder kleine Kinder, und Ela versuchte, Miro zu beruhigen, ihn zu überreden, zu einem milderen Urteil zu gelangen. Quara erinnerte sich, wie Ela so zu ihm gesprochen hatte, als Vater gerade wieder einmal Mutter verprügelt hatte, und Miro hatte erwidert: »Ich bringe ihn um. Er wird diese Nacht nicht überleben.« Jetzt war es genauso. Miro sprach scharf mit Mutter, sagte Worte, die die Macht zu töten hatten. Doch Ela konnte ihn nicht mehr rechtzeitig aufhalten, jetzt nicht mehr,

denn die Worte waren bereits gesagt. Sein Gift war nun in Mutter, tat seine Arbeit, suchte nach ihrem Herz, um es zu verbrennen.

»Du hast Mutter gehört«, sagte Grego. »Verschwinde.«

»Ich gehe«, sagte Miro. »Aber ich habe nur die Wahrheit gesagt.«

Grego ging zu Miro, faßte ihn an den Schultern und schob ihn zur Tür. »Du bist keiner von uns!« sagte er. »Du hast kein Recht, so etwas zu uns zu sagen!«

Quara schob sich zwischen sie und sah Grego an. »Wenn Miro sich nicht das Recht verdient hat, in dieser Familie zu sprechen, sind wir keine Familie!«

»Du hast es gesagt«, warf Olhado ein. »Geh mir aus dem Weg«, sagte Grego. Quara hatte schon oft gehört, daß er drohende Worte sprach. Doch nun, wo sie so dicht vor ihm stand, seinen Atem in ihrem Gesicht spürte, begriff sie, daß er die Kontrolle über sich verloren hatte. Daß die Nachricht von Quims Tod ihn hart getroffen hatte, daß er in diesem Augenblick vielleicht nicht mehr normal war.

»Ich stehe dir nicht im Weg«, sagte Quara. »Nur zu. Schlag eine Frau nieder. Stoße einen Krüppel herum. Es liegt in deiner Natur, Grego. Du wurdest geboren, um zu zerstören. Ich schäme mich, zur gleichen Rasse zu gehören wie du, ganz zu schweigen von der gleichen Familie.«

Erst nachdem sie dies gesagt hatte, begriff sie, daß sie Grego vielleicht zu weit getrieben hatte. Nach all diesen Jahren der harmloseren Kämpfe zwischen ihnen hatte sie ihm diesmal eine blutende Wunde versetzt. Ihr Gesicht zeigte nackte Panik.

Doch er schlug sie nicht. Er trat um sie herum, um Miro herum, und blieb auf der Schwelle stehen, eine Hand am Türrahmen. Er drängte hinaus, als wolle er die Wände aus dem Weg schieben. Oder vielleicht klammerte er sich auch an sie, in der Hoffnung, sie könnten ihn an Ort und Stelle halten.

»Du wirst es nicht schaffen, daß ich wütend auf dich werde, Quara«, sagte Grego. »Ich weiß, wer mein Feind ist.«

Dann war er weg, aus der Tür hinaus in eine neue Dunkelheit.

Einen Augenblick später folgte ihm Miro schweigend.

»Was du dir auch vorlügen magst, Mutter«, sagte Elo, als sie zur Tür ging, »weder Ender noch sonst jemand hat unsere Familie heute abend hier zerstört. Du warst es.« Dann war sie ebenfalls fort.

Olhado stand auf und ging wortlos. Quara wollte ihm eine Ohrfeige geben, als er an ihn vorbeiging, ihn zum Sprechen bringen. Hast du mit deinen Computeraugen alles aufgezeichnet, Olhado? Hast du alle Bilder in deinem Gedächtnis gespeichert? Nun, sei nicht zu stolz auf dich. Ich habe vielleicht nur ein natürliches Gehirn, das diesen wundervollen Abend in der Geschichte der Familie Ribeira aufzeichnet, aber meine Bilder sind genauso klar wie deine.

Mutter sah Quara an. Ihr Gesicht war von Tränen gezeichnet. Quara konnte sich nicht erinnern – hatte sie Mutter je weinen gesehen?

»Also bist nur noch du übrig«, sagte Mutter.

»Ich?« entgegnete Quara. »Ich bin diejenige, der du den Zutritt zum Labor verbieten willst. Hast du das schon vergessen? Ich bin diejenige, der du ihr Lebenswerk nimmst. Erwarte nicht, daß *ich* deine Freundin bin.«

Dann ging auch Quara. Sie trat in die Nacht hinaus und kam sich gestärkt vor. Soll die alte Frau doch eine Weile *darüber* nachdenken. Mal sehen, ob es ihr gefällt, ausgeschlossen zu sein. Ich habe mich wegen ihr genauso gefühlt.

Vielleicht fünf Minuten später, Quara hatte das Tor schon fast erreicht, ließ der Glanz ihrer schlagfertigen Bemerkung nach, und sie begriff, was sie ihrer Mutter angetan hatte. Was *sie alle* ihr angetan hatten. Sie hatten Mutter alleingelassen. Ihr das Gefühl gegeben, daß sie nicht nur Quim, sondern ihre gesamte Familie verloren hatte. Es war schrecklich, ihr so etwas anzutun, und Mutter hatte es nicht verdient.

Quara drehte sich sofort um und lief zum Haus zurück. Doch als sie durch die Tür stürmte, betrat auch Ela gerade das Wohnzimmer, durch die andere Tür, durch jene, die tiefer ins Haus führte.

»Sie ist nicht hier«, sagte Ela.

»Nossa Senhora«, sagte Quara. »Ich habe so schreckliche Dinge zu ihr gesagt.«

»Das haben wir alle.«

»Sie hat uns gebraucht. Quim ist *tot*, und wir haben nur…«

»Als sie Miro schlug, war es…«

Zu ihrer Überraschung stellte Quara fest, daß sie weinte und sich an ihrer älteren Schwester festhielt. Bin ich also doch noch ein Kind? Ja, das bin ich, das sind wir alle, und Ela ist noch immer wie einzige, die uns zu trösten weiß. »Ela, war Quim der einzige, der uns zusammengehalten hat? Sind wir nun, da er tot ist, keine Familie mehr?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ela.

»Was können wir tun?«

Als Antwort nahm Ela ihre Hand und führte sie hinaus. Quara fragte, wohin sie gingen, doch Ela wollte nicht antworten, hielt einfach ihre Hand und führte sie. Quara ging bereitwillig mit – sie hatte sowieso keine Ahnung, was sie jetzt tun sollte, und es kam ihr irgendwie sicher vor, Ela einfach zu folgen. Zuerst dachte sie, Ela suche nach Mutter, doch nein – sie ging weder zum Labor noch zu einem anderen Ort, zu dem Mutter vielleicht geflüchtet war. Um so mehr überraschte es sie, wo sie schließlich endeten.

Sie standen vor dem Schrein, den das Volk von Lusitania in der Mitte der Stadt errichtet hatte. Der Schrein von Gusto und Cida, ihren Großeltern, den Xenobiologen, die als erste eine Möglichkeit gefunden hatten, den Descolada-Virus zu zähmen, und die damit die menschliche Kolonie auf Lusitania gerettet hatten. Sie waren gestorben, während sie noch das Medikament fanden, das die Descolada daran hinderte, die Menschen zu töten, schon zu sehr infiziert, als daß ihre eigene Medizin sie retten konnte.

Die Menschen bewunderten sie, errichteten diesen Schrein und nannten ihn Os Venerados, noch bevor die Kirche sie seligsprach. Und nun, da sie nur noch einen Schritt von der Heiligsprechung entfernt waren, war es gestattet, zu ihnen zu beten.

Zu Quaras Überraschung war Ela genau deshalb hierher gekommen. Sie kniete vor dem Schrein nieder, und obwohl Quara eigentlich nicht sehr gläubig war, tat sie es ihrer Schwester gleich.

»Großvater, Großmutter, betet zu Gott für uns. Betet um die Seele unseres Bruders Estevão. Betet um all unsere Seelen. Betet zu Christus, daß er uns vergibt.«

Das war ein Gebet, in das Quara aus ganzem Herzen einfallen konnte.

»Schützt eure Tochter, unsere Mutter, schützt sie vor… vor ihrer Trauer und ihrem Zorn, und laßt sie wissen, daß wir sie lieben und daß ihr sie liebt und daß… Gott sie liebt, falls er es tut – oh, bitte, sagt Gott, er soll sie lieben und davon abhalten, etwas Verrücktes zu tun.«

Quara hatte nie jemanden so beten hören. Sonst sprachen sie auswendig gelernte oder niedergeschriebene Gebete, nicht solch einen Wortschwall. Andererseits jedoch waren Os Venerados nicht wie andere Heilige oder Gesegnete. Sie waren Großmutter und Großvater, obwohl wir sie nicht mehr erlebt haben.

»Sagt Gott, daß wir genug davon haben«, sagte Ela. »Wir müssen einen Ausweg finden. Schweinchen töten Menschen. Eine Flotte kommt, um uns zu vernichten. Die Descolada versucht, alle anderen Wesen auszumerzen. Unsere Familie haßt einander. Sucht uns einen Ausweg, Großvater, Großmutter, oder laßt Gott einen öffnen, wenn es keinen gibt, denn so *kann das nicht weitergehen.«*

Dann ein erschöpftes Schweigen; sowohl Ela als auch Quara atmeten schwer.

»Em nome do Pai e do Filho e do Espirito Santo«, sagte Ela. »Amem.«

Dann umarmte Ela ihre Schwester, und sie weinten gemeinsam in der Nacht.

Valentine überraschte es, daß der Bürgermeister und der Bischof die einzigen beiden anderen Anwesenden der Dringlichkeitssitzung waren. Warum war *sie* hier? Sie hatte kein Amt, keinen Anspruch auf Autorität.

Bürgermeister Kovano Zeljezo zog einen Stuhl für sie heran. Die Einrichtung des bischöflichen Privatzimmers war elegant, doch die Stühle waren so entworfen, daß ihre Benutzung schmerzte. Die Sitze waren viel zu schmal, und die Lehne war völlig starr, nahm nicht die geringste Rücksicht auf die Form des menschlichen Rückgrats. Man mußte nur

kurz darauf sitzen, und der Stuhl zwang einen, sich vorzubeugen und die Arme auf den Knien abzustützen.

Vielleicht kam es ihm genau darauf an, dachte Valentine. Stühle, die einen zwangen, sich in der Gegenwart Gottes zu verbeugen.

Doch vielleicht steckte auch eine noch subtilere Absicht dahinter. Die Stühle waren so unbequem, daß man sich nach einer weniger körperlicheren Existenz sehnte. Bestrafe das Fleisch, damit sie es vorziehen, im Geist zu leben.

»Sie sehen verwirrt aus«, sagte Bischof Peregrino.

»Ich verstehe, warum Sie beide sich in einem Notfall beraten«, sagte Valentine. »Aber wozu brauchen Sie mich? Um Notizen zu machen?«

»Freundliche Bescheidenheit«, sagte Peregrino. »Aber wir haben Ihre Schriften gelesen, meine Tochter, und wir wären Narren, in einer Zeit der Sorgen auf Ihre Weisheit zu verzichten.«

»Die Weisheit, die ich habe, stelle ich Ihnen gern zur Verfügung«, sagte Valentine, »doch ich würde mir an Ihrer Stelle nicht zuviel erhoffen.«

Bürgermeister Kovano kam zur Sache. »Es gibt viele langfristige Probleme«, sagte er, »doch wir haben keine große Chance, sie zu lösen, wenn wir nicht die kurzfristigen lösen können. Gestern abend gab es eine Art Streit im Haus der Ribeiras…«

»Warum müssen unsere besten Leute aus den unstabilsten Familien stammen?« murmelte der Bischof.

»Das ist nicht die unstabilste Familie, Bischof Peregrino«, sagte Valentine, »sondern lediglich die, deren innere Spannungen die meisten Turbulenzen an der Oberfläche erzeugen. Andere Familien erleiden viel schlimmere Stürme, doch Sie bemerken nichts davon, weil sie keine so große Bedeutung in der Kolonie haben.«

Der Bischof nickte ernst, doch Valentine vermutete, daß er verärgert war, in einer so trivialen Sache korrigiert zu werden. Nur, daß sie gar nicht so trivial war. Wenn der Bischof und der Bürgermeister annahmen, die Familie Ribeira sei unstabiler, als es in Wirklichkeit der Fall war, würden sie vielleicht das Vertrauen in Ela, Miro oder Novinha verlieren, die alle unbedingt gebraucht wurden, wollte Lusitania die kommenden Krisen überleben. Vielleicht wurden sogar die unreifsten von ihnen ge-

braucht, Quara und Grego. Sie hatten Quim, wahrscheinlich den besten von ihnen, bereits verloren. Es wäre töricht, nun auch noch die anderen zu verstoßen; doch wenn die Führer der Kolonie die Ribeiras als Gruppe falsch einschätzten, würden sie sie bald auch als Individuen falsch einschätzen.

»Gestern abend«, fuhr Bürgermeister Kovano fort, »zerstreute sich die Familie, und soweit wir wissen, sprechen ihre Mitglieder kaum noch miteinander. Ich habe versucht, Novinha zu finden, und erfuhr erst vor kurzem, daß sie Zuflucht bei den Kindern des Geistes Christi gesucht hat und niemanden sehen oder sprechen will. Ela sagte mir, ihre Mutter habe alle Dateien im Xenobiologie-Labor versiegelt, so daß die Arbeit dort heute morgen zu einem absoluten Stillstand gekommen ist. Quara ist, ob Sie es nun glauben oder nicht, bei Ela. Der junge Miro ist irgendwo außerhalb der Umzäunung. Olhado ist zu Hause, und seine Frau sagt, er habe seine Augen abgeschaltet, was seine Methode ist, sich vom Leben zurückzuziehen.«

»Das klingt ganz so«, sagte Peregrino, »als hätte sie Vater Estevãos Tod sehr mitgenommen. Ich muß sie aufsuchen und ihnen helfen.«

»Das alles sind völlig verständliche Trauerreaktionen«, sagte Kovano, »und wenn das alles wäre, hätte ich dieses Treffen nicht einberufen. Wie Sie sagen, Euer Gnaden, würden *Sie* sich als ihr geistlicher Führer darum kümmern, und meine Einmischung wäre nicht nötig.«

»Grego«, sagte Valentine, als ihr auffiel, daß er in Kovanos Liste nicht enthalten gewesen war.

»Genau«, sagte Kovano. »Seine Reaktion bestand darin, in gewisse Bars zu gehen und jedem halbbetrunkenen, paranoiden Fanatiker in Milagre zu erzählen, die Schweinchen hätten Vater Quim kaltblütig umgebracht.«

»Que Deus nos abencoe«, murmelte Bischof Peregrino.

»In einer Bar kam es zu einem Zwischenfall«, fuhr Kovano fort. »Zertrümmerte Fenster, zerbrochene Stühle, zwei Männer im Krankenhaus.«

»Eine Schlägerei?« fragte der Bischof.

»Eigentlich nicht. Nur allgemeiner Ärger, der sich Luft gemacht hat.«

»Also haben sie sich abreagiert.«

»Ich will es hoffen«, sagte Kovano. »Aber es schien erst aufzuhören, als die Sonne aufging. Und als der Polizist kam.«

»Ein Polizist?« fragte Valentine. »Nur einer?«

»Er leitet die Freiwillige Polizeitruppe«, erklärte Kovano. »Wie die Freiwillige Feuerwehr. Rundgänge von zwei Stunden. Wir haben einige Leute aufgeweckt. Zwanzig waren nötig, um die Dinge zu beruhigen. Die gesamte Truppe besteht nur aus fünfzig Mitgliedern, von denen normalerweise nur jeweils vier gleichzeitig Dienst tun. Für gewöhnlich verbringen sie die Nacht damit, herumzuspazieren und sich Witze zu erzählen. Und einige der gerade nicht diensttuenden Polizisten waren unter den Leuten, die die Bar zu Kleinholz geschlagen haben.«

»Wollen Sie damit sagen, daß man sich in einem Notfall nicht unbedingt auf sie verlassen kann?«

»Sie haben sich gestern abend einwandfrei verhalten«, erwiderte Kovano. »Diejenigen, die Dienst hatten, meine ich.«

»Aber einen wirklichen Aufstand können sie auf keinen Fall in den Griff bekommen«, sagte Valentine.

»Sie sind gestern abend damit fertiggeworden«, sagte Bischof Peregrino. »Heute abend wird der erste Schock nachgelassen haben.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Valentine. »Heute wird sich die Nachricht erst richtig verbreitet haben. Alle werden von Quims Tod wissen, und der Zorn wird um so heißer sein.«

»Vielleicht«, sagte Bürgermeister Kovano. »Aber mir bereitet der *nächste* Tag Sorgen, wenn Andrew die Leiche nach Hause bringt. Vater Estevão war gar nicht so beliebt – er ist nie mit den Jungs einen trinken gegangen –, doch er war eine Art geistliches Symbol. Ihn werden viel mehr Leute als Märtyrer rächen wollen, als ihm zu Lebzeiten gefolgt sind.«

»Sie meinen also, wir sollten uns auf ein kleines, schlichtes Begräbnis beschränken«, sagte Peregrino.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Kovano. »Vielleicht brauchen die Leute eine große Beerdigung, bei der sie ihre Trauer verarbeiten und überwinden können.«

»Das Begräbnis ist nicht so wichtig«, sagte Valentine. »Ihr Problem ist der heutige Abend.«

»Wieso?« fragte Kovano. »Der erste Schock über die Nachricht von Vater Estevãos Tod wird abgeklungen sein. Die Leiche wird erst morgen hier eintreffen. Was ist mit dem heutigen Abend?«

»Sie werden alle Bars schließen müssen. Verbieten Sie, daß Alkohol ausgeschenkt wird. Stellen Sie Grego bis nach der Beerdigung unter Arrest. Verhängen Sie eine Ausgangssperre ab Sonnenuntergang und lassen Sie alle Polizisten Dienst schieben. Lassen Sie sie in Vierergruppen die ganze Nacht Streife gehen, und rüsten Sie sie mit Schlagstöcken und Seitenwaffen aus.«

»Unsere Polizei hat keine Seitenwaffen.«

»Geben Sie ihnen trotzdem welche. Sie müssen sie ja nicht laden, sie sollen sie nur *zeigen.* Ein Schlagstock ist eine Einladung, mit den Behörden zu streiten, weil man immer davonlaufen kann. Eine Pistole ist eine Aufforderung, sich höflich zu benehmen.«

»Das klingt sehr extrem«, sagte Bischof Peregrino. »Ein Ausgangsverbot! Was ist mit den Arbeitern, die Nachtschicht haben?«

»Stellen Sie alle Arbeit bis auf die unbedingt lebensnotwendigen Dienste ein.«

»Verzeihen Sie, Valentine«, sagte Bürgermeister Kovano, »aber blasen wir die Dinge nicht nur unnötig auf, wenn wir so überreagieren? Vielleicht *verursachen* wir damit genau die Panik, die wir vermeiden wollen.«

»Sie haben nie einen Aufruhr gesehen, nicht wahr?«

»Nur das, was letzte Nacht passiert ist«, sagte der Bürgermeister.

»Milagre ist eine sehr kleine Stadt«, sagte Bischof Peregrino. »Nur etwa fünfzehntausend Bewohner. Wir sind kaum groß genug, um einen echten Aufruhr zu haben – den gibt es in großen Städten, auf dicht besiedelten Welten.«

»Das ist keine Frage der Bevölkerungsgröße«, sagte Valentine, »sondern eine der Bevölkerungsdichte und des Ausmaßes der Angst. Ihre fünfzehntausend Menschen sind auf einen Raum zusammengepfercht, der kaum die Größe der Innenstadt einer großen Gemeinde hat. Die Stadt ist umzäunt, weil draußen unvorstellbar fremde Geschöpfe leben, die glauben, ihnen gehöre die ganze Welt, obwohl jeder die gewaltigen Prärien sehen kann, die den Menschen offenstehen sollten; doch die

Schweinchen verweigern sie ihnen. Die Stadt wurde sozusagen von der Pest gebeutelt, und nun sind die Menschen von jeder anderen Welt abgeschnitten, und es kommt eine Flotte, die diesen Planeten in naher Zukunft besetzen und die Menschen unterdrücken und bestrafen wird. Und an *allem* tragen nach der Vorstellung dieser Menschen die Schweinchen Schuld. Gestern abend erfuhren sie erstmals, daß die Schweinchen wieder getötet haben, trotz ihres ernsten Eides, nie wieder einem Menschen Schaden zuzufügen. Zweifellos hat Grego ihnen eine farbige Schilderung des Verrats der Schweinchen geboten – der Junge kann mit Worten umgehen –, und die wenigen Männer, die in den Bars waren, haben gewalttätig reagiert. Ich versichere Ihnen, wenn Sie es nicht verhindern, wird es heute abend nur noch schlimmer kommen.«

»Wenn wir derartig unterdrückende Zwangsmaßnahmen anordnen, werden sie glauben, *wir* wären in Panik geraten«, sagte Bischof Peregrino.

»Sie werden glauben, Sie hätten alles fest unter Kontrolle. Die ausgeglichenen Menschen werden Ihnen dankbar sein. Sie werden das öffentliche Vertrauen wiederherstellen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Bürgermeister Kovano. »Kein anderer Bürgermeister hat jemals so etwas angeordnet.«

»Es bestand auch noch nie ein Grund dazu.«

»Die Leute werden behaupten, ich hätte die geringste Ursache benutzt, um mir eine diktatorische Machtfülle anzueignen.«

»Vielleicht«, sagte Valentine.

»Sie werden nie glauben, daß es wirklich einen Aufruhr gegeben hätte.«

»Vielleicht unterliegen Sie also bei der nächsten Wahl«, sagte Valentine. »Na und?«

Peregrino lachte laut. »Sie denkt wie ein Kleriker.«

»Ich bin bereit, eine Wahl zu verlieren, wenn ich jetzt das Richtige tue«, sagte Kovano etwas zweifelnd.

»Sie wissen nur nicht, ob es das Richtige ist«, sagte Valentine.

»Nun, Sie können nicht mit Sicherheit sagen, daß es heute abend einen Aufruhr geben wird.«

»Doch, das kann ich«, entgegnete Valentine. »Ich verspreche Ihnen, das Sie viel mehr verlieren werden als nur die nächste Wahl, wenn Sie die Dinge jetzt nicht fest in die Hand nehmen und verhindern, daß sich heute abend Mobs zusammenrotten.«

Der Bischof kicherte noch immer. »Das klingt nicht nach der Frau, die uns sagte, sie würde uns an ihrer Weisheit teilhaben lassen, doch wir dürften nicht zuviel von ihr erwarten.«

»Was schlagen Sie vor, wenn Sie glauben, daß ich überreagiere?«

»Ich werde heute abend einen Gottesdienst für Quim abhalten und um Frieden und Ruhe beten.«

»Das wird genau die Leute in die Kirche locken, die sowieso nicht an einem Aufruhr teilnehmen würden.«

»Sie verstehen nicht, wie wichtig den Leuten von Lusitania der Glaube ist«, sagte Peregrino.

»Und Sie verstehen nicht, wie verheerend Furcht und Zorn sein kann und wie schnell die Religion, die Zivilisation und menschlicher Anstand vergessen werden, wenn sich Mobs bilden.«

»Ich versetze die gesamte Polizei heute abend in Alarmbereitschaft«, sagte Bürgermeister Kovano, »und lasse die Hälfte der Leute Dienst tun. Aber ich werde die Bars nicht schließen und auch keine Ausgangssperre verhängen. Ich will, daß das Leben so normal wie möglich weitergeht. Wenn *wir* anfangen, alles zu ändern, alles lahmzulegen, geben wir ihnen um so mehr Grund, ängstlich und wütend zu reagieren.«

»Sie würden ihnen das Gefühl geben, daß die Behörden die Lage unter Kontrolle haben«, sagte Valentine. »Sie würden Schritte ergreifen, die im richtigen Verhältnis zu den schrecklichen Gefühlen stehen, die sie haben. Sie würden wissen, daß jemand *irgend etwas* tut.«

»Sie *sind* sehr weise«, sagte Bischof Peregrino, »und Ihr Rat wäre der beste für eine große Stadt, besonders auf einem Planeten, der dem christlichen Glauben weniger treu ergeben ist. Doch wir sind nur ein Dorf, und die Leute sind fromm. Sie brauchen nicht herumgestoßen zu werden. Sie brauchen heute abend Ermutigung und Trost, keine Ausgangssperren, geschlossenen Bars, Pistolen und Patrouillen.«

»Sie müssen die Entscheidung treffen«, entgegnete Valentine. »Wie ich sagte, die Weisheit, die ich habe, teile ich gern mit Ihnen.«

»Und wir wissen das zu schätzen. Sie können sicher sein, daß ich heute abend alles genau im Auge behalten werde«, sagte Kovano.

»Danke, daß Sie mich eingeladen haben«, sagte Valentine. »Aber wie Sie sehen können, ist nicht viel dabei herausgekommen.«

Sie erhob sich. Ihr Körper schmerzte, weil sie so lange auf diesem unbequemen Stuhl gesessen hatte. Sie hatte sich *nicht* vorgebeugt. Noch verbeugte sie sich nun, als ihr der Bischof seine Hand zum Kuß reichte. Statt dessen schüttelte sie sie kräftig. Als Gleichberechtigte. Als Fremde.

Sie verließ den Raum. Sie hatte sie gewarnt und ihnen gesagt, was sie tun sollten. Doch wie die meisten Führer, die niemals eine echte Krise miterlebt hatten, glaubten sie nicht, daß sich der heutige Abend von den meisten anderen unterscheiden würde. Die Menschen glauben wirklich nur an das, was sie zuvor schon einmal gesehen haben. Nach dem heutigen Abend wird Kovano an Ausgangssperren und das rechtzeitige Schließen öffentlicher Straßen glauben. Doch dann wird es zu spät sein. Dann werden sie die Todesfälle zählen.

Wie viele Gräber würden neben dem Quims ausgehoben werden? Und wer würde in ihnen liegen?

Obwohl Valentine hier eine Fremde war und nur wenige Leute kannte, konnte sie einen Aufruhr einfach nicht als unvermeidbar hinnehmen. Es gab nur eine andere Hoffnung. Sie würde mit Grego sprechen. Versuchen, ihm klarzumachen, wie ernst die Lage hier war. Falls er heute abend von Bar zu Bar zog, ruhig sprach und zu Geduld riet, konnte der Aufruhr vielleicht verhindert werden. Nur ihm war das möglich. Sie kannten ihn. Er war Quims Bruder. Er war derjenige, dessen Worte sie gestern abend so aufgebracht hatten. Vielleicht hörten ihm genug Menschen zu, daß der Aufruhr im Zaum gehalten, kontrolliert und in die richtigen Kanäle geleitet werden konnte. Sie mußte Grego finden.

Wäre doch, nur Ender hier. Sie war Historikerin; er hatte schon Männer in die Schlacht geführt. Na ja, eigentlich Jungs. Er hatte Jungen geführt. Doch es war dasselbe – er würde wissen, was zu tun war. Warum ist er jetzt fort? Warum liegt diese Sache in *meinen* Händen? Ich bin nicht geschaffen für Gewalt und Konfrontation und war es noch nie. Deshalb

war Ender überhaupt geboren worden, ein drittes Kind, empfangen auf Verlangen der Regierung in einer Zeit, in der Eltern normalerweise nicht mehr als zwei Kinder haben durften, wollten sie nicht das Risiko verheerender rechtlicher Sanktionen auf sich nehmen: weil Peter zu verdorben und sie, Valentine, zu weich gewesen war.

Ender hätte den Bürgermeister und den Bischof dazu überredet, vernünftige Maßnahmen zu ergreifen. Und wenn ihm das nicht gelungen wäre, wäre er selbst in die Stadt gegangen, hätte die Menschen beruhigt und die Lage unter Kontrolle gehalten.

Doch als sie wünschte, Ender wäre bei ihr, wußte sie, daß selbst er nicht unter Kontrolle halten könnte, was heute abend geschehen würde. Vielleicht hätte nicht einmal ausgereicht, was *sie* vorgeschlagen hatte. Ihre Schlußfolgerungen darüber, was heute abend passieren würde, beruhten auf allem, was sie auf vielen verschiedenen Welten in vielen verschiedenen Zeiten gesehen und gelesen hatte. Die Unruhen des gestrigen Abends würden sich heute eindeutig viel weiter ausbreiten. Doch nun begriff sie allmählich, daß die Dinge vielleicht sogar noch *schlimmer* standen, als sie anfangs angenommen hatte. Die Menschen von Lusitania lebten schon viel zu lange auf einer fremden Welt, ohne ihre Ängste ausdrücken zu können. Jede andere menschliche Kolonie hatte sich augenblicklich ausgebreitet, ihre Welt in Besitz genommen, sie innerhalb von ein paar Generationen zu ihrer eigenen gemacht. Die Menschen von Lusitania lebten noch in einer winzigen Enklave, praktisch in einem Zoo, durch dessen Gitterstäbe schreckliche, schweineähnliche Geschöpfe starrten. Es ließ sich nicht absehen, was sich in diesen Menschen aufgestaut hatte. Wahrscheinlich konnte man es gar nicht mehr im Zaum halten. Keinen einzigen Tag lang.

In den vergangenen Jahren war Libos und Pipos Tod schon schlimm genug gewesen. Doch sie waren Wissenschaftler gewesen und hatten sich unter den Schweinchen aufgehalten. Bei ihnen war es wie mit einem Flugzeugabsturz oder einer Raumschiffexplosion. Wenn nur die Mannschaft an Bord war, regte sich die Öffentlichkeit nicht ganz so auf – die Mannschaft wurde bezahlt für das Risiko, das sie einging. Nur der Tod von Zivilisten bei solchen Unfällen verursachte Furcht und Zorn. Und in der Vorstellung der Menschen von Lusitania war Quim ein unschuldiger Zivilist.

Nein, mehr als das: Er war ein Heiliger, der diesen unwürdigen Halbtieren die Bruderschaft und Heiligkeit gebracht hatte. Ihn zu töten war nicht nur bestialisch und grausam, es war ein Sakrileg.

Die Menschen von Lusitania waren sicherlich so fromm, wie Bischof Peregrino es annahm. Er vergaß dabei jedoch, wie fromme Menschen schon immer auf Beleidigungen gegen ihren Gott reagiert hatten. Peregrino erinnert sich nicht genug an die Geschichte des Christentums, dachte Valentine, oder glaubt vielleicht, all das hätte mit den Kreuzzügen aufgehört. Wie konnte Peregrino glauben, wenn die Kathedrale das Zentrum des Lebens auf Lusitania war und die Menschen ihre Priester liebten, daß die Trauer über den Mord an einem Priester in einem einfachen Gedenkgottesdienst Ausdruck finden konnte? Es würde ihre Wut nur steigern, wenn der Bischof zu glauben schien, Quims Tod habe keine große Bedeutung. Er trug nichts zur Lösung des Problems bei, sondern verschlimmerte es nur.

Sie suchte noch immer nach Grego, als sie hörte, wie die Glocken geläutet wurden. Der Ruf zum Gebet. Doch es war nicht an der üblichen Zeit für eine Messe; die Leute mußten überrascht aufschauen und sich fragen: Warum läutet die Glocke? Und sich dann erinnern – Vater Estevão ist tot. Vater Quim wurde von den Schweinchen ermordet. Ah, ja, Peregrino, was für eine ausgezeichnete Idee, die Gebetsglocke zu läuten. Das wird den Eindruck der Leute verstärken, alles sei ruhig und normal.

O Herr, beschütze uns vor allen weisen Männern.

Miro lag in der Krümmung einer von Menschs Wurzeln zusammengerollt. Er hatte in der vergangenen Nacht nicht viel geschlafen, wenn überhaupt, doch jetzt lag er hier, ohne sich zu rühren, während überall um ihn herum Pequeninos kamen und gingen und mit ihren Stöcken Rhythmen auf Menschs und Wühlers Stämme schlugen. Miro hörte die Gespräche und verstand sogar die meisten davon, obwohl er die Vaterzunge noch nicht fließend sprach, da die Brüder keine Anstrengungen unternahmen, ihre eigenen aufgeregten Gespräche vor ihm zu verbergen. Er war schließlich Miro. Sie vertrauten ihm. Also durfte er ruhig mitbekommen, wie wütend und verängstigt sie waren.

Der Vaterbaum namens Kriegmacher hatte einen Menschen getötet. Und nicht nur irgendeinen Menschen – er und sein Stamm hatten Vater Estevão ermordet, den geliebtesten aller Menschen nach dem Sprecher für die Toten selbst. Es war unaussprechlich. Was sollten sie tun? Sie hatten dem Sprecher versprochen, nicht mehr gegeneinander Krieg zu führen, doch wie sonst konnten sie Kriegmachers Stamm bestrafen und den Menschen zeigen, daß die Pequeninos deren gewalttätigen Akt verabscheuten? Krieg war die einzige Antwort. Alle Brüder eines jeden Stammes mußten Kriegmachers Wald angreifen und alle Bäume fällen, bis auf die, von denen bekannt war, daß sie gegen Kriegmachers Plan gesprochen hatten.

Und ihr Mutterbaum? Diese Redeschlacht tobte noch: ob es ausreichte, alle Brüder und mitschuldigen Vaterbäume in Kriegmachers Wald zu töten, oder ob sie auch den Mutterbaum fällen sollten, damit Kriegmachers Saat nie wieder Wurzeln schlagen konnte. Damit würde Kriegmacher lange genug leben, um die Vernichtung seines Stammes zu beobachten, und dann würden sie ihn verbrennen, die schrecklichste aller Hinrichtungsformen und die einzige Gelegenheit, bei der die Pequeninos jemals in einem Wald Feuer benutzten.

Miro hörte das alles, wollte sprechen, wollte sagen: Welchen Sinn hat das jetzt noch? Doch er wußte, daß er die Pequeninos nicht aufhalten konnte. Sie waren jetzt zu wütend, zum Teil, weil sie um Quim trauerten, zu einem großen Teil aber auch, weil sie sich schämten. Kriegmacher hatte sie alle beschämt, indem er den Vertrag gebrochen hatte. Die Menschen würden den Pequeninos nie wieder vertrauen, außer sie vernichteten Kriegmacher und seinen Stamm völlig.

Die Entscheidung wurde getroffen. Morgen früh würden alle Brüder zu Kriegmachers Wald aufbrechen. Es würde viele Tage dauern, bis sie sich alle versammelt hatten, denn an dieser Unternehmung mußten alle Wälder der Welt gemeinsam teilnehmen. Wenn sie bereit waren und Kriegmachers Wald umzingelt hatten, würden sie ihn so gründlich zerstören, daß niemand vermuten konnte, daß sich dort einmal ein Wald befunden hatte.

Die Menschen würden es sehen. Ihre Satelliten würden ihnen zeigen, wie die Pequeninos mit Vertragsbrechern und feigen Mördern umgingen.

Dann würden die Menschen den Pequeninos wieder vertrauen. Dann konnten die Pequeninos wieder in der Gegenwart eines Menschen ohne Scham die Köpfe heben.

Allmählich begriff Miro, daß sie ihn nicht einfach ihre Gespräche und Entscheidungen mithören ließen. Sie *sorgten* dafür, daß er alles hörte und verstand, was sie taten. Sie erwarten von mir, daß ich die Stadt darüber informiere. Sie erwarten von mir, daß ich den Menschen von Lusitania genau erkläre, wie die Pequeninos Quims Mörder bestrafen wollen.

Begreifen sie nicht, daß ich jetzt hier ein Fremder bin? Wer von den Menschen Lusitanias würde schon auf mich hören – auf einen verkrüppelten Jungen aus der Vergangenheit, dessen Sprache so langsam und schwer zu verstehen ist? Ich habe keinen Einfluß auf andere Menschen. Ich habe kaum Einfluß auf meinen eigenen Körper.

Dennoch war es Miros Pflicht. Er erhob sich langsam, entknotete sich von seinem Platz zwischen Menschs Wurzeln. Er würde es versuchen. Er würde zu Bischof Peregrino gehen und ihm sagen, was die Pequeninos vorhatten. Bischof Peregrino würde die Nachricht verbreiten, und dann konnten sich die Menschen in dem Wissen besser fühlen, daß Tausende unschuldiger Pequeninokinder als Vergeltung für den Tod eines einzigen Menschen sterben würden. Was sind schließlich schon Pequenino-Babys? Nur Würmer, die im dunklen Bauch eines Mutterbaums leben. Es würde diesen Menschen niemals in den Sinn kommen, daß es kaum einen moralischen Unterschied zwischen diesem Massenmord an Pequeninobabies und König Herodes' Massenmord an Neugeborenen zur Zeit von Jesu Geburt gab. Sie hatten es nur auf *Gerechtigkeit* abgesehen. Was ist schon im Vergleich dazu die vollständige Auslöschung eines Pequeninostammes?

Grego: Ich stehe in der Mitte des Rasenvierecks, die Menge wachsam um mich herum, jeder von ihnen mit einem straffen, unsichtbaren Draht mit mir verbunden, so daß mein Wille ihr Wille ist, mein Mund ihre Worte spricht, ihre Herzen in meinem Rhythmus schlagen. Ich habe so etwas noch nie zuvor empfunden, diese Art von Leben, Teil einer solchen Gruppe zu sein, und nicht nur Teil davon, sondern auch der Geist, der Mittelpunkt, so daß mein Selbst sie alle umschließt, Hunderte von ihnen,

und meine Wut ihre Wut ist, ihre Hände meine Hände sind, ihre Augen nur sehen, was ich ihnen zeige.

Diese Musik, diese Kadenz: Anrufung, Antwort, Anrufung, Antwort.

»Der Bischof sagt, daß wir um Gerechtigkeit beten werden, doch ist das genug?«

»Nein!«

»Die Pequeninos sagen, daß *sie* den Wald vernichten werden, der meinen Bruder ermordet hat, doch glauben wir ihnen?«

»Nein!«

Sie vervollständigen meine Rede; wenn ich innehalten muß, um einzuatmen, rufen sie für mich, so daß meine Stimme niemals verstummt, sondern sich aus den Kehlen von fünfhundert Männern und Frauen erhebt. Der Bischof kam zu mir, voller Frieden und Geduld. Der Bürgermeister kam zu mir, mit seinen Warnungen vor der Polizei und einem Aufruhr und seinen Andeutungen, mich zu verhaften. Valentine kam zu mir, ganz eiskalter Intellekt, und sprach von meiner Verantwortung. Sie alle kennen meine Macht, Macht, von der ich nie wußte, daß ich sie hatte, Macht, die erst begann, als ich ihnen nicht mehr gehorchte und schließlich die Worte, die in meinem Herzen waren, zu den Leuten selbst sprach. Wahrheit ist meine Macht. Ich hörte auf, die Leute zu täuschen, und gab ihnen die Wahrheit, und nun sehe ich, was aus mir geworden ist, was aus uns allen geworden ist.

»Wenn jemand die Schweine für den Mord an Quim bestrafen sollte, dann wir. Ein Menschenleben sollte von Menschenhand gerächt werden! Sie behaupten, die Strafe für die Mörder sei der Tod – doch nur wir haben das Recht, den Henker zu ernennen! *Wir* müssen sicherstellen, daß die Strafe vollzogen wird!«

»Ja! Ja!«

»Sie ließen meinen Bruder in den Qualen der Descolada sterben! Sie sahen zu, wie sein Körper von innen verbrannte! Nun werden wir diesen Wald niederbrennen!«

»Verbrannt sie! Feuer! Feuer!«

Sieh, wie sie Streichhölzer anzünden, wie sie Grasbüschel ausreißen und sie anzünden. Die Flamme, die wir gemeinsam anzünden werden!

»Morgen werden wir zu einer Strafexpedition aufbrechen…«

»Heute abend! Heute abend! Sofort!«

»Morgen… wir können heute abend nicht gehen… wir müssen Wasser und Vorräte besorgen…«

»Jetzt! Heute abend! Verbrennt sie!«

»Ich sage euch, wir kommen in einer Nacht nicht dorthin, es ist Hunderte von Kilometern entfernt, wir brauchen Tage für diese Strecke…!«

»Die Schweinchen sind direkt hinter dem Zaun…«

»Nicht die, die Quim getötet haben…«

»Alle Schweinchen sind mörderische kleine Mistkerle!«

»Das sind doch die, die Libo getötet haben, oder?«

»Sie haben Pipo und Libo getötet!«

»Verbrennt sie heute abend!«

»Verbrennt sie alle!«

»Lusitania für uns, nicht für Tiere!«

Sind sie verrückt? Wie können sie glauben, er würde sie *diese* Schweinchen töten lassen – sie hatten nichts getan. »Es ist Kriegmacher! Kriegmacher und seinen Wald müssen wir bestrafen!«

»Bestraft sie!«

»Tötet die Schweinchen!«

»Verbrennt sie!«

»Feuer!«

Ein kurzes Schweigen. Eine Gelegenheit. Laß dir die richtigen Worte einfallen. Laß dir etwas einfallen, das sie zurückholt. Sie entgleiten dir. Sie waren Teil meines Körpers, sie waren Teil meines Selbst, doch nun entgleiten sie mir, eine Zuckung, und ich habe die Kontrolle verloren, falls ich sie jemals gehabt haben sollte. Was kann ich in diesem Sekundenbruchteil des Schweigens sagen, das sie wieder zur Vernunft bringen wird?

Zu lange. Grego fiel nichts ein, wartete zu lange. Die Stimme eines Kindes erfüllte die kurze Stille, die Stimme eines Jungen, der noch nicht im Mannesalter war, genau die Art von Stimme, die den schwelenden

heiligen Zorn in den Herzen zum Ausbruch bringen, sie zu unwiderruflichen Taten anstacheln konnte. Rief das Kind: »Für Quim und Christus!«

»Quim und Christus! Quim und Christus!«

»Nein!« rief Grego. »Wartet! Das dürft ihr nicht!«

Sie rempeln ihn an, reißen ihn zu Boden. Er ist auf allen vieren, jemand tritt auf seine Hand. Wo ist der Stuhl, auf dem er stand? Hier ist er, halte dich daran fest, damit sie dich nicht niedertrampeln, sie werden mich umbringen, wenn ich nicht aufstehe, ich muß mit ihnen, aufstehen und mit ihnen gehen, mit ihnen laufen, oder sie werden mich niedertrampeln.

Und dann waren sie weg, an ihm vorbei, brüllend, schreiend. Sie hielten winzige Flammen hoch, riefen »Feuer!« und »Verbrennen!« und »Quim und Christus!« und ergossen sich wie ein Lavastrom von dem Platz zum Wald, der auf dem nicht allzu weiten Hügel auf sie wartete.

»Gott im Himmel, was tun sie?«

Es war Valentine. Grego kniete neben dem Stuhl, stützte sich darauf ab, und sie stand neben ihm und beobachtete sie, wie sie sich von diesem alten, leeren Krater entfernten, an dem das Feuer in Brand gesetzt worden war.

»Grego, du selbstgerechter Hurensohn, was hast du getan?«

Ich? »Ich wollte sie gegen Kriegmacher führen. Ich wollte sie zur *Gerechtigkeit* führen.«

»Du bist Physiker, du Idiot. Hast du noch nie vom Unsicherheitsprinzip gehört?«

»Partikelphysik. Philotische Physik.«

»*Gruppenphysik,* Grego. Du hast sie nie beherrscht. Sie haben dich beherrscht. Und jetzt haben sie dich nicht mehr nötig, und sie werden den Wald unserer besten Freunde und Ratgeber unter den Pequeninos vernichten, und wozu wird das führen? Zu einem Krieg zwischen Menschen und Pequeninos, wenn sie nicht über unmenschliche Selbstbeherrschung verfügen, und es wird unsere Schuld sein.«

»Kriegmacher hat Quim getötet.«

»Ein Verbrechen. Aber hier, Grego, hast du eine Greueltat ausgelöst.«

»Ich war es nicht!«

»Bischof Peregrino hat sich mit dir beraten. Bürgermeister Kovano hat dich gewarnt. Ich habe dich gebeten. Und du hast es trotzdem getan.«

»Du hast mich vor einem Aufruhr gewarnt, nicht *davor*…«

»Das ist ein Aufruhr, du Narr. Schlimmer als ein Aufruhr. Es ist ein Pogrom. Ein Massaker. Das Töten von Babys. Es ist der erste Schritt auf der langen, schrecklichen Straße zum Xenozid.«

»Du kannst mir nicht für alles die Schuld geben!«

Ihr Gesicht ist so schrecklich im Mondlicht, im Licht, das aus den Türen und Fenstern der Bars fällt. »Ich gebe dir nur die Schuld für das, was du getan hast. Du hast trotz aller Warnungen an einem heißen, trockenen, windigen Tag ein Feuer in Brand gesetzt. Dafür gebe ich dir die Schuld, und wenn du nicht die Verantwortung für alle Folgen deiner eigenen Taten auf dich nimmst, bist du der menschlichen Gesellschaft wahrhaftig unwürdig, und ich hoffe, daß du für immer deine Freiheit verlierst.«

Sie ist verschwunden. Wohin? Um was zu tun? Sie kann ihn hier nicht allein lassen. Es ist nicht richtig, ihn allein zu lassen. Vor ein paar Augenblicken war er noch so groß, mit fünfhundert Herzen und Gehirnen und Mündern, tausend Händen und Füßen, und jetzt war alles fort, als sei sein großer, neuer Körper gestorben und er als bebender Geist von Mann übriggeblieben, ein einziger schmaler Wurm von Seele, der das starke Fleisch, das er beherrscht hatte, verloren hatte. Er hatte niemals solch eine Angst empfunden. Sie hatten ihn in ihrer Eile, ihn zu verlassen, beinahe getötet, beinahe im Gras totgetrampelt.

Doch sie gehörten trotzdem ihm. Er hatte sie geschaffen, einen einzigen Mob aus ihnen gemacht, und obwohl sie falsch verstanden hatten, *wozu* er sie geschaffen hatte, verhielten sie sich noch immer der Wut gemäß, die er in ihren hervorgerufen hatte, und mit dem Plan, den er ihnen eingegeben hatte. Ihr Ziel war schlecht, mehr aber auch nicht – ansonsten taten sie genau das, was er gewollt hatte. Valentine hatte recht. Es war seine Verantwortung. Was sie jetzt taten, hatte er so sicher bewerkstelligt, als wäre er noch an ihrer Spitze und würde sie führen.

Was konnte er also tun?

Sie aufhalten. Wieder die Kontrolle übernehmen. Sich ihnen in den Weg stellen und sie bitten, es nicht zu tun. Sie wollten nicht den fernen Wald des verrückten Vaterbaums Kriegmacher niederbrennen, sie wollten Pequeninos abschlachten, die er *kannte*, auch wenn er sie nicht besonders mochte. Er mußte sie aufhalten, oder ihr Blut wäre an seinen Händen wie Farbe, die man nicht abwaschen oder abreiben konnte, ein Mal, das er nie loswerden würde.

Also lief er los, folgte dem schlammigen Pfad ihrer Fußabdrücke durch die Straßen, deren Gras in den Dreck niedergetrampelt war. Er lief, bis er Seitenstiche bekam, erreichte die Stelle, an der sie innegehalten hatten, um den Zaun zu durchbrechen – wo war das das Disruptorfeld, als wir es brauchten? Warum hat es niemand eingeschaltet? – und weiter zu dem Hügel, wo bereits Flammen in den Himmel schlugen.

»Hört auf! Macht das Feuer aus!«

»Brennt sie nieder!«

»Für Quim und Christus!«

»Sterbt, Schweine!«

»Da ist eins! Es haut ab!«

»Tötet es!«

»Verbrennt es!«

»Die Bäume sind nicht trocken genug – das Feuer greift nicht über!«

»Doch, es brennt!«

»Fällt die Bäume!«

»Da ist noch eins!«

»He, die kleinen Mistkerle greifen an!«

»Zerreißt sie!«

»Gib mir diese Sichel, wenn du sie nicht benutzen willst!«

»Zerreißt das kleine Schwein!«

»Für Quim und Christus!«

Blut sprüht in einem weiten Bogen auf und spritzt in Gregos Gesicht, als er einen Satz nach vorn macht und sie aufzuhalten versucht. Kannte ich es? Kannte ich die Stimme dieses Pequeninos, bevor sie von einem

Schrei des Schmerzes und Todes zerrissen wurde? Ich kann diesen Rükken nicht mehr zusammensetzen, sie haben ihn gebrochen. Sie. *Sie* gebrochen. Eine Gattin. Eine noch nie zuvor gesehene Gattin. Dann müssen wir fast in der Mitte des Waldes sein, und dieser Riese muß der Mutterbaum sein.

»Wenn ich je einen Killerbaum gesehen habe, dann den hier!«

Am Rand der Lichtung, auf der der große Baum stand, schwankten die kleineren Bäume plötzlich und stürzten dann um, unten an den Stämmen abgetrennt. Einen Augenblick lang glaubte Grego, die Menschen hätten sie gefällt, doch dann sah er, daß sich niemand in der Nähe dieser Bäume befand. Sie brachen von allein ab, warfen sich im Tod nieder, um die mörderischen Menschen unter ihren Stämmen und Ästen zu begraben und zu versuchen, den Mutterbaum zu retten.

Einen Augenblick lang funktionierte es. Männer schrien vor Schmerz auf; vielleicht ein oder zwei Dutzend wurden von den fallenden Stämmen zerquetscht oder begraben. Doch dann war alles gefallen, was fallen konnte, und der Mutterbaum stand noch immer da. Ihr Stamm bewegte sich in seltsamen Wellen.

»Laßt sie leben!« rief Grego. »Es ist der Mutterbaum! Sie ist unschuldig!«

Doch seine Stimme ging im Geschrei der Verletzten und Gefangenen unter, und im Schrecken, der die Menschen überkam, als sie begriffen, daß der Wald zurückschlagen konnte, daß dies kein Spiel von Rache und Gerechtigkeit, sondern ein echter Krieg war.

»Brennt ihn nieder! Brennt ihn nieder!« Der Gesang war laut genug, um die Schreie der Sterbenden zu übertönen. Und nun lagen die Blätter und Äste der gefallenen Bäume zum Mutterbaum hin ausgestreckt; sie zündeten diese Äste an, und sie fingen sofort Feuer. Einige wenige Männer kamen so weit zur Vernunft, um zu begreifen, daß ein Feuer, das den Mutterbaum verbrannte, auch die Männer verbrennen würde, die unter den gefallenen Brüderbäumen lagen, und begannen, sie zu bergen. Doch die meisten Männer riß der Erfolg mit sich. Für sie war der Mutterbaum Kriegmacher, der Mörder; für sie war alles fremd in dieser Welt, der Feind, der sie in einer Umzäunung hielt, der Grundeigentümer, der sie auf einer so großen Welt absichtlich auf einen so kleinen Fleck Land

beschränkt hielt. Der Mutterbaum stand für Unterdrückung und Macht, für Fremdartigkeit und Gefahr, und sie hatten ihn besiegt.

Grego riß sich von den Schreien der Eingeklemmten los, die sahen, wie das Feuer näher kam, von dem Heulen der Männer, die das Feuer erreicht hatte, dem triumphierenden Gesang der Männer, die diesen Mord begangen hatten. »Für Quim und Christus! Für Quim und Christus!« Fast wäre Grego davongelaufen, unfähig zu ertragen, was er sah und roch und hörte, die hellen, orangefarbenen Flammen, den Geruch verbrannten Menschenfleischs und das Knistern des brennenden lebenden Holzes.

Aber er lief *nicht*. Statt dessen half er denen, die zum Rand des Feuers stürzten, um Eingeklemmte unter den gefallenen Bäumen hervorzuziehen. Er wurde versengt, und seine Kleidung fing Feuer, doch der heiße Schmerz bedeutete nichts, war fast eine Gnade, weil es sich um eine Strafe handelte, die er verdient hatte. Er sollte eigentlich hier an diesem Ort sterben. Er wäre vielleicht sogar gestorben, hätte sich so tief in das Feuer gestürzt, daß er erst herausgekommen wäre, wenn sein Verbrechen aus ihm hinausgebrannt worden und nur noch Knochen und Asche übriggeblieben wäre, doch er mußte weitere Verletzte aus der Reichweite des Feuers ziehen, weitere Menschenleben retten. Außerdem schlug jemand die Flammen auf seiner Schulter aus und half ihm, einen Baum hochzuheben, damit sich der Junge, der darunter lag, befreien konnte.

»Für Quim und Christus!« wimmerte der Junge, als er aus den Flammen kroch.

Hier war er, der Junge, dessen Worte die Stille erfüllt und die Menge hierher gelenkt hatten. Du warst es, dachte Grego. Du hast sie mir entrissen.

Der Junge sah zu ihm auf und erkannte ihn. »Grego!« rief er und sprang zu ihm. Seine Arme schlangen sich um Gregos Schenkel, sein Kopf drückte sich gegen Gregos Hüfte. »Onkel Grego!«

Es war Olhados ältester Sohn, Nimbo.

»Wir haben es getan!« rief Nimbo. »Für Onkel Quim!«

Die Flammen knisterten. Grego hob den Jungen hoch und trug ihn fort, stolperte mit ihm von den heißesten Flammen in die Dunkelheit, an

einen Ort, an dem es kühl war. Alle Männer wurden in diese Richtung getrieben; die Flammen leiteten sie, und der Wind trieb die Flammen. Die meisten waren, wie Grego, erschöpft, verängstigt, hatten Schmerzen oder halfen Verletzten.

Doch einige waren noch unberührt. »Brennt sie alle nieder!« Die Stimmen hier und da, kleinere Mobs wie winzige Strudel in einem größeren Strom, doch sie hielten nun brennende Äste und Fackeln von dem Feuer in den Händen, das im Herz des Waldes tobte. »Für Quim und Christus! Für Libo und Pipo! Keine Bäume! Keine Bäume!«

Grego taumelte weiter.

»Setz mich ab«, sagte Nimbo.

Und weiter.

»Ich kann gehen.«

Doch Gregos Auftrag war zu dringend. Er konnte wegen Nimbo nicht anhalten, und er konnte den Jungen nicht gehen lassen, konnte nicht auf ihn warten und konnte ihn nicht zurücklassen. Man läßt den Sohn seines Bruders nicht in einem brennenden Wald zurück. Also trug er ihn, und nach einer Weile ließ er erschöpft den Wald hinter sich und gelangte auf die Wiese vor dem alten Tor, wo sich der Weg von dem Wald zu dem von den Xenobiologie-Labors hinabwand.

Der Mob hatte sich hier versammelt. Viele trugen Fackeln, doch aus irgendeinem Grund hielten sie einen gewissen Abstand von den beiden Bäumen, die hier Wache hielten: Mensch und Wühler. Grego drängte sich mit Nimbo durch die Menge; sein Herz raste, und er war von Furcht und Schmerz und doch auch einem Funken Hoffnung erfüllt, denn er wußte, warum die Männer mit den Fackeln stehengeblieben waren. Und als er den Mob erreichte, sah er, daß er recht hatte.

Um diese letzten beiden Vaterbäume hatten sich vielleicht zweihundert Pequeninobrüder und -gattinnen geschart. Sie würden an dieser Stelle eher bis zum Tod kämpfen, als zuzulassen, daß diese Bäume niedergebrannt wurden.

Zwischen den Schweinchen und den Menschen stand Miro, verglichen mit den Pequeninos ein Riese. Er hatte keine Waffe, und doch hatte er die Arme ausgebreitet, als wolle er die Pequeninos beschützen oder viel-

leicht zurückhalten. Und mit seiner schwerfälligen, kaum verständlichen Sprache trotzte er dem Mob.

»Tötet mich zuerst!« sagte er. »Wenn ihr morden wollt, tötet mich zuerst! Genau, wie sie Quim getötet haben! Tötet mich zuerst!«

»Nicht dich!« sagte einer der Männer, die Fackeln trugen. »Aber diese Bäume werden sterben. Und die Schweinchen auch, wenn sie nicht genug Grips haben, um zu fliehen.«

»Mich zuerst«, sagte Miro. »Das sind meine Brüder! Tötet mich zuerst!«

Er sprach laut und langsam, so daß man seine schleppenden Worte verstehen konnte. Der Mob war noch immer wütend, doch es befanden sich auch etliche darunter, die sich bereits schämten, bereits im Herzen wußten, welch schreckliche Dinge sie an diesem Abend angerichtet hatten. Grego fühlte noch immer diese Verbundenheit mit den anderen, und er wußte, daß es so oder so ausgehen konnte – vielleicht entzündeten die, die noch heiß vor Wut waren, das letzte Feuer dieses Abends; oder es würden die obsiegen, deren einzige innere Hitze ein Anflug von Scham war.

Grego hatte diese eine letzte Chance zur Wiedergutmachung. Und so trat er vor; noch immer hatte er Nimbo im Arm.

»Mich auch«, sagte er. »Tötet auch mich, bevor ihr eine Hand gegen diese Brüder und diese Bäume hebt!«

»Aus dem Weg, Grego, sowohl du wie auch der Krüppel!«

»Wie unterscheidet ihr euch von Kriegmacher, wenn ihr diese Kleinen tötet?«

Nun stand Grego neben Miro.

»Aus dem Weg! Wir werden die letzten niederbrennen und erledigen!« Doch die Stimme klang nicht mehr so sicher.

»Hinter euch tobt ein Feuer«, sagte Grego, »und zu viele sind bereits gestorben, Menschen wie auch Pequeninos.« Seine Stimme war heiser, doch er konnte sich noch Gehör verschaffen. »Der Wald, der Quim getötet hat, ist weit entfernt, und Kriegmacher ist noch unverletzt. Wir haben hier keine Gerechtigkeit getan. Wir haben gemordet und ein Massaker angerichtet.«

»Schweinchen sind Schweinchen!«

»Ach ja? Würde euch das andersherum auch gefallen?« Grego machte ein paar Schritte auf einen Mann zu, der müde und unwillig aussah, die Sache fortzusetzen, und wandte sich direkt an ihn, während er auf den Sprecher des Mobs zeigte. »Du! Würdest du gern bestraft werden für etwas, das er tat?«

»Nein«, murmelte der Mann.

»Wenn *er* jemanden umgebracht hätte, hältst du es dann für richtig, daß jemand in dein Haus kommt und dafür deine Frau und Kinder erschlägt?«

»Nein.«

»Warum nicht? Menschen sind Menschen, oder nicht?«

»Ich habe keine Kinder getötet«, sagte der Mann.

»Wir haben den Mutterbaum niedergebrannt«, sagte Grego.

Hinter ihm erklang ein scharfes Geräusch, dann ein weiches, hohes Winseln. Für die Brüder und überlebenden Gattinnen war es die Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtungen. Der Mutterbaum hatte gebrannt.

»Dieser riesige Baum in der Mitte des Waldes – darin waren *all* ihre Kinder. *Alle.* Der Wald hat uns nichts getan, und wir sind hingegangen und haben ihre Kinder getötet.«

Miro trat vor und legte die Hand auf Gregos Schulter. Stützte sich Miro auf ihn? Oder half er ihm stehen?

Dann sprach Miro, nicht zu Grego, sondern zu der Menge. »Ihr alle. Geht nach Hause.«

»Vielleicht sollten wir zuerst versuchen, das Feuer zu löschen«, sagte Grego. Doch der gesamte Wald stand bereits in Flammen.

Es war noch immer etwas Zorn übrig. »Willst *du* uns sagen, was wir tun sollen?«

»Bleibt in der Umzäunung«, sagte Miro. »Es kommt jemand, um die Pequeninos zu beschützen.«

»Wer? Die Polizei?« Mehrere Männer lachten verbittert auf, da so viele von ihnen zur Polizei gehörten oder Polizisten unter der Menge gesehen hatten.

»Hier sind sie«, sagte Miro.

Ein tiefes Summen war zu vernehmen, zuerst leise, doch dann immer lauter, bis fünf Flugplattformen in Sicht kamen. Sie glitten über die Spitzen der Gräser, während sie den Mob umkreisten, hoben sich manchmal als schwarze Silhouetten vor dem brennenden Wald ab, leuchteten manchmal auf, wenn sie auf der anderen Seite das Feuer reflektierten. Schließlich kamen sie zur Ruhe, und alle fünf sanken auf das hohe Gras hinab. Erst dann, als von jeder Plattform sechs Passagiere stiegen, konnten die Menschen eine schwarze Gestalt von der anderen unterscheiden. Was sie für schimmernde Maschinenteile auf den Geräten gehalten hatten, waren gar keine Maschinen, sondern Lebewesen, nicht so groß wie Menschen, aber auch nicht so klein wie Pequeninos, mit großen Köpfen und Facettenaugen. Sie machten keine bedrohenden Gesten, bildeten einfach Linien vor jeder Flutplattform; doch Gesten waren auch überflüssig. Ihr Anblick reichte aus, um Erinnerungen aus uralten Alpträumen und Schauergeschichten zu wecken.

»Deus nos perdoe!« riefen mehrere Menschen. Gott vergib uns. Sie schlossen mit ihrem Leben ab.

»Geht nach Hause«, sagte Miro. »Bleibt in der Umzäunung.«

»Was ist das?« Nimbos kindliche Stimme sprach für alle.

Die Antwort kam als Flüstern. »Teufel.«

»Racheengel.«

»Der Tod.«

Und dann sagte Grego die Wahrheit, denn er wußte, was sie sein mußten, obwohl es unvorstellbar war. »Krabbler«, sagte er. »Krabbler, hier auf Lusitania.«

Sie flohen nicht von dem Ort, sondern wichen langsam vor den Geschöpfen zurück, deren Existenz niemand von ihnen vermutet hatte, deren Macht sie sich nur vorstellen konnten. Sie erinnerten sich an uralte Videos, die sie in der Schule gesehen hatten. Die Krabbler, die einst beinahe die gesamte Menschheit vernichtet hätten, bis sie ihrerseits von Ender dem Xenoziden vernichtet worden waren. Das Buch mit dem Titel *Schwarmkönigin* behauptete, sie seien eigentlich wunderschön gewesen und hätten nicht zu sterben brauchen. Doch als sie sie nun sahen, schwarze, schimmernde Exoskelette, tausend Linsen in ihren funkelnden

grünen Augen, nahmen sie keine Schönheit wahr, sondern Entsetzen. Und als sie nach Hause gingen, gingen sie im Bewußtsein, daß nun *diese Wesen* und nicht die zwergenhaften, primitiven Schweinchen direkt außerhalb des Zauns auf sie warteten. Wenn sie zuvor in einem Gefängnis eingekerkert gewesen waren, waren sie nun mit Sicherheit in einem der Kreise der Hölle gefangen.

Schließlich befanden sich von allen Menschen nur noch Miro, Grego und Nimbo dort. Um sie herum beobachteten auch die Schweinchen die Neuankömmlinge voller Ehrfurcht – doch nicht voller Entsetzen, denn in ihren limbischen Knoten lauerten keine insektoiden Alpträume wie bei den Menschen. Außerdem waren die Krabbler als Retter und Beschützer zu ihnen gekommen. Sie beschäftigte weniger die Neugier auf diese Fremden als die Trauer um das, was sie verloren hatten.

»Mensch bat die Schwarmkönigin, ihnen zu helfen, doch sie hat gesagt, sie könne keine Menschen töten«, erklärte Miro. »Dann sah Jane über die Satelliten im Himmel das Feuer und unterrichtete Andrew Wiggin. Er sprach mit der Schwarmkönigin und sagte ihr, was zu tun sei. Daß sie niemanden töten muß.«

»Sie werden uns nicht töten?« fragte Nimbo.

Grego begriff, daß Nimbo in diesen letzten Minuten erwartet hatte, er müsse sterben. Dann kam ihm in den Sinn, daß auch er damit gerechnet hatte – daß er erst jetzt, mit Miros Erklärung, sicher war, daß sie nicht gekommen waren, um ihn und Nimbo für das zu bestrafen, was sie heute abend in Bewegung gesetzt hatten. Oder eher, was Grego in Bewegung gesetzt hatte, bereit für den kleinen Anstoß, den Nimbo in aller Unschuld gegeben hatte.

Langsam kniete Grego nieder und setzte den Jungen ab. Seine Arme gehorchten kaum noch seinem Willen, und der Schmerz in seiner Schulter war unerträglich. Er begann zu weinen, doch nicht vor Schmerz.

Die Krabbler bewegten sich nun sehr schnell. Die meisten blieben auf dem Boden und eilten davon, um Beobachtungsposten um die Stadt zu beziehen. Einige kehrten zu den Flugplattformen zurück, einer zu jeder Maschine, und zogen sie wieder hoch, flogen über den brennenden Wald und versprühten etwas, das das Feuer bedeckte und langsam erstickte.

Bischof Peregrino stand auf der niedrigen Grundmauer, die erst an diesem Morgen gezogen worden war. Die Bürger Lusitanias hatten sich allesamt versammelt und saßen im Gras. Er benutzte einen kleinen Verstärker, damit niemand seine Worte überhören konnte. Doch er hätte ihn wahrscheinlich nicht gebraucht – alle schwiegen, selbst die kleinen Kinder, die die ernste Stimmung mitzubekommen schienen.

Hinter dem Bischof lag der Wald, geschwärzt, aber nicht völlig leblos – ein paar Bäume grünten schon wieder. Vor ihm lagen die mit Planen bedeckten Leichen, eine jede neben ihrem Grab. Die erste war die Quims – Vater Estevãos. Die anderen waren die der Menschen, die vor zwei Abenden unter den Bäumen und im Feuer gestorben waren.

»Diese Gräber werden der Boden der Kapelle sein, so daß wir immer, wenn wir sie betreten, auf die Körper der Toten treten werden. Die Leichen jener, die starben, während sie Mord und Zerstörung zu unseren Brüdern, den Pequeninos, brachten. Über allen die Leiche Vater Estevãos, der bei dem Versuch starb, einem Wald von Ketzern das Wort Jesu Christi zu bringen. Er starb als Märtyrer. Die anderen starben mit Mord in ihren Herzen und Blut an ihren Händen.

Ich spreche offen, so daß dieser Sprecher für die Toten nichts hinzufügen muß. Ich spreche offen, wie Moses zu den Kindern Israels sprach, nachdem sie das goldene Kalb angebetet und ihren Vertrag mit Gott bereut hatten. Von uns allen haben nur eine Handvoll keinen Teil an der Schuld für dieses Verbrechen. Vater Estevão, der rein starb und dessen Namen doch auf den blasphemischen Lippen jener Mörder war. Der Sprecher für die Toten, und die, die mit ihm fuhren, um die Leiche dieses Märtyrers nach Hause zu holen. Und Valentine, die Schwester des Sprechers, die den Bürgermeister und mich davor gewarnt hat, was passieren würde. Valentine kennt die Geschichte, sie kennt die Menschheit, doch der Bürgermeister und ich glaubten, *euch* zu kennen und zu wissen, daß ihr stärker seid als die Geschichte. Zu unserem Leidwesen seid ihr so unwürdig wie alle anderen Menschen auch, und das gilt auch für mich. Die Sünde liegt auf jedem von uns, der versucht haben könnte, dies aufzuhalten, und es nicht tat! Auf den Frauen, die nicht versucht haben, ihre Männer zu Hause zu halten. Auf den Männern, die zugesehen, aber nichts gesagt haben. Und auf allen, die die Fackeln in den Händen gehalten und einen verbrüderten Christenstamm für ein Verbrechen getötet

haben, das dessen weitläufige Vettern einen halben Kontinent entfernt verübt haben.

Das Gesetz tut seinen kleinen Teil zur Gerechtigkeit dazu. Gerao Gregorio Ribeira von Hesse ist im Gefängnis, aber wegen eines anderen Verbrechens – des Verbrechens, unser Vertrauen verletzt und Geheimnisse verraten zu haben, die er nicht verraten durfte. Er ist nicht im Gefängnis wegen des Massakers an den Pequeninos, denn er hat keinen größeren Anteil an der Schuld als die anderen von euch, die ihm gefolgt sind. Versteht ihr mich? Die Schuld liegt auf uns allen, und wir alle müssen gemeinsam bereuen und gemeinsam Buße tun und beten, daß Jesus uns allen gemeinsam für die schreckliche Tat vergeben wird, die wir mit seinem Namen auf den Lippen begangen haben!

Ich stehe auf der Grundmauer dieser neuen Kapelle, die nach Vater Estevão benannt werden wird, dem Apostel der Pequeninos. Die Steine dieser Grundmauer wurden aus den Mauern unserer Kathedrale gebrochen – dort gibt es jetzt klaffende Löcher, durch die der Wind blasen und der Regen auf uns fallen kann, während wir beten. Und so wird die Kathedrale bleiben, beschädigt und aufgebrochen, bis diese Kapelle fertiggestellt ist.

Und wie werden wir sie fertigstellen? Ihr werdet nach Hause gehen und werdet die Mauern eurer eigenen Häuser aufbrechen und die herausfallenden Steine hierher bringen. Und auch ihr werdet eure Mauern aufgebrochen lassen, bis diese Kapelle fertiggestellt ist.

Dann werden wir Löcher in die Mauern jeder Fabrik reißen, in jedes Gebäudes unserer Kolonie, bis es keins mehr gibt, das nicht die Wunde unserer Sünde zeigt. Und all diese Wunden werden bleiben, bis die Mauern hoch genug sind, daß wir das Dach daraufsetzen können, was aus den versengten Stämmen bestehen wird, die im Wald fielen, als sie versuchten, ihr Volk vor unseren mörderischen Händen zu bewahren.

Und dann werden wir alle zu dieser Kapelle gehen und sie auf unseren Knien betreten, einer nach dem anderen, bis jeder von uns über die Gräber unserer Toten gekrochen ist, und unter den Leichen dieser uralten Brüder, die als Bäume im dritten Leben lebten, das unser gnädiger Gott ihnen gegeben hatte, bis wir es beendeten. Dort werden wir alle um Vergebung beten. Wir werden beten, daß unser verehrter Vater Estevão für

uns spricht. Wir werden beten, daß Jesus unsere schreckliche Sünde in seine Buße einschließt, damit wir nicht die Ewigkeit in der Hölle verbringen müssen. Wir werden beten, daß Gott uns läutert.

Erst dann werden wir unsere beschädigten Mauern reparieren und unsere Häuser wiederherstellen. Das ist unsere Buße, meine Kinder. Laßt uns beten, daß sie ausreicht.«

In der Mitte einer mit Asche bestreuten Lichtung standen Ender, Valentine, Miro, Ela, Quara, Ouanda und Olhado und sahen zu, wie die geehrteste aller Gattinnen lebendig gehäutet und in den Boden gepflanzt wurde, damit aus dem Leichnam ihres zweiten Lebens ein neuer Mutterbaum wuchs. Als sie starb, griffen die überlebenden Gattinnen in einen Spalt im alten Mutterbaum und holten die Leichen der toten Kinder und kleinen Mütter heraus, die dort gelebt hatten, und legten sie auf den blutenden Körper, bis sie einen Hügel bildeten. Innerhalb von ein paar Stunden würde sich ihr Schößling durch die Leichen erheben und nach dem Sonnenlicht greifen.

Sie würde rasch wachsen, bis sie dick und hoch genug war, um eine Öffnung in ihren Stamm zu bilden. Wenn sie sich schnell genug öffnete, konnten die wenigen überlebenden Babys, die sich in der klaffenden Öffnung des alten, toten Mutterbaums festklammerten, in den kleinen neuen Hafen übersiedelt werden, den der neue Mutterbaum ihnen anbieten würde. Sollte es sich bei einigen der überlebenden Babys um kleine Mütter handeln, würde man sie zur Paarung zu den überlebenden Vaterbäumen Mensch und Wühler tragen. Sollten in ihren winzigen Körpern neue Babys empfangen werden, würde der Wald, der das Beste und Schlechteste erfahren hatte, was Menschen ihm antun konnten, überleben.

Falls nicht – falls die Babys alle männlich waren, falls die weiblichen unter ihnen unfruchtbar waren oder falls alle zu stark von den Hitze des Feuers verletzt worden waren oder falls die Tage des Hungers, die sie überstehen mußten, bis der neue Mutterbaum für sie bereit war, sie zu sehr schwächten –, würde der Wald mit diesen Brüdern und Gattinnen sterben, und Mensch und Wühler würden etwa ein Jahrtausend als stammlose Vaterbäume weiterleben. Vielleicht würden andere Stämme

sie ehren und kleine Mütter zur Paarung zu ihnen bringen. Aber sie würden keine Väter ihres eigenen Stammes sein, umgeben von ihren Söhnen. Sie würden einsame Stämme ohne einen eigenen Wald sein, die einsamen Monumente der Arbeit, für die sie gelebt hatten: Menschen und Pequeninos zusammenzubringen.

Was die Wut gegen Kriegmacher betraf, so war sie verebbt. Die Vaterbäume Lusitanias waren übereingekommen, daß jegliche moralische Schuld, die sie durch den Tod Vater Estevãos auf sich geladen hatten, durch das Gemetzel an den Wäldern Wühlers und Menschs mehr als beglichen worden war. In der Tat hatte Kriegmacher viel neue Gefolgschaft für seine Ketzerei gewonnen – denn hatten die Menschen nicht bewiesen, daß sie des Wortes Christi unwürdig waren? Die Pequeninos, so sagte Kriegmacher, waren auserwählt als Gefäße des Heiligen Geistes, während die Menschen eindeutig keinen Teil Gottes in sich trugen. Wir müssen keine weiteren Menschen mehr töten, sagte er. Wir müssen nur warten, und der Heilige Geist wird sie alle töten. Bis dahin hat Gott uns die Schwarmkönigin geschickt, um uns Sternenschiffe zu bauen. Wir werden den Heiligen Geist mit uns tragen, damit er über jede Welt urteilt, die wir besuchen. Wir werden der Racheengel sein. Wir werden Josua und die Israeliten sein, die Kanaan säubern, um Platz für Gottes auserwähltes Volk zu schaffen.

Viele Pequeninos glaubten ihm nun. Kriegmacher kam ihnen nicht mehr verrückt vor: Sie waren Zeugen der ersten Anzeichen der Apokalypse gesehen, als ein unschuldiger Wald in Flammen aufging. Viele Pequeninos hatten von der Menschheit nichts mehr zu lernen. Gott hatte keine weitere Verwendung für die Menschen.

Hier jedoch, in dieser von Asche übersäten Lichtung im Wald, glaubten die Brüder und Gattinnen, die über ihren neuen Mutterbaum Wache hielten, nicht an Kriegmachers Lehren. Sie, die die Menschen am besten von allen kannten, hatten sogar gewünscht, daß bei ihrem Versuch der Wiedergeburt Menschen als Zeugen und Helfer anwesend waren.

»Weil wir wissen«, sagte Pflanzer, der nun der Sprecher der überlebenden Brüder war, »daß nicht alle Menschen gleich sind, genau wie nicht alle Pequeninos gleich sind. In einigen von euch lebt Jesus, in anderen

nicht. Wir sind nicht alle wie Kriegmachers Wald, und ihr seid nicht alle Mörder.«

So kam es, daß Pflanzer an dem Morgen, als es dem neuen Mutterbaum gelang, in ihrem schlanken Stamm eine Öffnung zu bilden und die Gattinnen vorsichtig die schwachen und hungrigen Kinder in ihr neues Heim trugen, Miros und Valentines Hände hielt. Es war noch zu früh, um es mit Sicherheit zu sagen, doch es bestand Grund zur Hoffnung: Der neue Mutterbaum hatte sich in nur anderthalb Tagen vorbereitet, und über drei Dutzend Kinder überlebten die Umsiedlung. Vielleicht war ein volles Dutzend davon weiblich und fruchtbar, und wenn nur ein Viertel davon so lange lebte, daß sie Junge bekamen, mochte der Wald wieder gedeihen.

Pflanzer zitterte. »Brüder haben so etwas noch nie gesehen, noch nie in der Geschichte der Welt.«

Mehrere Brüder knieten nieder und bekreuzigten sich. Viele hatten die gesamte Wache über gebetet. Das erinnerte Valentine an etwas, was Quara ihr erzählt hatte. Sie trat zu Miro und flüsterte: »Ela hat auch gebetet.«

»Ela?«

»Vor dem Feuer. Quara war am Schrein der Venerados. Sie hat zu Gott gebetet, uns einen Weg zur Lösung all unserer Probleme zu öffnen.«

»Dafür betet doch jeder.«

Valentine dachte daran, was in den Tagen seit Elas Gebet geschehen war. »Ich kann mir vorstellen, daß Gottes Antwort sie ganz schön enttäuscht hat.«

»Das ist meistens so.«

»Aber vielleicht ist der Umstand, daß der Mutterbaum sich so schnell geöffnet hat, der Beginn ihrer Antwort.«

Miro sah Valentine verwirrt an. »Bist du gläubig?«

»Sagen wir, ich bin argwöhnisch. Ich habe den Argwohn, daß es jemanden gibt, dem es nicht gleichgültig ist, was mit uns passiert. Das ist ein Schritt mehr als lediglich ein Wunsch. Und ein Schritt weniger als Hoffnung.«

Miro lächelte leicht, doch Valentine wußte nicht, ob es bedeutete, daß er zufrieden oder amüsiert war. »Was wird Gott dann als nächstes tun, um Elas Gebet zu beantworten?«

»Warten wir ab«, sagte Valentine. »Unsere Aufgabe ist die Entscheidung, was *wir* als nächstes tun. Wir müssen ja nur die tiefsten Geheimnisse des Universums lösen.«

»Tja, das sollte uns direkt auf den Weg zu Gott führen«, sagte Miro.

Dann traf Ouanda ein; als Xenologin hatte auch sie Wache gehalten, und obwohl sie jetzt keine Schicht hatte, war sie sofort losgeeilt, als man ihr die Nachricht von der Öffnung des Mutterbaums gebracht hatte. Ihre Ankunft hätte eigentlich Miros raschen Aufbruch bedeutet. Aber diesmal nicht. Valentine stellte zufrieden fest, daß Miros Blick weder auf Ouanda ruhte noch ihrem auswich; sie war einfach da und arbeitete genau wie er mit den Pequeninos. Zweifellos bemühte er sich, den Eindruck von Normalität vorzutäuschen, doch nach Valentines Erfahrung war Normalität *immer* eine Vortäuschung; die Menschen benahmen sich so, wie man es ihrer Meinung zufolge von ihnen erwartete. Miro hatte einfach einen Punkt erreicht, an dem er bereit war, sich Ouanda gegenüber normal zu benehmen, auch wenn es nicht seinen wirklichen Gefühlen entsprach. Und vielleicht war das auch gar nicht so falsch. Sie war jetzt doppelt so alt wie er und nicht mehr das Mädchen, das er geliebt hatte.

Sie hatten einander geliebt, aber nie miteinander geschlafen. Valentine war froh gewesen, als Miro ihr dies sagte, wenn auch mit wütendem Bedauern. Valentine hatte schon vor langem beobachtet, daß in einer Gesellschaft wie auf Lusitania, die Keuschheit und Treue erwartete, die Heranwachsenden, die ihre jugendliche Leidenschaft beherrschten und in die richtigen Kanäle leiteten, zu starken und zivilisierten Erwachsenen heranwuchsen. Heranwachsende in solch einer Gemeinschaft, die entweder zu schwach waren, um sich zu beherrschen, oder zu große Verachtung für die Normen der Gesellschaft empfanden, endeten normalerweise als Schafe oder Wölfe – entweder als geistlose Mitglieder der Herde oder als Raubtiere, die nahmen, was sie konnten, und nichts gaben.

Als sie Miro kennengelernt hatte, hatte sie befürchtet, er sei ein Schwächling voller Selbstmitleid oder ein ichbezogenes Raubtier, das

seine Beschränkungen bedauerte. Dem war jedoch nicht so. Er mochte nun seine Keuschheit als Heranwachsender bedauern – es war ganz natürlich, daß er sich wünschte, mit Ouanda geschlafen zu haben –, doch Valentine bedauerte es nicht. Es zeigte, daß Miro innere Stärke und ein Gefühl der Verantwortung für seine Gemeinde hatte. Valentine hatte voraussagen können, daß Miro den Mob in jenem kritischen Augenblick, der Wühler und Mensch schließlich retten sollte, ganz allein zurückhalten würde.

Genauso voraussagbar war, daß Miro und Ouanda nun die große Anstrengung unternehmen würden, so zu tun, als wären sie einfach zwei Menschen, die ihre Arbeit machten – daß alles ganz normal zwischen ihnen war. Innere Stärke und Respekt nach außen. Das sind die Menschen, die eine Gemeinschaft zusammenhalten, die führen. Im Gegensatz zu den Schafen und Wölfen spielen sie eine viel bessere Rolle, als das Drehbuch ihrer inneren Ängste und Begehren eigentlich für sie vorsah. Sie führten ein Drehbuch des Anstands, der Selbstopferung, der öffentlichen Ehre aus – der Zivilisation. Und so wird aus dem Vortäuschen Wirklichkeit. Es gibt wirklich Zivilisation in der menschlichen Geschichte, dachte Valentine, aber nur wegen solchen Leuten. Den Schäfern.

Novinha traf ihn auf der Schwelle der Schule. Sie stützte sich auf den Arm Dona Cristas, der vierten Prinzipalin der Kinder des Geistes Christi, seit Ender nach Lusitania gekommen war.

»Ich habe dir nichts zu sagen«, sagte Novinha. »Dem Gesetz nach sind wir noch verheiratet, aber das ist auch alles.«

»Ich habe deinen Sohn nicht getötet«, sagte er.

»Aber du hast ihn auch nicht gerettet.«

»Ich liebe dich«, sagte Ender.

»Soweit du überhaupt lieben kannst«, erwiderte sie. »Und dann auch nur, wenn du etwas Zeit hast, weil du gerade nicht auf alle anderen aufpassen mußt. Du hältst dich für eine Art Schutzengel, der für das ganze Universum verantwortlich ist. Ich habe dich nur gebeten, die Verantwortung für meine Familie zu übernehmen. Du bist gut darin, Billiarden

Menschen zu lieben, aber nicht so gut bei einem Dutzend, und bei einem einzigen bist du ein völliger Versager.«

Es war ein hartes Urteil, und er wußte, daß es nicht stimmte, doch er wollte nicht streiten. »Bitte, komm nach Hause«, sagte er. »Du liebst mich und brauchst mich so sehr, wie ich dich brauche.«

»Das ist jetzt mein Heim. Ich habe aufgehört, dich oder sonstwen zu brauchen. Und wenn das alles ist, was du mir sagen willst, verschwendest du nur meine und deine Zeit.«

»Nein, das ist nicht alles.«

Sie wartete.

»Die Unterlagen im Labor. Du hast sie alle versiegelt. Wir müssen eine Lösung des Descolada-Problems finden, bevor es uns alle vernichtet.«

Sie bedachte ihn mit ihrem verbitterten Lächeln. »Warum belästigst du mich damit? Jane kommt doch an meinem Paßwort vorbei, oder nicht?«

»Sie hat es noch nicht versucht«, sagte er.

»Zweifellos, um Rücksicht auf meine Gefühle zu nehmen. Aber sie kann es, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann soll sie es tun. Sie ist alles, was du jetzt brauchst. Du hast mich eigentlich nie gebraucht, nicht, solange du *sie* hattest.«

»Ich habe versucht, dir ein guter Mann zu sein«, sagte Ender. »Ich habe nie gesagt, ich könne dich vor allem beschützen, aber ich habe getan, was ich konnte.«

»Wenn du alles getan hättest, würde mein Estevão noch leben.«

Sie wandte sich ab, und Dona Crista begleitete sie in die Schule zurück. Ender sah ihr nach, bis sie um eine Ecke bog. Dann drehte er sich um und verließ die Schule. Er war sich nicht sicher, wohin er ging, nur, daß er dorthin mußte.

»Es tut mir leid«, sagte Jane leise.

»Ja.«

»Wenn ich tot bin«, sagte sie, »wird Novinha vielleicht zu dir zurückkommen.«

»Wenn ich es verhindern kann, wirst du nicht sterben.«

»Aber du kannst es nicht. Sie werden mich in ein paar Monaten abschalten.«

»Halt den Mund«, sagte er.

»Es ist nur die Wahrheit.«

»Halt den Mund und laß mich nachdenken.«

»Was ist, willst du *mich* retten? Du hast in letzter Zeit nicht viel Erfolg damit, den Retter zu spielen.«

Er antwortete nicht, und sie schwieg den Rest des Nachmittags über. Er ging durch das Tor, wanderte aber nicht in den Wald. Statt dessen verbrachte er den Nachmittag im Grasland, allein, unter der heißen Sonne.

Manchmal dachte er nach, versuchte, sich mit den Problemen zu befassen, die noch über ihnen schwebten: die Flotte, die gegen sie zu Felde zog, der Tag, an dem man Jane abschalten würde, die ständigen Versuche der Descolada, die Menschen von Lusitania zu vernichten, Kriegmachers Plan, die Descolada in der gesamten Galaxis zu verbreiten, die heikle Lage in der Stadt, nun, da die Schwarmkönigin ständig Wache über den Zaun hielt, und ihre bittere Buße, die sie an den Mauern ihrer eigenen Häuser reißen ließ.

Und manchmal war sein Geist fast bar aller Gedanken, während er im Gras saß oder lag, zu betäubt, um zu weinen, während ihr Gesicht durch sein Gedächtnis glitt, seine Lippen, die Zunge und die Zähne ihren Namen bildeten, er stumme Bitten an sie richtete und doch wußte, daß sie ihm, selbst wenn er rief, selbst wenn sie seine Stimme hören sollte, nicht antworten würde.

Novinha.

Kapitel 13
Freier Wille

›Einige von uns glauben, man sollte die Menschen daran hindern, über die Descolada zu forschen. Die Descolada ist das Herz unseres Lebenszyklus. Wir befürchten, daß sie eine Möglichkeit finden werden, die Descolada auf der ganzen Welt zu töten, und das würde uns in einer Generation vernichten.‹

›Und wenn es euch gelänge, die Menschen an der Forschung über die Descolada zu hindern, wären sie mit Sicherheit innerhalb von ein paar Jahren ausgemerzt.‹

›Ist die Descolada so gefährlich? Warum können sie sie nicht weiterhin so im Zaum halten, wie es jetzt der Fall ist?‹

›Weil die Descolada nicht nur zufällig mutiert. Sie ist intelligent und paßt sich an, um uns zu vernichten.‹

›Uns? *Dich?*‹

›Wir kämpfen schon die ganze Zeit über gegen die Descolada. Nicht in Laboratorien, wie die Menschen, aber in uns selbst. Bevor ich Eier lege, durchlaufe ich eine Phase, in der ich ihre Körper darauf vorbereite, alle Antikörper herzustellen, die sie im Lauf ihres Lebens brauchen werden. Wir erkennen, wenn die Descolada anfängt, sich zu verändern, weil dann auch die Arbeiter zu sterben anfangen. Dann bildet ein Organ in der Nähe meiner Eierstöcke neue Antikörper, und wir legen Eier für neue Arbeiter, die der veränderten Descolada widerstehen können.‹

›Also versuchst auch du, sie zu vernichten.‹

›Nein. Unser Prozeß läuft völlig unbewußt ab. Er findet ohne bewußte Einmischung im Körper der Schwarmkönigin statt. Wir können nicht mehr tun, als der derzeitigen Gefahr zu begegnen. Unser Immunitätsorgan ist viel wirksamer und anpassungsfähiger als irgend etwas im menschlichen Körper, doch auf lange Sicht werden wir dasselbe Schicksal wie die Menschen erleiden, wenn die Descolada nicht vernichtet wird. Der Unterschied ist, falls *wir* von der Descolada ausgemerzt werden, gibt es keine andere Schwarmkönigin im Uni-

versum mehr, die das Bestehen unserer Rasse gewährleisten könnte. Wir sind die letzte.‹

›Dann ist dein Fall noch verzweifelter als ihrer.‹

›Und wir sind sogar noch hilfloser dagegen. Wir haben keine Wissenschaft der Biologie, die über Begriffe der simplen Landwirtschaft hinausgeht. Unsere natürlichen Methoden waren bei der Krankheitsbekämpfung so effektiv, daß wir niemals den gleichen Drang wie die Menschen hatten, das Leben zu verstehen und beherrschen.‹

›Dann gibt es also keine andere Möglichkeit? Entweder wir werden vernichtet, oder ihr und die Menschen werdet vernichtet. Wenn die Descolada bestehen bleibt, tötet sie euch. Wenn sie aufgehalten wird, sterben wir.‹

›Das ist eure Welt. Die Descolada ist in euren Körpern. Wenn die Zeit kommt, zwischen euch und uns eine Wahl zu treffen, werdet ihr es sein, die überleben.‹

›Du sprichst für dich, mein Freund. Doch was werden die Menschen tun?‹

›Wenn sie die Macht haben, die Descolada auf eine Art und Weise zu vernichten, die auch euch vernichten würde, werden wir ihnen verbieten, diese Macht einzusetzen.‹

›Verbieten? Wann haben die Menschen je gehorcht?‹

›Wir verbieten niemals, wenn wir nicht auch die Macht haben, das Verbot durchzusetzen.‹

›Ah.‹

›Das ist *eure* Welt. Ender weiß dies. Und sollten die anderen Menschen es je vergessen, wird er sie daran erinnern.‹

›Ich habe noch eine Frage.‹

›Stelle sie.‹

›Was ist mit denen wie Kriegmacher, die die Descolada im Universum verbreiten wollen? Wirst du es ihnen auch verbieten?‹

›Sie dürfen die Descolada nicht zu Welten tragen, auf denen es bereits mehrzelliges Leben gibt.‹

›Aber genau das haben sie vor.‹

›Sie dürfen es nicht.‹

›Aber du baust Sternenschiffe für uns. Sobald sie die Kontrolle über ein Sternenschiff haben, können sie fliegen, wohin sie wollen.‹

›Sie dürfen es nicht.‹

›Also verbietest du es ihnen?‹

›Wir verbieten niemals, wenn wir nicht auch die Macht haben, das Verbot durchzusetzen.‹

›Warum baust du dann diese Schiffe weiter?‹

›Die menschliche Flotte kommt mit einer Waffe, die diese Welt vernichten kann. Ender ist überzeugt, daß sie sie einsetzen wird. Sollten wir uns mit den Menschen verschwören und eure gesamte genetische Herkunft hier auf diesem einen Planeten zurücklassen, so daß ihr mit einer einzigen Waffe ausgelöscht werden könnt?‹

›Also baust du Sternenschiffe für uns, obwohl du weißt, daß einige von uns sie destruktiv einsetzen könnten.‹

›Was ihr mit dem Sternenflug anfangen werdet, fällt in eure Verantwortung. Wenn ihr als Feind des Lebens agiert, wird das Leben euer Feind werden. Wir werden die Sternenschiffe euch als Spezies zur Verfügung stellen. Danach werdet ihr als Spezies die Entscheidung treffen, wer Lusitania verläßt und wer nicht.‹

›Es besteht die Möglichkeit, daß Kriegmachers Fraktion die Mehrheit haben wird. Daß sie all diese Entscheidungen treffen wird.‹

›Na und – sollen *wir* ein Urteil fällen und zum Schluß kommen, der Versuch der Menschen, euch zu vernichten, sei rechtens? Vielleicht hat Kriegmacher recht. Vielleicht haben die Menschen es verdient, vernichtet zu werden. Wer sind wir, daß wir zwischen euch und den Menschen wählen sollen? Sie mit ihrem Molekular-Detachier-Gerät. Ihr mit der Descolada Jeder hat die Macht, den anderen zu vernichten, jede Spezies wäre zu solch einem monströsen Verbrechen imstande, und doch hat jede Spezies viele Mitglieder, die niemals wissentlich solch eine schreckliche Tat begehen würden und zu überleben verdienen. Wir werden keine Wahl treffen. Wir werden einfach die Sternenschiffe bauen und euch und die Menschen euer Schicksal unter euch klären lassen.‹

›Du könntest uns helfen. Du könntest verhindern, daß Kriegmachers Gruppe die Sternenschiffe bekommt, und dich nur mit uns abgeben.‹

›Dann würde der planetare Krieg zwischen euch fürwahr schrecklich werden. Willst du *ihren* Genpool vernichten, einfach, weil du anderer Meinung bist? Wer wäre dann das Ungeheuer und der Verbrecher? Wie sollen wir zwischen euch wählen, wenn beide Gruppen bereit sind, die völlige Vernichtung eines anderen Volkes hinzunehmen?‹

›Dann habe ich keine Hoffnung. Jemand wird vernichtet werden.‹

›Außer, die menschlichen Wissenschaftler finden eine Möglichkeit, die Descolada so zu verändern, daß ihr als Spezies überleben könnt und die Descolada gleichzeitig die Macht zu töten verliert.‹

›Wie soll das möglich sein?‹

›Wir sind keine Biologen. Nur die Menschen können dies vollbringen, wenn es überhaupt vollbracht werden kann.‹

›Dann dürfen wir sie nicht daran hindern, die Descolada zu erforschen. Wir müssen ihnen helfen. Obwohl sie beinahe unseren Wald zerstört hätten, haben wir keine andere Wahl, als ihnen zu helfen.‹

›Wir wußten, daß ihr zu diesem Schluß kommen würdet.‹

›Du hast es gewußt?‹

›Deshalb bauen wir Sternenschiffe für die Pequeninos. Weil ihr lernfähig seid.‹

Als sich die Nachricht von der Wiederherstellung der Lusitania-Flotte unter den Gottberührten des Planeten Weg herumsprach, begannen sie, das Haus des Han Fei-tzu zu besuchen, um ihm Ehre zu erweisen.

»Ich will sie nicht sehen«, sagte Han Fei-tzu.

»Du mußt sie empfangen, Vater«, sagte Han Qing-jao. »Es ist nur angemessen, daß sie dich für eine so große Leistung ehren.«

»Dann werde ich ihnen sagen, daß es allein dein Werk war und ich nichts damit zu tun hatte.«

»Nein!« rief Qing-jao. »Das darfst du nicht!«

»Überdies werde ich ihnen sagen, daß ich diese Tat für ein großes Verbrechen halte, das den Tod eines edlen Geistes verursachen wird. Ich werde ihnen sagen, daß die Gottberührten von Weg Sklaven einer grau-

samen und gefährlichen Regierung sind und wir alle Anstrengungen unternehmen müssen, um den Kongreß zu vernichten.«

»Zwinge mich nicht, das hören zu müssen!« rief Qing-jao, »Du könntest so etwas zu niemandem sagen!«

Und sie hatte recht. Si Wang-mu beobachtete sie aus der Ecke, als die beiden, Vater und Tochter, mit ihren Ritualen der Reinigung begangen, Han Fei-tzu, weil er so rebellische Worte gesprochen, und Han Qing-jao, weil sie sie gehört hatte. Meister Fei-tzu würde diese Worte niemals zu anderen sagen, denn wenn er sie aussprach, würden sie sehen, wie er sich augenblicklich reinigen mußte, und sie würden dies als Beweis sehen, daß die Götter seine Worte nicht anerkannten. Sie haben gute Arbeit geleistet, diese Wissenschaftler, die der Kongreß beauftragt hat, die Gottberührten zu schaffen, dachte Wang-mu. Obwohl Han Fei-tzu die Wahrheit kennt, ist er hilflos.

So kam es, daß Qing-jao alle Besucher empfing, die ins Haus kamen, und huldvoll deren Lob für ihren Vater entgegennahm. Wang-mu blieb bei den ersten Besuchen bei ihr, fand es jedoch unerträglich, immer und immer wieder zu hören, daß Qing-jao beschrieb, wie ihr Vater und sie die Existenz eines Computerprogramms entdeckt hatten, das im philotischen Netzwerk der Verkürzer existierte, und wie man es vernichten konnte. Qing-jao glaubte zwar im Grunde ihres Herzens nicht, daß sie einen Mord beging; doch es machte Wang-mu zu schaffen, ständig mitanhören zu müssen, wie sie prahlerisch erklärte, wie dieser Mord zu begehen sei.

Und Prahlerei war es, obwohl nur Wang-mu es wußte Qing-jao schrieb den Ruhm stets ihrem Vater zu, doch da Wang-mu wußte, daß allein Qing-jao dieses Problem gelöst hatte, wußte sie auch, daß Qing-jao sich selbst lobte, wenn sie diese Leistung als würdigen Dienst an den Göttern bezeichnete.

»Bitte zwinge mich nicht mehr, zu bleiben und zuzuhören«, sagte Wang-mu.

Qing-jao betrachtete sie einen Augenblick lang. »Geh, wenn du gehen mußt«, sagte sie dann kalt. »Wie ich sehe, bist du noch immer eine Gefangene unseres Feindes. Ich brauche dich nicht.«

»Natürlich nicht«, gab Wang-mu zurück. »Du hast die Götter.« Doch sie konnte die bittere Ironie nicht aus ihrer Stimme halten.

»Götter, an die du nicht glaubst«, sagte Qing-jao scharf. »Zu *dir* haben die Götter natürlich auch nicht gesprochen. Warum solltest du da an sie glauben? Da dies dein Wunsch ist, entlasse ich dich als meine geheime Magd. Geh zu deiner Familie zurück.«

»Wie die Götter befehlen«, sagte Wang-mu. Und diesmal machte sie bei der Erwähnung der Götter nicht die geringsten Anstalten, ihre Verbitterung zu verbergen.

Sie hatte das Haus bereits verlassen und ging die Straße entlang, als Mu-pao ihr folgte. Da Mu-pao alt und fett war, bestand keine Hoffnung, daß sie Wang-mu zu Fuß einholen konnte. Also kam sie auf einem Esel geritten, und es sah lächerlich aus, wie sie das Tier trat, um es anzutreiben. Esel, Sänften, all diese Erinnerungen an das antike China – glaubten die Gottberührten tatsächlich, daß diese Hingabe sie irgendwie heiliger machte? Warum benutzen sie nicht einfach Flugplattformen und Hovercars, wie alle anständigen Menschen auf jeder anderen Welt? Dann müßte Mu-pao sich nicht erniedrigen und auf einem Tier reiten, das unter ihrem Gewicht litt. Um ihr soviel Verlegenheit wie möglich zu ersparen, drehte Wang-mu um und traf Mu-pao auf halber Strecke.

»Meister Han Fei-tzu befiehlt dir, zurückzukommen«, sagte Mu-pao.

»Sage Meister Han, daß er freundlich und gut ist, doch meine Herrin hat mich entlassen.«

»Meister Han sagt, daß Herrin Qing-jao die Befugnis hat, dich als ihre geheime Magd, aber nicht, dich aus diesem Haushalt zu entlassen. Du hast einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, nicht mit ihr.«

Das stimmte. Daran hatte Wang-mu nicht gedacht.

»Er bittet dich, zurückzukehren«, sagte Mu-pao. »Er hat mir befohlen, es so zu sagen, damit du zumindest aus Freundlichkeit, wenn schon nicht aus Gehorsam zurückkehrst.«

»Sage ihm, daß ich gehorchen werde. Er sollte eine so niedrige Person wie mich nicht bitten.«

»Er wird sich freuen«, sagte Mu-pao.

Wang-mu schritt neben Mu-paos Esel aus. Sie gingen sehr langsam, was auch für Mu-pao und den Esel bequemer war.

»Ich habe ihn noch nie so aufgeregt gesehen«, sagte Mu-pao. »Wahrscheinlich sollte ich dir das nicht erzählen. Doch als ich sagte, daß du fort bist, wurde er fast verrückt.«

»Haben die Götter zu ihm gesprochen?« Es wäre bitter, falls Meister Han sie nur zurückrief, weil der Sklaventreiber in ihm es gefordert hatte.

»Nein«, sagte Mu-pao. »Es sah nicht so aus. Obwohl ich natürlich noch nie gesehen habe, wie es ist, wenn die Götter zu ihm sprechen.«

»Natürlich.«

»Er wollte einfach nicht, daß du gehst.«

»Wahrscheinlich werde ich letzten Endes doch gehen«, sagte Wang-mu. »Doch ich möchte ihm gern erklären, warum ich im Haus Han nun nutzlos bin.«

»O ja, natürlich«, sagte Mu-pao. »Du warst schon immer nutzlos. Aber das heißt nicht, daß du überflüssig bist.«

»Was meinst du damit?«

»Glück kann genausogut von nützlichen wie von nutzlosen Dingen abhängen.«

»Ist das der Spruch eines alten Meisters?«

»Es ist der Spruch einer alten, fetten Frau auf einem Esel«, sagte Mu-pao. »Und vergiß ihn ja nicht.«

Als Wang-mu mit Meister Han in dessen Zimmer allein war, zeigte er keine Spur der Erregung mehr, von der Mu-pao gesprochen hatte.

»Ich habe mit Jane gesprochen«, sagte er. »Sie glaubt, da du auch von ihrer Existenz weißt und überzeugt bist, daß sie nicht der Feind der Götter ist, sei es besser, wenn du bleibst.«

»Also werde ich jetzt Jane dienen?« fragte Wang-mu. »Soll ich *ihre* geheime Magd sein?«

Wang-mu wollte nicht, daß ihre Worte ironisch klangen; die Vorstellung, einer nichtmenschlichen Wesenheit zu dienen, faszinierte sie. Doch Meister Han reagierte, als wolle er eine Beleidigung glätten.

»Nein«, sagte er. »Du sollst gar keine Dienerin mehr sein. Du hast tapfer und würdig gehandelt.«

»Und doch habt Ihr mich zurückgerufen, damit ich meinen Vertrag erfülle.«

Meister Han senkte den Kopf. »Ich habe dich zurückgerufen, weil du die einzige bist, die die Wahrheit kennt. Wenn du gehst, bin ich in diesem Haus allein.«

Wang-mu hätte fast gesagt: Wie könnte Ihr allein sein, wenn Eure Tochter doch hier ist? Und bis vor ein paar Tagen wäre es auch nicht grausam gewesen, das zu sagen, denn Meister Han und Herrin Qing-jao waren so enge Freunde, wie es bei Vater und Tochter überhaupt der Fall sein konnte. Doch nun war die Barriere zwischen ihnen unüberwindbar. Qing-jao lebte in einer Welt, in der sie eine triumphierende Dienerin der Götter war, und versuchte, Geduld zu haben mit dem zeitweiligen Wahnsinn ihres Vaters. Meister Han lebte in einer Welt, in der seine Tochter und die gesamte Gesellschaft Sklaven eines unterdrückenden Kongresses waren und nur er die Wahrheit kannte. Wie konnten sie über einen so breiten und tiefen Abgrund auch nur noch miteinander sprechen?

»Ich bleibe«, sagte Wang-mu. »Ich werde Euch dienen, so gut ich kann.«

»Wir werden einander dienen«, sagte Meister Han. »Meine Tochter hat versprochen, dich zu unterrichten. Ich werde das fortsetzen.«

Wang-mu verbeugte sich, bis ihre Stirn den Boden berührte. »Ich bin einer solchen Freundlichkeit unwürdig.«

»Nein«, sagte Meister Hand. »Wir beide kennen jetzt die Wahrheit. Die Götter sprechen nicht zu mir. Dein Gesicht sollte vor *mir* niemals den Boden berühren.«

»Wir müssen in dieser Welt leben«, sagte Wang-mu. »Ich werde Euch behandeln wie einen geehrten Mann unter den Gottberührten, weil die ganze Welt es von mir erwartet. Und Ihr müßt mich aus demselben Grund wie eine Dienerin behandeln.«

Meister Hans Gesicht zuckte verbittert. »Die Welt erwartet auch, daß ein Mann meines Alters dem Geschlechtsgenuß frönen will, wenn er ein

junges Mädchen aus den Diensten seiner Tochter in seine eigenen übernimmt. Sollen wir die Erwartungen der Welt erfüllen?«

»Es liegt nicht in Eurer Natur, Eure Macht auf diese Art und Weise auszunutzen«, sagte Wang-mu.

»Es liegt auch nicht in meiner Natur, deine Erniedrigung hinzunehmen. Bevor ich die Wahrheit über meinen Zustand erfuhr, akzeptierte ich den Gehorsam anderer Menschen, weil ich dachte, in Wirklichkeit brächten sie ihn den Göttern entgegen, und nicht mir.«

»Daran hat sich nichts geändert. Diejenigen, die glauben, daß Ihr gottberührt seid, bieten den Göttern ihren Gehorsam, während die Unehrlichen es tun, um Euch zu schmeicheln.«

»Aber *du* bist nicht unehrlich. Und du glaubst auch nicht, daß die Götter zu mir sprechen.«

»Ich weiß nicht, ob die Götter zu Euch sprechen oder nicht oder ob sie jemals zu jemandem gesprochen haben oder überhaupt sprechen können. Ich weiß nur, daß die Götter von niemandem verlangen, diese lächerlichen, erniedrigenden Rituale durchzuführen – die hat der Kongreß den Gottberührten aufgezwungen. Und doch müßt ihr mit diesen Ritualen fortfahren, weil Euer Körper es verlangt. Bitte erlaubt mir, mit den Ritualen der Erniedrigung fortzufahren, die von Menschen meiner Stellung in der Welt verlangt werden.«

Meister Han nickte ernst. »Du bist klug über deine Jahre und Erziehung hinaus, Wang-mu.«

»Ich bin ein sehr törichtes Mädchen«, sagte Wang-mu. »Wenn ich klug wäre, hätte ich Euch gebeten, mich so weit wie möglich von diesem Haus fortzuschicken. Es wird nun sehr gefährlich für mich sein, ein Haus mit Qing-jao zu teilen. Besonders, wenn sie sieht, daß ich Euch nahestehe, wo sie es nicht kann.«

»Du hast recht. Meine Bitte, du mögest bleiben, war sehr selbstsüchtig.«

»Ja«, sagte Wang-mu. »Und doch werde ich bleiben.«

»Warum?« fragte Meister Han.

»Weil ich niemals in mein altes Leben zurückfinden kann«, erwiderte sie. »Ich weiß jetzt zuviel über die Welt und das Universum, über den

Kongreß und die Götter. Ginge ich nach Hause und gäbe vor, das zu sein, was ich früher war, hätte ich den Rest meines Lebens den Geschmack von Gift im Mund.«

Meister Han nickte ernst, doch dann lächelte er, und kurz darauf lachte er.

»Warum lacht Ihr über mich, Meister Han?«

»Ich lache, weil ich glaube, daß du nie warst, was du früher einmal warst.«

»Was bedeutet das?«

»Ich glaube, du hast immer eine Rolle gespielt. Vielleicht hast du sogar dich selbst getäuscht. Aber eins ist sicher. Du warst niemals ein gewöhnliches Mädchen, und du hättest *niemals* ein gewöhnliches Leben führen können.«

Wang-mu zuckte mit den Achseln. »Die Zukunft besteht aus hunderttausend Fäden, doch die Vergangenheit ist ein Stoff, der nicht neu gewoben werden kann. Vielleicht hätte ich ein zufriedenes Leben führen können. Vielleicht auch nicht.«

»Dann sind wir ja alle zusammen, wir drei.«

Erst jetzt drehte sich Wang-mu um und sah, daß sie nicht allein waren. In der Luft über dem Display sah sie Janes Gesicht, das ihr zulächelte.

»Ich bin froh, daß du zurückgekommen bist«, sagte Jane.

Einen Augenblick lang veranlaßte Janes Anwesenheit Wang-mu zu einer hoffnungsvollen Schlußfolgerung. »Dann bist du nicht tot! Man hat dich verschont!«

»Qing-jao hatte niemals vor, mich schon jetzt zu töten«, erwiderte Jane. »Ihr Vorhaben, mich zu vernichten, schreitet gut voran, und ich werde zweifellos planmäßig sterben.«

»Warum bist du dann in dieses Haus gekommen«, fragte Wang-mu, »wenn doch hier dein Tod ausgelöst wurde?«

»Ich muß noch viel erledigen, bevor ich sterbe«, sagte Jane. »Vielleicht gibt es sogar die schwache Möglichkeit, daß ich einen Weg finde, wie ich mein Überleben sichern kann. Zufällig gibt es auf der Welt Weg viele

tausend Menschen, die im Durchschnitt viel intelligenter als der Rest der Menschheit sind.«

»Nur wegen der genetischen Manipulationen des Kongresses«, sagte Meister Han.

»Genau«, sagte Jane. »Die Gottberührten von Weg sind genau genommen nicht einmal mehr Menschen. Ihr seid eine andere Spezies, erschaffen und versklavt vom Kongreß, damit ihr ihm einen Vorteil über den Rest der Menschheit gebt. Zufällig ist ein einziges Mitglied dieser neuen Spezies jedoch gewissermaßen frei vom Kongreß.«

»Das ist Freiheit?« sagte Meister Hand. »Selbst jetzt ist mein Drang, mich zu reinigen, fast unwiderstehlich.«

»Dann widerstehe ihm nicht«, sagte Jane. »Ich kann mit dir sprechen, während du dich windest.«

Augenblicklich streckte Meister Hand die Arme aus und wand sie in seinem Ritual der Läuterung in der Luft. Wang-mu wandte das Gesicht ab.

»Tu das nicht«, sagte Meister Han. »Verberge dein Gesicht nicht vor mir. Ich muß mich nicht schämen, dir das zu zeigen. Ich bin ein Krüppel, mehr nicht; hätte ich ein Bein verloren, hätten meine engsten Freunde keine Scheu, den Stumpf zu sehen.«

Wang-mu sah die Weisheit in seinen Worten und wandte das Gesicht nicht von seinem Makel ab.

»Wie ich gerade sagte«, fuhr Jane fort, »zufällig ist ein einziges Mitglied dieser neuen Spezies jedoch gewissermaßen frei vom Kongreß. Ich hoffe, in den wenigen Monaten, die mir verbleiben, auf deine Hilfe bei dem rechnen zu können, was ich bewerkstelligen will.«

»Ich tue, was ich kann«, sagte Meister Han.

»Und wenn ich helfen kann, bin ich gern dazu bereit«, sagte Wang-mu. Erst, nachdem sie es gesagt hatte, begriff sie, wie lächerlich es war, daß sie solch ein Angebot machte. Meister Han war einer der Gottberührten, einer von jenen mit überlegenen intellektuellen Fähigkeiten. Sie hingegen war nur ein ungebildetes Mitglied der normalen Menschheit, das nichts anzubieten hatte.

Und doch spottete keiner über ihre Angebot, und Jane akzeptierte es großzügig. Diese Freundlichkeit bewies Wang-mu erneut, daß Jane ein Lebewesen sein mußte, nicht nur eine Simulation.

»Laßt mich euch die Probleme erklären, die ich zu bewältigen hoffe.«

Sie hörten zu.

»Wie ihr wißt, befinden sich meine liebsten Freunde auf dem Planeten Lusitania. Sie werden von der Lusitania-Flotte bedroht. Ich bin sehr daran interessiert zu verhindern, daß diese Flotte einen nicht wieder gutzumachenden Schaden anrichtet.«

»Mittlerweile hat die Flotte bestimmt schon den Befehl bekommen, den Kleinen Doktor einzusetzen«, sagte Meister Han.

»Oh, ja, das weiß ich. Ich möchte verhindern, daß dieser Befehl nicht nur die Menschen von Lusitania, sondern auch zwei weitere Ramann-Spezies vernichtet.« Dann berichtete Jane ihnen von der Schwarmkönigin und wie es dazu gekommen war, daß im Universum wieder Krabbler lebten. »Die Schwarmkönigin baut bereits Sternenschiffe und treibt sich bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit an, um vor dem Eintreffen der Flotte soviel wie möglich zu bewältigen. Doch es besteht keine Chance, genug Sternenschiffe zu bauen, um mehr als einen winzigen Bruchteil der Bewohner Lusitanias zu retten. Die Schwarmkönigin kann fliehen oder eine andere Königin fortschicken, die all ihre Erinnerungen teilt, und es ist für sie kaum von Belang, ob ihre Arbeiter sie begleiten oder nicht. Doch die Pequeninos und die Menschen sind nicht so unabhängig. Ich möchte sie gern allesamt retten. Besonders, weil meine liebsten Freunde, ein gewisser Sprecher für die Toten und ein junger Mann, der an einem Gehirnschaden leidet, sich weigern werden, Lusitania zu verlassen, bevor nicht alle anderen Menschen und Pequeninos in Sicherheit sind.«

»Dann sind sie also Helden?« fragte Meister Han.

»Das hat jeder von ihnen in der Vergangenheit mehrmals bewiesen«, sagte Jane.

»Ich war mir nicht sicher, ob es in der menschlichen Rasse noch Helden gibt.«

Si Wang-mu sprach nicht aus, was sie in ihrem Herzen dachte: daß Meister Han selbst solch ein Held war.

»Ich ziehe alle Möglichkeiten in Betracht«, sagte Jane. »Aber es läuft alles auf eine Unmöglichkeit hinaus; das glaubt die Menschheit zumindest seit über dreitausend Jahren. Wenn wir ein Raumschiff bauen könnten, das schneller als das Licht fliegt, das so schnell fliegt, wie der Verkürzer die Nachrichten von einer Welt zur anderen gibt, dann müßte die Schwarmkönigin nur ein Dutzend Sternenschiffe bauen, und sie könnten problemlos alle Bewohner Lusitanias auf andere Planeten bringen, bevor die Lusitania-Flotte dort eintrifft.«

»Wenn man wirklich solch ein Sternenschiff bauen könnte«, sagte Han Fei-tzu, »könnte man eine eigene Flotte schaffen, die die Lusitania-Flotte angreifen und vernichten könnte, bevor sie irgendwelchen Schaden anrichten kann.«

»Das ist unmöglich«, sagte Jane.

»Du kannst dir eine überlichtschnelle Reise vorstellen, aber nicht, die Lusitania-Flotte zu vernichten?«

»Oh, ich kann es mir schon vorstellen«, sagte Jane. »Aber die Schwarmkönigin würde die Flotte nicht bauen. Sie hat Andrew gesagt, meinem Freund, dem Sprecher für die Toten…«

»Valentines Bruder«, sagte Wang-mu. »Er lebt also?«

»Die Schwarmkönigin hat ihm gesagt, daß sie niemals eine Waffe bauen wird, aus welchem Grund auch immer.«

»Nicht einmal, um die eigene Spezies zu retten?«

»Sie wird das eine Sternenschiff zur Verfügung haben, das sie braucht, um den Planeten zu verlassen, und die anderen werden auch genug Sternenschiffe haben, um ihre Spezies zu retten. Damit gibt sie sich zufrieden. Es besteht kein Grund, jemanden zu töten.«

»Aber wenn es nach dem Willen des Kongresses geht, werden Millionen sterben!«

»Das fällt in die Verantwortung des Kongresses«, sagte Jane. »Zumindest gibt sie diese Antwort immer Andrew, wenn er das Thema darauf bringt.«

»Was für eine seltsame moralische Argumentation ist das?«

»Du vergißt, daß sie erst vor kurzem die Existenz anderen intelligenten Lebens entdeckt hat und es fast vernichtet hätte. Dann hat dieses andere intelligente Leben beinahe *sie* vernichtet. Aber ihre moralische Einstellung wurde viel stärker von der Tatsache beeinflußt, daß sie selbst beinahe das Verbrechen des Xenozids begangen hätte. Sie kann andere Spezies nicht davon abhalten, so etwas zu tun, aber sie kann sicherstellen, daß sie selbst es nicht mehr tut. Sie wird nur noch töten, wenn das die einzige Hoffnung ist, die Existenz ihrer Spezies zu retten. Und da sie eine andere Hoffnung hat, wird sie kein Kriegsschiff bauen.«

»Überlichtschnelle Reise«, sagte Meister Han. »Ist das deine einzige Hoffnung?«

»Die einzige, die mir einfällt, in der der Schimmer einer Möglichkeit liegt. Zumindest wissen wir, daß sich *etwas* im Universum überlichtschnell bewegt – Informationen werden ohne feststellbaren Zeitverlust von einem Verkürzer zum anderen am philotischen Strang entlanggeschickt. Ein intelligenter junger Physiker auf Lusitania, der im Augenblick im Gefängnis sitzt, verbringt seine Tage und Nächte mit der Arbeit an diesem Problem. Ich führe alle Berechnungen und Simulationen für ihn durch. In genau diesem Augenblick testet er eine Hypothese über die Natur der Philoten, indem er ein so komplexes Modell benutzt, daß ich allein für den Ablauf des Programms Rechenzeit der Computer von fast tausend verschiedenen Universitäten stehle. Es gibt Hoffnung.«

»Solange man lebt, gibt es Hoffnung«, sagte Wang-mu. »Wer wird so umfangreiche Experimente für ihn durchführen, sobald du tot bist?«

»Deshalb ist die Sache ja so dringend«, sagte Jane.

»Wofür brauchst du mich?« fragte Meister Han. »Ich bin kein Physiker, und es besteht keine Aussicht, daß ich in den nächsten paar Monaten genug lernen kann, um dir irgendwie helfen zu können. Wenn überhaupt, kann es dein im Gefängnis sitzender Physiker schaffen. Oder du selbst.«

»Jeder braucht einen unbefangenen Kritiker, der sagt: Hast du daran gedacht? Oder auch: Schluß mit dieser Sackgasse, steige auf einen anderen Gedankengang um. Dafür brauche ich dich. Wir werden dir unsere Arbeit zur Verfügung stellen, und du wirst sie begutachten und dazu

sagen, was immer dir einfällt. Du kannst nicht wissen, welches zufällige Wort von dir die Idee auslösen wird, nach der wir suchen.«

Meister Han nickte, um die Möglichkeit einzugestehen.

»Das zweite Problem, an dem ich arbeite, ist noch komplizierter«, sagte Jane. »Ob wir nun eine überlichtschnelle Reise entwickeln oder nicht, *einige* Pequeninos werden Sternenschiffe haben und den Planeten Lusitania verlassen können. Das Problem ist, daß sie den heimtückischsten und schrecklichsten Virus in sich tragen, den wir jemals entdeckt haben, einen Virus, der jede Lebensform vernichtet, mit der er in Berührung kommt, abgesehen von den wenigen, die er in eine deformierte Art symbiotischen Lebens verwandeln kann, die völlig vom Vorhandensein dieser Viren abhängig ist.«

»Die Descolada«, sagte Meister Han. »Eine der Berechtigungen, daß die Flotte den Kleinen Doktor überhaupt mitführt.«

»Und vielleicht ist es tatsächlich eine Berechtigung. Vom Standpunkt der Schwarmkönigin aus ist es unmöglich, zwischen zwei verschiedenen Lebensformen zu wählen, doch wie Andrew mir oft klargemacht hat, haben die Menschen dieses Problem nicht. Wenn es auf die Wahl zwischen dem Überleben der Menschen oder der Pequeninos hinausläuft, würde er sich für die Menschheit entscheiden, und um seinetwillen würde ich mich genauso entscheiden.«

»Und ich auch«, sagte Meister Han.

»Wir können sicher sein, daß die Pequeninos genau umgekehrt empfinden«, sagte Jane. »Wenn nicht auf Lusitania, so wird es aber mit fast absoluter Sicherheit irgendwann zu einem schrecklichen Krieg kommen, in dem die Menschen das Molekular-Detachier-Gerät und die Pequeninos die Descolada als ultimate biologische Waffe einsetzen werden. Es besteht eine gute Chance, daß sich beide Spezies gegenseitig völlig vernichten. Daher muß ich dringend einen Ersatzvirus für die Descolada finden, der alle Funktionen wahrnimmt, die im Lebenszyklus der Pequeninos notwendig sind, aber nicht über seine tödliche Anpassungsfähigkeit verfügt. Eine selektiv ungefährliche Form des Virus.«

»Ich dachte, es gäbe Möglichkeiten, die Descolada zu neutralisieren. Nehmen die Bewohner Lusitanias nicht mit ihrem Trinkwasser gewisse Medikamente auf?«

»Die Descolada isoliert diese Medikamente immer wieder und paßt sich an sie an. Es ist ein unentwegtes Wettrennen. Irgendwann wird die Descolada eine Etappe gewinnen, und dann wird es keine Menschen mehr geben, gegen die sie das Rennen fortsetzen muß.«

»Soll das heißen, daß der Virus *intelligent* ist?« fragte Wang-mu.

»Eine Wissenschaftlerin auf Lusitania ist dieser Meinung«, erwiderte Jane. »Sie heißt Quara. Andere widersprechen ihr. Doch der Virus *verhält* sich mit Sicherheit, als sei er intelligent, zumindest wenn es darum geht, sich an Veränderungen der Umgebung anzupassen und andere Spezies seinen Bedürfnissen entsprechend umzuwandeln. Ich persönlich glaube, daß Quara recht hat. Ich glaube, daß die Descolada eine intelligente Spezies ist, die eine eigene Sprache hat und sie benutzt, um Informationen sehr schnell von einer Seite des Planeten auf die andere zu bringen.«

»Ich bin kein Virologe«, sagte Meister Han.

»Doch wenn du dir die Untersuchungen ansiehst, die Elanora Ribeira von Hesse durchgeführt hat…«

»Natürlich werde ich sie mir ansehen. Ich wünschte nur, ich hätte deine Hoffnung, helfen zu können.«

»Und dann das dritte Problem«, sagte Jane. »Vielleicht das einfachste von allen. Die Gottberührten von Weg.«

»Ja«, sagte Meister Han. »Die, die dich vernichten wollen.«

»Nicht aus freier Entscheidung«, sagte Jane. »Ich werfe euch nichts vor. Aber ich möchte das gern erledigt sehen, bevor ich sterbe. Ich möchte eine Möglichkeit finden, eure manipulierten Gene zu so verändern, daß zumindest zukünftige Generationen von diesem absichtlich herbeigeführten UZV frei sind, dabei aber nicht ihre außergewöhnliche Intelligenz verlieren.«

»Wo wirst du Genetiker finden, die bereit sind, eine Arbeit zu leisten, die der Kongreß mit Sicherheit als Verrat bezeichnen wird?«

»Wenn man möchte, daß jemand einen Verrat begeht«, sagte Jane, »sieht man sich am besten zuerst unter bekannten Verrätern um.«

»Lusitania«, sagte Wang-mu.

»Ja. Mit eurer Hilfe kann ich Elanora das Problem anvertrauen.«

»Arbeitet sie nicht an dem Descolada-Problem?«

»Niemand kann jeden wachen Augenblick an ein und derselben Sache arbeiten. Diese Abwechslung wird ihr vielleicht sogar helfen, sich inspirierter mit der Descolada zu befassen. Außerdem läßt sich euer Problem auf Weg wohl relativ leicht lösen. Schließlich wurden eure veränderten Gene ursprünglich von völlig normalen Genetikern geschaffen, die für den Kongreß arbeiteten. Es lagen nur politische, keine wissenschaftlichen Hindernisse vor. Ela dürfte keine größeren Schwierigkeiten haben. Sie hat mir bereits gesagt, wie wir anfangen müssen. Wir brauchen ein paar Gewebeproben. Ein Medizintechniker muß hier ein paar Computeranalysen auf Molekularebene durchführen. Ich kann sämtliche Maschinen so lange übernehmen, bis die Daten vorliegen, die Ela braucht, und sie ihr dann übermitteln. So einfach ist das.«

»Wessen Gewebe brauchst du?« fragte Meister Han. »Ich kann ja schlecht die Besucher hier bitte, mir Proben zur Verfügung zu stellen.«

»Eigentlich habe ich genau darauf gehofft«, sagte Jane. »Hier kommen und gehen so viele. Wir können auch totes Gewebe gebrauchen. Vielleicht sogar Stuhl- oder Urinproben, die Körperzellen enthalten.«

Meister Han nickte. »Das ist kein Problem.«

»Für die Stuhlproben werde ich sorgen«, sagte Wang-mu.

»Nein«, sagte Meister Han. »Ich bin mir nicht zu gut, jede notwendige Hilfe zu leisten, selbst mit bloßen Händen.«

»Ihr selbst?« fragte Wang-mu. »Ich habe mich freiwillig gemeldet, weil ich befürchtete, Ihr würdet andere Diener erniedrigen, indem Ihr ihnen diesen Auftrag gebt.«

»Ich werde nie wieder jemanden bitten, etwas so Niedriges und Entwürdigendes zu verrichten, daß ich mich weigern würde, es selbst zu tun.«

»Dann werden wir es gemeinsam tun«, sagte Wang-mu. »Bitte vergeßt nicht, Meister Han – Ihr werdet Jane helfen, indem Ihr Berichte lest und bewertet, während ich nur durch manuelle Arbeit helfen kann. Besteht nicht darauf, etwas zu tun, was auch ich tun kann. Nutzt diese Zeit statt dessen für etwas, das nur Ihr könnt.«

Jane unterbrach, bevor Meister Han antworten konnte. »Wang-mu, ich möchte, daß auch du die Berichte liest.«

»Ich? Aber ich bin überhaupt nicht gebildet.«

»Trotzdem«, sagte Jane.

»Ich werde sie nicht einmal verstehen.«

»Dann werde ich dir helfen«, sagte Meister Han.

»Das ist nicht rechtens«, sagte Wang-mu. »Ich bin nicht Qing-jao. Es wäre eine Aufgabe für sie, nicht für mich.«

»Ich habe dich und Qing-jao während des gesamten Prozesses beobachtet, der zu meiner Entdeckung führte«, sagte Jane. »Viele der wesentlichen Einsichten kamen von dir, Si Wang-mu, und nicht von Qing-jao.«

»Von mir? Ich habe nicht einmal versucht…«

»Du hast es nicht versucht. Du hast beobachtet. Du hast Schlüsse gezogen. Du hast Fragen gestellt.«

»Törichte Fragen«, sagte Wang-mu. Doch in ihrem Herzen war sie froh: Jemand hatte es gesehen!

»Fragen, die kein Experte jemals gestellt hätte«, erklärte Jane. »Doch es waren genau die Fragen, die Qing-jao zu ihren wichtigsten Erkenntnissen führten. Vielleicht sprechen die Götter nicht zu dir, Wang-mu, doch du hast deine eigenen Begabungen.«

»Ich werde lesen und Fragen stellen«, sagte Wang-mu, »doch ich werde auch Gewebeproben sammeln. *Alle* Gewebeproben, damit Meister Han nicht mit diesen gottberührten Besuchern sprechen und ihnen zuhören muß, wie sie ihn für eine schreckliche Sache loben, die er nicht getan hat.«

Meister Han war noch immer dagegen. »Ich weigere mich, dich…«

Jane unterbrach ihn. »Han Fei-tzu, sei klug. Wang-mu ist als Dienerin unsichtbar. Du als Herr des Hauses bist so unauffällig wie ein Tiger auf einem Spielplatz. Nichts, was du tust, bleibt unbemerkt. Laß Wang-mu tun, was sie am besten kann.«

Kluge Worte, dachte Wang-mu. Doch warum bittest du mich, die Arbeit von Wissenschaftlern zu tun, wenn jede Person das tun sollte, was

sie am besten kann? Aber sie schwieg. Jane ließ sie anfangen, indem sie sich selbst Gewebeproben entnahmen; danach schickte sich Wang-mu an, Gewebeproben vom Rest des Haushalts zu sammeln. Das meiste, was sie brauchte, fand sie an Kämmen und schmutziger Kleidung. Innerhalb von ein paar Tagen hatte sie Proben von einem Dutzend gottberührter Besucher gesammelt, die meisten ebenfalls von deren Kleidung. Niemand mußte Stuhlproben sammeln. Doch sie wäre dazu bereit gewesen.

Qing-jao bemerkte sie natürlich, ignorierte sie jedoch. Es schmerzte Wang-mu, daß Qing-jao sie so kalt behandelte, denn sie waren einmal Freundinnen gewesen, und Wang-mu hatte sie noch immer gern, zumindest die junge Frau, die Qing-jao vor der Krise gewesen war. Doch Wang-mu konnte nichts sagen oder tun, um ihre Freundschaft wiederherzustellen. Sie hatte einen anderen Weg gewählt.

Wang-mu hielt alle Gewebeproben sorgfältig voneinander getrennt und beschriftet. Doch anstatt sie zu einem medizinischen Labor zu bringen, fand sie eine viel einfachere Möglichkeit, sie untersuchen zu lassen. Sie zog alte Gewänder von Qing-jao an, so daß sie wie eine gottberührte Studentin und nicht wie ein Dienstmädchen aussah, ging sie zur nächsten Universität, sagte dort, sie arbeite an einem Projekt, dessen Natur sie nicht enthüllen könne, und bat bescheiden um eine Untersuchung der Gewebeproben. Wie erwartet, stellte man einer Gottberührten keine Fragen, nicht einmal einer völlig Fremden. Sie führten die Molekularuntersuchungen durch, und Wang-mu konnte nur davon ausgehen, daß Jane wie versprochen die Kontrolle über den Computer übernommen und alle Untersuchungen durchgeführt hatte, die Ela benötigte.

Auf dem Rückweg von der Universität verbrannte Wang-mu alle Proben und den Bericht, den sie bekommen hatte. Jane hatte, was sie brauchte, und Wang-mu wollte das Risiko vermeiden, daß Qing-jao oder vielleicht ein Diener im Haus, der für den Kongreß spionierte, herausfand, daß Han Fei-tzu ein biologisches Experiment durchführte. Und es war ausgeschlossen, daß jemand *sie*, die Dienerin Si Wang-mu, als die junge Gottberührte erkannte, die die Universität besucht hatte. Niemand, der nach einer Gottberührten suchte, würde einer Dienerin wie ihr auch nur einen Blick widmen.

»Also hast du deine Frau verloren, und ich meine«, sagte Miro.

Ender seufzte. Gelegentlich wurde Miro redselig, und da die Verbitterung immer in seinen Worten lauerte, pflegten seine Plaudereien stets zur Sache zu kommen. Ender konnte ihm seine Gesprächigkeit nicht übelnehmen – er und Valentine waren fast die einzigen Menschen, die Miros langsamer Sprache zuhören konnten, ohne ihm anzudeuten, er solle sich beeilen. Miro verbrachte so viel Zeit mit seinen angehäuften, nicht zum Ausdruck gebrachten Gedanken, daß es grausam wäre, ihn zum Schweigen zu bringen.

Ender war nicht angetan, daran erinnert zu werden, daß Novinha ihn verlassen hatte. Er versuchte, diesen Gedanken zu verdrängen, während er sich anderen Problemen widmete – hauptsächlich der Frage, wie Jane überleben konnte. Doch bei Miros Worten kehrte dieses schmerzhafte, der Panik verwandte Gefühl zurück. Sie ist nicht hier. Ich kann nicht einfach etwas sagen, und sie antwortet. Ich kann nicht einfach eine Frage stellen, und sie erinnert sich. Ich kann nicht einfach nach ihrer Hand greifen. Und am schrecklichsten war der Gedanke: Vielleicht werde ich das nie wieder können.

»Ich glaube schon«, sagte Ender.

»Du wirst sie wahrscheinlich nicht vergleichen wollen«, sagte Miro. »Schließlich war sie dreißig Jahre lang deine Ehefrau, und Ouanda war vielleicht fünf Jahre lang meine Freundin. Aber das ist nur von der Pubertät an gerechnet. Sie war meine Freundin, meine engste Freundin, von Ela vielleicht einmal abgesehen, seit ich klein war. Wenn du also darüber nachdenkst, war ich die größte Zeit meines Lebens mit Ouanda zusammen, während du nur dein halbes Leben mit Mutter zusammenwarst.«

»Jetzt fühle ich mich besser«, sagte Ender.

»Sei nicht sauer auf mich«, sagte Miro.

»Mach mich nicht sauer«, sagte Ender.

Miro lachte. »Warum so verdrossen, Andrew?« krächzte er. »Bist du etwas daneben?«

Das war zuviel. Ender fuhr mit seinem Stuhl herum, wandte sich von dem Terminal ab, auf dem er ein vereinfachtes Modell des Verkürzer-

Netzwerks betrachtet und herauszufinden versucht hatte, wo sich in diesem zufälligen Durcheinander vielleicht Janes Seele befinden mochte. Er sah Miro ununterbrochen an, bis der Krüppel zu lachen aufhörte.

»Tue ich das *dir* an?« fragte Ender.

Miro wirkte eher wütend als bestürzt. »Vielleicht solltest du das«, sagte er. »Hast du je darüber nachgedacht? Ihr seid so *respektvoll*, ihr alle. Laß Miro ja seine Würde. Laßt ihn seinen Gedanken nachhängen, bis er verrückt wird. Sprecht einfach nicht mit ihm darüber, was ihm *passiert* ist. Bist du nie darauf gekommen, daß ich vielleicht jemanden brauche, der mich aus dieser Ecke holt?«

»Bist du nicht darauf gekommen, daß *ich* vielleicht so jemanden *nicht* brauche?«

Miro lachte erneut. »Touché«, sagte er. »Du behandelst mich, wie du behandelt werden willst, wenn du trauerst, und nun behandele ich dich, wie *ich* behandelt werden wir. Wir verschreiben einander unsere eigene Medizin.«

»Deine Mutter und ich sind noch immer verheiratet«, sagte Ender.

»Ich will dir was sagen«, entgegnete Miro, »aus der Weisheit meiner vielleicht zwanzig Lebensjahre. Es ist leichter, wenn du dir endlich eingestehst, daß du sie nicht mehr zurückbekommst.«

»Ouanda ist unerreichbar. Novinha nicht.«

»Sie ist bei den Kindern des Geistes Christi. Das ist ein Nonnenkloster, Andrew.«

»Keineswegs«, sagte Ender. »Es ist ein Klosterorden, dem nur Ehepaare beitreten können. Ohne mich kann sie ihm nicht angehören.«

»Ha«, sagte Miro. »Du kannst sie zurückbekommen, wenn du den Filhos beitrittst. Ich sehe dich schon als Dom Cristao.«

Ender konnte nicht umhin, über diese Vorstellung zu kichern. »In getrennten Betten schlafen. Die ganze Zeit über beten. Sich nie berühren.«

»Wenn das eine Ehe ist, Andrew, dann sind Ouanda und ich verheiratet.«

»Es *ist* eine Ehe, Miro. Weil die Ehepaare der Filhos da Mente de Cristo zusammenarbeiten, etwas gemeinsam tun.«

»Dann sind *wir* verheiratet«, sagte Miro. »Du und ich. Weil wir versuchen, Jane gemeinsam zu retten.«

»Nur Freunde«, sagte Ender. »Wir sind nur Freunde.«

»Rivalen ist wohl der bessere Ausdruck. Jane hält uns wie Liebhaber in den Startlöchern.«

Miro klang zu sehr wie Novinha, als sie Ender Vorwürfe über Jane gemacht hatte. »Wir sind wohl kaum Liebhaber«, sagte er. »Jane ist kein Mensch. Sie hat nicht einmal einen Körper.«

»Überaus logisch von dir«, entgegnete Miro. »Hast du nicht gerade gesagt, du und Mutter, ihr könntet verheiratet sein, ohne euch jemals zu berühren?«

Diese Analogie gefiel Ender nicht, denn es schien eine gewisse Wahrheit in ihr zu sein. Hatte Novinha recht gehabt, auf Jane eifersüchtig zu sein, wie sie es so viele Jahre lang gewesen war?

»Sie lebt praktisch in unseren Köpfen«, sagte Miro. »Das ist ein Ort, an den keine Ehefrau jemals gelangen kann.«

»Ich hatte immer angenommen«, sagte Ender, »daß deine Mutter auf Jane eifersüchtig war, weil sie gern jemanden gehabt hätte, der ihr so nahe stand.«

»Bobagem«, sagte Miro. »Lixo.« Blödsinn. Mist. »Mutter war eifersüchtig auf Jane, weil sie unbedingt *dir* so nahe sein wollte und es nie sein konnte.«

»Nicht deine Mutter. Sie war immer unabhängig. Es gab Zeiten, in denen wir uns sehr nahe standen, doch sie kehrte immer wieder zu ihrer Arbeit zurück.«

»Wie du immer wieder zu Jane zurückgekehrt bist.«

»Hat sie dir das gesagt?«

»Nicht mit so vielen Worten. Doch du hast mit ihr gesprochen, und dann verstummtest du plötzlich, und obwohl du sehr gut subvokalisieren kannst, bewegst du die Kiefer dabei immer ganz leicht, und deine Augen und Lippen reagieren ein wenig auf das, was Jane zu dir sagt. Sie hat es gesehen. Du warst ganz nahe bei Mutter, und dann warst du plötzlich ganz woanders.«

»Nicht das hat uns getrennt«, sagte Ender. »Es war Quims Tod.«

»Quims Tod war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Wäre Jane nicht gewesen, hätte Mutter wirklich geglaubt, daß du mit Herz und Seele zu ihr gehörst, hätte sie sich an dich gewandt, als Quim starb, und nicht von dir weg.«

Miro hatte das ausgesprochen, was Ender die ganze Zeit über befürchtet hatte. Daß es seine eigene Schuld war. Daß er *nicht* der perfekte Ehemann gewesen war. Daß er sie fortgetrieben hatte. Und am schlimmsten war, als Miro es sagte, wußte Ender, daß es stimmte. Das Gefühl des Verlustes, das ihm schon unerträglich vorgekommen war, verdoppelte sich plötzlich, potenzierte sich, wurde unendlich in ihm.

Er fühlte Miros Hand schwer und unbeholfen auf seiner Schulter.

»Gott ist mein Zeuge, Andrew, ich wollte dich nicht zum Weinen bringen.«

»Das kann passieren«, sagte Ender.

»Es ist nicht ausschließlich deine Schuld«, sagte Miro. »Oder Janes. Du darfst nicht vergessen, daß Mutter ziemlich plemplem ist. Das war sie schon immer.«

»Sie hatte als Kind sehr viel zu ertragen.«

»Sie hat jeden verloren, den sie je geliebt hat, einen nach dem anderen.«

»Und ich ließ sie glauben, daß sie auch mich verloren hat.«

»Was hättest du tun können, Jane abschalten? Das hast du einmal versucht, weißt du noch?«

»Der Unterschied ist, daß sie jetzt dich hat. Die ganze Zeit über, die du fort warst, hätte ich Jane aufgeben können, denn sie hatte *dich.* Ich hätte weniger mit ihr sprechen, sie bitten können, den Kontakt einzuschränken. Sie hätte mir verziehen.«

»Vielleicht«, sagte Miro. »Aber du hast es nicht getan.«

»Weil ich es nicht wollte«, sagte Ender. »Weil ich sie nicht aufgeben wollte. Weil ich glaubte, diese alte Freundschaft bewahren und gleichzeitig meiner Frau ein guter Ehemann sein zu können.«

»Es war nicht nur Jane«, sagte Miro. »Es war auch Valentine.«

»Wahrscheinlich. Was soll ich jetzt also tun? Den Filhos beitreten und warten, bis die Flotte eintrifft und uns alle in die Hölle schickt?«

»Du tust, was ich tue.«

»Und das wäre?«

»Du atmest tief durch. Du läßt es heraus. Dann atmest du wieder tief ein.«

Ender dachte einen Augenblick lang darüber nach. »Das kann ich nicht. Das habe ich getan, seit ich klein war.«

Miros Hand blieb noch einen Moment auf seiner Schulter. Deshalb hätte ich selbst einen Sohn haben sollen, dachte Ender. Damit er sich auf mich stützen kann, solange er noch klein ist, und damit ich mich auf ihn stützen kann, wenn ich alt bin. Aber ich hatte nie ein eigenes Kind. Ich bin wie der alte Marcao, Novinhas erster Mann. Umgeben von diesem Kindern und zu wissen, daß es nicht meine eigenen sind. Der Unterschied ist, daß Miro ein Freund ist, nicht mein Feind. Und das ist schon etwas. Ich war ein schlechter Ehemann, doch ich kann noch Freundschaften schließen und bewahren.

»Höre auf, dich selbst zu bemitleiden, und mache dich wieder an die Arbeit.« Es war Jane, die in sein Ohr sprach, und sie hatte fast so lange gewartet, bevor sie sprach, daß er bereit war, sich von ihr aufziehen zu lassen. Fast, aber nicht ganz, und so verabscheute er ihre Einmischung. Verabscheute das Wissen, daß sie die ganze Zeit über zugehört und ihn beobachtet hatte.

»Jetzt bist du böse«, sagte sie.

Du weißt nicht, was ich fühle, dachte Ender. Du kannst es nicht wissen. Weil du kein Mensch bist.

»Du glaubst, ich wüßte nicht, was du fühlst«, sagte Jane.

Er verspürte einen kurzen Schwindel, weil es einen Augenblick lang den Anschein hatte, daß sie auf einer viel tieferen Ebene als der des Gesprächs mitgehört hatte.

»Aber auch ich habe dich einmal verloren.«

»Ich bin zurückgekommen«, subvokalisierte Ender.

»Niemals ganz«, sagte Jane. »Es war nie wie vorher. Also reibe dir ein paar dieser kleinen Tränen des Selbstmitleids von den Wangen und zähle sie, als wären es meine. Um einen kleinen Ausgleich zu schaffen.«

»Ich weiß nicht, warum ich mir die Mühe mache, dein Leben zu retten«, sagte Ender stumm.

»Ich auch nicht«, erwiderte Jane. »Ich sage dir immer wieder, daß es reine Zeitverschwendung ist.«

Ender wandte sich wieder dem Terminal zu. Miro stand neben ihm und betrachtete das Display, welches das Verkürzer-Netzwerk simulierte. Ender hatte keine Ahnung, was Jane zu Miro sagte – obwohl er sicher war, daß sie irgend etwas sagte, denn er hatte schon vor langem herausgefunden, daß Jane mehrere Gespräche gleichzeitig führen konnte. Er kam nicht dagegen an – es störte ihn ein wenig, daß Jane eine genauso enge Beziehung zu Miro hatte wie zu ihm.

Ist es nicht möglich, fragte er sich, daß ein Mensch einen anderen liebt, ohne zu versuchen, ihn zu besitzen? Oder ist das so tief in unseren Genen vergraben, daß wir ganz einfach nicht anders können? Das Revier abstecken. *Meine* Frau. *Mein* Freund. *Meine* Geliebte. *Meine* ungeheuerliche und lästige Computerpersönlichkeit, die wegen eines halbverrückten, genialen Mädchens mit UZV auf einem Planeten, von dem ich noch nie gehört habe, abgeschaltet wird. Wie soll ich ohne Jane leben, wenn sie nicht mehr ist?

Ender zoomte immer wieder Ausschnitte des Displays, bis es nur noch ein paar Parsecs in jeder Dimension darstellte. Nun zeigte die Simulation einen kleinen Teil des Netzwerks, nur ein halbes Dutzend philotische Stränge, die sich im All kreuzten. Die philotischen Strahlen sahen jetzt nicht mehr aus wie ein kompliziertes, eng gewobenes Muster, sondern wie zufällige Linien, die in einer Entfernung von Millionen von Kilometern aneinander vorbeiliefen.

»Sie berühren sich niemals«, sagte Miro.

Nein, sie berührten sich nicht. Das hatte Ender noch nie zuvor begriffen. In seiner Vorstellung war die Galaxis flach, wie die Sternenkarten sie immer zeigten, ein Blick von oben auf jenen Teil des Spiralarms der Galaxis, in dem die Menschen sich von der Erde ausgebreitet hatten. Aber sie war nicht flach. Keine zwei Sterne standen genau auf derselben Ebe-

ne wie zwei andere. Die philotischen Stränge, die Sternenschiffe und Planeten und Satelliten mit völlig geraden Linien zu verbinden schienen, Verkürzer mit Verkürzer – wenn man sie auf einer zweidimensionalen Karte sah, schienen sie sich zu kreuzen, doch diese dreidimensionale Nahaufnahme des Computerdisplays zeigte deutlich, daß sie sich überhaupt nicht berührten.

»Wie kann sie darin leben?« fragte Ender. »Wie kann sie nur *darin* existieren, wenn es keine Verbindungen zwischen den Linien gibt, von den Endpunkten einmal abgesehen?«

»Vielleicht lebt sie gar nicht darin. Vielleicht lebt sie in der Summe der Computerprogramme aller Terminals.«

»In diesem Fall könnte sie ein Backup von sich herstellen und dann…«

»Und dann nichts. Sie könnte sich niemals wieder zusammensetzen, weil die Verkürzer nur von völlig sauberen Computern gesteuert werden.«

»Das können sie nicht auf ewig durchhalten«, sagte Ender. »Es ist zu wichtig, daß die Computer auf verschiedenen Planeten miteinander kommunizieren können. Der Kongreß wird ziemlich schnell herausfinden, daß es nicht genug Menschen gibt, um in einem Jahr manuell die Informationen in einen Computer einzugeben, die die Computer Stunde für Stunde über die Verkürzer miteinander austauschen.«

»Also soll sie sich einfach verstecken? Abwarten? Sich hineinschmuggeln und wiederherstellen, wenn sie in fünf oder zehn Jahren eine Chance dazu sieht?«

»*Falls* sie nicht mehr als das ist – eine Sammlung von Programmen.«

»Sie muß mehr als nur das sein«, sagte Miro.

»Warum?«

»Wenn sie nicht mehr wäre als eine Sammlung von Programmen, müßte sie letztendlich irgendwo von einem oder mehreren Programmierern geschaffen worden sein. In diesem Fall führte sie nur das Programm aus, das man ihr von Anfang an aufgezwungen hat. Sie hätte keinen freien Willen, keine Entscheidungsfreiheit. Sie wäre eine Puppe, keine Person.«

»Nun, wenn es darauf hinausläuft, definierst du den Begriff ›freier Wille‹ vielleicht zu eng«, sagte Ender. »Sind wir Menschen nicht genauso?

Werden wir nicht von unseren Genen und unserer Umgebung programmiert?«

»Nein«, sagte Miro.

»Wie denn sonst?«

»Unsere philotischen Verbindungen widerlegen es. Weil wir imstande sind, uns durch Willenskraft mit jedem anderen Menschen zu verbinden, was keine andere Lebensform auf der Erde kann. Das ist etwas, was wir *haben*, was wir *sind*, was von nichts *verursacht* wurde.«

»Was meinst du? Unsere Seele?«

»Nicht einmal das«, sagte Miro. »Weil die Priester behaupten, Gott habe unsere Seelen geschaffen, und das stellt uns nur unter die Herrschaft eines anderen Drahtziehers. Wenn Gott unseren Willen geschaffen hat, ist *er* für jede Entscheidung verantwortlich, die wir treffen. Gott, unsere Gene, unsere Umgebung oder irgendein blöder Programmierer, der an einem uralten Terminal einen Kode eingibt – wenn wir als Individuen das Produkt einer äußeren Ursache sind, kann es keinen freien Willen geben.«

»Wenn ich mich recht entsinne, lautet die offizielle philosophische Antwort darauf, daß es keinen freien Willen gibt. Nur die Illusion eines freien Willens, weil die Ursachen unseres Verhaltens so komplex sind, daß wir sie nicht zurückverfolgen können. Wenn wir eine Reihe Dominosteine haben, von denen jeder den nächsten umstößt, können wir immer sagen: Seht, dieser Stein fiel, weil der davor ihn umgestoßen hat. Aber wenn wir eine unendliche Zahl von Dominosteinen haben, die zu einer unendlichen Zahl von Richtungen zurückverfolgt werden kann, können wir niemals feststellen, wo die Kausalkette beginnt. Also denken wir: Dieser Dominostein fiel, weil er fallen wollte.«

»Bobagem«, sagte Miro.

»Ich gestehe ein, daß diese Philosophie keinen praktischen Wert hat«, sagte Ender. »Valentine hat es mir einmal so erklärt. Selbst wenn es keinen freien Willen gibt, müssen wir einander so behandeln, als *könnten* wir uns frei entscheiden, um in einer Gesellschaft miteinander leben zu können. Weil wir ansonsten jedesmal, wenn jemand eine schreckliche Tat begeht, ihn nicht bestrafen könnten, weil er ja nichts dafür kann, weil

seine Gene oder seine Umgebung oder Gott ihn diese Tat begehen ließen, und jedesmal, wenn jemand etwas Gutes tut, können wir ihn dafür nicht ehren, denn er ist ja letztendlich eine Puppe. Wenn wir glauben, alle anderen um uns herum seien Puppen, müssen wir uns nicht mehr die Mühe machen, uns überhaupt noch mit ihnen zu befassen. Warum sollten wir noch versuchen, irgend etwas zu planen oder zu schaffen, da alles, was wir planen oder schaffen oder wünschen oder träumen, nur Teil des Drehbuchs ist, das der große Drahtzieher für uns geschrieben hat?«

»Verzweiflung«, sagte Miro.

»Also stellen wir uns uns selbst und alle um uns herum als Wesen mit freiem Willen vor. Wir behandeln jeden, als habe er etwas mit einer bestimmten Absicht getan, anstatt nur von hinten angestoßen worden zu sein. Wir bestrafen Verbrecher. Wir belohnen Altruisten. Wir planen und bauen Dinge gemeinsam. Wir machen Versprechungen und erwarten voneinander, daß wir sie halten. Es ist alles frei erfunden, doch wenn jeder glaubt, daß die alle Taten das Ergebnis eines freien Willens sind und dementsprechend verantwortungsbewußt handelt, heißt das Ergebnis Zivilisation.«

»Alles frei erfunden.«

»So hat Valentine es mir erklärt. Das heißt, falls es *keinen* freien Willen gibt. Ich bin mir nicht sicher, was sie selbst wirklich glaubt. Ich vermute, sie würde sagen, daß sie zivilisiert ist und daher daran glauben muß, und daher glaubt sie absolut an die Entscheidungsfreiheit und hält diese Vorstellung von einer frei erfundenen Geschichte für Unsinn – aber das würde sie auch glauben, wenn sie stimmt, und daher können wir uns einfach gar nichts sicher sein.«

Dann lachte Ender, weil Valentine gelacht hatte, als sie ihm das alles vor vielen Jahren erklärt hatte. Als sie gerade die Kindheit hinter sich gelassen hatten und er den *Hegemon* schrieb und zu verstehen versuchte, warum sein Bruder Peter all die großen und schrecklichen Dinge getan hatte.

»Das ist nicht komisch«, sagte Miro.

»Ich dachte, es sei komisch«, sagte Ender.

»Entweder wir sind frei, oder wir sind es nicht«, sagte Miro. »Entweder die Geschichte ist wahr, oder sie ist falsch.«

»Es kommt darauf an, daß wir glauben müssen, sie sei wahr, um als zivilisierte Menschen leben zu können.«

»Nein, darauf kommt es überhaupt nicht an«, entgegnete Miro. »Denn warum sollten wir uns überhaupt bemühen, wie zivilisierte Menschen zu leben, wenn alles eine Lüge ist?«

»Weil die Spezies dann eine bessere Überlebenschance hat«, sagte Ender. »Weil unsere Gene verlangen, daß wir die Geschichte glauben, um unsere Fähigkeit zu bewahren, diese Gene viele Generationen lang weiterzugeben. Weil jeder, der *nicht* daran glaubt, auf unproduktive, unkooperative Art und Weise handelt und die Gemeinschaft, die Herde, ihn schließlich ausstoßen und seine Gelegenheit zur Reproduktion dadurch vermindern wird – indem man ihn zum Beispiel ins Gefängnis steckt und die Gene, die zu seinem ungläubigen Verhalten geführt haben, dadurch letztendlich ausgelöscht werden.«

»Also verlangt der Drahtzieher von uns, wir sollen glauben, keine Puppen zu sein. Wir werden gezwungen, an den freien Willen zu glauben.«

»So hat Valentine es mir erklärt.«

»Aber sie glaubt doch nicht wirklich daran, oder?«

»Natürlich nicht. Das lassen ihre Gene nicht zu.«

Ender lachte erneut. Aber Miro nahm es nicht auf die leichte Schulter, sah es nicht als philosophische Spielerei. Er war außer sich. Er ballte die Hände zu Fäusten und schwang die Arme in einer spastischen Geste, die seine Hände mitten ins Display brachte. Sie warfen einen Schatten darüber, verursachten einen Raum, in dem keine philotischen Stränge sichtbar waren. Wahrer Leerraum. Abgesehen davon, daß Ender nun Motten sehen konnte, die in diesem Displayraum flatterten, angezogen von dem Licht, das durch das Fenster und die geöffnete Haustür fiel. Insbesondere eine große Motte, die ihn an eine kurze Haarsträhne erinnerte, eine kleine Baumwollfaser, die hell in einem Raum schwebte, in dem zuvor nur die philotischen Stränge zu sehen gewesen waren.

»Beruhige dich«, sagte Ender.

»Nein!« schrie Miro. »Mein Drahtzieher macht mich wütend!«

»Halt die Klappe«, sagte Ender. »Hör mir zu.«

»Ich bin es leid, dir zuzuhören!« Dennoch verstummte er und lauschte.

»Ich glaube, daß du recht hast«, sagte Ender. »Ich glaube, daß wir frei *sind*, und ich glaube nicht, daß es sich nur um eine Illusion handelt, an die wir glauben, weil sie uns zu überleben hilft. Und ich glaube, daß wir frei sind, weil wir nicht nur aus diesem Körper bestehen und ein genetisches Drehbuch ausführen. Und wir sind nicht irgendeine Seele, die Gott aus dem Nichts geschaffen hat. Wir sind frei, weil wir schon immer existiert haben. Vom Anfang der Zeit an, nur daß die Zeit keinen Anfang hat, und so haben wir schon immer existiert. Nichts hat uns hervorgerufen. Nichts hat uns gemacht. Wir *sind* einfach, und es hat uns schon immer gegeben.«

»Philoten?« fragte Miro.

»Vielleicht«, sagte Ender. »Wie diese Motte im Display.«

»Wo?« fragte Miro.

Sie war jetzt natürlich unsichtbar, da der Raum über dem Terminal wieder von dem holographischen Display beherrscht wurde. Ender griff mit der Hand ins Display und warf damit einen Schatten auf das Hologramm. Er bewegte die Hand, bis der Schatten die Motte enthüllte, die er zuvor gesehen hatte. Vielleicht war es auch nicht dieselbe, sondern eine andere, doch das spielte keine Rolle.

»Unsere Körper, die ganze Welt um uns herum, das alles ist wie dieses holographische Display. Sie sind durchaus echt, zeigen uns aber nicht die wahre Ursache der Dinge. Es ist das eine, dessen wir uns niemals sicher sein können, wenn wir nur das Display des Universums betrachten *warum* etwas geschieht. Doch könnten wir hindurchsehen, würden wir hinter allen, in allem, die wahre Ursache finden. Philoten, die schon immer existiert haben und tun, was sie wollen.«

»Nichts hat *immer* existiert«, sagte Miro.

»Wer sagt das? Der angenommene Anfang dieses Universums war nur der Anfang der derzeitigen Ordnung – *dieses* Displays, das wir für alles halten, was existiert. Doch wer behauptet, die Philoten, die den Naturgesetzen folgen, die in diesem Augenblick begannen, hätten nicht zuvor existiert? Und wer behauptet, daß die Philoten in dem Augenblick, in

dem das ganze Universum wieder in sich zusammenbricht, nicht einfach von den Naturgesetzen befreit werden, denen sie jetzt folgen, und wieder in…«

»In was?«

»Ins Chaos stürzen. Dunkelheit. Unordnung. Was immer sie waren, bevor dieses Universum sie zusammengebracht hat. Warum könnten sie – wir – nicht schon immer existiert haben und immer existieren werden?«

»Und wo war ich zwischen dem Anfang des Universums und dem Tag, an dem ich geboren wurde?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ender. »Ich entwickle diese Theorie auch gerade erst.«

»Und woher kommt Jane? Trieb ihr Philot einfach irgendwo herum, und dann hatte sie plötzlich das Kommando über einen Haufen Computerprogramme und entwickelte damit eine Persönlichkeit?«

»Vielleicht«, sagte Ender.

»Und selbst wenn es ein natürliches System gibt, das irgendwie Philoten zuteilt, die dann die Kontrolle über jeden Organismus übernehmen, der geboren wird oder entsteht… wie könnte dieses natürliche System Jane gezeugt haben? *Sie* wurde nicht geboren.«

Jane hatte natürlich die ganze Zeit über mitgehört, und nun ergriff sie das Wort. »Vielleicht ist es gar nicht passiert«, sagte sie. »Vielleicht habe ich keinen eigenen Philot. Vielleicht lebe ich gar nicht.«

»Nein«, sagte Miro.

»Vielleicht«, sagte Ender.

»Dann kann ich vielleicht auch nicht sterben«, sagte Jane. »Wenn sie mich abschalten, unterbrechen sie vielleicht nur ein kompliziertes Programm.«

»Vielleicht«, sagte Ender.

»Nein«, sagte Miro. »Dich abzuschalten wäre Mord.«

»Vielleicht tue ich nur, was ich tue, weil ich so programmiert wurde, ohne es zu wissen. Vielleicht glaube ich nur, frei zu sein.«

»Dieses Gespräch haben wir schon einmal geführt«, sagte Ender.

»Vielleicht trifft es bei mir zu, selbst wenn es bei euch nicht zutrifft.«

»Und vielleicht auch nicht«, sagte Ender. »Aber du bist deinen eigenen Kode durchgegangen, nicht wahr?«

»Eine Million Mal«, sagte Jane. »Ich habe mir alles angesehen.«

»Hast du darin irgend etwas gefunden, daß dir die Illusion des freien Willens gibt?«

»Nein«, sagte sie. »Aber du hast in den Menschen auch nicht das Gen für die Entscheidungsfreiheit gefunden.«

»Weil es keins gibt«, sagte Miro. »Wie Andrew schon sagte. *Wir* sind im Kern in unserem Wesen ein Philot, das mit den Trillionen von Philoten verschlungen ist, die die Atome und Moleküle und Zellen unseres Körpers bilden. Und *du* bist auch ein Philot, genau wie wir.«

»Unwahrscheinlich«, sagte Jane. Ihr Gesicht war nun im Display, ein schattenhaftes Gesicht, durch das sich die simulierten Philotenstränge zogen.

»Wir werden kein Risiko eingehen«, sagte Ender. »Nichts, das wirklich passiert, ist wahrscheinlich, bis es eingetroffen ist, und dann ist es sicher. Du existierst.«

»Was immer ich auch bin«, sagte Jane.

»Im Augenblick gehen wir davon aus, daß du eine unabhängige Wesenheit bist«, sagte Ender, »denn wir haben gesehen, wie du auf eine Art und Weise handelst, die wir mit freiem Willen gleichsetzen. Es spricht genauso viel dafür, daß du ein freies Intelligenzwesen bist, wie dafür, daß *wir selbst* freie Intelligenzwesen sind. Sollte sich herausstellen, daß du keins bist, müssen wir uns fragen, ob wir welche sind. Im Augenblick arbeiten wir mit der Hypothese, daß unsere individuelle Identität, das, was uns zu uns selbst macht, der Philot im Mittelpunkt unserer Verschlingung ist. Sollte das zutreffen, müssen wir davon ausgehen, daß auch du ein Philot haben könntest, und in diesem Fall müssen wir herausfinden, wo es ist. Wie du weißt, sind Philoten nicht leicht zu finden. Wir haben nie eins entdeckt. Wir nehmen nur an, daß es sie gibt, weil wir den Philotenstrang oder -strahl wahrnehmen, der sich verhält, als habe er zwei Endpunkte mit einer spezifischen räumlichen Anordnung. Wir wissen nicht, wo du bist oder womit du verbunden bist.«

»Wenn sie wie wir ist«, sagte Miro, »wie Menschen, dann können sich ihre Verbindungen verändern und aufbrechen. Genau wie der Mob, der sich um Grego bildete. Ich habe mit ihm darüber gesprochen, was er dabei empfand. Als wären diese Menschen Teile seines Körpers gewesen. Und als sie aufbrachen und allein loszogen, kam er sich vor, als habe er eine Amputation gehabt. Ich glaube, das war eine philotische Verknüpfung. Ich glaube, diese Menschen haben sich wirklich für eine gewisse Zeit mit ihm verbunden, standen wirklich zum Teil unter seiner Kontrolle, waren Teil seines Selbst. Vielleicht ist es mit Jane genauso, vielleicht sind all diese Computerprogramme mit ihr verknüpft, und sie ist mit allen verbunden, die ihr diese Ergebenheit entgegenbringen. Vielleicht mit dir, Andrew. Vielleicht mit mir. Oder zum Teil mit uns beiden.«

»Aber *wo* ist sie?« fragte Ender. »Wenn sie wirklich ein Philot hat – nein, wenn sie wirklich ein Philot *ist* –, muß es eine spezifische räumliche Anordnung haben, und wenn wir es finden können, könnten wir vielleicht die Verbindungen am Leben halten, selbst wenn sie von allen Computern abgeschnitten wird. Vielleicht können wir verhindern, daß sie stirbt.«

»Ich weiß nicht«, sagte Miro. »Sie könnte überall sein.« Er deutete auf das Display. Überall im Raum, meinte er. Überall im Universum. Und dort im Display war Janes Kopf, durch den die Philotenstränge verliefen.

»Um herauszufinden, wo sie ist, müssen wir herausfinden, wie und wo sie begann«, sagte Ender. »Wenn sie wirklich ein Philot ist, muß sie irgendwo, irgendwie eine Verbindung haben.«

»Ein Detektiv, der eine dreitausend Jahre alte Spur verfolgt«, sagte Jane. »Es wird Spaß machen, euch in den nächsten Monaten dabei zu beobachten.«

Ender ignorierte sie. »Und wenn wir das tun wollen, müssen wir zuerst einmal herausfinden, wie Philoten arbeiten.«

»Grego ist der Physiker«, sagte Miro.

»Er arbeitet am Problem der überlichtschnellen Reise«, sagte Jane.

»Er kann auch daran arbeiten«, entgegnete Miro.

»Ich will nicht, daß er durch ein Projekt abgelenkt wird, das keinen Erfolg haben kann«, sagte Jane.

»Hör zu, Jane«, sagte Ender, »willst du diese Sache nicht überleben?«

»Ich kann es sowieso nicht. Warum also diese Zeitverschwendung?«

»Sie ist eben eine Märtyrerin«, sagte Miro.

»Nein, bin ich nicht«, sagte Jane. »Ich denke nur praktisch.«

»Du denkst töricht«, sagte Ender. »Grego kann keine Theorie erstellen, die uns die überlichtschnelle Reise ermöglicht, indem er herumsitzt und über die Physik des Lichts oder was auch immer nachdenkt. Wenn es so funktionieren würde, hätten wir den überlichtschnellen Flug vor dreitausend Jahren entwickelt, denn es arbeiteten Hunderte von Physikern daran, damals, als man über die Philotenstränge und das Parksche Unverzüglichkeitsprinzip forschte. Wenn Grego etwas einfallen sollte, dann aufgrund eines Geistesblitzes, eines absurden Gedankenschlusses, und dazu wird es nicht kommen, wenn er sich mit aller Gewalt auf ein einziges Problem konzentriert.«

»Das weiß ich«, sagte Jane.

»Ich weiß, daß du es weißt. Hast du mir nicht gesagt, aus genau diesem Grund würdest du diese Menschen von Weg für unsere Projekte heranziehen? Weil sie unausgebildete, intuitive Denker sind?«

»Ich will nur nicht, daß ihr eure Zeit verschwendet.«

»Du willst nur nicht, daß du Hoffnung schöpfst«, sagte Ender. »Du willst dir nur nicht eingestehen, daß es eine Überlebenschance für dich gibt, denn dann würdest du anfangen, den Tod zu fürchten.«

»Ich fürchte den Tod bereits.«

»Du hältst dich bereits für tot«, sagte Ender. »Das ist ein Unterschied.«

»Ich weiß«, murmelte Miro.

»Also, liebe Jane, ist es mir völlig gleichgültig, ob du dir eine Überlebenschance einräumst oder nicht«, fuhr Ender fort. »Wir *werden* an dieser Sache arbeiten, und wir *werden* Grego bitten, darüber nachzudenken, und wenn wir schon dabei sind, *du* wirst unser gesamtes Gespräch hier diesen Leuten auf Weg vortragen…«

»Han Fei-tzu und Si Wang-mu.«

»Ihnen vortragen«, sagte Ender, »denn sie können auch darüber nachdenken.«

»Nein«, sagte Jane.

»Doch«, sagte Ender.

»Ich möchte, daß die *echten* Probleme gelöst werden, bevor ich sterbe. Ich will, daß Lusitania gerettet wird, die Gottberührten von Weg befreit werden und die Descolada gezähmt oder vernichtet wird. Und ich will nicht, daß ihr euch davon ablenken laßt, indem ihr das unmögliche Projekt betreibt, mich zu retten.«

»Du bist nicht Gott«, sagte Ender. »Du weißt nicht, ob sich überhaupt eins dieser Probleme lösen läßt, und daher weißt du auch nicht, *wie* sie sich lösen lassen werden, und daher hast du keine Ahnung, ob es uns bei der Lösung dieser anderen Probleme nutzt oder schadet, wenn wir herausfinden, was du bist, um dich zu retten, und du weißt bestimmt nicht, ob wir diese anderen Probleme schneller lösen können, wenn wir uns darauf konzentrieren oder jetzt ein Picknick veranstalten und bis zum Sonnenuntergang Rasentennis spielen.«

»Was, zum Teufel, ist Rasentennis?« fragte Miro.

Doch Ender und Jane funkelten einander nur stumm an.

»Du weißt nicht, ob du recht hast«, sagte Jane.

»Und du weißt nicht, ob ich mich irre«, sagte Ender.

»Es ist *mein* Leben«, sagte Jane.

»Das ist doch Blödsinn«, sagte Ender. »Du bist auch Teil von mir und Miro, und von dir hängt die gesamte Zukunft der Menschheit, der Pequeninos und auch der Schwarmkönigin ab. Wobei mir einfällt… während du Han Sowieso und Si Wang Sowieso…«

»Mu.«

»… an dieser philotischen Sache arbeiten läßt, werde ich mit der Schwarmkönigin sprechen. Ich glaube, ich habe noch nie eingehend mit ihr über dich gesprochen. Da sie eine philotische Verbindung mit all ihren Arbeitern hat, müßte sie mehr über Philoten als wir wissen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich Han Fei-tzu und Si Wang-mu an diesem lächerlichen Rettet-Jane-Projekt arbeiten lasse.«

»Aber du wirst es«, sagte Ender.

»Und warum?«

»Weil sowohl Miro als auch ich dich lieben und brauchen und du kein Recht hast, einfach zu sterben, ohne dich wenigstens um dein Überleben zu bemühen.«

»Ich kann mich nicht durch solche Dinge beeinflussen lassen.«

»Doch, das kannst du«, sagte Miro. »Denn gäbe es solche Dinge nicht, hätte ich mir schon vor langer Zeit das Leben genommen.«

»Ich werde keinen Selbstmord begehen.«

»Wenn du uns nicht hilfst, eine Möglichkeit zu finden, dich zu retten, tust du genau das«, sagte Ender.

Janes Gesicht verschwand von dem Display über dem Terminal.

»Davonlaufen hilft auch nicht«, sagte Ender.

»Laßt mich in Ruhe«, sagte Jane. »Ich muß eine Weile darüber nachdenken.«

»Mach' dir keine Sorgen, Miro«, sagte Ender. »Sie wird es tun.«

»Allerdings«, sagte Jane.

»Schon wieder zurück?« fragte Ender.

»*Ich* denke sehr schnell.«

»Und du wirst auch daran arbeiten?«

»Ich betrachte es als mein viertes Projekt«, entgegnete Jane. »Ich werde Han Fei-tzu und Si Wang-mu sofort darüber informieren.«

»Sie will es uns zeigen«, sagte Ender. »Sie kann zwei Gespräche gleichzeitig führen und gibt gern damit an, damit wir uns unterlegen fühlen.«

»Du *bist* unterlegen«, sagte Jane.

»Ich bin hungrig«, sagte Ender. »Und durstig.«

»Jetzt gibst *du* an«, sagte Jane. »Du führst mir deine Körperfunktionen vor.«

»Ernährung«, sagte Ender. »Respiration. Ausscheidung. Wir können Dinge tun, die *du* nicht kannst.«

»Mit anderen Worten, ihr könnt nicht sehr gut denken, aber ihr könnt wenigstens essen und atmen und schwitzen.«

»Genau«, sagte Miro. Er holte das Brot und den Käse hervor, während Ender das kalte Wasser einschenkte, und sie aßen. Einfache Nahrung, aber sie schmeckte gut, und die beiden waren zufrieden.

Kapitel 14
Virenschöpfer

›Ich habe darüber nachgedacht, was die Reise zwischen den Sternen für uns bedeuten könnte.‹

›Abgesehen vom Überleben der Spezies?‹

›Wenn du deine Arbeiter ausschickst, siehst du selbst Lichtjahre entfernt noch durch ihre Augen, nicht wahr?‹

›Und schmecke durch ihre Fühler und fühle den Rhythmus jeder Vibration. Wenn sie essen, fühle ich, wie die Nahrung zwischen ihren Kiefern zermalmt wird. Deshalb spreche ich im Zusammenhang mit mir auch immer von *wir,* wenn ich meine Gedanken in eine Form umwandle, die ihr verstehen könnt, Andrew oder du, denn ich lebe mein Leben in der ständigen Gegenwart von allem, was sie sehen und schmecken und fühlen.‹

›Bei den Vaterbäumen ist es nicht ganz so. Wir müssen uns anstrengen, wollen wir das Leben eines anderen wahrnehmen. Aber wir *können* es. Zumindest hier auf Lusitania.‹

›Ich sehe nicht, warum die philotische Verbindung bei euch nicht funktionieren sollte.‹

›Dann werde auch ich alles fühlen, was sie fühlen, und das Licht einer anderen Sonne auf meinen Blättern schmecken und die Geschichten einer anderen Welt hören. Es wird wie die Verwirrung sein, die entstand, als die Menschen hier eintrafen. Wir hätten niemals geglaubt, etwas könnte anders sein als die Welt, wie wir sie bis dahin gesehen haben. Doch sie brachten seltsame Geschöpfe mit, und sie waren selbst seltsam, und sie hatten Maschinen, die Wunder vollbrachten. Die anderen Wälder konnten kaum glauben, was unsere Vaterbäume ihnen damals berichteten. Ich erinnere mich sogar, daß unsere Vaterbäume kaum glauben konnten, was die Brüder des Stammes ihnen über die Menschen erzählten. Wühler trug die schwerste Last, überzeugte sie, daß es keine Lüge, Wahnsinn oder ein Scherz war.‹

›Ein Scherz?‹

›Es gibt Geschichten von verschlagenen Brüdern, die die Vaterbäume belügen, doch sie werden immer ertappt und schrecklich bestraft.‹

›Andrew verriet mir, daß solche Geschichten erzählt werden, um zu einem zivilisierten Verhalten anzuregen.‹

›Es ist stets eine Versuchung, die Vaterbäume zu belügen. Ich habe es selbst manchmal getan. Keine Lügen. Nur Übertreibungen. Sie machen es jetzt manchmal bei mir.‹

›Und du bestrafst sie?‹

›Ich erinnere mich daran, welche gelogen haben.‹

›Wenn wir einen Arbeiter haben, der nicht gehorcht, lassen wir ihn allein, und er stirbt.‹

›Ein Bruder, der zuviel lügt, hat keine Chance, ein Vaterbaum zu werden. Das wissen sie. Sie lügen nur, um mit uns zu spielen. Schlußendlich sagen sie uns immer die Wahrheit.‹

›Was wäre, wenn ein ganzer Stamm seine Vaterbäume belügt? Wie würdet ihr es jemals erfahren?‹

›Sprich lieber von einem Stamm, der seine eigenen Vaterbäume fällt oder abbrennt.‹

›Ist das jemals passiert?‹

›Haben sich die Arbeiter jemals gegen die Schwarmkönigin gestellt und sie getötet?‹

›Wie könnten sie das? Dann würden sie sterben.‹

›Jetzt verstehst du. Es gibt einige Dinge, die zu schrecklich sind, als daß man darüber nachdenken könnte. Statt dessen denke ich daran, wie es sich anfühlen wird, wenn ein Vaterbaum zum ersten Mal seine Wurzeln in den Boden eines anderen Planeten steckt und seine Äste in einen fremden Himmel streckt und Sonnenlicht von einem fremden Stern trinkt.‹

›Du wirst bald lernen, daß es keine fremden Sterne gibt, keine fremden Himmel.‹

›Nein?‹

›Nur Himmel und Sterne, mit all ihren Unterschieden. Ein jeder mit seinem eigenen Geschmack, und alle schmecken gut.‹

›Jetzt denkst du wie ein Baum. Der Geschmack des Himmels!‹

›Ich habe die Wärme vieler Sterne gekostet, und sie alle schmeckten süß.‹

»Du bittest mich, mir bei deiner Rebellion gegen die Götter zu *helfen?*«

Wang-mu blieb vor ihrer ehemaligen Herrin knien und schwieg. Im Herzen hatte sie Worte, die sie hätte sagen können. Nein, meine Herrin, ich bitte dich, uns bei unserem Kampf gegen die schrecklichen Ketten zu helfen, in die der Kongreß die Gottberührten gelegt hat. Nein, meine Herrin, ich bitte dich, dich an die angemessenen Pflichten gegenüber deinem Vater zu erinnern, die selbst Gottberührte nicht ignorieren dürfen, wenn sie rechtschaffen sein wollen. Nein, meine Herrin, ich bitte dich, uns dabei zu helfen, eine Möglichkeit zu finden, ein anständiges und hilfloses Volk, die Pequeninos, vor dem Xenozid zu retten.

Doch Wang-mu sagte nichts, denn das war eine der ersten Lektionen, die sie von Meister Han gelernt hatte. Wenn du Kenntnisse hast, von denen eine andere Person weiß, daß sie sie braucht, gibst du sie bereitwillig. Doch wenn die andere Person noch nicht weiß, daß sie deine Kenntnisse braucht, behältst du sie für dich. Nahrung sieht nur für einen Hungrigen gut aus. Quin-jao war nicht hungrig auf Kenntnisse, die Wang-mu hatte, und würde es niemals sein. Also konnte Wang-mu lediglich Schweigen anbieten und nur hoffen, daß Quing-jao ihren Weg zu angemessenem Gehorsam, nüchternem Anstand oder dem Kampf für die Freiheit finden würde.

Jedes einzelne dieser Motive würde genügen, solange sie Qing-jaos brillanten Verstand auf ihre Seite ziehen konnten. Wang-mu war sich noch nie in ihrem Leben so nutzlos vorgekommen, während sie Meister Han über die Fragen nachdenken sah, die Jane ihm gestellt hatte. Um über die überlichtschnelle Reise nachdenken zu können, studierte er Physik; wie konnte Wang-mu ihm helfen, wenn sie gerade erst in Geometrie unterrichtet wurde? Um über den Descolada-Virus nachdenken zu können, studierte er Mikrobiologie; Wang-mu wußte gerade erst, was Gaialogie und Evolution bedeuteten. Und wie konnte sie eine Hilfe sein, wenn er über Janes Natur nachsann? Sie war ein Kind von Arbeitern, und ihre Hände, nicht ihr Verstand enthielten ihre Zukunft. Philosophie stand so weit über ihr wie der Himmel über der Erde. »Aber der Himmel scheint

nur weit entfernt zu sein«, sagte Meister Han, als sie ihm dies gestand. »In Wirklichkeit ist er überall um dich herum. Du atmest ihn ein und aus, selbst wenn du mit den Händen im Schlamm wühlst. Das ist wahre Philosophie.« Aber sie entnahm daraus nur, daß Meister Han freundlich war und nicht wollte, daß sie sich wegen ihrer Nutzlosigkeit Vorwürfe machte.

Qing-jao jedoch wäre nicht nutzlos. Also hatte Wang-mu ihr ein Papier mit den Projektnamen und den Paßwörtern dafür gegeben.

»Weiß Vater, daß du mir das gibst?«

Wang-mu sagte nichts. In Wirklichkeit hatte Meister Han dies selbst vorgeschlagen, doch Wang-mu hielt es für besser, wenn Qing-jao zu diesem Zeitpunkt nicht wußte, daß Wang-mu als Gesandte ihres Vaters kam.

Qing-jao interpretierte Wang-mus Schweigen genau so, wie Wang-mu vermutet hatte – als Eingeständnis, daß Wang-mu insgeheim gekommen war, um Qing-jao um Hilfe zu bitten.

»Wenn Vater selbst mich gefragt hätte, hätte ich eingewilligt, denn es ist meine Pflicht als Tochter«, sagte Qing-jao.

Doch Wang-mu wußte, daß Qing-jao dieser Tage nicht mehr auf ihren Vater hörte. Sie würde vielleicht *sagen,* sie wolle gehorsam sein, doch in Wirklichkeit erfüllte ihr Vater sie mit solchem Unbehagen, daß sich Qing-jao zu Boden geworfen und wegen des schrecklichen Konflikts in ihrem Herzen den ganzen Tag lang Linien verfolgt hätte, weil ihr Vater von ihr verlangte, daß sie den Göttern gegenüber ungehorsam war.

»Ich schulde dir nichts«, sagte Qing-jao. »Du warst falsch und eine treulose Dienerin. Es gab nie eine unwürdigere und nutzlosere geheime Magd als dich. Für mich ist deine Anwesenheit in diesem Haus wie die Anwesenheit von Mistkäfern beim Mittagstisch.«

Erneut hielt Wang-mu die Zunge im Zaum. Doch sie verbeugte sich auch nicht tiefer. Zu Beginn dieses Gesprächs hatte sie die bescheidene Haltung einer Dienerin eingenommen, doch sie würde sich nicht mit dem verzweifelten Kotau einer Büßerin erniedrigen. Selbst die bescheidensten von uns haben ihren Stolz, und *ich* weiß, Herrin Qing-jao, daß

ich dir keinen Schaden verursacht habe, daß ich dir jetzt treuer ergeben bin als du selbst.

Qing-jao wandte sich wieder ihrem Terminal zu und gab den ersten Projektnamen ein, der ›LOSLOESEN‹ lautete, eine wörtliche Übersetzung des Begriffs *Descolada.* »Das ist sowieso alles Unsinn«, sagte sie, während sie die Dokumente und Schaubilder betrachtete, die Lusitania geschickt hatte. »Es ist kaum vorstellbar, daß jemand den Verrat begehen würde, mit Lusitania zu kommunizieren, nur um so einen Unsinn zu bekommen. Es ist wissenschaftlich unmöglich. Keine Welt könnte nur *einen* Virus entwickelt haben, der so komplex ist, daß er im genetischen Kode jeder anderes Spezies des Planeten enthalten ist. Es wäre Zeitverschwendung für mich, überhaupt darüber nachzudenken.«

»Warum?« fragte Wang-mu. Jetzt durfte sie sprechen – denn obwohl Qing-jao erklärt hatte, sie weigere sich, die Angelegenheit zu diskutieren, diskutierte sie sie doch. »Schließlich hat die Evolution auch nur eine menschliche Rasse hervorgebracht.«

»Aber auf der Erde gab es Dutzende verwandter Spezies. Es gibt *keine* Spezies, die nicht mit einer anderen verwandt ist – wärest du nicht ein so dummes, rebellisches Mädchen, würdest du das verstehen. Die Evolution hätte niemals ein so spärliches System wie das hervorbringen können.«

»Wie erklärst du dir dann diese Dokumente der Bewohner Lusitanias?«

»Woher willst du wissen, daß sie wirklich von dort kommen? Du hast dafür nur das Wort dieses Computerprogramms. Vielleicht *glaubt* es, das sei alles. Oder vielleicht sind die Wissenschaftler dort sehr schlecht und haben nicht das nötige Pflichtgefühl, um alle verfügbaren Informationen zu sammeln. In dem ganzen Bericht gibt es keine zwei Dutzend Spezies – und sieh doch, sie hängen auf die absurdeste Art und Weise paarweise zusammen. Es ist unmöglich, so wenig Spezies zu haben.«

»Aber was wäre, wenn sie recht haben?«

»Wie können sie recht haben? Die Menschen von Lusitania waren von Anfang an auf einem winzigen Gelände zusammengepfercht. Sie haben nur gesehen, was diese kleinen Schweinchen ihnen gezeigt haben – woher wollen sie wissen, daß diese Schweinemenschen sie nicht belügen?«

Du nennst sie Schweinemenschen – willst du sich so selbst überzeugen, meine Herrin, daß es nicht zum Xenozid führen wird, wenn du dem Kongreß hilfst? Glaubst du, es sei richtig, sie abzuschlachten, wenn du sie mit einem Tiernamen belegst? Haben sie die Auslöschung verdient, wenn du ihnen eine Lüge vorwirfst? Doch Wang-mu sagte nichts von dem; sie stellte lediglich die gleiche Frage noch einmal. »Aber was wäre, wenn das das *wahre* Bild der Lebensformen auf Lusitania ist, und wenn die Descolada wirklich so in ihnen arbeitet?«

»Wenn diese Dokumente wahr wären, müßte ich sie in Ruhe lesen und studieren, um einen intelligenten Kommentar abgeben zu können. Aber sie sind nicht wahr. Wie weit bin ich mit deiner Ausbildung gekommen, bevor du mich verraten hast? Habe ich dich nichts über Gaialogie gelehrt?«

»Doch, Herrin.«

»Na also. Die Evolution ist das Mittel, mit dem sich die planetaren Organismen an Veränderungen in ihrer Umwelt anpassen. Wenn es mehr Wärme von der Sonne gibt, müssen die Lebensformen des Planeten in der Lage sein, ihre relativen Populationen anzupassen, um die Temperatur auszugleichen und zu senken. Erinnerst du dich an das klassische Gedankenexperiment mit der Gänseblümchenwelt?«

»Aber bei diesem Experiment gab es nur eine einzige Spezies auf dem ganzen Planeten«, sagte Wang-mu. »Wenn die Sonne zu heiß wird, wachsen weiße Gänseblümchen, die das Licht ins All zurückstrahlen, und wenn die Sonne zu kalt wird, wachsen dunkle Gänseblümchen, um das Licht zu absorbieren und als Wärme zu speichern.« Wang-mu war stolz, daß sie sich so deutlich an die Gänseblümchenwelt erinnern konnte.

»Nein, nein«, sagte Qing-jao. »Du hast natürlich nicht verstanden, worauf es ankommt. Es kommt darauf an, daß es bereits dunkle Gänseblümchen geben *muß*, auch wenn die hellen dominant sind, und helle Gänseblümchen, wenn die Welt mit dunklen bedeckt ist. Die Evolution kann eine neue Spezies nicht auf Anforderung hervorbringen. Sie schafft *ständig* neue Spezies, während sich die Gene verändern und geteilt und von der Strahlung gebrochen und durch Viren zwischen einzelnen Spezies ausgetauscht werden. Daher entsteht keine Spezies jemals ›zielgerecht‹.«

Wang-mu verstand den Zusammenhang noch nicht, und ihr Gesicht mußte ihre Verwirrung enthüllt haben.

»Bin ich nach allem, was geschehen ist, doch noch deine Lehrerin? Muß ich meinen Teil der Abmachung halten, obwohl du deinen aufgegeben hast?«

Bitte, sagte Wang-mu stumm. Ich würde dir auf ewig dienen, wenn du nur deinem Vater bei dieser Sache helfen würdest.

»Solange die ganze Spezies zusammen ist und sich ständig vermischt«, fuhr Qing-jao fort, »verändern sich einzelne Individuen, genetisch gesprochen, niemals zu stark; ihre Gene werden ständig neu mit anderen Genen derselben Spezies kombiniert, so daß die Variationen bei jeder Generation gleichmäßig unter der Population verteilt sind. Nur wenn die Umgebung sie unter solche Beanspruchung stellt, daß eine dieser zufällig entstandenen abweichenden Züge plötzlich Überlebenswert hat, nur dann werden all jene in jener besonderen Umgebung, die diesen Wesenszug nicht haben, aussterben, bis das neue Merkmal, das früher eine gelegentliche Abweichung war, nun allgemein die neue Spezies definiert. Das ist der fundamentale Lehrsatz der Gaialogie – ständige genetische Abweichungen sind notwendig für das Fortbestehen des Lebens als solches. Diesen Unterlagen zufolge ist Lusitania eine Welt mit absurd wenigen Spezies, und es gibt dort keine Möglichkeit einer genetischen Abweichung, weil diese unmöglichen Viren ständig alle eventuell auftretenden Veränderungen korrigieren. Solch ein System könnte sich nicht nur niemals entwickeln, es wäre auch unmöglich, daß das Leben dort fortbesteht – es könnte sich keiner Veränderung anpassen.«

»Vielleicht *gibt* es keine Veränderungen auf Lusitania.«

»Sei doch nicht so töricht, Wang-mu. Der Gedanke, jemals versucht zu haben, dich zu unterrichten, beschämt mich. Alle Sterne fluktuieren. Alle Planeten verändern ihre Umlaufbahnen. Wir haben dreitausend Jahre lang viele Welten beobachtet, und in dieser Zeit haben wir gelernt, was die Wissenschaftler auf der Erde in all den Jahren zuvor niemals lernen konnten – welches Verhalten bei allen Planeten und Sonnensystemen allgemein üblich ist, und welches nur bei der Erde und dem Solsystem vorkommt. Ich sage dir, es ist unmöglich für einen Planeten wie Lusitania, mehr als einige wenige Jahrzehnte ohne lebensbedrohende Umwelt-

veränderungen zu existieren – Temperaturschwankungen, Störungen der Umlaufbahn, seismische und vulkanische Zyklen… wie wollte ein System mit wirklich nur einer Handvoll Spezies jemals damit fertig werden? Wie will sich eine Welt, die nur helle Gänseblümchen hat, jemals aufwärmen, wenn ihre Sonne abkühlt? Wie will sie sich heilen, wenn der Sauerstoff in der Atmosphäre eine giftige Konzentration erreicht und all ihre Lebensformen Kohlendioxyd atmen? Deine sogenannten Freunde von Lusitania sind Narren, daß sie dir so einen Unsinn schicken. Wären sie *echte* Wissenschaftler, wüßten sie, daß ihre Ergebnisse unmöglich sind.«

Qing-jao betätigte eine Taste, und das Display über ihrem Terminal erlosch. »Du hast Zeit verschwendet, die ich nicht habe. Komme nicht mehr zu mir, wenn du nichts besseres anzubieten hast. Du bist für mich weniger als nichts. Du bist ein Käfer, der in meinem Wasserglas treibt. Du verschmutzt das ganze Glas, nicht nur die Stelle, an der du schwimmst. Solange ich weiß, daß du in diesem Haus bist, wache ich mit Schmerzen auf.«

Dann bin ich also ›weniger als nichts‹ für dich? dachte Wang-mu. Das hört sich an, als wäre ich für dich wirklich sehr wichtig. Du magst sehr brillant sein, Qing-jao, aber du verstehst dich selbst nicht besser als alle anderen auch.

»Weil du ein einfaches, dummes Mädchen bist, verstehst du mich nicht«, sagte Qing-jao. »Ich habe dir befohlen zu gehen.«

»Aber dein Vater ist der Herr dieses Hauses, und Meister Han hat mich gebeten zu bleiben.«

»Kleine dumme Person, kleine Schwester der Schweine, wenn ich dich nicht auffordern kann, mein gesamtes Haus zu verlassen, so habe ich dir doch sicher klargemacht, daß du wenigstens mein *Zimmer* verlassen sollst.«

Wang-mu verbeugte sich, bis ihr Kopf fast – *fast* – den Boden berührte. Dann ging sie rückwärts hinaus, als wolle sie ihrer Herrin nicht ihr Hinterteil zeigen. Wenn du mich so behandelst, werde ich dich wie eine große Herrin behandeln, und wer von uns ist die Närrin, wenn du die Ironie in meinem Benehmen nicht entdeckst?

Meister Han war nicht in seinem Zimmer, als Wang-mu zurückkehrte. Vielleicht war er auf der Toilette und kam gleich zurück. Vielleicht führte er irgendein Ritual der Gottberührten durch; in diesem Fall würde er stundenlang fort sein. Wang-mu hatte zu viele Fragen, um auf ihn zu warten. Sie rief auf dem Terminal die Projektdaten auf, mit dem Wissen, daß Jane sie beobachten, überwachen würde. Daß Jane zweifellos alles überwacht hatte, was in Qing-jaos Zimmer geschehen war.

Dennoch wartete Jane, bis Wang-mu die Fragen gestellt hatte, die sie von Qing-jao bekommen hatte, bevor sie versuchte, sie zu beantworten. Und dann beantwortete Jane zuerst die Frage der Glaubwürdigkeit.

»Die Dokumente von Lusitania sind durchaus echt«, sagte Jane. »Ela, Novinha, Ouanda und all die anderen, die bei ihnen studiert haben, haben zwar ihre Spezialgebiete, sind aber auf ihren Gebieten sehr gut. Wenn Qing-jao *Mensch Leben* gelesen hätte, würde sie verstehen, wie dieses Dutzend Speziespaare funktioniert.«

»Aber ich verstehe trotzdem nicht ganz, was sie sagt«, erwiderte Wang-mu. »Ich habe versucht, mir zu überlegen, wie alles stimmen könnte – daß es dort zu wenig Spezies gibt, als daß sich eine echte Gaialogie entwickeln könnte, und daß der Planet Lusitania dennoch so gleichmäßige Bedingungen bietet, so daß das Leben dort fortbestehen kann. Gibt es auf Lusitania vielleicht keine Umweltveränderungen?«

»Nein«, sagte Jane. »Ich habe Zugang zu allen astronomischen Daten der dortigen Satelliten, und über den Zeitraum, da sich Menschen auf Lusitania befinden, weisen der Planet und seine Sonne alle normalen Fluktuationen auf. Im Augenblick deutet alles auf eine globale Abkühlung hin.«

»Wie werden die Lebensformen Lusitanias darauf reagieren?« fragte Wang-mu. »Der Descolada-Virus wird nicht zulassen, daß sie mutieren – er versucht, alles Fremde zu vernichten. Deshalb wird er ja auch die Menschen und die Schwarmkönigin töten, wenn er kann.«

Jane, deren kleines Abbild in der Lotusposition in der Luft über Meister Hans Terminal saß, hob eine Hand. »Einen Augenblick«, sagte sie.

Dann senkte sie die Hand wieder. »Ich habe deine Frage an meine Freunde weitergegeben, und Ela ist sehr aufgeregt.«

Ein neues Gesicht erschien im Display, direkt hinter und über Janes Bild, das einer dunkelhäutigen, negroid aussehenden Frau; oder ein Mischling vielleicht, da sie nicht so dunkel und ihre Nase schmal war. Das ist Elanora, dachte Wang-mu. Jane zeigt mir eine Frau von einer viele Lichtjahre entfernten Welt; zeigt sie *mein* Gesicht auch *ihr?* Was hält diese Ela von *mir?* Komme ich ihr hoffnungslos dumm vor?

Doch Ela dachte eindeutig überhaupt nicht über Wang-mu nach. Sie sprach statt dessen über Wang-mus Fragen. »Warum erlaubt der Descolada-Virus keine Vielfalt? Das sollte eigentlich ein Merkmal mit negativem Überlebenswert sein, und doch überlebt die Descolada. Wang-mu muß mich für eine Idiotin halten, daß mir das noch nicht aufgefallen ist. Aber ich bin keine Gaialogin, und ich wuchs auf Lusitania auf, und so habe ich die Gaialogie von Lusitania nie in Frage gestellt, ich habe mir einfach gedacht, wie sie auch aussehen mag, sie funktioniert, und dann habe ich weiterhin die Descolada studiert. Was hält Wang-mu davon?«

Wang-mu war entsetzt, solche Worte von einer Fremden zu hören. Was hatte Jane Ela über sie erzählt? Wie konnte Ela auch nur glauben, Wang-mu würde sie für eine Idiotin halten, wo sie doch Wissenschaftlerin und Wang-mu nur ein Dienstmädchen war?

»Was kann es für eine Rolle spielen, was ich davon halte?« fragte Wang-mu.

»Was *hältst* du davon?« entgegnete Jane. »Ela will es wissen, auch wenn du dir nicht vorstellen kannst, daß es eine Rolle spielt.«

Also teilte Wang-mu ihre Spekulationen mit. »Es ist ein sehr dummer Gedanke, weil es nur ein mikroskopischer Virus ist, aber irgendwie muß die Descolada das alles bewerkstelligen. Schließlich enthält sie die Gene aller Spezies in sich, nicht wahr? Also muß sie sich selbst um die Evolution kümmern. Anstelle dieser ganzen genetischen Abweichungen muß die Descolada für die Abweichungen sorgen. Das könnte sie doch, oder? Sie könnte die Gene einer ganzen Spezies verändern, selbst während diese Spezies noch lebt. Sie müßte nicht auf die Evolution warten.«

Jane hob erneut die Hand. Sie mußte Ela Wang-mus Gesicht zeigen und sie auch ihre Worte hören lassen.

»Nossa Senhora«, flüsterte Ela. »Auf dieser Welt *ist* die Descolada Gaia. Natürlich. Das würde alles erklären, oder? So wenig Spezies, weil die

Descolada nur die Spezies duldet, die sie gezähmt hat. Sie hat eine gesamte planetare Gaialogie in fast etwas so Einfaches wie die Gänseblümchenwelt verwandelt.«

Wang-mu kam es fast komisch vor, eine hochqualifizierte Wissenschaftlerin wie Ela von der Gänseblümchenwelt sprechen zu hören, als sei sie nur eine junge Studentin, ein halb ausgebildetes Kind wie Wang-mu.

Neben Ela erschien das Gesicht eines älteren Weißen mit ergrauendem Haar und einem sehr ruhigen, friedlichen Ausdruck. »Doch ein Teil von Wang-mus Frage ist noch nicht beantwortet«, sagte der Mann. »Wieso konnte sich die Descolada jemals entwickeln? Wie konnte es jemals Proto-Descolada-Viren geben? Wieso bekam eine so beschränkte Gaialogie den Überlebensvorzug vor dem langsamen Evolutionsmodell, das jede andere Welt mit Leben darauf hat?«

»Diese Frage habe ich nicht gestellt«, sagte Wang-mu. »Qing-jao stellte den ersten Teil davon, aber der Rest ist *seine* Frage.«

»Still«, sagte Jane. »Qing-jao hat die Frage überhaupt nicht gestellt. Sie hat sie als Grund benutzt, die Lusitania-Dokumente nicht zu untersuchen. Lediglich du hast die Frage gestellt, und nur, weil Andrew Wiggin deine eigene Frage besser versteht als du selbst, bedeutet das nicht, daß es nicht deine Frage ist.«

Das also war Andrew Wiggin, der Sprecher für die Toten. Er sah überhaupt nicht alt und weise aus, gar nicht so wie Meister Han. Statt dessen wirkte dieser Wiggin töricht überrascht mit seinen großen, runden Augen, und sein Gesicht veränderte sich mit jeder neuen Stimmung, als habe er keine Kontrolle darüber. Doch er vermittelte tatsächlich einen sehr friedlichen Ausdruck. Vielleicht hatte er etwas von Buddha in sich. Buddha hatte schließlich seinen eigenen Weg gefunden. Vielleicht hatte auch dieser Andrew Wiggin zum Weg gefunden, obwohl er gar kein Chinese war.

Wiggin stellte noch immer die Fragen, die er für Wang-mus Fragen hielt. »Die Chancen gegen ein natürliches Auftreten solcher Viren sind… unglaublich. Lange, bevor sich ein Virus entwickeln kann, der die Spezies miteinander verbindet und eine ganze Gaialogie beherrscht, hätten die Proto-Descoladas schon alles Leben vernichten müssen. Es blieb keine

Zeit für eine Evolution – der Virus ist einfach zu destruktiv. Er hätte jedes Leben in seiner frühesten Form getötet und wäre dann selbst ausgestorben, weil er keine Organismen mehr ausplündern konnte.«

»Vielleicht hat er sie erst später ausgeplündert«, sagte Ela. »Vielleicht entwickelte er sich in Symbiose mit einer anderen Spezies, die von seiner Fähigkeit profitierte, alle Individuen innerhalb von ein paar Tagen oder Wochen zu verwandeln. Vielleicht hat sich der Virus erst später auf andere Spezies ausgedehnt.«

»Vielleicht«, sagte Andrew.

Ein Gedanke kam Wang-mu in den Sinn. »Die Descolada ist wie ein Gott«, sagte sie. »Sie kommt und verändert alle, ob sie es wollen oder nicht.«

»Bis auf die Tatsache, daß die Götter den Anstand haben, wieder zu gehen«, sagte Wiggin.

Er antwortete so schnell, daß Wang-mu begriff, daß Jane nun alles, was getan oder gesagt wurde, augenblicklich über die Milliarden Kilometer Leerraum zwischen ihnen übertrug. Nach dem, was Wang-mu über Verkürzergebühren gelernt hatte, war dies eigentlich nur dem Militär möglich; eine Firma, die eine Echtzeit-Verkürzer-Verbindung herstellen wollte, mußte dafür so viel Geld bezahlen, daß man dafür auf einem armen Planeten jedem armen Menschen eine Unterkunft zur Verfügung stellen konnte. Ich bekomme das wegen Jane umsonst. Ich sehe ihre Gesichter, und sie sehen meines in dem Augenblick, in dem sie sprechen.

»Haben sie diesen Anstand?« fragte Ela. »Ich dachte, das ganze Problem auf Weg bestünde darin, daß die Götter *nicht* gehen und sie in Ruhe lassen.«

Wang-mu antwortete voller Verbitterung. »Die Götter sind in jeder *Hinsicht* wie die Descolada. Sie vernichten alles, was ihnen nicht gefällt, und die Menschen, die sie mögen, verwandeln sie in etwas, das sie nie waren. Qing-jao war früher ein gutes, kluges und lustiges Mädchen, und nun ist sie verächtlich und wütend und grausam, und alles nur wegen der Götter.«

»Alles nur wegen der genetischen Veränderung durch den Kongreß«, sagte Wiggin. »Eine absichtliche Veränderung, herbeigeführt von Leuten, die euch in ihren Plan pressen wollten.«

»Ja«, sagte Ela. »Genau wie die Descolada.«

»Was meinst du?« fragte Wiggin.

»Eine absichtliche Veränderung, die hier von Leuten herbeigeführt wurde, die Lusitania in ihren Plan pressen wollten.«

»Welche Leute?« fragte Wang-mu. »Wer würde so etwas Schreckliches tun?«

»Ich grüble seit Jahren darüber nach«, sagte Ela. »Es hat mich schon immer gestört, daß es auf Lusitania nur so wenig Lebensformen gibt – du erinnerst dich, Andrew, auch aus diesem Grund haben wir überhaupt erst herausgefunden, daß die Descolada in die Paarung der Spezies verwickelt ist. Wir wußten, daß es hier eine katastrophale Veränderung gegeben hatte, die all diese Spezies auslöscht und die wenigen Überlebenden umgebildet hat. Die Descolada hatte für die meisten Lebensformen auf Lusitania verheerendere Folgen als die Kollision mit einem Asteroiden. Aber weil wir die Descolada hier gefunden haben, gingen wir immer davon aus, daß sie sich auch hier entwickelt hat. Ich wußte, es ergab keinen Sinn – genau, wie Qing-jao es gesagt hat –, aber da es offensichtlich passiert war, spielte es keine Rolle, ob es Sinn ergab oder nicht. Aber was, wenn es *nicht* passiert ist? Was, wenn die Descolada von den Göttern kam? Nicht von echten Göttern, sondern von einer vernunftbegabten Spezies, die diesen Virus künstlich entwickelt hat?«

»Das wäre ungeheuerlich«, sagte Wiggin. »So ein Gift zu schaffen und es auf andere Welten zu bringen, ohne sich darum zu kümmern, was man damit umbringt…«

»Kein Gift«, sagte Ela. »Könnte die Descolada nicht ein Mittel zur Terraformung anderer Welten sein, wenn sie wirklich ein ganzes planetarisches System regulieren kann? Wir haben nie versucht, eine Welt zu terraformen – wir Menschen und vor uns die Krabbler besiedelten nur Welten, die von deren einheimischen Lebensformen in einen Zustand gebracht wurden, der dem der Erde ähnelt. Eine sauerstoffreiche Atmosphäre, die das Kohlendioxyd schnell genug heraussaugt, um erträgliche Temperaturen zu halten, wenn der Stern heller brennt. Was wäre, wenn

es irgendwo eine Spezies gibt, die sich entschlossen hat, den Descolada-Virus vorauszuschicken – vielleicht Tausende von Jahren voraus –, um Planeten zur Kolonisierung vorzubereiten, sie genau auf die Zustände hin zu verändern, die diese Spezies braucht? Und wenn sie dann eintrifft, um sich dort häuslich niederzulassen, hat sie vielleicht den Gegenvirus dabei, der die Descolada ausschaltet, damit sie eine echte Gaialogie etablieren kann.«

»Oder vielleicht hat diese Spezies den Virus so gestaltet, daß er keine schädlichen Auswirkungen auf sie selbst und die Tiere hat, die sie zum Leben brauchen«, sagte Wiggin. »Vielleicht vernichtet sie auf jeder Welt alles überflüssige Leben.«

»Es würde jedenfalls alles erklären. Die Probleme, mit denen ich zu tun habe, die unmöglich unnatürliche Anordnung der Moleküle in der Descolada, der ich keinen Sinn entnehmen kann – der Virus kann nur weiterexistieren, weil er unaufhörlich diese inneren Widersprüche aufrechterhält. Aber ich konnte mir nie vorstellen, wie sich solch ein in sich widersprüchliches Molekül überhaupt entwickeln konnte. All diese Fragen wären beantwortet, wenn ich wüßte, daß jemand das Molekül entworfen und *gemacht* hat. Qing-jao hat beklagt, die Descolada habe sich nicht entwickeln können, Lusitanias Gaialogie könne in der Natur nicht existieren. Nun ja, sie existiert tatsächlich nicht in der Natur. Es ist ein künstlicher Virus und eine künstliche Gaialogie.«

»Und das kann Ihnen wirklich helfen?« fragte Wang-mu.

Ihre Gesichter zeigten, daß die anderen in ihrer Aufregung vergessen hatten, daß sie noch an dem Gespräch beteiligt war.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte Ela. »Aber es ist eine neue Sichtweise. Zum einen kann ich nun von der Voraussetzung ausgehen, daß *alles* im Virus einen Sinn und Zweck hat. In der Descolada gibt es kein Durcheinander ein- und ausgeschalteter Gene wie in der Natur… nun, das wird mir helfen. Und da ich weiß, daß der Virus *entworfen* wurde, kann ich hoffen, daß ich ihn zerstören kann. Oder umwandeln.«

»Überstürze nichts«, sagte Wiggin. »Das ist nur eine Hypothese.«

»Sie klingt wahr«, sagte Ela. »Sie vermittelt das Gefühl der Wahrheit. Sie erklärt so *viel*.«

»Ich empfinde es auch so«, sagte Wiggin. »Aber wir müssen es mit den Leuten besprechen, die am meisten davon betroffen sind.«

»Wo ist Pflanzer?« fragte Ela. »Wir können es mit Pflanzer besprechen.«

»Und Mensch und Wühler«, sagte Wiggin. »Wir müssen mit den Vaterbäumen darüber sprechen.«

»Das wird sie wie ein Wirbelsturm treffen«, sagte Ela. Dann schien sie die Bedeutung ihrer Worte zu begreifen. »Es wird sie wirklich *verletzen.* Die Erkenntnis, daß ihre ganze Welt ein Terraforming-Projekt ist…«

»Nicht nur ihre Welt«, sagte Wiggin. *»Sie selbst.* Das dritte Leben. Die Descolada gab ihnen alles, was sie sind, und die fundamentalsten Grundlagen ihres Lebens. Vergeßt nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach entwikkelten sie sich als säugetierähnliche Wesen, die sich direkt miteinander paarten, Mann mit Frau. Die kleinen Mütter saugten das Leben aus den männlichen Geschlechtsorganen, ein halbes Dutzend gleichzeitig. Das *waren* sie. Dann verwandelte die Descolada sie und sterilisierte die Männer, bis sie schließlich starben und sich in *Bäume* verwandelten.«

»Ihre Natur…«

»Wir Menschen wurden nur sehr schwer damit fertig, als wir zum ersten Mal begriffen, wie sehr *unser* Verhalten von evolutionären Notwendigkeiten geprägt ist«, sagte Wiggin. »Es gibt noch immer unzählige Menschen, die nicht daran glauben wollen. Selbst wenn es sich als absolut wahr erweisen sollte, werden die Pequeninos diese Vorstellung wohl kaum so schnell akzeptieren, wie sie das Wunder der Sternenflugs geschluckt haben. Es ist eine Sache, Geschöpfe von einer anderen Welt zu sehen, aber eine ganz andere, herauszufinden, daß weder Gott noch die Evolution dich geschaffen hat – sondern irgendein Wissenschaftler einer anderen Spezies.«

»Aber wenn es wahr ist…«

»Wer weiß schon, ob es wirklich so ist? Diese Vorstellung ist uns nur *nützlich.* Und für die Pequeninos könnte sie so verheerend sein, daß sie sich einfach weigern, daran zu glauben.«

»Einige werden Sie hassen, weil Sie es ihnen gesagt haben«, warf Wangmu ein. »Aber andere werden Ihnen dankbar sein.«

Sie sahen sie wieder an – oder zumindest zeigte Janes Computersimulation, daß sie sie ansahen. »Du mußt wissen, wie es ist, nicht wahr?« sagte Wiggin. »Du und Han Fei-tzu, ihr habt gerade herausgefunden, daß *euer* Volk künstlich verändert wurde.«

»Und in Ketten gelegt«, sagte Wang-mu. »Für mich und Meister Han. bedeutete diese Erkenntnis die Freiheit. Für Qing-jao…«

»Es könnte viele Qing-jaos unter den Pequeninos geben«, sagte Ela. »Aber Pflanzer und Mensch und Wurzler werden nicht dazugehören, oder? Sie sind sehr klug.«

»Das ist Qing-jao auch!« sagte Wang-mu. Sie sprach hitziger, als sie es eigentlich wollte. Doch die Treue einer geheimen Magd stirbt nur langsam.

»Wir wollten nicht sagen, daß sie nicht klug ist«, entgegnete Ender. »Aber in *dieser* Sache verhält sie sich bestimmt nicht klug, oder?«

»In dieser Sache nicht«, sagte Wang-mu.

»Das haben wir gemeint. Niemand findet gern heraus, daß die Geschichte über seine eigene Identität, an die er immer geglaubt hat, falsch ist. Viele Pequeninos glauben, daß Gott sie zu etwas Besonderem gemacht hat, genau, wie es bei euren Gottberührten der Fall ist.«

»Und wir sind nichts Besonderes, keiner von uns!« rief Wang-mu. »Wir sind so gewöhnlich wie Dreck! Es gibt keine Gottberührten. Es gibt keine Götter. Wir sind ihnen völlig gleichgültig.«

»Wenn es keine Götter gibt«, korrigierte Ela sie nachsichtig, »könnt ihr ihnen kaum gleichgültig oder nicht gleichgültig sein.«

»Wir sind nur wegen ihrer selbstsüchtigen Pläne entstanden!« rief Wang-mu. »Wer immer die Descolada geschaffen hat – die Pequeninos sind nur Teil ihres Plans. Und die Gottberührten sind Teil der Pläne des Kongresses.«

»Als einer, dessen Geburt von der Regierurig befohlen wurde«, sagte Wiggin, »habe ich Verständnis für deine Sichtweise. Aber deine Reaktion ist zu übereilt. Schließlich *wollten* mich meine Eltern auch. Und vom Augenblick meiner Geburt an hatte mein Leben einen Sinn. Nur weil das Volk deiner Welt glaubte, seine unbewußt-zwanghaften Verhaltensmuster seien Mitteilungen der Götter, heißt das noch lange nicht, daß es

keine Götter gibt. Daß dein früheres Verständnis vom Sinn deines Lebens im Gegensatz zu deinen derzeitigen Kenntnissen steht, heißt noch lange nicht, daß dein Leben keinen Sinn hat.«

»Oh, ich weiß, daß es einen Sinn hat«, sagte Wang-mu. »Der Kongreß wollte Sklaven! Deshalb hat er Qing-jao geschaffen – damit sie ihre Sklavin ist. Und sie will ihre Sklaverei freiwillig fortsetzen!«

»Das war die Absicht des Kongresses«, sagte Wiggin. »Doch Qing-jao hatte auch eine Mutter und einen Vater, die sie liebten. Und ich auch. Das Leben kann vielerlei Sinn haben, und es gibt viele verschiedene Gründe für etwas. Und weil sich ein Grund, an den du geglaubt hast, als falsch erwiesen hat, darfst du nicht glauben, du könntest keinen anderen Gründen mehr vertrauen.«

»Oh, wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte Wang-mu. Sie schämte sich nun ihres Ausbruchs.

»Verbeuge dich nicht vor mir«, sagte Wiggin. »Oder hast *du* das gemacht, Jane?«

Jane mußte ihm geantwortet haben, ohne daß Wang-mu es hören konnte.

»Mir egal, was sie für Bräuche haben«, sagte Wiggin. »Der einzige Grund für so eine Verbeugung ist, eine Person vor einer anderen zu erniedrigen, und ich werde nicht dulden, daß sie das bei mir macht. Sie hat nichts getan, dessen sie sich schämen müßte. Sie hat uns eine Sichtweise der Descolada aufgetan, die vielleicht zur Rettung einer Reihe von Spezies fuhren wird.«

Wang-mu vernahm seinen Tonfall. Er glaubte daran. Er ehrte sie mit seinen Worten.

»Nicht ich«, protestierte sie. »Qing-jao. Es waren ihre Fragen.«

»Qing-jao«, sagte Ela. »Sie hat dich ja völlig für sie eingenommen, genau wie der Kongreß Qing-jao für sich eingenommen hat.«

»Sie dürfen sich nicht so verächtlich äußern, denn Sie kennen sie ja gar nicht«, sagte Wang-mu. »Aber sie ist brillant und gut, und ich kann nie wie sie sein.«

»Schon wieder die Götter«, sagte Wiggin.

»Immer die Götter«, sagte Ela.

»Was meinen Sie?« fragte Wang-mu. »Qing-jao behauptet nicht, eine Göttin zu sein, und ich sage das auch nicht von ihr.«

»Doch, das tust du«, sagte Ela. »›Qing-jao ist weise und gut‹, hast du gesagt.«

»Brillant und gut«, berichtigte Wiggin sie.

»›Und ich kann nie wie sie sein‹«, fuhr Ela fort.

»Ich will dir etwas über Götter erzählen«, sagte Wiggin. »Ganz gleich, wie klug oder stark du bist, es gibt immer jemanden, der klüger oder stärker ist, und wenn du jemandem begegnest, der klüger und stärker als alle anderen ist, denkst du: Das ist ein Gott. Das ist Perfektion. Aber ich kann dir versprechen, daß es irgendwo jemanden gibt, der deinen Gott wie eine Made aussehen läßt. Und jemanden, der in irgendeiner Hinsicht klüger oder besser oder beides ist. Also will ich dir sagen, was ich von Göttern halte. Ich glaube, ein *echter* Gott wird nicht so verängstigt oder wütend sein, daß er versucht, andere Menschen zu unterdrücken. Es hätte ein göttliches, ein großzügiges Geschenk vom Kongreß sein können, andere Menschen genetisch zu verändern, um sie klüger oder kreativer zu machen. Aber der Kongreß bekam es mit der Angst zu tun, und so hat er die Menschen von Weg gefesselt. Er wollte die Kontrolle über sie behalten. Ein echter Gott muß sich nicht um so etwas wie Kontrolle kümmern. Ein echter Gott hat bereits alles unter Kontrolle, was er unter Kontrolle haben muß. Echte Götter würden dich lehren wollen, genauso zu sein wie sie.«

»Qing-jao wollte mich unterrichten«, sagte Wang-mu.

»Aber nur, solange du gehorcht und getan hast, was sie wollte«, sagte Jane.

»Ich bin unwürdig«, entgegnete Wang-mu. »Ich bin zu dumm, um zu lernen, so klug wie sie zu sein.«

»Und doch wußtest du, daß ich die Wahrheit gesprochen habe«, sagte Jane, »als Qing-jao nur Lügen sehen konnte.«

»Bist *du* eine Göttin?« fragte Wang-mu.

»Was die Gottberührten und die Pequeninos erst jetzt über sich erfahren werden, habe ich schon immer gewußt. Ich wurde erschaffen.«

»Unsinn«, sagte Wiggin. »Jane, du hast immer geglaubt, du wärest aus Zeus' Kopf entsprungen.«

»Danke, ich bin nicht Minerva«, sagte Jane.

»Soweit wir wissen, bist du einfach zufällig entstanden«, sagte Wiggin. »Niemand hat dich geplant.«

»Wie tröstlich«, sagte Jane. »Während ihr also all eure Schöpfer nennen könnt – oder zumindest eure Eltern oder eine väterliche Regierungsabteilung –, bin ich der einzig echte Betriebsunfall im Universum.«

»Du kannst nicht beides haben«, sagte Wiggin. »Entweder hat jemand dich geschaffen, weil er dich sinnvoll einsetzen wollte, oder du bist zufällig entstanden. Und das ist nun mal ein Zufall – etwas, das einfach geschieht, ohne daß jemand es beabsichtigt hat. Willst du also beide Möglichkeiten verabscheuen? Sobald die Menschen von Weg herausgefunden haben, was der Kongreß ihnen angetan hat, werden sie ihn wie verrückt verabscheuen. Wirst du diesen Abscheu empfinden, weil dir *niemand* etwas angetan hat?«

»Wenn ich will, schon«, sagte Jane, aber mit einem spöttischen Anflug kindlichen Trotzes.

»Ich will dir sagen, was ich glaube«, fuhr Wiggin fort. »Ich glaube, du wirst erst erwachsen, sobald du aufhörst, dir Sorgen über den Sinn des Lebens anderer Leute zu machen und einen Sinn findest, den du für dich akzeptieren kannst.«

Ender und Ela erklärten zuerst Valentine alles, wahrscheinlich, weil sie zufällig in diesem Augenblick auf der Suche nach Ender ins Labor kam, mit dem sie etwas völlig anderes besprechen wollte. Es kam ihr genauso wahr vor wie Ela und Ender. Und genau wie sie begriff auch Valentine, daß sie die Hypothese der Descolada als Regulator der Gaialogie Lusitanias nicht klären konnten, bis sie mit den Pequeninos darüber gesprochen und deren Antwort gehört hatten.

Ender schlug vor, sie sollten es zuerst mit Pflanzer versuchen, bevor sie es Mensch oder Wühler erklärten. Ela und Valentine stimmten ihm zu. Weder Ela noch Ender, der seit Jahren mit den Vaterbäumen sprach, kannten sich so weit mit ihrer Sprache aus, daß sie leichtfertige Erklä-

rungen abgegeben hatten. Wichtiger war jedoch die unausgesprochene Tatsache, daß sie den säugetierähnlichen Brüdern näher standen, als es bei einem Baum jemals der Fall sein konnte. Wie konnten sie, wenn sie einen Baum betrachteten, schließen, was er dachte oder wie er auf ihre Ausführungen reagierte? Nein, wenn sie einem Pequenino etwas sagen mußten, dann zuerst einem Bruder und nicht einem Vaterbaum.

Doch nachdem sie Pflanzer in Elas Büro bestellt, die Tür geschlossen und mit ihrer Erklärung angefangen hatten, begriff Ender, daß ein Gespräch mit einem Bruder kaum leichter war. Selbst nach dreißig Jahren des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit mit ihnen konnte Ender nur die gröbste und offensichtlichste Körpersprache der Pequeninos deuten. Pflanzer hörte anscheinend kaum betroffen zu, während Ender ihm erklärte, was während des Gesprächs mit Jane und Wang-mu ans Licht gekommen war. Er war nicht wie vor den Kopf geschlagen. Er schien eher rastlos wie ein kleiner Junge auf seinem Stuhl zu sitzen, verlagerte ständig sein Gewicht, wandte den Blick von ihnen ab und sah ins Leere, als seien ihre Enthüllungen unsagbar langweilig. Ender wußte natürlich, daß Augenkontakt für die Pequeninos nicht dasselbe bedeutete wie für Menschen; weder suchten noch vermieden sie ihn. Solange man zuhörte, war es ihnen fast völlig gleichgültig, wohin man sah. Doch normalerweise versuchten sich die Pequeninos, die eng mit Menschen zusammenarbeiteten, so zu benehmen, daß die Menschen den Eindruck hatten, sie schenkten ihnen Beachtung. Pflanzer war gut darin, doch im Augenblick versuchte er es erst gar nicht.

Erst als sie alles erklärt hatten, begriff Ender, wieviel Selbstbeherrschung Pflanzer gezeigt hatte, um überhaupt auf dem Stuhl sitzen zu bleiben, bis sie fertig waren. In dem Augenblick, in dem sie ihm sagten, das sei alles gewesen, sprang er hinab und lief – nein, *tobte* – durch den Raum, berührte alles. Er schlug nicht danach, stieß nichts um, wie ein Mensch es vielleicht getan hätte; statt dessen streichelte er alles, was er berührte, ertastete die Gegenstände. Ender stand da und wartete, daß Pflanzer zu ihm kam, hoffte, ihm etwas Trost bieten zu können, denn er wußte genug vom Verhalten der Pequeninos, um zu begreifen, daß solch ein ungewöhnliches Benehmen nur bedeuten konnte, daß Pflanzer unter höchstem Druck stand.

Pflanzer lief, bis er völlig erschöpft war, machte aber immer noch weiter, torkelte wie betrunken durch den Raum, bis er schließlich gegen Ender prallte, die Arme um ihn warf und sich an ihm festhielt. Einen Augenblick lang wollte Ender ihn ebenfalls umarmen, doch dann erinnerte er sich, daß Pflanzer kein Mensch war. Pflanzer rechnete gar nicht damit, daß Ender die Umarmung erwiderte; er klammerte sich an ihn, wie er sich an einen Baum klammern würde. Er suchte den Trost eines Stammes. Einen sicheren Platz, wo er sich festhalten konnte, bis die Gefahr vorbei war. Ender würde ihm weniger und nicht mehr Trost schenken, wenn er wie ein Mensch reagierte und die Umarmung erwiderte. Er mußte reagieren wie ein Baum. Also hielt er still und wartete. Wartete und hielt still. Bis wenigstens das Zittern aufhörte.

Als sich Pflanzer von ihm löste, waren sie beide in Schweiß gebadet. Meiner Baumähnlichkeit sind wohl Grenzen gesetzt, dachte Ender. Oder geben Mutterbäume und Vaterbäume Feuchtigkeit an die Brüder ab, die sich an sie klammern?

»Das ist sehr überraschend«, flüsterte Pflanzer.

Die Worte waren im Vergleich zu der Szene, die sich gerade abgespielt hatte, so absurd sanft, daß Ender unwillkürlich laut auflachen mußte. »Ja«, sagte er. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Für sie ist es nicht komisch«, sagte Ela.

»Das weiß er«, sagte Valentine.

»Dann darf er nicht lachen«, sagte sie. »Du darfst nicht lachen, wenn Pflanzer solchen *Schmerz* empfindet.« Und sie brach in Tränen aus.

Valentine legte eine Hand auf ihre Schulter. »Er lacht, du weinst«, sagte sie. »Pflanzer läuft herum und klettert auf Bäume. Was für seltsame Tiere wir doch alle sind.«

»Alles kommt von der Descolada«, sagte Pflanzer. »Das dritte Leben, der Mutterbaum, die Vaterbäume. Vielleicht sogar unser Geist. Vielleicht waren wir nur Baumratten, als die Descolada kam und falsche Ramänner aus uns machte.«

»Echte Ramänner«, sagte Valentine.

»Wir wissen nicht, ob es stimmt«, sagte Ela. »Es ist nur eine Hypothese.«

»Es ist sehr, sehr wahr«, sagte Pflanzer. »Wahrer als wahr.«

»Woher willst du das wissen?«

»Alles paßt zusammen. Planetare Regulation – darüber weiß ich Bescheid. Ich habe Gaialogie studiert, und die ganze Zeit über dachte ich, wie kann diese Lehrerin uns diese falschen Dinge erzählen, wenn sich doch jeder Pequenino umsehen und erkennen kann, daß sie falsch sind? Aber wenn wir wissen, daß uns die Descolada verändert, daß sie dafür sorgt, daß *wir* das planetare System regulieren…«

»Wie kann die Descolada dafür sorgen, daß *ihr* den Planeten reguliert?« fragte Ela.

»Ihr kennt uns nicht lange genug«, sagte Pflanzer. »Wir haben euch nicht alles gesagt, weil wir dachten, ihr würdet uns für dumm halten. Jetzt wißt ihr, daß wir nicht dumm sind, sondern nur tun, was ein Virus uns sagt. Wir sind keine Dummköpfe, sondern Sklaven.«

Pflanzers Geständnis, daß die Pequeninos noch immer einiges auf sich nahmen, um die Menschen zu beeindrucken, verblüffte Ender. »Wieso hat *euer* Verhalten etwas mit der Regulierung des Planeten zu tun?«

»Bäume«, sagte Pflanzer. »Wie viele Wälder gibt es auf der ganzen Welt? Sie schwitzen ständig. Verwandeln Kohlendioxyd in Sauerstoff. Kohlendioxyd ist ein Treibhausgas. Wenn mehr davon in der Atmosphäre ist, wird die Welt wärmer. Was müssen wir also tun, um die Welt kälter zu machen?«

»Mehr Wälder pflanzen«, sagte Ela. »Mehr CO_2 verbrauchen, damit mehr Wärme in den Raum entweichen kann.«

»Ja«, sagte Pflanzer. »Aber bedenke, wie wir unsere Bäume pflanzen.«

Die Bäume wachsen aus den Leichen der Toten, dachte Ender. »Krieg«, sagte er.

»Es gibt Zwistigkeiten zwischen den Stämmen, und manchmal führen sie kleine Kriege«, sagte Pflanzer. »Das ist im planetaren Maßstab gar nichts. Aber große Kriege, die die ganze Welt überziehen – Millionen und Abermillionen Brüder sterben in diesen Kriegen, und alle werden Bäume. Innerhalb von ein paar Monaten könnten sich die Wälder der Welt in Zahl und Größe verdoppeln. Das würde einen Unterschied machen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Ela.

»Und wäre viel wirksamer als alles, was durch natürliche Evolution geschehen könnten«, sagte Ender.

»Und dann hören die Kriege auf«, sagte Pflanzer. »Wir glauben immer, es gibt große Ursachen für diese Kriege, daß sie Kämpfe zwischen Gut und Böse sind. Und jetzt waren sie die ganze Zeit über nichts als planetare Regulation.«

»Nein«, sagte Valentine. »Das Bedürfnis zu kämpfen, der Zorn, *das* könnte von der Descolada kommen, aber es heißt nicht, daß die Gründe, weshalb ihr kämpft…«

»Der Grund, weshalb wir kämpfen, ist die planetare Regulation«, sagte Pflanzer. »Alles paßt zusammen. Was glaubt ihr, wie wir helfen, den Planeten zu erwärmen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ela. »Selbst Bäume sterben schließlich an Altersschwäche.«

»Du weißt es nicht, weil ihr während einer Warmzeit gekommen seid, nicht während einer Kaltzeit. Doch wenn der Winter schlimm wird, bauen wir Häuser. Die Bruderbäume geben sich uns, damit wir Häuser bauen können. Wir alle, nicht nur die, die an kalten Orten leben. Wir alle bauen Häuser, und die Wälder werden um die Hälfte, um drei Viertel reduziert. Wir dachten, das sei ein großes Opfer, das die Bruderbäume dem Stamm zuliebe machen, doch jetzt begreife ich, daß es die Descolada ist, die mehr Kohlendioxyd in der Atmosphäre haben will, um den Planeten zu erwärmen.«

»Es ist *trotzdem* ein großes Opfer«, sagte Ender.

»All unsere großen Heldenlieder«, sagte Pflanzer. »All unsere Helden. Nur Brüder, die nach dem Willen der Descolada handeln.«

»Na und?« fragte Valentine.

»Wie kannst du das sagen? Ich erfahre, daß unser Leben nichts ist, daß wir nur Werkzeuge sind, die ein Virus benutzt, um das globale Ökosystem zu regulieren, und du sagst ›Na und‹?«

»Ja«, erwiderte Valentine. »Wir Menschen sind nicht anders. Bei uns mag es kein Virus sein, aber wir verbringen die meiste Zeit damit, unserer genetischen Programmierung zu folgen. Nimm die Unterschiede zwi-

schen Männern und Frauen. Männer neigen von Natur aus zu einer breit gefächerten Reproduktionsstrategie. Da Männer einen fast unbegrenzten Vorrat an Spermien haben und es sie nichts kostet, ihren Samen zu verteilen…«

»Nicht *nichts*«, sagte Ender.

»… zu verteilen«, fuhr Valentine fort, »besteht ihre vernünftigste Reproduktionsstrategie darin, ihn in jeder verfügbaren Frau zu deponieren – und besondere Anstrengungen zu unternehmen, ihn in den gesundesten Frauen zu deponieren, bei denen es am wahrscheinlichsten ist, daß ihr Nachwuchs ein reproduktionsfähiges Alter erreicht. Rein von der Fortpflanzung her gesehen, täte ein Mann am besten daran, so weit wie möglich herumzuziehen und zu kopulieren.«

»Herumgezogen bin ich«, sagte Ender. »Irgendwie muß ich das Kopulieren verpaßt haben.«

»Ich spreche von allgemein gültigen Trends«, sagte Valentine. »Es gibt immer seltsame Individuen, die die Normen nicht befolgen. Die weibliche Strategie ist genau umgekehrt, Pflanzer. Anstelle von Abermillionen Spermien haben sie nur ein Ei im Monat, und jedes Kind stellt eine gewaltige Investition dar. Also brauchen Frauen Stabilität. Sie müssen sicher sein, immer genug Nahrung zu bekommen. Einen Großteil der Zeit über sind wir relativ hilflos und unfähig, Nahrung zu sammeln oder zu suchen. Wir Frauen ziehen also nicht herum, sondern bleiben an Ort und Stelle und gründen eine Familie. Wenn wir das nicht können, besteht unsere nächstbeste Strategie daraus, uns mit dem stärksten und gesundesten zur Verfügung stehenden Mann zu paaren. Aber am besten ist es, einen starken, gesunden Mann zu haben, der bei uns bleibt und für uns sorgt, anstatt herumzuziehen und frei zu kopulieren.

Männer werden also zweierlei Druck ausgesetzt. Der eine besteht darin, ihren Samen zu verbreiten, der andere, anziehend auf Frauen zu wirken, indem sie stabile Versorger sind – indem sie also das Bedürfnis unterdrücken, herumzuziehen und sich gewaltsam fortzupflanzen. Genauso sind die Frauen zweierlei Druck ausgesetzt. Der eine besteht darin, den Samen des stärksten, lebenstüchtigsten Mannes zu bekommen, damit ihre Kinder gute Gene bekommen; daher wirken die starken, gewalttätigen Männer attraktiv auf sie. Der andere besteht darin, den Schutz des

ausgeglichensten, gewaltlosesten Mannes zu bekommen, damit er ihre Kinder beschützt und für sie sorgt und so viele wie möglich von ihnen ein fortpflanzungsfähiges Alter erreichen.

Unsere gesamte Geschichte, alles, was ich auf meinen Wanderungen als reisende Historikerin gefunden habe, bevor ich mich von meinem Bruder löste und eine Familie gründete – all das kann man dahingehend interpretieren, daß die Menschen blindlings diese genetischen Strategien befolgen. Wir werden in diese beiden Richtungen gezerrt.

Unsere großen Zivilisationen sind nichts weiter als Sozialmaschinerien, die den idealen Familienhintergrund schaffen sollen, in der eine Frau auf die Stabilität zählen kann; unser Rechts- und Moralkodex ist der Versuch, die Gewalttätigkeit abzuschaffen, dauernden Besitz zu fördern und Verträge durchzusetzen, und repräsentiert damit die primäre weibliche Strategie, die Zähmung des Mannes.

Und die Stämme wandernder Barbaren außerhalb der Reichweite der Zivilisation verfolgen hauptsächlich die männliche Strategie. Verbreitet den Samen. Innerhalb des Stammes nimmt der stärkste, dominanteste Mann von den besten Frauen Besitz, entweder durch formelle Polygamie oder durch Kopulationen aus dem Augenblick heraus, denen die anderen Männer nichts entgegenzusetzen haben. Doch diese Männer mit niedrigerem Status werden bei der Stange gehalten, indem die Herrscher sie in den Krieg führen und sie ausgiebig vergewaltigen lassen, nachdem sie einen Sieg errungen haben. Sie vollziehen sexuelle Erwünschtheit, indem sie sich einem Gegner im Kampf stellen, dann alle männlichen Rivalen töten und im Falle eines Sieges mit den verwitweten Frauen kopulieren. Ein schreckliches, monströses Verhalten – aber auch ein wachstumsfähiges Ausführen der genetischen Strategie.«

Ender fühlte sich sehr unbehaglich, als er Valentine so reden hörte. Er wußte, daß soweit alles zutraf, und er hatte alles schon einmal gehört, doch es machte ihn betroffen, daß Pflanzer nun ähnliche Dinge über sein eigenes Volk erfahren mußte. Ender wollte alles abstreiten, wollte sagen: Einige Männer sind von Natur aus zivilisiert. Doch war er in seinem Leben nicht auch den Gesetzen der Dominanz und Kriegsführung gefolgt? War er nicht herumgezogen? In diesem Zusammenhang war seine Entscheidung, auf Lusitania zu bleiben, in Wirklichkeit die Ent-

scheidung, sein männlich-dominantes Rollenmodell aufzugeben, das ihm als junger Soldat in der Kampf schule eingegeben worden war, und ein zivilisierter Mann in einer stabilen Familie zu werden.

Doch selbst dann hatte er eine Frau geheiratet, die kein Interesse daran hatte, weitere Kinder zu bekommen. Eine Frau, die sich in der Ehe letztendlich alles andere als zivilisiert erwiesen hatte. Wenn ich dem männlichen Modell folge, bin ich ein Versager. Kein Kind gibt meine Gene weiter. Keine Frau akzeptiert meine Herrschaft. Ich bin eindeutig atypisch.

Doch da ich mich nicht reproduziert habe, werden meine atypischen Gene mit mir sterben, und daher sind die männlichen und weiblichen Sozialmodelle sicher vor einer Person wie mir, die zwischen allen Stühlen steht.

Noch während Ender für sich Valentines Interpretation der Menschheitsgeschichte abschätzte, brachte Pflanzer seine Erwiderung zum Ausdruck, indem er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte, eine Geste, die von Verachtung kündete. »Soll ich mich besser fühlen, weil auch die Menschen Werkzeuge eines genetischen Moleküls sind?«

»Nein«, sagte Ender. »Du sollst nur begreifen, daß nicht das gesamte Verhalten der Pequeninos bedeutungslos ist, nur weil ein Großteil dieses Verhaltens als Reaktion auf die Bedürfnisse einiger genetischer Moleküle erklärt werden kann.«

»Die Menschheitsgeschichte *kann* als Kampf zwischen den Bedürfnissen der Frauen und denen der Männer erklärt werden«, sagte Valentine, »doch ich bin der Meinung, daß es trotzdem Helden und Ungeheuer, große Ereignisse und edle Taten gibt.«

»Wenn ein Bruderbaum sein Holz gibt«, sagte Pflanzer, »sollte es eigentlich bedeuten, daß er sich für den Stamm opfert. Und nicht für einen Virus.«

»Wenn du über den Stamm hinaus zum Virus schauen kannst, dann schau über den Virus hinaus zur Welt«, sagte Ender. »Die Descolada hält diesen Planeten bewohnbar. Also opfert sich der Bruderbaum, um die ganze Welt zu retten.«

»Sehr klug«, sagte Pflanzer. »Doch du vergißt – um den Planeten zu retten, spielt es keine Rolle, *welcher* Bruderbaum sich opfert, solange es nur eine bestimmte Anzahl tut.«

»Richtig«, sagte Valentine. »Es ist der *Descolada* gleichgültig, welche Bruderbäume ihr Leben geben. Aber für die Bruderbäume spielt es eine Rolle, oder? Und es spielt eine Rolle für die Brüder wie euch, die sich in diese Häuser kuscheln, um nicht zu erfrieren. *Ihr* wißt die edle Geste des Bruderbaums, der für euch gestorben ist, zu schätzen, auch wenn die Descolada keinen Bruderbaum vom anderen unterscheiden kann.«

Pflanzer antwortete nicht. Ender hoffte, das als Anzeichen für gewisse Fortschritte sehen zu können.

»Und in den Kriegen«, sagte Valentine, »ist es der Descolada gleichgültig, wer gewinnt oder verliert, solange genug Brüder sterben und genug Bäume aus den Leichen wachsen. Oder? Aber das ändert nichts daran, daß einige Brüder edel und andere feige oder grausam sind.«

»Pflanzer«, sagte Ender, »die Descolada veranlaßt vielleicht all eure Gefühle – daß ihr zum Beispiel viel schneller in eine mörderische Wut fallt –, so daß sich Zwistigkeiten zu Kriegen entwickeln, anstatt unter den Vaterbäumen beigelegt zu werden. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß einige Wälder einfach zur Selbstverteidigung kämpfen und andere einfach blutdürstig sind. Ihr habt noch immer eure Helden.«

»Ich gebe einen Scheißdreck um Helden«, sagte Ela. »Helden neigen dazu, früh zu sterben, wie mein Bruder Quim. Wo ist er jetzt, da wir ihn brauchen? Ich wünschte, er wäre kein Held gewesen.« Sie schluckte und kämpfte gegen die Trauer an.

Pflanzer nickte – eine Geste, die er gelernt hatte, um mit den Menschen kommunizieren zu können. »Wir leben jetzt in Kriegmachers Welt«, sagte er. »Was ist *er*, wenn nicht ein Vaterbaum, der sich verhält, wie die Descolada es befiehlt? Die Welt wird zu warm. Wir brauchen mehr Bäume. Also ist er mit der Inbrunst erfüllt, die Wälder auszudehnen, Warum? Die Descolada läßt ihn so fühlen. Deshalb hören so viele Brüder und Vaterbäume auf ihn – weil er einen Plan anbietet, ihren Drang zu befriedigen, sich auszubreiten und mehr Bäume zu pflanzen.«

»Weiß die Descolada, daß er all diese neuen Bäume auf anderen Welten pflanzen will?« fragte Valentine. »Das würde nicht viel dazu beitragen, Lusitania abzukühlen.«

»Die Descolada erzeugt den Drang in ihnen«, sagte Pflanzer. »Wie kann ein Virus von Sternenschiffen wissen?«

»Wie kann ein Virus von Mutterbäumen und Vaterbäumen, Brüdern und Gattinnen, Kindern und kleinen Müttern wissen?« sagte Ender. »Das müßte schon ein sehr intelligenter Virus sein.«

»Kriegmacher ist das beste Beispiel für meine Sichtweise«, sagte Valentine. »Sein Name deutet an, daß er im *letzten* großen Krieg eine wichtige und erfolgreiche Rolle gespielt hat. Erneut entsteht der Druck, die Anzahl der Bäume zu erhöhen. Doch Kriegmacher wendet seinen Drang einem neuen Sinn zu, will neue Wälder schaffen, indem er zu den Sternen greift, anstatt sich mit anderen Pequeninos in einen Krieg zu verzetteln.«

»Wir hätten es sowieso getan, ganz gleich, was Kriegmacher gesagt oder getan hat«, erwiderte Pflanzer. »Seht uns an. Kriegmachers Gruppe schickte sich an, sich auszubreiten und auf anderen Welten neue Wälder zu pflanzen. Doch als sie Vater Quim getötet haben, entstand im Rest von uns eine solche Wut, daß wir losziehen und sie bestrafen wollten. Ein großes Gemetzel, und wieder würden neue Bäume wachsen. Wieder hätten wir getan, was die Descolada verlangt. Und nun, da die Menschen unseren Wald abgebrannt haben, wird Kriegmachers Volk doch noch den Sieg davontragen. So oder so, wir *müssen* uns ausbreiten und vermehren. Wir greifen nach jeder Entschuldigung, die wir finden können. Die Descolada wird über uns siegen. Wir sind Werkzeuge, die versuchen, sich irgendwie zu überzeugen, unsere Taten wären unsere eigene Idee.«

Er klang so hoffnungslos. Ender fiel nichts mehr ein, was er oder Valentine nicht schon gesagt hatte, um ihn von seiner Schlußfolgerung abzubringen, das Leben der Pequeninos sei unfrei und bedeutungslos.

Also war es Ela, die als nächste sprach, in einem Tonfall der ruhigen Überlegung, der irgendwie zusammenhanglos wirkte, als habe sie die schreckliche Besorgnis vergessen, die Pflanzer überkommen hatte. »Man kann nicht wissen, auf welcher Seite die Descolada stünde, wenn sie von alledem wüßte«, sagte sie.

»Auf welcher Seite *wovon?*« fragte Valentine.

»Will sie nun eine globale Abkühlung hervorrufen, indem sie hier mehr Wälder pflanzen läßt, oder treibt ihr Instinkt sie zur Ausbreitung, so daß sie sich von den Pequeninos auf andere Welten tragen läßt? Ich meine, was wäre den Virenschöpfern lieber? Den Virus zu verbreiten oder den Planeten zu regulieren?«

»Der Virus will wahrscheinlich beides, und er wird wahrscheinlich auch beides bekommen«, sagte Pflanzer. »Kriegmachers Gruppe wird zweifellos die Kontrolle über die Schiffe bekommen. Doch entweder vorher oder nachher wird es einen Krieg geben, bei dem die Hälfte der Brüder sterben. Nach allem, was wir wissen, veranlaßt die Descolada beides.«

»Nach allem, was wir wissen«, sagte Ender.

»Nach allem, was wir wissen«, sagte Pflanzer, »*sind* wir vielleicht die Descolada.«

Also, dachte Ender, sind sie sich doch dieser Möglichkeit bewußt, trotz unseres Entschlusses, sie den Pequeninos noch nicht beizubringen.

»Hast du mit Quara gesprochen?« fragte Ela.

»Ich spreche jeden Tag mit ihr«, sagte Pflanzer. »Aber was hat *sie* damit zu tun?«

»Sie ist derselben Auffassung. Daß die Intelligenz der Pequeninos vielleicht von der Descolada kommt.«

»Glaubt ihr, nach all euren Gesprächen darüber, die Descolada sei vielleicht intelligent, wäre uns das noch nicht in den Sinn gekommen?« sagte Pflanzer. »Und was werdet ihr tun, wenn es stimmt? Eure gesamte Spezies sterben lassen, damit wir unsere kleinen zweitklassigen Gehirne behalten können?«

Ender protestierte sofort. »Wir haben eure Gehirne nie für…«

»Ach nein?« sagte Pflanzer. »Warum glaubt ihr denn, wir würden diese Möglichkeit erst in Betracht ziehen, wenn ihr Menschen uns mit der Nase darauf stoßt?«

Ender hatte keine gute Antwort. Er mußte sich eingestehen, daß er die Pequeninos in mancher Hinsicht für Kinder hielt, die beschützt werden mußten. Probleme mußte man ihnen verheimlichen. Ihm war nicht in

den Sinn gekommen, daß sie durchaus imstande waren, die schrecklichsten Tatbestände selbst herauszufinden.

»Und wenn unsere Intelligenz von der Descolada kommt, und wenn ihr eine Möglichkeit findet, sie zu vernichten… was wird dann aus uns?« Pflanzer sah sie an, triumphierend in seinem bitteren Sieg. »Baumratten«, sagte er.

»Das ist das zweite Mal, daß du diesen Ausdruck benutzt hast«, sagte Ender. »Was sind Baumratten?«

»Das haben einige der Männer gerufen, die den Mutterbaum getötet haben«, sagte Pflanzer.

»So ein Tier gibt es nicht«, sagte Valentine.

»Ich weiß«, erwiderte Pflanzer. »Grego hat es mir erklärt. ›Baumratte‹ ist ein Ausdruck für Eichhörnchen. Im Gefängnis zeigte er mir auf seinem Computer ein Holo von einem.«

»Du hast *Grego* besucht?« Ela war schlichtweg entsetzt.

»Ich mußte ihn fragen, warum er versucht hat, uns erst zu töten und dann zu retten«, sagte Pflanzer.

»Na also!« rief Valentine triumphierend. »Du mußt doch einsehen, daß das, was Grego und Miro an diesem Abend getan haben… zu verhindern, daß der Mob Wühler und Mensch verbrennt… du mußt doch einsehen, daß sie dabei nicht einfach ihren genetischen Triebfedern gefolgt sind!«

»*Ich* habe niemals gesagt, das menschliche Verhalten sei bedeutungslos«, erwiderte Pflanzer. »*Ihr* habt versucht, mich mit dieser Vorstellung zu trösten. Wir wissen, daß ihr Menschen eure Helden habt. Wir Pequeninos hingegen sind nur Werkzeuge gaialogischer Viren.«

»Nein«, sagte Ender. »Es gibt auch Helden unter den Pequeninos. Wühler und Mensch zum Beispiel.«

»Helden?« sagte Pflanzer. »Sie haben getan, was sie getan haben, um zu bekommen, was sie bekommen haben – ihren Status als Vaterbäume. Vielleicht haben sie auf euch Menschen, die nur einmal sterben, wie Helden gewirkt, doch der Tod, den sie erlitten haben, war in Wirklichkeit eine Geburt. Sie haben sich nicht geopfert.«

»Dann hat sich euer ganzer Wald heldenhaft benommen«, sagte Ela. »Ihr habt euch von den alten Wegen gelöst und einen Vertrag mit uns geschlossen, der von euch verlangte, mit einigen eurer am tiefsten verwurzelten Bräuche zu brechen.«

»Wir wollen das Wissen, die Maschinen und die Macht, die ihr Menschen hattet. Was ist heldenhaft an einem Vertrag, der nur von uns verlangt, daß wir euch nicht mehr töten, und uns dafür einen Sprung von tausend Jahren in unserer technologischen Entwicklung gibt?«

»Du willst einfach keinen positiven Schluß gelten lassen, nicht wahr?« sagte Valentine.

Pflanzer ignorierte sie. »Die einzigen Helden in dieser Geschichte«, fuhr er fort, »waren Pipo und Libo, die Menschen, die so tapfer handelten, obwohl sie wußten, daß sie sterben würden. Sie hatten die Freiheit von ihrer genetischen Abstammung gewonnen. Welches *Schweinchen* hat das jemals geschafft?«

Es machte Ender sehr betroffen, daß Pflanzer für sich und sein Volk den Begriff *Schweinchen* benutzte. In den letzten Jahren war dieses Wort nicht mehr so freundschaftlich benutzt worden wie zu der Zeit, als Ender auf Lusitania eingetroffen war; es galt nun als verächtlich, und die Menschen, die mit den Bewohnern des Planeten zusammenarbeiteten, benutzten nun den Begriff *Pequenino*. Was für ein Haß auf sich selbst trieb Pflanzer dazu, und stellte er eine Reaktion auf das dar, was er heute erfahren hatte?

»Die Bruderbäume geben ihr Leben«, warf Ela hilfreich ein.

Doch Pflanzer antwortete voller Verachtung. »Die Bruderbäume leben nicht so wie die Vaterbäume. Sie können nicht sprechen. Sie können nur gehorchen. Wir sagen ihnen, was sie tun sollen, und sie haben keine Wahl. Werkzeuge, keine Helden.«

»Mit der richtigen Geschichte kannst du alles verdrehen«, sagte Valentine. »Du kannst jedes Opfer abstreiten, indem du sagst, derjenige, der sich geopfert hat, habe sich so gut dabei gefühlt, daß es eigentlich gar kein Opfer war, sondern nur ein selbstsüchtiger Akt.«

Plötzlich sprang Pflanzer von dem Stuhl auf. Ender rechnete damit, daß er sich wie vorhin verhielt, doch er lief nicht durch den Raum. Statt

dessen ging er zu Ela, die auf ihrem Stuhl saß, und legte beide Hände auf ihre Knie.

»Ich weiß, wie ich ein echter Held sein kann«, sagte er. »Ich weiß, wie ich gegen die Descolada vorgehen kann. Wie ich sie zurückweisen und bekämpfen und hassen und dazu beitragen kann, sie zu vernichten.«

»Ich auch«, sagte Ela.

»Ein Experiment«, sagte Pflanzer.

Sie nickte. »Um festzustellen, ob die Intelligenz der Pequeninos tatsächlich in der Descolada und nicht im Gehirn verankert ist.«

»Ich mache es«, sagte Pflanzer.

»Ich hätte dich niemals darum gebeten.«

»Ich weiß, daß du mich nie gebeten hättest. Ich verlange es von mir aus.«

Es überraschte Ender, daß sich Ela und Pflanzer auf ihre Art genauso nahe standen wie Ender und Valentine, daß sie die Gedanken des anderen kannten, ohne sich erklären zu müssen. Ender hatte nicht geglaubt, daß dies zwischen zwei Wesen unterschiedlicher Spezies möglich sein konnte. Andererseits jedoch – warum sollte es nicht möglich sein? Besonders, wenn sie so eng in derselben Umgebung zusammenarbeiteten.

Ender brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, was Pflanzer und Ela untereinander vereinbart hatten; Valentine, die nicht wie Ender schon seit Jahren mit ihnen zusammenarbeitete, begriff es noch immer nicht. »Was ist los?« fragte sie. »Wovon sprechen sie?«

Ela antwortete. »Pflanzer schlägt vor, daß wir einen Pequenino von allen Descolada-Viren befreien, ihn an einen sauberen Ort bringen, wo er nicht verseucht werden kann, und feststellen, ob er dann noch einen Verstand hat.«

»Das kann keine gute Wissenschaft sein«, sagte Valentine. »Dabei treten zu viele Variable auf. Ich dachte, die Descolada spiele bei jedem Teil des Lebens eines Pequeninos eine Rolle.«

»Ohne die Descolada würde Pflanzer augenblicklich krank werden und dann schließlich sterben. Was das *Vorhandensein* der Descolada Quim angetan hat, wird ihr *Fehlen* Pflanzer antun.«

»Das heißt, wir dürfen es nicht zulassen«, sagte Valentine. »Es würde nichts beweisen. Vielleicht verliert er wegen der Krankheit den Verstand. Fieber läßt die Patienten ins Delirium stürzen.«

»Was können wir sonst tun?« fragte Pflanzer. »Abwarten, bis Ela eine Möglichkeit findet, den Virus zu zähmen, nur um dann herauszufinden, daß wir ohne seine intelligente, virulente Erscheinungsform keine Pequeninos, sondern nur Schweinchen sind? Daß wir nur die Fähigkeit der Sprache haben, wenn der Virus in uns ist, und daß wir, wenn man ihn zähmen kann, alles verlieren und nicht mehr werden können als Bruderbäume? Sollen wir das herausfinden, wenn ihr den Virustöter einsetzt?«

»Aber es ist kein ernsthaftes, kontrollierbares Experiment…«

»Doch, es ist ein ernsthaftes Experiment«, sagte Ender, »Ein Experiment, wie man es durchführt, wenn man einen Dreck um die Grundlagen gibt und sofort Ergebnisse braucht. Ein Experiment, wie man es durchführt, wenn man keine Vorstellung hat, wie das Ergebnis aussehen wird, oder auch nur, ob man es interpretieren kann. Doch ein Haufen verrückter Pequeninos haben vor, Sternenschiffe zu besteigen und eine absolut tödliche Krankheit in der ganzen Galaxis zu verbreiten. Also müssen wir etwas tun.«

»Es ist ein Experiment«, sagte Pflanzer, »wie man es durchführt, wenn ihr einen Held braucht.«

»Wenn *wir* einen Held brauchen?« fragte Ender. »Oder wenn *du* ein Held sein mußt?«

»Ich würde an deiner Stelle nicht so sprechen«, sagte Valentine trocken. »Du hast im Verlauf der Jahrhunderte selbst ein paar Auftritte als Held gehabt.«

»Es ist nicht gesagt, daß wir dabei etwas erfahren«, warf Ela ein. »Quara weiß viel mehr über die Descolada, als sie uns verrät. Vielleicht weiß sie auch schon, ob man die Intelligenzadaption der Descolada von ihren lebenserhaltenden Funktionen trennen kann. Wenn wir so einen Virus schaffen könnten, könnten wir die Auswirkung der Descolada auf die Intelligenz der Pequeninos testen, ohne das Leben des Versuchsobjekts zu gefährden.«

»Das Problem ist nur«, sagte Valentine, »daß Quara uns wohl genausowenig die Geschichte glauben wird, daß die Descolada ein künstliches Objekt ist, das von einer anderen Spezies geschaffen wurde, wie Qingjao glauben konnte, daß die Stimme ihrer Götter nur ein genetisch verursachtes unbewußt-zwanghaftes Verhalten ist.«

»Du begreifst, daß der Versuch vielleicht sinnlos ist«, sagte Ela.

»Dann wäre es wirklich ein Opfer«, sagte Pflanzer.

»Wenn du anfängst, den Verstand auf eine Art und Weise zu verlieren, die eindeutig in keinem Zusammenhang mit der Krankheit deines Körpers steht, werden wir das Experiment abbrechen, weil wir die Antwort haben.«

»Vielleicht«, sagte Pflanzer.

»Es ist möglich, daß du dich dann wieder erholst.«

»Mir ist es gleichgültig, ob ich mich erhole oder nicht.«

»Wir werden es auch abbrechen«, sagte Ender, »wenn du den Verstand auf eine Art und Weise verlierst, die im Zusammenhang mit der Krankheit deines Körpers steht, denn dann werden wir wissen, daß das Experiment sinnlos ist und wir nichts aus ihm erfahren werden.«

»Wenn ich ein Feigling bin, muß ich nur vorgeben, den Verstand zu verlieren, und mein Leben wird gerettet«, sagte Pflanzer. »Nein, ganz gleich, was geschieht, ich verbiete euch, das Experiment abzubrechen. Und *falls* ich bei Verstand bleibe, müßt ihr mich bis zum Tod weitermachen lassen, denn nur wenn ich bis zum Ende bei Verstand bleibe, werden wir wissen, daß unsere Seele nicht nur ein Kunstprodukt der Descolada ist. Versprecht es mir!«

»Ist das Wissenschaft oder ein Abkommen zum Selbstmord?« fragte Ender. »Bist du so versessen darauf, die wahrscheinliche Rolle der Descolada in der Geschichte der Pequeninos herauszufinden, daß du unbedingt sterben willst?«

Pflanzer stürmte zu Ender, kletterte an seinem Körper hoch und drückte die Nase gegen die Enders. »Du Lügner!« schrie er.

»Ich habe nur eine Frage gestellt«, flüsterte Ender.

»Ich will frei sein!« rief Pflanzer. »Ich will, daß die Descolada aus meinem Körper verschwindet und nie mehr zurückkehrt! Ich will helfen, alle

Schweinchen zu befreien, damit wir in Wirklichkeit und nicht nur dem Namen nach Pequeninos sein können!«

Ender schob ihn sanft zurück. Seine Nase schmerzte von Pflanzers Druck.

»Ich will ein Opfer machen, das beweist, daß ich frei bin«, sagte Pflanzer, »und nicht nur handeln, wie meine Gene es vorschreiben. Nicht nur ins dritte Leben gehen.«

»Selbst die Märtyrer des Christentums und Islams waren bereit, im Himmel für ihre Opfer eine Belohnung anzunehmen«, sagte Valentine.

»Dann waren sie alle selbstsüchtige Schweine«, sagte Pflanzer. »Das sagt ihr doch über Schweine, nicht wahr? Selbstsüchtige Schweine. Das ist der richtige Name für uns Schweinchen, nicht wahr? Unsere Helden haben alle versucht, Vaterbäume zu werden. Unsere Bruderbäume waren von Anfang an Versager. Außer uns selbst dienen wir nur der Descolada. Nach allem, was wir wissen, *sind* wir vielleicht sogar die Descolada. Aber ich werde *frei* sein. Ich werde wissen, was ich bin, ohne die Descolada oder meine Gene oder irgend etwas außer mir.«

»Du wirst tot sein«, sagte Ender.

»Aber zuerst *frei*«, sagte Pflanzer. »Und der erste meines Volkes, der frei sein wird.«

Nachdem Wang-mu und Jane Meister Han alles berichtet hatten, was sich an diesem Tag zugetragen hatte, nachdem das Haus in der Dunkelheit der Nacht still geworden war, lag Wang-mu auf ihrer Matte in der Ecke von Meister Hans Zimmer noch wach, lauschte seinem leisen, aber beharrlichen Schnarchen und dachte über alles nach, was an diesem Tag gesagt worden war.

Sie hatten so viele Ideen hervorgebracht, und die meisten davon standen so hoch über ihr, daß sie daran verzweifelte, sie wirklich zu verstehen. Besonders, was Wiggin über Sinn und Absicht gesagt hatte. Sie sprachen ihr den Ruhm zu, auf eine Lösung für das Problem des Descolada-Virus gekommen zu sein, und doch konnte sie den Ruhm nicht akzeptieren, weil sie es nicht *gewollt* hatte; sie hatte gedacht, sie würde

lediglich Qing-jaos Fragen wiederholen. Konnte sie den Ruhm für etwas akzeptieren, das sie völlig zufällig getan hatte?

Man sollte die Menschen nur für etwas verdammen oder loben, was sie wirklich *gewollt* hatten. Wang-mu hatte instinktiv immer daran geglaubt; sie erinnerte sich nicht daran, daß es ihr jemand mit so vielen Worten gesagt hatte. Die Verbrechen, die sie dem Kongreß vorwarf, waren alle absichtlich durchgeführt worden – die genetische Veränderung der Menschen von Weg, um die Gottberührten zu schaffen, und die Aussendung des M.D.-Geräts, um die Heimat der einzig anderen vernunftbegabten Rasse zu vernichten, die ihres Wissens im Universum existierte.

Doch *wollten* sie das auch? Viele von ihnen glaubten zumindest, sie würden das Universum für die Menschheit sicherer machen, indem sie Lusitania zerstörten – nach allem, was Wang-mu über die Descolada gehört hatte, konnte es das Ende allen erdgeborenen Lebens bedeuten, wenn sie sich von einer von Menschen besiedelten Welt zur nächsten ausbreitete. Vielleicht hatten auch einige Mitglieder des Kongresses die Gottberührten von Weg geschaffen, damit die gesamte Menschheit einen Nutzen davon hatte, doch ihnen dann das UZV in die Gehirne gepflanzt, damit sie nicht außer Kontrolle geraten und alle unterlegenen, »normalen« Menschen versklaven konnten. Vielleicht hatten sie bei den schrecklichen Dingen, die sie getan hatten, eine gute Absicht im Sinn gehabt.

Und Qing-jao hatte auch eine gute Absicht im Sinn, nicht wahr? Wie konnte Wang-mu sie also wegen ihrer Taten verdammen, wenn sie glaubte, sie würde den Göttern gehorchen?

Hatte nicht jeder bei all seinen Taten eine edle Absicht im Sinn? War nicht jeder seiner Meinung zufolge gut?

Bis auf mich, dachte Wang-mu. In meinen Augen bin ich töricht und schwach. Aber sie haben von mir gesprochen, als sei ich besser, als ich je annahm. Auch Meister Han hat mich gelobt. Und diese anderen haben mit Mitleid und Verachtung von Qing-jao gesprochen – und auch ich bringe ihr diese Gefühle entgegen. Doch verhält sich Qing-jao nicht edel, und verhalte ich mich nicht unwürdig? Ich habe meine Herrin verraten. Sie ist ihrer Regierung und ihren Göttern gegenüber, die für sie *echt* sind, obwohl ich nicht mehr an sie glaube, treu ergeben. Wie kann ich die gu-

ten Menschen von den schlechten unterscheiden, wenn die Schlechten irgendwie alle überzeugt sind, daß sie versuchen, Gutes zu tun, obwohl sie in Wirklichkeit etwas Schreckliches tun? Und die guten Menschen glauben, sehr schlecht zu sein, obwohl sie in Wirklichkeit Gutes tun?

Vielleicht kann man nur Gutes tun, wenn man sich für schlecht hält, und wenn man sich für gut hält, kann man nur Schlechtes tun.

Doch dieses Paradoxon war zu viel für sie. Die Welt war sinnlos, wenn man Menschen am *Gegenteil* von dem abschätzen mußte, was sie zu sein versuchten. War es einem guten Menschen denn nicht möglich, auch zu versuchen, einen guten *Eindruck* zu machen? Und nur, daß jemand behauptete, Abschaum zu sein, bedeutete noch lange nicht, daß er auch Abschaum war. Gab es denn keine Möglichkeit, die Menschen abzuschätzen, wenn man sie nicht einmal nach ihren Zielen abschätzen konnte?

Gab es keine Möglichkeit für Wang-mu, sich selbst abzuschätzen?

Die halbe Zeit über weiß ich nicht einmal, welchen Zweck das hat, was ich tue. Ich kam in dieses Haus, weil ich ehrgeizig war und die geheime Magd eines reichen, gottberührten Mädchens sein wollte. Es war reiner Egoismus meinerseits und reine Großzügigkeit von Qing-jao, daß sie mich aufgenommen hat. Und nun helfe ich Meister Han, Verrat zu begehen – was für einen Sinn hat meine Mitwirkung *dabei?* Ich weiß nicht einmal, warum ich tue, was ich tue. Wie kann ich wissen, was andere Menschen in Wirklichkeit beabsichtigen? Es gibt keine Hoffnung, jemals das Böse vom Guten unterscheiden zu können.

Sie setzte sich in der Lotusposition auf ihrer Matte auf und drückte die Hände vors Gesicht. Es war, als drücke sie ihr Gesicht gegen eine Wand, doch es war eine Wand, die sie selbst geschaffen hatte, und wenn sie nur die Möglichkeit finden konnte, sie zur Seite zu schieben konnte sie vielleicht zur Wahrheit vorstoßen.

Sie nahm die Hände weg und öffnete die Augen. Auf der anderen Seite des Zimmers stand Meister Hans Terminal. Hier hatte sie heute die Gesichter Elanora Ribeira von Hesses und Andrew Wiggins gesehen. Und Janes Gesicht.

Sie erinnerte sich daran, daß Wiggin ihr erklärt hatte, wie Götter in Wirklichkeit waren. *Echte* Götter würden einen nur lehren wollen, genau

wie sie zu sein. Warum hatte er das gesagt? Wie konnte er wissen, wie ein Gott sein würde?

Jemand, der einen alles lehren will, was er weiß, der will, daß man tut, was immer er tut – Wiggin hatte in Wirklichkeit Eltern beschrieben, keine Götter.

Nur, daß es viele Eltern gab, die das nicht taten. Viele Eltern, die versuchten, ihre Kinder unten zu halten, sie zu beherrschen, Sklaven aus ihnen zu machen. Wo Wang-mu aufgewachsen war, hatte sie es oft genug gesehen.

Wiggins hatte ihr also eigentlich auch keine Eltern beschrieben. Er hatte *gute* Eltern beschrieben. Er hatte ihr nicht gesagt, was Götter waren, sondern was Güte war. Zu wollen, daß andere Menschen all die guten Dinge hatten, die man selbst hat. Und ihnen die schlechten zu ersparen, wenn man kann. Das war *Güte.*

Was waren dann die Götter? Sie würden wollen, daß alle anderen alle guten Dinge kannten und hatten. Sie würden einen lehren, mit einem teilen und einen ausbilden, aber einen niemals zu etwas zwingen.

Wie meine Eltern, dachte Wang-mu. Manchmal dumm und unbeholfen, wie alle Menschen, aber gut. Sie haben wirklich für mich gesorgt. Sogar als sie mich zwangen, etwas Schweres zu tun, weil sie wußten, daß es gut für mich war. Sogar, wenn sie sich manchmal irrten, waren sie gut. Ich kann sie also doch nach ihren Zielen abschätzen. Alle behaupten, gute Ziele zu haben, doch die meiner Eltern waren *wirklich* gut, weil alles, was sie taten, mir helfen sollte, klüger und stärker und besser zu werden. Selbst wenn sie mich zwangen, etwas Schweres zu tun, weil sie wußten, daß ich daraus lernte. Selbst wenn sie mir *Schmerzen* zufügten.

Das war es. So würden die Götter sein, wenn es Götter gäbe. Sie würden wollen, daß alle anderen alle guten Dinge im Leben hatten, zum Beispiel gute Eltern. Doch im Gegensatz zu Eltern und allen anderen Menschen würden die Götter wirklich *wissen,* was gut war, und die Macht haben, Gutes zu veranlassen, selbst wenn kein anderer wußte, daß es gut war. Wie Wiggin gesagt hat… *echte* Götter würden klüger und stärker als alle anderen sein. Sie würden alle Intelligenz und Macht haben, die man nur haben konnte.

Doch solch ein Wesen zu sein – wie konnte jemand wie Wang-mu über einen Gott urteilen? Sie konnte ihre Ziele nicht begreifen, auch wenn sie sie ihr verrieten. Wie konnte sie also jemals *wissen,* daß es gute Ziele waren? Doch alle anderen Möglichkeiten – ihnen zu vertrauen und absolut an sie zu glauben – war das nicht genau das, was Qing-jao tat?

Nein. Wenn sie *wirklich* Götter waren, würden sie niemals handeln, wie Qing-jao es annahm – andere Menschen versklaven, quälen und erniedrigen.

Außer, wenn Qualen und Erniedrigungen *gut* für sie waren…

Nein! Sie hätte fast laut aufgeschrien und drückte erneut die Hände vors Gesicht.

Ich kann nur nach dem, was ich verstehe, ein Urteil fällen. Wenn die Götter, an die Qing-jao glaubt, nach dem, was ich verstehen kann, nur böse sind, dann irre ich mich vielleicht, ja, dann verstehe ich vielleicht das große Ziel nicht, das sie erreichen wollen, indem sie die Gottberührten zu hilflosen Sklaven degradierten oder eine ganze Spezies vernichteten. Aber in meinem Herzen habe ich keine andere Wahl, als solche Götter abzulehnen, weil ich nichts Gutes in dem sehen kann, was sie tun. Vielleicht bin ich so dumm und töricht, daß ich immer der Feind der Götter sein und gegen ihre hohen und unverständlichen Ziele arbeiten werde. Aber ich muß mein Leben nach dem leben, was *ich* verstehe, und ich verstehe, daß es keine solchen Götter gibt, wie die Gottberührten uns weismachen wollen. Wenn sie doch existieren, finden sie Vergnügen an Unterdrückung und Täuschung, Erniedrigung und Unwissenheit. Sie wollen andere Menschen kleiner und sich selbst größer machen. Das wären dann keine Götter, selbst wenn es sie gäbe. Es wären Feinde. Teufel.

Dasselbe gilt für die Wesen, die den Descolada-Virus geschaffen haben. Ja, sie müssen schon sehr mächtig sein, um so ein Werkzeug schaffen zu können. Doch sie müssen auch herzlos, selbstsüchtig und arrogant sein, um zu glauben, sie könnten alles Leben im Universum manipulieren, wie sie es für richtig halten. Auch das können keine Götter sein.

Jane – nun, Jane mochte eine Göttin sein. Ihr stand eine gewaltige Menge an Informationen zur Verfügung, und sie handelte zum Wohl von anderen, selbst wenn es sie das Leben kosten sollte. Und Andrew

Wiggin, er mochte auch ein Gott sein, so klug und freundlich, wie er wirkte, und er suchte nicht seinen eigenen Nutzen, sondern das Wohl der Pequeninos. And Valentine, die sich Demosthenes nannte – sie hatte versucht, anderen Menschen zu helfen, die Wahrheit zu finden und auf dieser Grundlage selbst kluge Entscheidungen treffen zu können. Und Meister Han, der immer versuchte, das Richtige zu tun, selbst wenn es ihn seine Tochter kostete. Vielleicht sogar Ela, die Wissenschaftlerin, obwohl sie nicht alles gewußt hatte, was sie hätte wissen sollen – denn es beschämte sie nicht, die Wahrheit von einem Dienstmädchen zu erfahren.

Natürlich waren das nicht die Götter, die im Unendlichen Westen lebten, im Palast der Königlichen Mutter. Noch hielten sie sich selbst für Götter – sie hätten schon allein über diesen Gedanken gelacht. Doch im Vergleich zu *ihr* waren sie in der Tat Götter. Sie waren um so vieles klüger als Wang-mu, und soweit Wang-mu ihre Ziele verstehen konnte, versuchten sie, anderen Menschen zu helfen, so klug und mächtig wie möglich zu werden. Obwohl sich Wang-mu vielleicht also irren mochte, wußte sie, daß ihre Entscheidung, mit diesen Menschen zusammenzuarbeiten, die richtige war.

Kapitel 15
Leben und Tod

›Ender kommt, um mit uns zu sprechen.‹

›Zu *mir* kommt er ständig, um mit mir zu sprechen.‹

›Und *wir* können direkt in seinen Geist sprechen. Aber er besteht darauf, zu uns zu kommen. Wenn er uns nicht sieht, hat er nicht das Gefühl, mit uns zu sprechen. Es fällt ihm schwerer, zwischen seinen Gedanken und denen, die wir seinem Geist eingeben, zu unterscheiden, wenn wir uns aus der Ferne unterhalten. Deshalb kommt er.‹

›Und dir gefällt das nicht?‹

›Er will, daß wir ihm Antworten geben, und wir kennen keine.‹

›Du weißt alles, was die Menschen wissen. Du bist ins All vorgestoßen, nicht wahr? Du brauchst nicht einmal ihre Verkürzer, um von einer Welt zur anderen zu sprechen.‹

›Diese Menschen sind so hungrig auf Antworten. Sie haben so viele Fragen.‹

›Du weißt, daß auch *wir* Fragen haben.‹

›Sie wollen ständig wissen, warum, warum, warum. Oder wie. Wollen alles zu einem hübschen kleinen Bündel verschnüren, wie einen Kokon. Wir tun das nur, wenn wir eine Metamorphose zu einer Königin durchleben.‹

›Sie wollen alles verstehen. Aber du weißt, daß das auch bei uns der Fall ist.‹

›Ja, ihr würdet gern glauben, ihr wäret genau wie die Menschen, nicht wahr? Aber du bist nicht wie Ender. Nicht wie die Menschen. Er muß den Grund von allem wissen, muß aus allem eine Geschichte machen, und wir kennen keine Geschichten. Wir kennen Erinnerungen. Wir kennen Dinge, die gerade geschehen. Aber wir wissen nicht, *warum* sie geschehen, nicht so, wie er es gern hätte.‹

›Natürlich weißt du das.‹

›Uns ist es sogar gleichgültig, *warum* etwas geschieht, jedenfalls so, wie die Menschen es verstehen. Wir finden soviel heraus, wie wir wissen müssen, um etwas bewerkstelligen zu können, aber sie wol-

len immer *mehr* wissen, als sie wissen müssen. Nachdem sie etwas zum Funktionieren gebracht haben, wollen sie immer noch herausfinden, warum es funktioniert, und was der Grund dafür ist, daß es funktioniert.‹

›Sind wir nicht genauso?‹

›Vielleicht *werdet* ihr so sein, wenn sich die Descolada nicht mehr bei euch einmischt.‹

›Oder wir werden vielleicht wie deine Arbeiter sein.‹

›Wenn es so kommen sollte, wird es euch gleichgültig sein. Ihr werdet alle sehr glücklich sein. Die Intelligenz macht euch unglücklich. Die Arbeiter sind entweder hungrig oder nicht hungrig. Haben Schmerzen oder keine Schmerzen. Sie sind niemals neugierig oder enttäuscht oder erzürnt oder beschämt. Und wenn es um solche Dinge geht, lassen diese Menschen euch und mich wie Arbeiter aussehen.‹

›Ich glaube, du kennst uns einfach nicht gut genug, um einen Vergleich ziehen zu können.‹

›Wir waren in deinem Kopf, und wir waren in Enders Kopf, und wir sind seit tausend Generationen in unseren eigenen Köpfen, und im Vergleich mit diesen Menschen scheinen wir zu schlafen. Selbst wenn sie schlafen, schlafen sie nicht. Erdgeborene Tiere machen das in ihren Gehirnen – eine Art verrücktes Abfeuern von Synapsen, kontrollierter Wahnsinn. Der Teil ihres Gehirns, der Anblicke oder Geräusche speichert, feuert alle zwei oder drei Stunden los, während sie schlafen; selbst wenn alle Anblicke oder Geräusche völliger, zufälliger Unsinn sind, versucht ihr Gehirn trotzdem noch, es zu etwas Sinnvollem zu verarbeiten. Sie versuchen, Geschichten daraus zu machen. Es ist ein völlig zufälliger Unsinn mit keiner möglichen Beziehung zur echten Welt, und doch verwandeln sie es in diese verrückten Geschichten. Und dann vergessen sie sie. Aber *wenn* sie sich erinnern, versuchen sie, Geschichten aus diesen verrückten Geschichten zu machen und sie in ihr echtes Leben einzufügen.‹

›Wir wissen von ihren Träumen.‹

›Vielleicht werdet ihr ohne die Descolada auch träumen.‹

›Warum sollten wir träumen wollen? Träume sind bedeutungslos. Zufällige Aktivitäten der Neuronensynapsen ihrer Gehirne.‹

›Sie praktizieren es. Sie machen es ständig. Stoßen dabei auf Geschichten. Ziehen Verbindungen. Machen Sinn aus dem Unsinn.‹

›Was für einen Nutzen haben Träume, wenn sie nichts bedeuten?‹

›Das ist es ja gerade. Sie haben einen Hunger, von dem wir nichts wissen. Den Hunger nach Antworten. Den Hunger, Sinn zu finden. Den Hunger nach Geschichten.‹

›Wir haben Geschichten.‹

›Ihr erinnert euch an Taten. Sie erfinden Taten. Sie verändern die Bedeutung ihrer Geschichten. Sie wandeln Dinge um, so daß dieselbe Erinnerung tausend verschiedene Dinge bedeuten kann. Selbst in der Zufälligkeit ihrer Träume finden sie manchmal etwas, das alles erhellt. Kein einziger Mensch hat einen Verstand, der dem deinen auch nur nahe kommt. Oder unserem. Nicht annähernd so mächtig. Und ihr Leben ist so kurz, sie sterben so schnell. Doch in dem Jahrhundert, das sie vielleicht haben, finden sie zehntausend Bedeutungen für jede eine, die wir gefunden haben.‹

›Die meisten davon sind falsch.‹

›Selbst wenn die überwältigende Mehrzahl davon falsch ist, selbst wenn neunundneunzig von hundert dumm und falsch sind, bleiben ihnen von zehntausend Ideen immer noch hundert gute. So gleichen sie aus, daß sie so dumm sind und ein so kurzes Leben und kleines Gedächtnis haben.‹

›Träume und Wahnsinn.‹

›Magie und Mysterien und Philosophie.‹

›Du willst doch nicht behaupten, daß du nie Geschichten ersonnen hast. Was du mir gerade erzählt hast, ist eine Geschichte.‹

›Ich weiß.‹

›Siehst du? Die Menschen können nichts, was du nicht auch kannst.‹

›Verstehst du denn nicht? Selbst *diese* Geschichte habe ich aus Enders Geist. Es ist *seine* Geschichte. Und er hat ihren Kern von einem anderen Menschen, aus einem Buch, das er gelesen hat. Er hat es mit Dingen kombiniert, die ihm einfielen, bis alles Sinn für ihn ergab. Es ist alles in seinem Kopf. Wir hingegen sind wie du. Wir haben eine klare Sicht der Welt. Ich habe keine Probleme, meinen Weg durch deinen Geist zu finden. Alles ist ordentlich, vernünftig und klar.

Du würdest dich in meinem Geist genauso zu Hause fühlen. In deinem Kopf ist die *Wirklichkeit,* so gut du sie verstehst. Doch in Enders Geist ist Wahnsinn. Tausende miteinander im Wettstreit liegender, gegensätzlicher, unmöglicher Visionen, die überhaupt keinen Sinn ergeben, weil sie nicht alle zusammenpassen können. Doch irgendwie passen sie zusammen; er sorgt dafür, daß sie zusammenpassen, heute so, morgen so, wie es gerade nötig ist. Als ob er für jedes neue Problem, dem er gerade gegenübersteht, eine neue Ideen-Maschinerie in seinem Kopf erzeugen könnte. Als ob er ein neues Universum entwirft, in dem er leben kann, jede Stunde ein neues, oftmals hoffnungslos falsches. Und er macht Fehler und trifft Fehlurteile, doch irgendwann findet er ein so perfekt richtiges, daß es die Dinge öffnet wie ein Wunder, und dann schaue ich durch seine Augen und sehe die Welt auf seine neue Art und Weise, und das verändert alles. Wahnsinn und dann Erleuchtung. Wir wissen alles, was es zu wissen gab, bevor wir auf diese Menschen stießen, bevor wir unsere Verbindung mit Enders Verstand errichteten. Jetzt stellen wir fest, daß es so viele Möglichkeiten gibt, ein und dieselbe Sache zu wissen, daß wir nie wieder alle Möglichkeiten finden können.‹

›Außer, die Menschen bringen es euch bei.‹

›Siehst du? Auch wir sind Aasfresser.‹

›*Du* bist ein Aasfresser. Wir sind Bittsteller.‹

›Wenn sie nur ihrer geistigen Fähigkeiten würdig wären.‹

›Sind sie es nicht?‹

›Vergiß nicht, sie haben vor, dich in die Luft zu jagen. Es gibt so viele Möglichkeiten in ihren Köpfen, doch letztendlich sind sie dumm, halb blind und halb verrückt. Es gibt immer noch die neunundneunzig Prozent ihrer Geschichten, die schrecklich falsch sind und sie zu schrecklichen Fehlern führen. Manchmal wünschen wir, wir könnten sie zähmen, wie die Arbeiter. Du weißt ja, bei Ender haben wir es versucht. Aber es gelang uns nicht. Wir konnten keinen Arbeiter aus ihm machen.‹

›Warum nicht?‹

›Zu dumm? Konnte uns nicht lange genug seine Aufmerksamkeit widmen. Dem menschlichen Verstand mangelt es an Konzentrationsfähigkeit. Sie langweilen sich und lassen ihre Gedanken schweigen. Wir mußten eine Brücke von ihm zu uns bauen und haben dazu den

Computer benutzt, mit dem er am engsten verbunden war. Ja, Computer *können* sich konzentrieren. Und ihre Speicher, ihre Erinnerungen, sind sauber und ordentlich. Alles ist organisiert und läßt sich finden.‹

›Aber sie träumen nicht.‹

›Kein Wahnsinn. Zu schade.‹

Valentine erschien ungebeten an Olhados Tür. Es war früher Morgen. Er würde erst am Nachmittag zur Arbeit gehen – er war Schichtleiter und Geschäftsführer in der kleinen Ziegelei. Aber er war schon wach und auf, wahrscheinlich weil seine Familie auch schon aufgestanden war. Die Kinder kamen eins nach dem anderen zur Tür hinaus. Ich habe das damals, in den uralten Zeiten, im Fernsehen gesehen, dachte Valentine. Die Familie verläßt morgens das Haus, Vater mit seiner Aktentasche ist der letzte. Auf ihre eigene Art führten meine Eltern solch ein Leben. Sie kümmerten sich nicht darum, wie überaus seltsam ihre Kinder waren. Sie kümmerten sich nicht darum, daß Peter und ich, nachdem wir morgens zur Schule gegangen waren, die Netzwerke durchstöberten und versuchten, mit Hilfe von Pseudonymen die Welt zu übernehmen. Ihnen war es gleichgültig, daß Ender als kleiner Junge von seiner Familie fortgerissen wurde und keinen von ihnen je wiedergesehen hat, auch auf seinem einzigen Besuch auf der Erde nicht – abgesehen von mir. Ich glaube, meine Eltern stellten sich vor, richtig zu handeln, weil sie ein Ritual vollzogen, das sie im Fernsehen gesehen hatten.

Und hier haben wir es wieder. Die Kinder stürmen durch die Tür. Dieser Junge da muß Nimbo sein, der bei der Konfrontation mit dem Mob bei Grego war. Aber jetzt ist er wieder ein ganz typisches Kind – niemand würde vermuten, daß er an jenem schrecklichen Abend eine wichtige Rolle gespielt hat.

Mutter gab jedem Kind einen Kuß. Sie war noch immer eine schöne junge Frau, selbst mit so vielen Kindern. So gewöhnlich und doch eine bemerkenswerte Frau, denn sie hatte ja Vater geheiratet. Sie hatte an seiner Mißbildung vorbeigeschaut.

Und Vater, der noch nicht zur Arbeit gegangen war. Deshalb konnte er dort stehen, sie beobachten, ihnen einen Klaps geben, sie küssen, ein

paar Worte sagen. Gut gelaunt, klug, liebevoll – ganz der Vater. Was stimmt also nicht mit diesem Bild? Der Vater ist Olhado. Er hat keine Augen. Nur die silbernen Metallkreise mit den beiden Linsenöffnungen in dem einen Auge, und der Computer-Input/Output-Stecker im anderen. Die Kinder schienen nicht darauf zu achten. Ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt.

»Valentine«, sagte er, als er sie sah.

»Wir müssen reden«, sagte sie.

Er bat sie hinein und stellte sie seiner Frau Jaqueline vor. Die Haut so schwarz, daß sie fast blau war, lachende Augen, ein schönes, breites Lächeln, in das man eintauchen wollte, so freundlich war es. Sie brachte eiskalte Limonade auf und zog sich dann diskret zurück. »Sie können bleiben«, sagte Valentine. »So privat ist es nun auch wieder nicht.« Doch sie wollte nicht bleiben. Sie mußte arbeiten, sagte sie. Und war verschwunden.

»Ich wollte Sie schon seit langem kennenlernen«, sagte Olhado.

»Sie wußten doch, wo ich war«, erwiderte sie.

»Sie hatten zu tun.«

»Hatte ich nicht«, sagte Valentine.

»Sie müssen sich um Andrews Belange kümmern.«

»Dann lernen wir uns eben jetzt kennen. Ich war neugierig auf Sie, Olhado. Oder ziehen Sie Ihren Taufnamen Lauro vor?«

»In Milagre heißt man, wie die Leute einen nennen. Früher war ich Sule, nach meinem Mittelnamen Suleimao.«

»Salomon der Weise.«

»Doch nachdem ich meine Augen verloren hatte, war ich Olhado, und werde es auf ewig sein.«

»›Der Beobachtete‹?«

»Ja, das könnte Olhado bedeuten, das Partizip der Vergangenheit von *olhar*, doch in diesem Fall bedeutet es ›Der Bursche mit den Augen‹.«

»Und das ist Ihr Name.«

»Meine Frau nennt mich Lauro«, sagte er. »Und meine Kinder nennen mich Vater.«

»Und ich?«

»Wie immer Sie wollen.«

»Dann Sule.«

»Lauro, wenn es sein muß. Bei Sule komme ich mir vor, als wäre ich sechs Jahre alt.«

»Und der Name erinnert Sie an die Zeit, als Sie noch sehen konnten.«

Er lachte. »Oh, ich kann *jetzt* auch sehen, vielen Dank. Ich sehe sehr gut.«

»Das hat Andrew auch gesagt. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Um herauszufinden, was Sie sehen.«

»Soll ich Ihnen etwas vorspielen? Eine Szene aus der Vergangenheit? Ich habe meine Lieblingserinnerungen im Computer gespeichert. Ich kann mich jederzeit einstöpseln und abspielen, was Sie gern sehen möchten. Ich habe zum Beispiel Andrews ersten Besuch im Haus meiner Familie aufgezeichnet. Und auch ein paar erstklassige Familienstreitigkeiten. Oder ziehen Sie öffentliche Ereignisse vor? Die Amtseinführung eines jeden Bürgermeisters, seit ich diese Augen habe? Die Leute wenden sich wegen solcher Dinge an mich – was für Kleidung haben sie damals getragen, was wurde gesagt. Ich habe oft Schwierigkeiten, ihnen zu erklären, daß meine Augen Bilder aufzeichnen und keinen Ton – genau wie *ihre* Augen. Sie glauben, ich sei ein Holofilmer und würde alles zu ihrer Unterhaltung aufzeichnen.«

»Ich will nicht sehen, was Sie sehen. Ich will wissen, was Sie denken.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Ich *habe* keine Meinung. Nichts, was Sie interessieren würde. Ich halte mich aus Familienstreitigkeiten heraus. Habe ich immer schon getan.«

»Und aus Familienangelegenheiten. Das einzige von Novinhas Kindern, das sich nicht der Wissenschaft zugewandt hat.«

»Die Wissenschaft hat allen anderen so viel Glück gebracht, daß ich mir nicht vorstellen konnte, mich auch damit zu befassen.«

»Nicht *vorstellen* konnte«, wiederholte Valentine. Und dann fügte sie hinzu, weil sie herausgefunden hatte, daß leicht spröde klingende Men-

schen offener sprachen, wenn man sie provozierte: »Ich könnte mir *vorstellen,* daß Sie einfach nicht genug Grips dafür hatten.«

»Absolut richtig«, sagte Olhado. »Ich habe nur Grips genug, um Ziegel zu machen.«

»Wirklich?« fragte Valentine. »Aber Sie machen doch gar keine Ziegel.«

»Ganz im Gegenteil. Ich mache jeden Tag Hunderte von Ziegeln. Und da nun alle Löcher in ihre Häuser schlagen, um die neue Kapelle zu bauen, sehe ich für die nächste Zukunft ein stark ansteigendes Geschäft voraus.«

»Lauro«, sagte Valentine, »Sie machen keine Ziegel. Die Arbeiter in Ihrer Fabrik machen Ziegel.«

»Und ich als Geschäftsführer gehöre nicht dazu?«

»Ziegelmacher machen Ziegel. Sie machen Ziegelmacher.«

»Wahrscheinlich. Hauptsächlich jedoch mache ich Ziegelmacher müde.«

»Sie machen andere Dinge«, sagte Valentine. »Kinder.«

»Ja«, sagte Olhado, und zum ersten Mal während des Gesprächs entspannte er sich. »Das auch. Ich habe eine Partnerin.«

»Eine anmutige und wunderschöne Frau.«

»Ich habe nach Perfektion gesucht und etwas besseres gefunden.« Es war nicht nur einfach so dahingesagt. Er meinte es wirklich. Und nun war seine spröde Zurückhaltung und Vorsicht verschwunden. »Sie haben auch Kinder. Einen Mann.«

»Eine gute Familie. Vielleicht fast so gut wie Ihre. Der unseren mangelt es nur an einer perfekten Mutter, doch die Kinder werden sich davon erholen.«

»Wenn man Andrew von Ihnen sprechen hört, müssen Sie der beste Mensch sein, der jemals gelebt hat.«

»Andrew ist sehr nett. Und er kam damit durch, solche Dinge zu behaupten, weil ich nicht hier war.«

»Jetzt *sind* Sie hier«, sagte Olhado. »Warum?«

»Zufällig müssen einige Welten und Ramänner-Spezies überaus wichtige Entscheidungen treffen, und wie es sich herausgestellt hat, hängt ihre

Zukunft zu einem großen Teil von Ihrer Familie ab. Ich habe nicht die Zeit, gemächlich herauszufinden, was ich wissen muß – zum Beispiel herauszufinden, wie die Familiendynamik funktioniert, warum Grego in einer einzigen Nacht vom Ungeheuer zum Helden werden kann, wie Miro gleichzeitig selbstmörderisch veranlagt und ehrgeizig sein kann, warum Quara bereit ist, die Pequeninos um der Descolada willen sterben zu lassen…«

»Fragen Sie Andrew. Er versteht das alles. Ich könnte das nie.«

»Andrew weilt im Augenblick in seiner eigenen kleinen Hölle. Er fühlt sich für alles verantwortlich. Er hat sein Bestes getan, aber Quim ist tot, und das einzige, worin Ihre Mutter und Andrew übereinstimmen, ist, daß es irgendwie Andrews Schuld war. Daß Ihre Mutter ihn verlassen hat, hat ihn innerlich zerrissen.«

»Ich weiß.«

»Ich weiß nicht einmal, wie ich ihn trösten kann. Oder auch nur, worauf ich als seine ihn liebende Schwester hoffen soll – daß sie wieder in sein Leben tritt oder ihn endgültig verläßt.«

Olhado zuckte mit den Achseln. Sein sprödes Benehmen war zurückgekehrt.

»Ist es Ihnen wirklich gleichgültig?« fragte Valentine. »Oder haben Sie den Vorsatz gefaßt, daß es Ihnen gleichgültig sein soll?«

»Vielleicht habe ich solch einen Vorsatz vor langer Zeit gefaßt, und jetzt ist es mir wirklich gleichgültig.«

Ein guter Gesprächspartner wußte, wann er schweigen mußte. Valentine wartete.

Doch Olhado konnte warten. Valentine hätte fast aufgegeben und etwas gesagt. Sie spielte sogar mit der Idee, ihre Niederlage einzugestehen und zu gehen.

Dann sprach er. »Als sie meine Augen ersetzt haben, nahmen sie auch die Tränendrüsen heraus. Natürliche Tränen hätten die industriellen Schmiermittel in meinen Augenhöhlen beeinflußt.«

»Industrielle Schmiermittel?«

»Ein kleiner Scherz«, sagte Olhado. »Weil sich meine Augen niemals mit Tränen füllen, scheine ich ein sehr gefühlskalter Mensch zu sein.

Und die Leute können meinen Gesichtsausdruck nicht deuten. Eigentlich ist das sehrkomisch. Die Augäpfel können ihre Form nicht ändern und damit einen Ausdruck zeigen. Das glaubt man nur. Ja, die Augen bewegen sich ständig – entweder, Sie halten einen Blickkontakt, oder Sie sehen nach unten oder oben –, doch *meine* Augen tun das auch. Sie bewegen sich noch immer mit perfekter Symmetrie. Sie deuten noch an, in welche Richtung ich schaue. Doch die Leute können es nicht ertragen, sie anzusehen. Also wenden sie den Blick ab. Sie lesen nicht den Ausdruck auf meinem Gesicht und glauben daher, daß ich gar keinen *habe.* Manchmal brennen meine Augen, röten sich und schwellen etwas an, als hätte ich geweint.«

»Mit anderen Worten«, sagte Valentine, »Ihnen ist es doch nicht gleichgültig.«

»Mir war es nie gleichgültig«, sagte er. »Manchmal dachte ich, ich sei der einzige, der es verstand, wenngleich ich die halbe Zeit über nicht wußte, *was* ich nun eigentlich verstand. Ich zog mich zurück und beobachtete, und weil ich bei den Familienzwistigkeiten mein Ego nicht durchsetzen mußte, blickte ich deutlicher durch als alle anderen. Ich sah das Machtgefüge – Mutters absolute Dominanz, obschon Marcao sie schlug, wenn er wütend oder betrunken war. Miro, der dachte, er rebelliere gegen Marcao, obwohl es in Wirklichkeit Mutter war. Gregos Gemeinheit – seine Art, mit der Furcht fertig zu werden. Quara, die immer genau das tat, was die Menschen, die ihr wichtig waren, *nicht* wollten. Ela, die edle Märtyrerin – was konnte sie schon sein, wenn sie nicht leiden konnte? Der heilige, aufrechte Quim, der Gott als seinen Vater gefunden hatte, unter der Voraussetzung, daß der beste aller Väter unsichtbar ist und nie die Stimme hebt.«

»Das alles haben Sie als Kind gesehen?«

»Ich bin gut darin, etwas zu durchschauen. Wir Beobachter, die zu niemandem gehören, sehen immer besser. Meinen Sie nicht auch?«

Valentine lachte. »Ja, das stimmt. Sie glauben also, wir beide spielen die gleiche Rolle? Sie und ich, wir sind Historiker?«

»Bis Ihr Bruder kam. Von dem Augenblick an, da er durch die Tür schritt, war es offensichtlich, daß er alles sah und verstand, genau wie ich es sah. Es war amüsant. Weil ich natürlich nie an *meine* Schlußfolgerun-

gen über meine Familie geglaubt hatte. Ich habe nie meinem eigenen Urteil vertraut. Ich dachte sogar, ich sähe die Dinge wegen meiner Augen so eigentümlich. Daß ich, wenn ich echte Augen hätte, sie wie Miro sehen würde. Oder wie Mutter.«

»Also hat Andrew Ihre Einschätzungen bestätigt.«

»Mehr als das. Er hat gehandelt. Er hat etwas *unternommen.«*

»Ach?«

»Er war als Sprecher für die Toten hier. Doch in dem Augenblick, da er zur Tür hereinkam, übernahm er… übernahm er…«

»Verantwortung?«

»Ja. Er veränderte etwas. Er sah all die Krankheiten, die ich auch sah, doch er begann, sie so gut wie möglich zu heilen. Ich sah, wie er mit Grego umging, mit fester Hand, aber freundlich. Bei Quara reagierte er auf das, was sie wirklich wollte, und nicht darauf, was sie zu wollen vorgab. Bei Quim respektierte er den Abstand, den er aufrechterhalten wollte. Bei Miro, bei Ela, bei Mutter, bei allen.«

»Und bei Ihnen?«

»Er machte mich zum Teil seines Lebens. Tat sich mit mir zusammen. Sah zu, wie ich meinen Stecker herausholte, und unterhielt sich trotzdem mit mir wie mit einem Menschen. Wissen Sie, was das für mich bedeutet hat?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Nein, so meine ich das nicht. Ich gestehe ein, ich war ein hungriges kleines Kind; die erste Person, die nett zu mir war, hätte mich in den Sack stecken und wieder herausholen können. Es geht darum, was er mit uns allen machte. Wie er uns alle anders behandelte und trotzdem er selbst blieb. Überlegen Sie mal, welche Männer es in meinem Leben gab. Marcao, den wir für unseren Vater hielten – ich hatte keine Ahnung, wer er war. Ich sah nur den Schnaps in ihm, wenn er betrunken, und den Durst, wenn er nüchtern war. Den Durst auf Alkohol wie auch den auf Respekt, den er niemals bekommen konnte. Und dann kippte er tot um. Die Dinge wurden augenblicklich besser. Nicht gut, aber besser. Ich dachte, der beste Vater ist der, der nicht da ist. Aber das stimmt auch nicht, oder? Denn mein *echter* Vater, Libo, der große Wissenschaftler, der

Märtyrer, der Held der Forschung, die große Liebe meiner Mutter – er hatte all diese wunderbaren Kinder meiner Mutter gezeugt, er sah, welche Qualen die Familie erlitt, und er unternahm trotzdem nichts.«

»Andrew hat gesagt, Ihre Mutter habe es nicht zugelassen.«

»Das stimmt – und man muß seiner Mutter immer gehorchen, nicht wahr?«

»Novinha ist eine sehr imposante Frau.«

»Sie glaubt, sie sei die einzige auf der Welt, die jemals hat leiden müssen«, sagte Olhado. »Das sage ich ohne Verbitterung. Ich habe einfach beobachtet, sie ist so voller Schmerzen, daß sie über die Schmerzen eines anderen Menschen nicht sprechen kann.«

»Sagen Sie beim nächsten Mal etwas Verbittertes. Das ist vielleicht freundlicher.«

Olhado schaute überrascht drein. »Oh, Sie fällen ein Urteil über mich? Ist das die Solidarität zwischen Müttern oder so? Kinder, die schlecht von ihrer Mutter sprechen, müssen eine Abreibung bekommen? Aber ich versichere Ihnen, Valentine, ich habe es wirklich so gemeint. Keine Verbitterung. Nur Groll. Ich kenne meine Mutter, das ist alles. Sie haben mich gebeten, Ihnen zu sagen, was ich gesehen habe – und das habe ich gesehen. Das hat auch Andrew gesehen. All diese Schmerzen. Er wird von ihnen angezogen. Schmerz zieht ihn an wie ein Magnet. Und Mutter hatte so viel Schmerz, daß sie ihn fast leergesogen hat. Bis auf die Tatsache, daß man Andrew nicht aussaugen kann. Vielleicht ist der Quell des Mitgefühls in ihm unerschöpflich.«

Seine leidenschaftliche Rede über Andrew überrascht sie. Und gefiel ihr auch. »Sie haben gesagt, Quim habe sich an Gott gewandt, den perfekten unsichtbaren Vater. An wen haben Sie sich gewandt? An keinen Unsichtbaren, glaube ich.«

»Nein, an keinen Unsichtbaren.«

Valentine betrachtete schweigend sein Gesicht.

»Ich sehe alles im Flachrelief«, sagte Olhado. »Meine Tiefenwahrnehmung ist sehr schlecht. Wenn sie in beide Augen Linsen gesteckt hätten, anstatt nur in eins, wäre die Binokularität viel besser. Aber ich wollte den Stecker haben. Wegen der Computerverbindung. Ich wollte die Bilder

aufzeichnen, sie mit anderen teilen können. Also sehe ich alles im Flachrelief. Alle Personen kommen mir wie leicht gerundete zweidimensionale Pappgestalten vor, die über einen flachen, gemalten Hintergrund gleiten. In gewisser Hinsicht scheinen alle Menschen etwas zusammenzurücken. Sie gleiten wie Papierblätter übereinander und reiben sich beim Vorbeigehen leicht.«

Sie hörte zu, aber er schwieg eine Weile.

»Keinen Unsichtbaren«, wiederholte er dann. »Das stimmt. Ich sah, was Andrew mit unserer Familie angestellt hatte. Ich sah, daß er hereinkam, zuhörte, beobachtete und verstand, wer wir waren, jeder einzelne von uns. Er versuchte, unsere Bedürfnisse herauszufinden und sie zu befriedigen. Er übernahm die *Verantwortung* für andere Menschen, und es schien ihm nichts auszumachen, welchen Preis er dafür begleichen mußte. Und obwohl er die Familie Ribeira nie *normal* machen konnte, gab er uns Frieden, Stolz und eine Identität. Stabilität. Er heiratete Mutter und war nett zu ihr. Er liebte uns alle. Er war immer da, wenn wir ihn brauchten, und schien nicht verletzt zu sein, wenn wir ihn nicht brauchten. Er hatte eine feste Hand, wenn er zivilisiertes Benehmen von uns erwartete, setzte aber niemals auf unsere Kosten irgendwelche Marotten durch. Und ich dachte: Das ist so viel wichtiger als die Wissenschaft. Oder die Politik. Oder irgendein Beruf oder eine Leistung, die man erbringen kann. Ich dachte: Wenn ich nur eine gute Familie gründen, nur lernen könnte, anderen Kindern ihr ganzes Leben lang das zu sein, was Andrew, der so spät in mein Leben getreten war, für mich war, dann würde es auf lange Sicht eine bessere Leistung sein als alles, was ich mit dem Verstand oder der Hände Arbeit erreichten könnte.«

»Also sind Sie ein Karrierevater«, sagte Valentine.

»Der in einer Ziegelei arbeitet, um die Familie zu ernähren und zu kleiden. Kein Ziegelmacher, der zufällig Kinder hat. Lini empfindet genauso.«

»Lini?«

»Jaqueline. Meine Frau. Sie ist ihrem eigenen Weg zum selben Ort gefolgt. Wir tun, was wir tun müssen, um uns unseren Platz in der Gesellschaft zu verdienen, doch wir leben für uns, für unser Heim. Füreinan-

der, für unsere Kinder. Das wird mir niemals einen Eintrag in einem Geschichtsbuch einbringen.«

»Wenn Sie sich da nicht mal täuschen«, sagte Valentine.

»Über solch ein Leben zu lesen, wäre langweilig«, sagte Olhado. »Aber es ist alles andere als langweilig, es zu leben.«

»Also ist das Geheimnis, das Sie vor Ihren gepeinigten Geschwistern schützen – Glück.«

»Friede. Schönheit. Liebe. All die großen Abstraktionen. Vielleicht sehe ich sie im Flachrelief, aber dafür in der Großaufnahme.«

»Und Sie haben es von Andrew gelernt. Weiß er es?«

»Ich glaube schon«, sagte Olhado. »Wollen Sie wissen, was mein am meisten gehütetes Geheimnis ist? Wenn wir allein zusammen sind, nur er und ich oder ich und Lini und er – wenn wir allein sind, nenne ich ihn Papa, und er nennt mich Sohn.«

Valentine unternahm keine Anstrengungen, ihre Tränen zurückzuhalten. »Also hat Ender doch Kinder«, sagte sie.

»Ich habe von ihm gelernt, wie man ein Vater ist, und ich bin ein verdammt guter.«

Valentine beugte sich vor. Es war an der Zeit, zur Sache zu kommen. »Das bedeutet, daß Sie mehr als alle anderen in Gefahr sind, etwas wahrhaft Schönes und Gutes zu verlieren, wenn wir mit unseren Unternehmungen keinen Erfolg haben.«

»Ich weiß«, sagte Olhado. »Meine Wahl war auf lange Sicht selbstsüchtig. Ich bin glücklich, aber ich kann nichts tun, um zur Rettung Lusitanias beizutragen.«

»Falsch«, sagte Valentine. »Sie können etwas tun, wissen es aber nicht.«

»Was kann ich tun?«

»Unterhalten wir uns noch eine Weile und stellen wir fest, ob wir es herausfinden können. Und wenn Sie einverstanden sind, Laura, sollte Ihre Jaqueline jetzt damit aufhören, uns aus der Küche zu belauschen, und sich zu uns gesellen.«

Jaqueline kam beschämt herein und setzte sich neben ihren Mann. Valentine gefiel es, wie sie Händchen hielten. Nach so vielen Kindern – es

erinnerte sie daran, wie sie mit Jakt Händchen hielt und wie glücklich es sie machte.

»Lauro«, sagte sie. »Andrew hat mir erzählt, als Sie jünger waren, waren Sie das klügste der Ribeira-Kinder. Daß Sie sich mit ihm über die wildesten philosophischen Spekulationen unterhalten haben. Und jetzt, Lauro, mein Adoptivneffe, brauchen wir wilde Philosophien. Hat Ihr Gehirn aufgehört zu arbeiten, seit Sie ein Kind waren? Oder haben Sie noch tiefgründige Gedanken?«

»Ich habe meine Gedanken«, sagte Olhado, »aber ich glaube nicht mehr daran.«

»Wir arbeiten am Überlichtflug, Lauro. Wir arbeiten daran, die Seele einer Computerwesenheit zu finden. Wir versuchen, einen künstlichen Virus umzubauen, in den man die Fähigkeit der Selbstverteidigung eingebaut hat. Wir arbeiten an Magie und Wundern: Also wäre ich dankbar für alle Einblicke, die Sie mir über die Natur des Lebens und der Wirklichkeit geben können.«

»Ich weiß nicht einmal, über welche Ideen Andrew gesprochen hat«, erwiderte Olhado. »Ich habe nicht Physik studiert, ich…«

»Wollte ich studieren, würde ich Bücher lesen. Also will ich Ihnen sagen, was wir einem sehr klugen chinesischen Dienstmädchen auf der Welt Weg gesagt haben. Lassen Sie mich Ihre Gedanken wissen, und ich werde selbst entscheiden, welche nützlich sind und welche nicht.«

»Wie? Sie sind auch keine Physikerin.«

Valentine ging zu dem Computer, der stumm in der Ecke wartete. »Darf ich ihn einschalten?«

»Pois nao«, sagte er. Natürlich.

»Sobald ich ihn eingeschaltet habe, wird Jane bei uns sein.«

»Enders persönliches Programm.«

»Die Computerwesenheit, deren Seele wir zu finden versuchen.«

»Ah«, sagte er. »Vielleicht sollten *Sie mir* etwas erklären.«

»Ich weiß schon, was ich weiß. Also fangen wir an. Sprechen wir über die Ideen, die Sie als Kind hatten, und was aus ihnen geworden ist.«

Von dem Augenblick an, da Miro das Zimmer betrat, war Quara abweisend. »Gib dir keine Mühe«, sagte sie.

»Womit?«

»Mich an meine Pflicht der Menschheit oder der Familie gegenüber zu erinnern – bei denen es sich übrigens um zwei verschiedene, sich nicht überlappende Gruppen handelt.«

»Bin ich deshalb gekommen?« fragte Miro.

»Ela hat dich geschickt, um mich zu überreden, ihr zu verraten, wie man die Descolada kastrieren kann.«

Miro versuchte es mit Humor. »Ich bin kein Biologe. Ist das überhaupt möglich?«

»Stell dich nicht dumm«, sagte Quara. »Wenn du ihnen die Fähigkeit nimmst, Informationen von einem Virus zum anderen weiterzuleiten, ist es so, als würdest du ihnen die Zungen abschneiden und ihnen ihr Gedächtnis nehmen und alles, was sie intelligent macht. Wenn sie wissen will, was ich darüber weiß, kann sie studieren, was ich studiert habe. Ich habe nur fünf Jahre Arbeit gebraucht, um soweit zu kommen.«

»Eine Flotte ist im Anmarsch.«

»Also *bist* du ein Unterhändler.«

»Und die Descolada könnte vielleicht herausbekommen, wie…«

Sie unterbrach ihn und beendete den Satz. »… sie all unsere Strategien umgehen kann, sie zu bändigen. Ich weiß.«

Miro war verärgert, doch er war es gewöhnt, mit Leuten umzugehen, die ungeduldig mit seiner langsamen Sprache wurden und ihn unterbrachen. Und zumindest hatte sie ganz richtig vermutet, worauf er hinauswollte. »Jeden Tag«, sagte er. »Ela spürt den Zeitdruck.«

»Dann sollte sie mir helfen zu lernen, mit dem Virus zu *sprechen*. Ihn zu überreden, uns in Ruhe zu lassen. Einen Vertrag schließen, wie Andrew es mit den Pequeninos getan hat. Statt dessen hat sie mich aus dem Labor verbannt. Aber dieses Spiel können auch zwei spielen. Sie schneidet mich von allen Informationen ab, und ich schneide sie ab.«

»Du hast Geheimnisse an die Pequeninos verraten.«

»O ja, Mutter und Ela, die Hüterinnen der Wahrheit! *Sie* entscheiden, wer was wissen darf. Nun, Miro, jetzt will ich *dir* ein Geheimnis verraten. Du kannst die Wahrheit nicht schützen, indem du verhinderst, daß andere sie erfahren.«

»Das weiß ich«, sagte Miro.

»Wegen ihrer verdammten Geheimnisse hat Mutter unsere ganze Familie zerstört. Sie wollte nicht einmal Libo heiraten, weil sie entschlossen war, ein dummes Geheimnis zu bewahren, das ihm vielleicht das Leben gerettet hätte, wenn er es gekannt hätte.«

»Ich weiß«, sagte Miro.

Diesmal sprach er mit solchen Nachdruck, daß Quara zurückprallte. »Na schön, ich glaube, dieses Geheimnis war dir wichtiger als mir. Aber bei dieser Sache solltest du auf meiner Seite stehen, Miro. Dein Leben wäre wesentlich besser, unser aller Leben wäre wesentlich besser, wenn Mutter Libo geheiratet und ihm all ihre Geheimnisse verraten hätte. Dann würde er wahrscheinlich noch leben.«

Eine sehr saubere Lösung. Hübsche kleine Was-wäre-wenns. Und so falsch wie irgend etwas. Hätte Libo Novinha geheiratet, hätte er Bruxinha, Quandas Mutter, *nicht* geheiratet, und dann hätte sich Miro niemals ahnungslos in seine eigene Halbschwester verlieben können, weil es sie gar nicht gegeben hätte. Doch es war viel zu kompliziert, ihr das mit seiner schleppenden Aussprache begreiflich zu machen, und so beschränkte er sich nur darauf, »Quanda wäre nicht geboren worden!« zu sagen und zu hoffen, daß sie die richtigen Schlußfolgerungen ziehen würde.

Sie überlegte einen Augenblick lang, und dann zog sie die Schlußfolgerung. »Da hast du recht«, sagte sie. »Es tut mit leid. Ich war damals nur ein Kind.«

»Das ist alles Vergangenheit«, sagte Miro.

»Nichts ist Vergangenheit«, sagte Quara. »Wir spielen es noch immer durch, immer und immer wieder. Immer wieder dieselben Fehler. Mutter glaubt noch immer, daß man Menschen vor Schaden bewahren kann, indem man ihnen Geheimnisse vorenthält.«

»Und du glaubst es auch«, sagte Miro.

Quara dachte kurz darüber nach. »Ela hat versucht, den Pequeninos zu verheimlichen, daß sie daran arbeitet, die Descolada zu vernichten. Dieses Geheimnis hätte die gesamte Pequenino-Gesellschaft zerstören können, und sie wurden nicht einmal um Rat gefragt. Sie hat verhindert, daß die Pequeninos sich selbst schützen konnten. Doch ich bewahre ein Geheimnis, das vielleicht eine Möglichkeit darstellt, die Descolada intellektuell zu kastrieren, ihr die Hälfte ihres Lebens zu nehmen.«

»Um die Menschheit zu retten, ohne die Pequeninos zu vernichten.«

»Menschen und Pequeninos, die drauf und dran sind, einen Kompromiß zu schließen, wie sie eine hilflose dritte Spezies ausmerzen können!«

»Nicht gerade hilflos.«

Sie ignorierte ihn. »Genauso, wie Spanien und Portugal in den alten Zeiten direkt nach Kolumbus den Papst dazu brachten, die Welt zwischen Ihren katholischen Majestäten aufzuteilen. Eine Linie auf der Landkarte, und da ist Brasilien, in dem Portugiesisch und kein Spanisch gesprochen wird. Was interessiert es schon, daß neun von zehn Indianern sterben mußten und die anderen jahrhundertlang ihre Rechte und Macht verloren, sogar ihre Sprachen…«

Nun war es an Miro, ungeduldig zu werden. »Die Descolada ist nicht die Indianer.«

»Sie ist eine vernunftbegabte Spezies.«

»Das ist sie nicht«, sagte Miro.

»Ach? Wie kannst du dir da so sicher sein? Ich dachte, du hättest Xenologie studiert. Allerdings vor dreißig Jahren, so daß dein Wissensstand hinterherhinkt.«

Miro antwortete nicht. Er wußte genau, daß sie genau wußte, wie hart er nach seiner Rückkehr gearbeitet hatte, um sich auf den neuesten Stand zu bringen. Es war ein dummer Versuch gewesen, ihre Autorität auszuspielen. Er wartete darauf, daß sie sich wieder zu einer vernünftigen Diskussion bereit zeigte.

»Na schön«, sagte sie. »Das war ein Tiefschlag. Aber es ist auch nicht fair, dich zu schicken, um Zugang zu meinen Unterlagen zu bekommen. Sie versuchen, an mein Mitleid zu appellieren.«

»Mitleid?« fragte Miro.

»Weil du ein… ein…«

»Krüppel bist«, sagte Miro. Er hatte nicht daran gedacht, daß Mitleid alles komplizieren konnte. Aber was konnte er daran ändern? Was immer er tat, er war und blieb ein Krüppel.

»Nun ja…«

»Ela hat mich nicht geschickt«, sagte Miro.

»Dann Mutter.«

»Mutter auch nicht.«

»Oh, hast du dich freiwillig hierher begeben? Oder willst du mir sagen, daß die ganze Menschheit dich geschickt hat? Oder bist du der Gesandte eines abstrakten Wertes? ›Der Anstand hat mich geschickt.‹«

»Wenn dem so wäre, hätte er mich zur falschen Person geschickt.«

Sie prallte zurück, als habe er ihr eine Ohrfeige gegeben. »Ach, bin *ich* etwa die Unanständige?«

»Andrew hat mich geschickt«, sagte Miro.

»Noch ein Manipulator.«

»Er wäre selbst gekommen.«

»Aber er ist so beschäftigt, weil er sich überall einmischen muß. Nossa Senhora, er ist ein *Prediger*, der sich in wissenschaftliche Dinge einmischt, die so hoch über ihm stehen…«

»Halt die Klappe«, sagte Miro.

Er sprach so nachdrücklich, daß sie tatsächlich verstummte – wenngleich sie nicht glücklich darüber war.

»Du weißt genau, was Andrew ist. Er hat die *Schwarmkönigin* geschrieben…«

»… und den *Hegemon* und *Menschs Leben*.«

»Sag mir nicht, er habe keine Ahnung.«

»Nein. Ich weiß, daß das nicht stimmt«, sagte Quara. »Ich bin nur so wütend. Ich habe den Eindruck, daß alle gegen mich sind.«

»Gegen das, was du tust, ja«, sagte Miro.

»Warum sieht niemand die Dinge so, wie ich sie sehe?«

»Ich sehe sie so.«

»Wie kannst du dann…«

»Aber ich sehe sie auch so, wie *sie* sie sehen.«

»Ach ja. Der Unparteiische. Du tust so, als würdest du mich verstehen. Die einfühlsame Tour.«

»Pflanzer stirbt, damit wir Informationen bekommen, die du wahrscheinlich schon hast.«

»Stimmt nicht. Ich weiß nicht, ob die Intelligenz der Pequeninos vom Virus stammt oder nicht.«

»Einen gestutzten Virus könnten wir untersuchen, ohne daß er sterben muß.«

»*Gestutzt* – ist das jetzt das neue Wort? Es klingt besser als *kastriert.* Alle Gliedmaßen abschneiden. Und auch den Kopf. Nur der Körper bleibt noch übrig. Machtlos. Geistlos. Ein sinnlos schlagendes Herz.«

»Pflanzer ist…«

»Pflanzer ist in die Vorstellung verliebt, ein Märtyrer zu sein. Er will sterben.«

»Pflanzer bittet dich, ihn aufzusuchen und mit ihm zu sprechen.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Komm schon, Miro. Sie haben einen Krüppel zu mir geschickt. Sie wollen, daß ich mit einem sterbenden Pequenino spreche. Als würde ich eine ganze Spezies verraten, weil ein sterbender Freund – überdies ein *Freiwilliger* – mich mit dem letzten Atemzug darum bittet.«

»Quara.«

»Ja, ich höre dir zu.«

»Wirklich?«

»Disse que sim!« schnappte sie. Ich habe es doch gesagt.

»Du könntest vielleicht recht haben.«

»Wie freundlich von dir.«

»Aber sie vielleicht auch.«

»Wie unparteiisch du wieder bist.«

»Du sagst, sie hätten einen Fehler begangen, indem sie eine Entscheidung trafen, die die Pequeninos töten könnte, ohne sich mit ihnen zu beratschlagen. Machst du…«

»… nicht dasselbe? Was sollte ich deiner Meinung nach denn tun? Meinen Standpunkt veröffentlichen und eine Umfrage durchführen? Ein paar tausend Menschen, Millionen von Pequeninos auf deiner Seite – aber es gibt Billiarden Descolada-Viren. Mehrheitsbeschluß. Fall abgeschlossen.«

»Die Descolada ist nicht vernunftbegabt.«

»Zu deiner Information«, sagte Quara. »Ich weiß alles über diesen neuesten Schachzug. Ela hat mir die Abschriften geschickt. Irgendein chinesisches Mädchen auf einem Kolonialplaneten, das von Xenobiologie nicht die geringste Ahnung hat, kommt mit einer wilden Hypothese hervor, und *ihr* benehmt euch so, als sei alles schon bewiesen.«

»Dann beweise das Gegenteil.«

»Das kann ich nicht. Ich habe keinen Zutritt zum Labor mehr. *Ihr* müßt beweisen, daß es stimmt.«

»Occams Skalpell beweist, daß es stimmt. Die einfachste Erklärung, die zu allen Tatsachen paßt.«

»Occam war ein Scheißer aus dem Mittelalter. Die einfachste Erklärung, die zu allen Tatsachen paßt, lautet immer: Gott hat es getan. Oder auch – die alte Frau am Ende der Straße ist eine Hexe. *Sie* hat es getan. Mehr ist diese Hypothese auch nicht – nur, daß ihr noch nicht einmal wißt, wo die Hexe ist.«

»Die Descolada trat zu plötzlich auf.«

»Ich weiß, sie hat sich nicht entwickelt. Sie ist nicht aus der Evolution hervorgegangen, muß von irgendwo her kommen. Na schön. Selbst wenn sie künstlich ist, heißt das nicht, daß sie jetzt nicht vernunftbegabt ist.«

»Sie versucht, uns zu töten. Sie ist varelse, nicht ramännisch.«

»Ach ja, Valentines Hierarchie. Aber woher soll ich wissen, daß die Descolada die Varelse ist und wir die Ramänner sind? Soweit ich es sagen kann, ist Intelligenz einfach nur Intelligenz. Varelse ist nur ein Begriff, den Valentine erfunden hat. Er soll bedeuten: Intelligenz, die wir

töten wollen. Und Ramann heißt: Intelligenz, bei der wir uns noch nicht entschlossen haben, sie zu töten.«

»Die Descolada ist gefühlloser Feind, der keiner Vernunft zugänglich ist.«

»Gibt es einen anderen?«

»Die Descolada hat keinen Respekt für irgendwelches Leben. Sie will uns töten. Sie beherrscht bereits die Pequeninos. Alles nur, damit sie diesen Planeten regulieren und sich auf andere Welten ausbreiten kann.«

Endlich einmal hatte sie ihn eine lange Erklärung beenden lassen. Bedeutete das, daß sie ihm tatsächlich zuhörte?

»Ich gestehe ein, daß ein Teil von Wang-mus Hypothese richtig ist«, sagte Quara. »Es ergibt Sinn, daß die Descolada die Gaialogie Lusitanias reguliert. Nun, wo ich darüber nachdenke, ist es sogar offensichtlich. Es erklärt die meisten Gespräche, die ich beobachtet habe – die Informationsweitergabe von einem Virus zum anderen. Es dürfte wohl nur ein paar Monate dauern, bis jeder Virus auf dem Planeten die Nachricht bekommen hat – es würde funktionieren. Aber daß die Descolada die Gaialogie beherrscht, heißt noch lange nicht, daß sie nicht vernunftbegabt ist. Es könnte sogar genau andersherum sein – indem die Descolada die Verantwortung zur Regulierung der Gaialogie einer ganzen Welt auf sich nimmt, zeigt sie Selbstlosigkeit. Und sie hat eine Beschützerrolle inne. Wenn wir sehen, wie eine Löwin einen Eindringling angreift, um ihre Jungen zu schützen, bewundern wir sie. Und genau das macht auch die Descolada – sie greift die Menschen an, um ihrer Verantwortung nachzukommen. Ein lebender Planet.«

»Eine Löwin, die ihre Jungen schützt.«

»Davon gehe ich aus.«

»Oder ein tollwütiger Hund, der *unsere* Kinder anfällt.«

Quara schwieg, dachte einen Augenblick lang nach. »Oder beides. Warum kann nicht beides möglich sein? Die Descolada versucht, einen Planeten zu regulieren. Aber die Menschen werden immer gefährlicher. Für sie sind *wir* der tollwütige Hund. Wir entwurzeln die Pflanzen, die Teil ihres Kontrollprogramms sind, und pflanzen unsere eigenen, auf die sie keinen Einfluß nehmen kann. Wir bringen einige Pequeninos dazu,

sich seltsam zu benehmen und ihr nicht mehr zu gehorchen. Zu einer Zeit, da sie versucht, mehr Wälder aufzubauen, brennen wir einen nieder. Natürlich will sie uns loswerden!«

»Also hat sie vor, uns zu vernichten.«

»Wir können ihr den Versuch nicht übelnehmen! Wann wirst du einsehen, daß die Descolada gewisse *Rechte* hat?«

»Und wir haben keine? Und die Pequeninos?«

Erneut hielt sie inne. Kein sofortiges Gegenargument. Es gab ihm die Hoffnung, daß sie ihm tatsächlich zuhörte.

»Weißt du was, Miro?«

»Was?«

»Sie haben recht daran getan, dich zu schicken.«

»Ach ja?«

»Weil du keiner von *ihnen* bist.«

Das stimmt allerdings, dachte Miro. Ich werde nie wieder ›einer von‹ irgend etwas sein.

»Vielleicht können wir nicht mit der Descolada sprechen. Und vielleicht ist sie wirklich nur ein Artefakt. Ein biologischer Roboter, der sein Programm ausführt. Aber vielleicht auch nicht. Und sie verhindern, daß ich es herausfinde.«

»Und wenn sie dir wieder Zutritt zum Labor gestatten?«

»Das werden sie nicht«, sagte Quara. »Wenn du das glaubst, kennst du Ela und Mutter nicht. Sie sind zum Schluß gekommen, daß sie mir nicht vertrauen können, und damit ist die Sache erledigt. Nun ja, andererseits bin *ich* auch zum Schluß gekommen, *ihnen* nicht vertrauen zu können.«

»Also stirbt eine ganze Spezies wegen dieses dummen Familienstolzes.«

»Meinst du, das wäre alles, Miro? Stolz? Meinst du, ich würde nur wegen einer lächerlichen Familienzwistigkeit durchhalten?«

»Unsere Familie hat sehr viel Stolz.«

»Gleichgültig, was du glaubst, ich halte durch, weil mein Gewissen es mir vorschreibt, ganz egal, ob du es Stolz oder Sturheit oder sonstwie nennst.«

»Ich glaube dir«, sagte Miro.

»Aber glaube ich *dir*, wenn du sagst, daß du mir glaubst? Wir stecken in einer furchtbaren Klemme.« Sie wandte sich wieder ihrem Terminal zu. »Geh jetzt, Miro. Ich habe dir gesagt, daß ich darüber nachdenken werde.«

»Sprich mit Pflanzer.«

»Auch darüber werde ich nachdenken.« Ihre Finger schwebten über der Tastatur. »Du weißt, daß er mein Freund ist. Ich bin nicht unmenschlich. Ich werde ihn aufsuchen. Du kannst dich darauf verlassen.«

»Gut.« Er ging zur Tür.

»Miro«, sagte sie.

Er drehte sich um und wartete.

»Danke dafür, daß du mir nicht angedroht hast, euer Computerprogramm würde meine Speicher öffnen, wenn ich es nicht selbst tue.«

»Das war doch klar«, sagte er.

»Weißt du, Andrew hätte damit gedroht. Alle halten ihn für einen Heiligen, aber er bedrängt ständig Leute, die nicht nach seiner Pfeife tanzen wollen.«

»Er droht nicht.«

»Ich habe es schon selbst gesehen.«

»Er warnt.«

»Oh. Entschuldigung. Ist das etwas anderes?«

»Ja«, sagte Miro.

»Der einzige Unterschied zwischen einer Warnung und einer Drohung ist, ob man die Person ist, die sie gibt, oder die, die sie bekommt«, sagte Quara.

»Nein«, sagte Quara. »Der Unterschied besteht darin, wie die Person es meint.«

»Geh«, sagte sie. »Während ich darüber nachdenke, muß ich arbeiten. Also geh.«

Er öffnete die Tür.

»Trotzdem vielen Dank«, sagte sie.

Er schloß die Tür hinter sich.

Er hatte Quaras Wohnung kaum verlassen, als sich Jane auch schon in seinem Ohr meldete. »Wie ich sehe, hast du ihr nicht gesagt, daß ich schon längst in ihre Speicher eingebrochen bin.«

»Nun ja«, sagte Miro. »Ich kam mir wie ein scheinheiliger Heuchler vor, als sie mir dankte, ihr nicht etwas anzudrohen, was ich schon längst getan hatte.«

»Was *ich* getan habe.«

»Was *wir* getan haben. Du und ich und Ender. Eine verstohlene Gruppe.«

»Wird sie wirklich darüber nachdenken?«

»Vielleicht«, sagte Miro. »Oder sie hat schon darüber nachgedacht, ist zum Schluß gelangt, mit uns zusammenarbeiten zu wollen, und hat nur noch nach einer Entschuldigung gesucht. Oder sie hat den Schluß gefaßt, niemals mit uns zusammenarbeiten, und hat diese netten Worte beim Abschied nur gesagt, weil ich ihr leid tue.«

»Was wird sie deiner Meinung nach tun?«

»Ich weiß nicht, was sie tun wird«, sagte Miro. »Ich weiß nur, was ich *tun* werde. Ich werde mich jedesmal schämen, wenn ich daran denke, daß ich sie glauben machte, ich würde ihre Privatsphäre respektieren, wo wir doch schon ihre Computerspeicher ausgeplündert haben. Manchmal halte ich mich nicht für einen sehr guten Menschen.«

»Wie dir sicher aufgefallen ist, hat sie dir nicht gesagt, daß sie alle wichtigen Ergebnisse außerhalb des Computers versteckt hat, so daß die einzigen Speicher, die ich erreichen kann, nur wertlosen Schrott enthalten. Sie war auch nicht gerade offen zu dir.«

»Ja, aber sie ist eine Fanatikerin ohne Gefühl für Verhältnismäßigkeit.«

»Das erklärt alles.«

»Einige Wesenszüge treten eben bei allen Familienmitgliedern auf«, sagte Miro.

Diesmal war die Schwarmkönigin allein. Sie wirkte erschöpft – von der Paarung? Der Produktion der Eier? Doch anscheinend verbrachte sie

ihre gesamte Zeit damit. Sie schien keine Wahl zu haben. Nun, da Arbeiter die Grenzen der menschlichen Kolonie bewachen mußten, schien sie mehr produzieren zu müssen, als sie geplant hatte. Ihre Nachkommen bedurften keiner Ausbildung – sie traten schnell ins Erwachsenenalter und hatten alle Kenntnisse, die auch alle anderen Erwachsenen hatten. Doch das Eierlegen, Ausschlüpfen und Einspinnen in Kokons beanspruchte Zeit. Wochen für jeden Erwachsenen. Verglichen mit einem Menschen produzierte sie eine schier unerschöpfliche Anzahl von Jungen. Doch verglichen mit der Stadt Milagre, in der es über tausend Frauen im gebärfähigen Alter gab, verfügte die Krabblerkolonie nur über eine gebärfähige Frau.

Es hatte Ender immer gestört, ihn unbehaglich gemacht, daß es nur *eine* Königin gab. Was, wenn ihr etwas zustieß? Andererseits jedoch fühlte sich die Schwarmkönigin bei dem Gedanken unbehaglich, daß Menschen kaum eine Handvoll Kinder bekamen. Aber wenn *ihnen* etwas zustieß? Beide Spezies praktizierten eine Kombination aus Pflege und Überfluß, um ihre genetische Herkunft zu schützen. Die Menschen hatten einen Überfluß an Eltern und pflegten dann den wenigen Nachwuchs. Die Schwarmkönigin hatte einen Überfluß an Nachwuchs, der dann die Eltern pflegte. Jede Spezies hatte ihre eigene, ausgeglichene Strategie gefunden.

›Warum belästigst du uns damit?‹

»Weil wir in einer Sackgasse stecken. Weil alle anderen es auch versuchen und für dich genausoviel auf dem Spiel steht wie für uns.«

›Ja?‹

»Die Descolada bedroht dich genau wie uns. Eines Tages wirst du sie wahrscheinlich nicht mehr kontrollieren können, und dann bist du verloren.«

›Aber du willst mir keine Fragen über die Descolada stellen?‹

»Nein.« Es ging um das Problem der überlichtschnellen Reise. Grego hatte sich das Gehirn zermartert. Im Gefängnis konnte er sowieso an nichts anderes denken. Als Ender das letzte Mal mit ihm gesprochen hatte, hatte er geweint – vor Erschöpfung wie auch vor Enttäuschung. Er hatte Papierbahnen auf dem gesamten Boden des Sicherheitsraums,

der als Gefängniszelle benutzt wurde, ausgebreitet und mit Gleichungen vollgeschrieben. »*Möchtest* du den Überlichtflug nicht haben?«

›Es wäre sehr nett.‹

Die Zurückhaltung ihrer Antwort tat fast weh, so sehr enttäuschte sie ihn. So sieht also Verzweiflung aus, dachte er. Quara mauert, wenn es um die Natur der Descolada-Intelligenz geht. Pflanzer stirbt am Descolada-Entzug. Han Fei-tzu und Wang-mu bemühen sich, Jahre des höheren Studiums mehrerer Fachgebiete auf einmal nachzuholen. Grego ist ausgebrannt. Und es liegen keine Ergebnisse vor.

Sie mußte seinen Schmerz so deutlich gehört haben, als hätte er ihn hinausgeschrien.

›Nicht.‹

›Nicht.‹

»Du hast es getan«, sagte er. »Es muß also möglich sein.«

›Wir sind nie schneller als das Licht gereist.‹

»Du hast etwas über Lichtjahre hinweg getan. Du hast *mich* gefunden.«

›Du hast *uns* gefunden, Ender.‹

»Nein«, sagte er. »Ich wußte nicht einmal, daß wir geistigen Kontakt miteinander hatten, bis ich die Nachricht fand, die du für mich hinterlassen hast.« Es war der befremdlichste Augenblick in seinem Leben gewesen, als er auf einer fremden Welt gestanden und ein Modell, eine Replikation der Landschaft gesehen hatte, die es nur an einem einzigen anderen Ort gab – in dem Computer, auf dem er seine persönliche Version des Fantasyspiels gespielt hatte. Es war, als käme ein völlig Fremder auf einen zu und erzählte einem den Traum, den man letzte Nacht gehabt hatte. Sie waren in seinem Kopf gewesen. Es machte ihm Angst, erregte ihn aber auch. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er den Eindruck, *gekannt* zu werden. Nicht, daß man *von* ihm wußte – er war bei der gesamten Menschheit bekannt, und in jenen Tagen war sein Ruhm groß gewesen, er galt als größter Held aller Zeiten. Andere Menschen hatten von ihm *gehört*. Doch bei diesem Krabbler-Artefakt fand er zum ersten Mal heraus, daß man ihn *kannte*.

›Denke nach, Ender. Ja, wir haben nach unserem Feind gegriffen, doch wir suchten nicht nach dir. Wir suchten nach jemandem, der so war wie

wir. Nach einem Netzwerk verbundener Geistesinhalte, mit einem Zentralverstand, der es kontrolliert. Wir finden uns einander, ohne uns anstrengen zu müssen, weil wir das Muster erkennen. Eine Schwester zu finden ist genauso, als würde man sich selbst finden.‹

»Wie hast du *mich* dann gefunden?«

›Über das *Wie* dachten wir nie nach. Wir haben es einfach getan. Fanden eine helle, heiße Quelle. Ein Netzwerk, aber ein sehr seltsames, mit sich verändernden Mitgliedern. Und im Mittelpunkt davon nicht etwas wie uns, sondern einfach ein weiterer… Gewöhnlicher. Dich. Aber mit solch einer Intensität. Innerlich auf dein Computerspiel konzentriert. Und äußerlich in erster Linie auf uns. Du hast nach uns gesucht.‹

»Ich habe nicht nach dir gesucht, ich habe dich studiert.« Er hatte sich jedes Video angesehen, das die Kampfschule zur Verfügung stellen konnte, hatte zu verstehen versucht, wie der Verstand der Krabbler funktioniert. »Ich habe mir dich *vorgestellt.*«

›Das sagen wir ja. Nach uns gesucht. Uns vorgestellt. So suchen wir einander. So hast du uns gerufen.‹

»Und das war alles?«

›Nein, nein. Du warst so seltsam. Wir wußten nicht, was du warst. Wir konnten nichts in dir lesen. Unsere Sicht war so begrenzt. Deine Vorstellungen wechselten so rapide, und du dachtest immer nur an eine Sache gleichzeitig. Und das Netzwerk um dich herum veränderte sich so stark. Die Verbindung eines jeden seiner Mitglieder mit dir veränderte sich, ließ mit der Zeit nach, manchmal sogar sehr schnell…‹

Er hatte Schwierigkeiten, ihren Worten Sinn zu entnehmen. Mit was für einem Netzwerk war er verbunden?

›Die anderen Soldaten. Dein Computer.‹

»Ich war nicht mit ihnen *verbunden.* Es waren meine Soldaten, mehr nicht.«

›Was glaubst du, wie *wir* miteinander verbunden sind? Siehst du irgendwelche Kabel?‹

»Aber Menschen sind im Gegensatz zu deinen Arbeitern Individuen.«

›Viele Königinnen, viele Arbeiter, die sich immer wieder verwandeln. Sehr verwirrend. Schreckliche Zeiten des Kampfes. Was wäre, wenn

diese Ungeheuer unser Kolonieschiff ausgemerzt hätten? Was für ein Geschöpf? Du warst so seltsam, daß wir dich uns nicht vorstellen konnten. Wir konnten nur fühlen, wenn du nach *uns* suchtest.‹

Ganz und gar nicht hilfreich. Es hatte nichts mit dem Überlichtflug zu tun, klang wie Hokuspokus, gar nicht nach Wissenschaft. Grego würde es nicht mathematisch ausdrücken können.

›Ja, das stimmt. Wir gehen dieses Problem nicht wissenschaftlich an. Nicht technologisch. Keine Zahlen oder gar Gedanken. Wir stellten fest, daß du gern eine neue Königin hervorbringen würdest. Einen neuen Schwarm beginnen würdest.‹

Ender verstand nicht, wie die Errichtung einer Verkürzerverbindung mit seinem Hirn eine neue Königin schlüpfen lassen konnte. »Erzähle es mir.«

›Wir denken nicht darüber nach. Wir *tun* es einfach.‹

»Aber *was* tut ihr, wenn ihr es tut?«

›Was wir immer tun.‹

»Und was tut ihr immer?«

›Wie füllst du deinen Penis mit Blut, um dich zu paaren, Ender? Wie bringst du deine Bauchspeicheldrüse dazu, Enzyme auszuschütten? Wie gleitest du in die Pubertät? Wie konzentrierst du deinen Blick?‹

»Dann *erinnere* dich daran, was du tust, und zeige es mir.«

›Du vergißt, daß es dir nicht gefällt, wenn wir dir etwas durch unsere Augen zeigen.‹

Das stimmte. Sie hatte es nur ein paar Mal versucht, als er sehr jung war und gerade ihren Kokon entdeckt hatte. Er kam einfach nicht damit zurecht, konnte der Sache keinen Sinn entnehmen. Blitze, ein paar Blicke waren klar, aber es war so verwirrend, daß er in Panik geraten und wahrscheinlich ohnmächtig werden würde, obwohl er allein war und, klinisch gesehen, nicht sicher sein konnte, was geschehen war.

»Wenn du es mir nicht sagen kannst, müssen wir etwas *tun.*«

›Bist du wie Pflanzer? Willst du sterben?‹

»Nein. Ich sage dir, wann du aufhören sollst. Es hat mich zuvor auch nicht umgebracht.«

›Wir werden es versuchen – etwas abgemildert. Wir werden uns erinnern und dir sagen, was geschieht. Dir Teile zeigen. Dich schützen. Sicherheit.‹

»Ja, versuche es.«

Sie ließ ihm nicht die Zeit, es sich anders zu überlegen oder vorzubereiten. Plötzlich hatte er den Eindruck, mit zusammengesetzten Augen zu sehen, nicht viele Linsen mit demselben Bild, sondern jede mit ihrem eigenen. Es erzeugte dasselbe Gefühl von Schwindel in ihm wie vor so vielen Jahren zuvor. Doch diesmal verstand er es etwas besser – zum Teil, weil sie die Eindrücke nicht ganz so intensiv wie zuvor machte, und zum Teil, weil er nun etwas über die Schwarmkönigin wußte und darüber, was sie mit ihm machte.

Die vielen verschiedenen Bilder zeigten, was immer ein Arbeiter sah, als sei jedes einzelne Auge mit demselben Gehirn verbunden. Es bestand nicht die geringste Hoffnung, daß Ender so vielen Bildern gleichzeitig Sinn entnehmen konnte.

›Wir werden dir das zeigen, worauf es ankommt.‹

Die meisten Bilder fielen augenblicklich weg. Dann wurden die übriggebliebenen eins nach dem anderen aussortiert. Er vermutete, daß sie für die Arbeiter irgendein Organisationsprinzip hatte. Sie konnte die vernachlässigen, die nicht damit beschäftigt waren, neue Königinnen hervorzubringen. Danach mußte sie, um Enders willen, auch die aussortieren, die damit beschäftigt waren, und das fiel ihr schwerer, da sie normalerweise die Ansichten aufgrund der jeweiligen Aufgabe und nicht nach den einzelnen Arbeitern sortierte. Endlich war sie jedoch imstande, ihm ein einziges Bild zu zeigen, und er konnte sich darauf konzentrieren, indem er das Flackern und Aufblitzen am Rand des Sichtfeldes einfach ignorierte.

Eine Königin schlüpfte aus. Sie hatte ihm das schon einmal gezeigt, in einer sorgfältig geplanten Vision, als er ihr das erste Mal begegnet war und sie versuchte, ihm etwas zu erklären. Nun jedoch handelte es sich nicht um eine geordnete, sorgfältig orchestrierte Präsentation. Die Klarheit war verschwunden. Das Bild wirkte verschwommen, verzerrt, echt. Es war eine Erinnerung, keine Kunst.

›Du siehst, daß wir den Königinkörper haben. Wir wissen, daß sie eine Königin ist, weil sie schon als Larve nach den Arbeitern greift.‹

»Also kannst du mit ihr sprechen?«

›Sie ist sehr dumm. Wie ein Arbeiter.‹

»Sie entwickelt ihre Intelligenz erst, wenn sie sich im Kokon befindet?«

›Nein. Sie *hat* ihre Intelligenz – wie dein Gehirn. Das Erinnerungsdenken. Es ist nur leer.‹

»Also mußt du sie lehren.«

›Was hätte es für einen Zweck, sie zu unterweisen? Der Denker ist nicht da. Das Wesentliche. Der Verknüpfer.‹

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

›Dann schaue und versuche zu sehen und zu denken. Das wird nicht mit den Augen gemacht.‹

»Dann höre auf, mir etwas zu zeigen, wenn es von anderen Sinnen abhängt. Die Augen sind für die Menschen zu wichtig; was ich sehe, überlagert alles bis auf klare Sprachen, und bei der Schaffung einer Königin wird wohl nicht gesprochen.«

›Wie ist es *damit?*‹

»Ich sehe noch immer etwas.«

›Dein Gehirn verwandelt es in Bilder.‹

»Dann erkläre es. Hilf mir, es zu verstehen.«

›So fühlen wir einander. Wir finden den ausgreifenden Ort im Königinkörper. Alle Arbeiter haben es auch, doch es greift nur nach der Königin, und wenn es sie findet, ist das Greifen vorbei. Die Königin hört niemals auf zu greifen. Zu rufen.‹

»Und dann findest du sie?«

›Wir *wissen*, wo sie ist. Der Königinkörper. Der Arbeiterrufer. Der Erinnerungshalter.‹

»Wonach sucht ihr dann?«

›Nach dem Uns-Ding. Dem Verbinder. Dem Bedeutungs-Macher.‹

»Du meinst, da ist noch etwas? Außer dem Körper der Königin?«

›Ja, natürlich. Die Königin ist nicht nur ein Körper wie die Arbeiter. Hast du das nicht gewußt?‹

»Nein, ich habe es nie gesehen.«

›Du kannst es nicht *sehen.* Nicht mit Augen.‹

»Ich habe nicht gewußt, daß ich nach etwas anderem suchen muß. Ich sah, wie eine Königin entsteht, als du es mir vor vielen Jahren gezeigt hast. Ich dachte, ich hätte es verstanden.«

›Auch wir dachten, du hättest verstanden.‹

»Wenn die Königin also nur ein Körper ist, wer bist du dann?«

›Wir sind die Schwarmkönigin. Und alle Arbeiter. Wir kommen und machen eine Person aus allem. Der Königinkörper gehorcht uns wie die Arbeiterkörper. Wir halten sie alle zusammen, schützen sie, lassen sie perfekt arbeiten, wie jeder gebraucht wird. Wir sind der Mittelpunkt. Jeder von uns.‹

»Aber du hast immer *gesprochen,* als *wärest* du die Schwarmkönigin.«

›Wir sind es auch. Auch alle Arbeiter. Wir sind alle zusammen.‹

»Aber dieses Ding im Mittelpunkt, das alles verbindet…«

›Wir rufen es, damit es kommt und den Königinkörper übernimmt, damit sie klug sein kann, unsere Schwester.‹

»Du *rußt* es. Was ist es?«

›Das Ding, das wir rufen.‹

»Ja, aber was *ist* es?«

›Was fragst du? Es ist das Ding, das gerufen wird. Wir rufen es.‹

Ein Großteil von dem, was die Schwarmkönigin tat, geschah rein instinktiv. Sie hatte keine Sprache und daher nie klare Erklärungen für etwas entwickeln müssen, das bis heute nie erklärt zu werden brauchte. Also mußte er ihr helfen, eine Möglichkeit zu finden, klar zu beschreiben, was er nicht direkt wahrnehmen konnte.

»Wo findet ihr es?«

›Es hört unsere Rufe und kommt.‹

»Doch wie rufst du?«

›Wie du uns gerufen hast. Wir stellen uns vor, was es werden muß. Die Muster des Schwarms. Die Königin und die Arbeiter und das Zusammenbinden. Dann kommt jemand, der das Muster versteht und halten kann. Wir geben ihm den Königinkörper.‹

»Also ruft ihr, damit ein anderes Geschöpft kommt und Besitz von der Königin ergreift.«

›Damit es Königin und Schwarm und alles *wird.* Damit es das Muster zusammenhält, das wir uns vorgestellt haben.‹

»Und woher kommt es?«

›Von dem Ort, an dem es war, als es uns rufen hörte.‹

»Aber wo ist das?«

›Nicht hier.‹

»Schön, ich glaube dir. Aber woher kommt es?«

›Ich kann mir den Ort nicht denken.‹

»Du hast es vergessen?«

›Wir meinen, daß wir uns den Ort, wo es ist, nicht denken können. Wenn wir uns den Ort denken könnten, hätten sie schon selbst daran gedacht, und keiner von ihnen müßte das Muster nehmen, das wir zeigen.‹

»Was hat es mit diesem Verbinden auf sich?«

›Können es nicht sehen. Können es nicht kennen, bis es das Muster findet, und dann, wenn es da ist, ist es wie *wir.*‹

Ender erschauderte unwillkürlich. Die ganze Zeit über hatte er geglaubt, daß er mit der Schwarmkönigin selbst sprach. Nun begriff er, daß das Ding, das mit seinem Geist sprach, nur diesen Körper benutzte, wie es die Krabbler benutzte. Symbiose. Ein beherrschender Parasit, der Besitz vom gesamten System der Schwarmkönigin ergriffen hatte und es benutzte.

›Nein. Was du denkst, ist schrecklich und häßlich. Wir sind kein anderes Ding. Wir sind *dieses* Ding. Wir *sind* die Schwarmkönigin, genau wie du der Körper bist. Du sagst *mein Körper,* und doch bist du der Körper, aber du bist auch der Besitzer des Körpers. Die Schwarmkönigin ist wir

selbst, dieser Körper bin ich, nicht etwas anderes darin. Ich war nichts, bis ich die Vorstellung fand.‹

»Das verstehe ich nicht. Wie war es?«

›Wie kann ich mich daran erinnern? Ich hatte kein Gedächtnis, bis ich der Vorstellung folgte und an diesen Ort kam und die Schwarmkönigin wurde.‹

»Woher weißt du dann, daß du nicht einfach die Schwarmkönigin bist?«

›Weil sie mir die Erinnerungen gegeben haben, nachdem ich kam. Ich sah den Königinkörper, bevor ich kam, und dann sah ich den Königinkörper, nachdem ich darin war. Ich war stark genug, um das Muster in meinem Geist zu halten, und so konnte ich den Körper in Besitz nehmen. Ihn *werden.* Es dauerte viele Tage, doch dann waren wir ein Ganzes, und sie konnten uns die Erinnerungen geben, weil ich das ganze Gedächtnis hatte.‹

Das Bild, das die Schwarmkönigin ihm zeigte, verblich. Es half ihm sowieso nicht, zumindest nicht auf eine Art und Weise, die er erfassen konnte. Trotzdem bekam Ender jetzt eine geistige Vorstellung, die aus seinem eigenen Geist wuchs, um alles zu erklären, was sie gesagt hatte. Die anderen Schwarmköniginnen waren zumeist nicht körperlich gegenwärtig, sondern philotisch mit der einen Königin verbunden, die existieren *mußte.* Sie hielten das Muster der Beziehung zwischen Schwarmkönigin und Arbeitern in ihrem Geist, bis eins dieser geheimnisvollen, gedächtnislosen Geschöpfe das Muster in seinen Geist aufnehmen und damit Besitz davon ergreifen konnte.

›Ja.‹

»Aber woher kommen diese Geschöpfe? Wohin müßt ihr gehen, um sie zu holen?«

›Wir gehen nirgendwo hin. Wir rufen, und sie sind da.‹

»Also sind sie *überall?*«

›Sie sind überhaupt nicht *hier.* Nirgendwo. Sie sind anderswo.‹

»Aber du hast gesagt, du müßtest nirgendwo hingehen, um sie zu holen.«

›Türschwellen. Wir wissen nicht, wo sie sind, aber überall ist eine Tür.‹

»Wie sehen diese Schwellen aus?«

›Dein Gehirn hat das Wort gemacht, das du gesagt hast. Türschwelle. Türschwelle.‹

Nun begriff er, das *Schwelle* das Wort war, das sein Gehirn hervorgebracht hatte, um das Konzept zu bezeichnen, das sie ihm eingegeben hatte. Und plötzlich fand er eine Erklärung, die Sinn ergab.

»Sie sind nicht in demselben Raum-Zeit-Kontinuum wie wir. Aber sie können das unsrige an jeder Stelle betreten.«

›Für sie sind alle Stellen dieselbe Stelle. Jeder Ort ist derselbe Ort. Sie finden immer nur einen Ort im Muster.‹

»Aber das ist unglaublich. Ihr ruft irgendein Wesen von einem anderen Ort her, und…«

›Das Herrufen ist nichts. Alle Dinge tun es. Alle neuen Schöpfungen. Du tust es. Jedes Menschenkind hat diese Fähigkeit. Die Pequeninos auch. Gras und Sonnenlicht. Die Schöpfung ruft sie, und sie kommen zum Muster. Wenn sie schon jemand sind, der das Muster versteht, dann kommen sie und nehmen Besitz davon. Kleine Muster sind sehr einfach. Unser Muster ist sehr schwer. Nur ein paar Kluge können es besitzen.‹

»Philoten«, sagte Ender. »Die Dinge, aus denen alle anderen Dinge bestehen.«

›Das Wort, das du sagst, hat nicht die Bedeutung dessen, was wir meinen.‹

»Weil ich gerade erst den Zusammenhang hergestellt habe. Wir haben nie gemeint, was du beschrieben hast, doch das Ding, das wir meinen, *könnte* dasjenige sein, was du beschrieben hast.«

›Sehr unklar.‹

»Willkommen im Klub.«

›Sehr willkommen Gelächter glücklich.‹

»Wenn du also eine Schwarmkönigin machst, hast du bereits den biologischen Körper, und dieses neue Ding – . dieses Philot, das du aus dem Nicht-Ort rufst, an dem sich die Philoten befinden –, es muß eins sein, das imstande ist, das komplexe Muster zu begreifen, das du dir im Geist von einer Schwarmkönigin gemacht hast. Und wenn ein Philot kommt,

das das kann, übernimmt es diese Identität und den Körper und wird das Selbst dieses Körpers…«

›Aller Körper.‹

»Aber es gibt noch keine Arbeiter, wenn die Schwarmkönigin zuerst geschaffen wird.«

›Es wird das Selbst der zukünftigen Arbeiter.‹

»Wir sprechen von einem Übergang aus einer anderen Art von Raum. Einem Ort, an dem sich bereits Philoten befinden.«

›Alles in demselben Nicht-Raum. Keine Räumlichkeit in diesem Raum. Keine Orte. Alle hungrig nach Orten. Alle durstig nach Mustern. Alle einsam nach Selbstsein.‹

»Und du sagst, *wir* bestehen aus denselben Dingen?«

›Wie hätten wir dich finden können, wenn das nicht der Fall wäre?‹

»Aber du hast gesagt, mich zu finden sei wie die Schaffung einer Schwarmkönigin gewesen?«

›Wir konnten das Muster in *dir* nicht finden. Wir haben versucht, ein Muster zwischen dir und den anderen Menschen herzustellen, doch du hast dich immer wieder verändert und verwandelt, und wir konnten dem keinen Sinn entnehmen. Und du konntest *uns* keinen Sinn entnehmen, so daß dieses Ausgreifen deinerseits auch kein Muster ergab. Also nahmen wir das dritte Muster. Dein Greifen in die Maschine. Du sehntest dich so sehr danach. Wie dieses Lebenssehnen des neuen Königinkörpers. Du bandest dich an das Programm im Computer. Es zeigte dir Bilder. Wir fanden die Bilder im Computer, und wir fanden sie in deinem Geist. Wir konnten sie aufeinander abstimmen, während du zugesehen hast. Der Computer war sehr kompliziert, und du warst noch komplizierter, doch das Muster hielt stand. Ihr bewegtet euch zusammen, und während ihr zusammen wart, habt ihr einander besessen, sahet ihr dasselbe Bild. Und als du dir etwas vorstelltest und es dann tatest, machte der Computer etwas aus deiner Vorstellung und stellte sich ebenfalls etwas vor. Sehr primitive Vorstellungen des Computers. Es war kein Selbst. Aber du machtest es zum Selbst durch die Lebenssehnsucht. Durch dein Ausgreifen.‹

»Das Fantasyspiel«, sagte Ender. »Du hast aus dem Fantasyspiel ein Muster gemacht.«

›Wir haben uns dasselbe vorgestellt, das du dir vorgestellt hast. Wir alle gemeinsam. Wir haben gerufen. Es war sehr kompliziert und seltsam, doch viel einfacher als alles andere, was wir in dir gefunden haben. Seit dieser Zeit wissen wir – sehr wenige Menschen sind imstande, sich so zu konzentrieren, wie du dich auf dieses Spiel konzentriert hast. Und wir haben kein anderes Computerprogramm gesehen, das so auf einen Menschen reagierte, wie das Spiel auf dich reagierte. Es war auch eine Sehnsucht. Es kreiste ständig und versuchte etwas zu finden, das es für dich machen konnte.‹

›Und als du gerufen hast…‹

›Kam es. Die Brücke, die wir brauchen. Der Verbinder für dich und das Computerprogramm. Es hielt das Muster, so daß es lebte, selbst wenn du ihm keine Beachtung schenktest. Es war mit dir verbunden, du warst ein Teil davon, und doch konnten auch wir es verstehen. Es war die Brücke.‹

»Doch wenn ein Philot Besitz von einer neuen Schwarmkönigin ergreift, beherrscht es sie, den Königinkörper und die Arbeiterkörper. Warum hat diese Brücke, die du geschaffen hast, nicht von mir Beherrschung ergriffen?«

›Glaubst du, wir hätten es nicht versucht?‹

»Warum hat es nicht geklappt?«

›Du warst nicht imstande, dich von so einem Muster beherrschen zu lassen. Du konntest freiwillig Teil eines Musters werden, das echt war und lebte, aber du konntest nicht davon beherrscht werden. Du konntest nicht einmal damit vernichtet werden. Und es war so viel von dir in dem Muster, daß nicht einmal wir es beherrschen konnten. Es war zu fremd für uns.‹

»Aber du konntest es benutzen, um meine Gedanken zu lesen?«

›Trotz aller Fremdartigkeit konnten wir es benutzen, um mit dir verbunden zu bleiben. Wir haben dich studiert, besonders, wenn du das Spiel gespielt hast. Und als wir dich allmählich verstanden, begriffen wir

auch, was es mit deiner gesamten Spezies auf sich hat. Daß jedes Einzelwesen von euch lebte, daß ihr keine Schwarmkönigin hattet.‹

»Es war komplizierter, als du erwartet hattest?«

›Und weniger kompliziert. Euer jeweiliger Verstandesinhalt war bei Aspekten einfach, bei denen wir erwartet hatten, er sei kompliziert, und kompliziert bei Aspekten, bei denen wir erwartet hatten, er sei einfach. Wir begriffen, daß ihr auf eure sonderbare und tragisch einsame Art und Weise wirklich lebtet und wunderschön wart, und wir entschlossen uns, kein weiteres Kolonieschiff zu euren Welten zu schicken.‹

»Aber das haben wir nicht gewußt. Wie hätten wir es wissen können?«

›Wir begriffen auch, daß ihr gefährlich und schrecklich wart. Du warst besonders gefährlich, da du all unsere Muster fandest und uns keins einfiel, das kompliziert genug war, um dich zu verwirren. Also hast du alle von uns bis auf mich vernichtet. Jetzt verstehe ich dich besser. Ich hatte all diese Jahre gehabt, um dich zu studieren. Du bist nicht so schrecklich brillant, wie wir dachten.‹

»Wie schade. Eine schreckliche Brillanz wäre jetzt ganz nützlich.«

›Wir ziehen einen behaglichen Schimmer von Intelligenz vor.‹

»Wir Menschen werden mit dem Alter langsamer. Gib mir noch ein paar Jahre, und ich werde richtig angenehm sein.«

›Wir wissen, daß du eines Tages sterben wirst. Obwohl du den Gedanken so lange zurückgeschoben hast.‹

Ender wollte nicht, daß sich dieses Gespräch wieder der Sterblichkeit oder einem der anderen Aspekte des menschlichen Lebens widmete, die die Schwarmkönigin so stark faszinierten. Während die Königin versucht hatte, ihm die Zusammenhänge zu erklären, war ihm noch eine Frage in den Sinn gekommen. Eine faszinierende Möglichkeit.

»Die Brücke, die du geschaffen hast. Wo war sie? In dem Computer?«

›In dir. So wie ich im Körper der Schwarmkönigin bin.‹

»Aber nicht Teil von mir.«

›Teil von dir, aber auch nicht Teil. Draußen, aber drinnen. An dich gebunden, aber frei. Sie konnte dich nicht beherrschen, und du konntest sie nicht beherrschen.‹

»Könnte sie den Computer beherrschen?«

›Darüber haben wir nicht nachgedacht. Es war uns gleichgültig. Vielleicht.‹

»Wie lange hast du diese Brücke benutzt? Wie lange hatte sie Bestand?«

›Wir haben aufgehört, darüber nachzudenken. Wir haben über *dich* nachgedacht.‹

»Aber sie war die ganze Zeit über da, während ihr mich studiert habt.«

›Wohin könnte sie schon gehen?‹

»Wie lange wird sie Bestand haben?«

›Wir haben noch nie so eine wie diese geschaffen. Woher sollen wir das wissen? Die Schwarmkönigin stirbt, wenn der Königinkörper stirbt.‹

»Aber in welchem Körper war die Brücke?«

›In deinem. Im Mittelpunkt des Musters.‹

»Dieses Ding war *in* mir?«

›Natürlich. Aber es war trotzdem nicht du. Es hat uns enttäuscht, da es nicht ermöglichte, daß wir dich damit kontrollieren konnten, und wir haben aufgehört, darüber nachzudenken. Aber jetzt sehen wir ein, daß es sehr wichtig war. Wir hätten danach suchen sollen. Wir hätten uns daran erinnern sollen.‹

»Nein. Für dich war es wie… eine Körperfunktion. Als würdest du die Hand zur Faust ballen, um jemanden zu schlagen. Du hast es getan, und als du es nicht mehr brauchtest, hast du nicht darauf geachtet, ob deine Faust noch da war oder nicht.«

›Wir verstanden den Zusammenhang nicht, aber in *dir* schien sie Sinn zu ergeben.‹

»Dann lebt sie noch, nicht wahr?«

›Es wäre möglich. Wir versuchen, sie zu fühlen. Zu finden. Wo können wir suchen? Das alte Muster ist nicht mehr da. Du spielst das Fantasyspiel nicht mehr.‹

»Aber sie müßte doch noch immer mit dem Computer verbunden sein, nicht wahr? Eine Verbindung zwischen mir und dem Computer. Nur das Muster könnte gewachsen sein, nicht wahr? Es könnte jetzt auch andere

Menschen einschließen. Stelle dir vor, es wäre mit Miro verbunden – dem jungen Mann, den ich einmal mitgebracht habe…«

›Der Gebrochene.‹

»Und anstatt mit diesem einen Computer ist es jetzt vielleicht mit Tausenden und Abertausenden verbunden, durch die Verkürzerverbindungen zwischen den Welten.«

›Das könnte sein. Es war lebendig. Es könnte wachsen. Wie wir wachsen, wenn wir mehr Arbeiter machen. Die ganze Zeit über. Jetzt, wo du es erwähnst, sind wir sicher, daß es noch da sein muß, denn wir sind noch mit dir verbunden, und nur durch dieses Muster war uns das möglich. Die Verbindung ist jetzt sehr stark – das gehört zu dem, was es ist, die Verbindung zwischen uns und dir. Wir dachten, sie sei stärker geworden, weil wir dich besser kennengelernt haben. Aber vielleicht ist sie auch stärker geworden, weil die Brücke gewachsen ist.‹

»Und *ich* habe immer geglaubt… Jane und ich haben immer geglaubt, sie sei… sie sei irgendwie in den Verkürzerverbindungen zwischen den Welten entstanden. Sie *glaubt* wahrscheinlich, dort zu existieren… dieser Ort fühlt sich wahrscheinlich wie der Mittelpunkt ihres… Körpers an, wollte ich sagen.«

›Wir versuchen zu fühlen, ob die Brücke zwischen uns noch vorhanden ist. Schwer zu fühlen.‹

»Als wolltest du einen ganz bestimmten Muskel finden, den du dein Leben lang benutzt hast, aber nie allein für sich.«

›Ein interessanter Vergleich. Wir sehen die Verbindung nicht, doch jetzt sehen wir sie.‹

»Die Verbindung?«

›Die Brücke. Sehr groß. Ihr Muster ist zu groß. Wir können es nicht mehr erfassen. Sehr groß. Erinnerungen – sehr verwirrend. Viel schwerer, als dich das erste Mal zu finden – sehr verwirrend. Verirre mich. Wir können es mit unserem Verstand nicht mehr erfassen.‹

»Jane«, flüsterte Ender. »Du bist jetzt ein großes Mädchen.«

»Du betrügst, Ender«, erklang Janes Stimme zur Antwort. »Ich kann nicht hören, was sie zu dir sagt. Ich kann nur fühlen, wie dein Herz hämmert und dein Atem schneller geht.«

›Jane. Wir haben diesen Namen oft in deinem Verstand gesehen. Aber die Brücke war keine Person mit einem Gesicht…‹

»Das ist Jane auch nicht.«

›Wir sehen ein Gesicht in deinem Verstand, wenn du an diesen Namen denkst. Wir sehen es noch immer. Wir dachten immer, es sei eine Person. Aber jetzt…‹

»Sie ist die Brücke. Ihr habt sie geschaffen.«

›*Gerufen. Du* hast das Muster geschaffen. *Sie* hat davon Besitz ergriffen. Was auch immer sie ist, diese Jane, diese Brücke, sie begann mit dem Muster, das wir in dir entdeckt haben, und dem Fantasyspiel, aber sie hat sich zu etwas viel Größerem vorgestellt. Sie muß ein sehr starkes und mächtiges Philot gewesen sein, um ihr eigenes Muster verändern und sich gleichzeitig erinnern zu können, so daß sie sie selbst bleibt.‹

»Du hast über Lichtjahre hinweg ausgeholt und mich gefunden, weil ich nach *dir* gesucht habe. Und dann hast du ein Muster gefunden und ein Geschöpf aus einem anderen Kontinuum gerufen, welches das Muster begriff, Besitz davon nahm und Jane wurde. All das in einem einzigen Augenblick. Überlichtschnell.«

›Aber das ist keine überlichtschnelle *Reise.* Es ist überlicht-schnelles *Vorstellen* und *Rufen.* Es nimmt dich noch immer nicht von diesem Ort weg und bringt dich an jenen.‹

»Ich weiß. Es beantwortet vielleicht nicht die Frage, mit der ich hierher gekommen bin. Aber ich hatte eine andere Frage, die für mich genauso wichtig ist. Ich hätte nie geglaubt, daß du mit ihr etwas zu tun hast, doch auf diese Frage hattest du die ganze Zeit über die Antwort. Jane ist echt, hat die ganze Zeit über gelebt, und ihr Selbst ist nicht dort draußen im Weltraum, es ist in *mir*. Mit mir verbunden. Man kann sie nicht töten, indem man sie einfach abschaltet. Das ist doch schon etwas.«

›Wenn man das Muster tötet, kann sie sterben.‹

»Aber sie können nicht das *ganze* Muster töten. Verstehst du denn nicht? Es ist gar nicht von den Verkürzern abhängig. Es hängt alles von mir und der Verbindung zwischen mir und den Computern ab. Sie können die Verbindung zwischen mir und den Computern hier und in den Satelliten im Orbit um Lusitania nicht unterbrechen. Und vielleicht

braucht sie die Verkürzer gar nicht. Schließlich hast *du* sie auch nicht gebraucht, um mich durch sie zu erreichen.«

›Viele seltsame Dinge sind möglich. Wir können uns sie nicht vorstellen. Sie fühlen sich sehr dumm und seltsam an, die Dinge, die dir durch den Geist gehen. Du ermüdest uns sehr mit all deinen Gedanken an dumme, imaginäre, unmögliche Dinge.‹

»Dann werde ich dich jetzt verlassen. Aber das wird helfen. Das muß helfen. Es wäre ein echter Sieg, wenn Jane eine Möglichkeit findet, wegen dieser Informationen zu überleben. Der *erste* Sieg, als ich allmählich schon glaubte, in dieser Sache gebe es keinen Sieg.«

In dem Augenblick, in dem er die Schwarmkönigin verließ, begann er, mit Jane zu sprechen und ihr alles zu erklären, was die Schwarmkönigin ihm verraten hatte. Wer Jane war, wie sie geschaffen worden war.

Während er sprach, analysierte sie sich im Licht der neuen Erkenntnisse, entdeckte Dinge über sich, die sie niemals vermutet hätte. Als Ender wieder in der menschlichen Kolonie angelangt war, hatte sie einen Großteil seiner Geschichte bestätigt. »Ich habe das selbst nie herausgefunden, weil ich immer von einer falschen Voraussetzung ausging«, sagte sie. »Ich glaubte, mein Mittelpunkt sei irgendwo im All. Ich hätte darauf kommen müssen, daß ich mich in dir befinde, allein aufgrund der Tatsache, daß ich, als ich wütend auf dich war, zu dir zurückkommen mußte, um meinen Frieden zu finden.«

»Und nun behauptet die Schwarmkönigin, du seiest so groß und komplex geworden, daß sie dein Muster nicht mehr mit ihren Geist erfassen kann.«

»Ich muß während der Jahre der Pubertät noch einen gewaltigen Wachstumsschub gehabt haben.«

»Genau.«

»Was kann ich dafür, daß die Menschen immer mehr Computer hinzufügten und miteinander verbanden?«

»Aber es liegt nicht an der Hardware, Jane, sondern an den Programmen. Dem Geisteszustand.«

»Ich muß den körperlichen Speicherplatz haben, um das alles zu enthalten.«

»Du hast den Speicherplatz. Die Frage ist nur, ob du ohne die Verkürzer auch Zugriff darauf hast.«

»Ich kann es versuchen. Wie du zu *ihr* gesagt hast, muß ich lernen, einen Muskel zu beugen, von dem ich gar nicht wußte, daß ich ihn habe.«

»Oder lernen, ohne ihn zu leben.«

»Ich werde sehen, was möglich ist.«

Was möglich ist. Auf dem Rückweg, während der Wagen über das Capim flog, war Ender begeistert darüber, daß überhaupt etwas möglich war, wo er doch bislang nur Verzweiflung empfunden hatte. Doch als er nach Hause kam und den abgebrannten Wald sah, die beiden einsamen Vaterbäume, die Experimentalfarm und die neue Hütte mit dem Isolationsraum, in dem der sterbende Pflanzer lag, begriff er, wieviel es noch zu verlieren gab, wie viele noch sterben würden, auch wenn sie nun eine Möglichkeit gefunden hatten, daß Jane überlebte.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Han Fei-tzu war erschöpft, seine Augen brannten, weil er soviel gelesen hatte. Er hatte die Farben des Computerdisplays ein Dutzend Mal angepaßt, versucht, eine Einstellung zu finden, die seine Augen schonte, doch es hatte nicht geholfen. Als er das letzte Mal so intensiv gearbeitet hatte, war er noch Student gewesen. Und damals war er immer zu Ergebnissen gelangt. Damals war ich schneller und klüger. Es war mir Lohn genug, etwas erreicht zu haben. Jetzt bin ich alt und langsam, ich arbeite auf Gebieten, die Neuland für mich sind, und vielleicht haben diese Probleme gar keine Lösungen. Also habe ich keinen Lohn zu erwarten.

Er sah zu Wang-mu hinüber, die zusammengerollt auf dem Boden neben ihm lag. Sie bemühte sich so sehr, doch ihre Ausbildung hatte erst vor so kurzer Zeit begonnen, daß sie die Dokumente noch nicht verstehen konnte, die über das Computerdisplay glitten, während er nach Rahmenbedingungen suchte, unter denen ein Überlichtflug möglich sein konnte. Schließlich hatte ihre Müdigkeit über ihre Willenskraft gesiegt; sie hielt sich für nutzlos, da sie nicht einmal genug verstand, um Fragen stellen zu können. Also gab sie auf und schlief.

Aber du bist nicht nutzlos, Si Wang-mu. Selbst mit deiner Verwirrung hast du mir geholfen. Ein kluger Geist, für den alles neu ist. Als kauere meine verlorene Jugend an meinem Ellbogen.

Qing-jao war genauso, als sie klein war, bevor die Frömmigkeit und der Stolz sie ergriffen.

Es war nicht richtig, so über seine eigene Tochter zu urteilen. War er bis vor ein paar Wochen nicht völlig zufrieden mit ihr gewesen? Stolz auf sie, über alle Vernunft hinaus? Die beste und klügste der Gottberührten, alles, wofür ihr Vater gearbeitet, alles, was sich ihre Mutter erhofft hatte.

Das bereitete ihm die meisten Schmerzen. Bis vor ein paar Wochen war er so stolz darauf gewesen, daß er sein Versprechen Jiang-qing gegenüber gehalten hatte. Es war nicht leicht gewesen, seine Tochter so fromm zu erziehen, daß sie niemals eine Periode des Zweifels oder der Rebellion gegen die Götter durchlief. Es gab zwar andere, genauso fromme Kinder – doch ihre Frömmigkeit wurde normalerweise auf Kosten ihrer Ausbildung erreicht. Han Fei-tzu hatte Qing-jao alles lernen lassen und sie dann geschickt zu der Erkenntnis geführt, daß all ihre Kenntnisse mit ihrem Glauben an die Götter übereinstimmten.

Doch damit hatte er sich ins eigene Fleisch geschnitten. Er hatte ihr eine Weltsicht gegeben, die nun, da er herausgefunden hatte, daß die »Stimmen der Götter« nichts anderes waren als genetische Ketten, an die der Kongreß sie gelegt hatte, so grundlegend ihren Glauben stützte, daß nichts sie überzeugen konnte. Würde Jiang-qing noch leben, hätte sich Fei-tzu zweifellos mit *ihr* im Konflikt wegen seines Glaubensverlust befunden. In ihrer Abwesenheit hatte er ihre Tochter so gut in Jiang-qings Sinn erzogen, daß Qing-jao nun die Weltsicht ihrer Mutter ohne jeden Makel übernommen hatte.

Jiang-qing hätte mich auch verlassen, dachte Han Fei-tzu. Auch wenn ich kein Witwer wäre, wäre ich an diesem Tag ohne Frau.

Die einzige Gefährtin, die mir geblieben ist, ist dieses Dienstmädchen, das sich gerade rechtzeitig in meinen Haushalt gedrängt hat, um nun zum einzigen Aufflackern von Hoffnung in meinem dunklen Herzen zu werden.

Nicht meine Tochter-des-Körpers, doch vielleicht wird die Zeit und Gelegenheit kommen, wenn diese Krise vorbei ist, um Wang-mu zu

meiner Tochter-des-Geistes zu machen. Meine Arbeit für den Kongreß ist beendet. Sollte ich dann nicht ein Lehrer mit einer einzigen Schülerin sein? Sollte ich sie nicht darauf vorbereiten, die Revolutionärin zu sein, die das gewöhnliche Volk zur Freiheit von der Tyrannei der Gottberührten und dann Weg zur Freiheit vom Kongreß führen kann? Sollte sie so eine werden, kann ich in Frieden sterben, im Bewußtsein, daß ich am Ende meines Lebens all meine frühere Arbeit aufgehoben habe, die den Kongreß gestärkt und dazu beigetragen hat, daß er jede Opposition seiner Macht überwinden konnte.

Das leise Atmen des Mädchens war wie sein eigener Atem, wie das Geräusch einer Brise im hohen Gras. Sie ist ganz Bewegung, Hoffnung, Frische.

»Han Fei-tzu, ich glaube, du schläfst nicht.«

Nein; aber er hatte vor sich hingedöst, und der Klang von Janes Stimme, der aus dem Computer kam, erschreckte ihn, als habe er ihn aufgeweckt.

»Nein, aber Wang-mu schläft«, sagte er.

»Dann wecke sie.«

»Warum? Sie hat ihren Schlaf verdient.«

»Sie hat es auch verdient, dies zu hören.«

Elas Gesicht erschien im Display neben Jane. Han Fei-tzu erkannte sie sofort als die Xenobiologin, der man die Untersuchung der genetischen Proben anvertraut hatte, die er und Wang-mu gesammelt hatten. Es mußte einen Durchbruch gegeben haben.

Er verbeugte sich, griff nach dem schlafenden Mädchen und schüttelte es. Wang-mu bewegte und streckte sich, erinnerte sich dann zweifellos an ihre Pflichten und setzte sich kerzengerade auf. »Habe ich verschlafen? Was ist los? Vergebt mir, daß ich eingeschlafen bin, Meister Han.«

Sie hätte sich in ihrer Verwirrung vielleicht sogar verbeugt, doch das ließ Fei-tzu nicht zu. »Jane und Ela haben mich gebeten, dich aufzuwekken. Sie möchten, daß du etwas hörst.«

»Ich möchte Ihnen zuerst sagen«, ergriff Ela das Wort, »daß das, worauf wir gehofft haben, möglich ist. Die genetischen Veränderungen waren grobschlächtig und leicht festzustellen – ich verstehe nun, warum der

Kongreß alles getan hat, um zu verhindern, daß gute Genetiker mit der menschlichen Bevölkerung von Weg arbeiten. Das UZV-Gen war nicht an der normalen Stelle, was der Grund dafür ist, daß es nicht augenblicklich von Natologen identifiziert wurde, doch es arbeitet fast genauso wie die in der Natur vorkommenden UZV-Gene. Es kann problemlos separat von den Genen behandelt werden, die den Gottberührten ihre verstärkten intellektuellen und kreativen Fähigkeiten geben. Ich habe bereits ein Spleißerbakterium entwickelt, das ins Blut einer Person injiziert werden kann. Es wird eine Samen- oder Eizelle der Person suchen, in sie eindringen, das UZV-Gen entfernen und mit einem normalen ersetzen, wobei es den Rest des genetischen Codes unberührt läßt. Dann wird es schnell absterben. Es basiert auf einem häufig vorkommenden Bakterium, das es bereits in zahlreichen Laboratorien auf Weg geben wird, die sich mit normaler Immunologie und der Verhinderung von Geburtsdefekten befassen. In Zukunft kann also jeder Gottberührte, der das möchte, Kinder bekommen, bei denen das UZV-Gen nicht mehr vorhanden ist.«

Han Fei-tzu lachte. »Ich bin der einzige auf diesem Planeten, der sich solch ein Bakterium wünscht. Die Gottberührten haben kein Mitleid mit sich selbst. Ihr Leid erfüllt sie mit Stolz. Es gibt ihnen Ehre und Macht.«

»Dann will ich Ihnen sagen, was wir noch gefunden haben. Einer meiner Assistenten, ein Pequenino namens Glas, hat es herausgefunden – ich gestehe ein, daß ich diesem Projekt keine große Aufmerksamkeit widmete, da es mir im Vergleich mit dem Descolada-Problem, an dem wir arbeiten, relativ einfach vorkam.«

»Entschuldigen Sie sich nicht«, sagte Fei-tzu. »Wir sind für jede Freundlichkeit dankbar. Und sie ist unverdient.«

»Ja.« Sie schien durch seine Höflichkeit verwirrt. »Jedenfalls hat Glas herausgefunden, daß sich alle bis auf eine der genetischen Proben, die Sie uns geschickt haben, sauber in die Kategorien gottberührt und nichtgottberührt aufteilen lassen. Wir führten den Test blind durch und verglichen die Ergebnisse erst später mit der Namensliste, die Sie uns gegeben haben. Die Übereinstimmung war perfekt. Jeder Gottberührte hat das veränderte Gen. Keiner, bei dem das Gen nicht auftrat, steht auf Ihrer Liste der Gottberührten.«

»Bis auf eine Ausnahme, haben Sie gesagt.«

»Das hat uns verblüfft. Glas geht sehr methodisch vor – er hat die Geduld eines Baums. Er war überzeugt, daß es sich bei dieser Ausnahme um einen Schreibfehler oder einen Fehler bei der Auswertung der Daten handelte. Er überprüfte die Sache mehrmals und ließ sie auch von anderen Assistenten überprüfen. Es besteht kein Zweifel. Bei dieser einen Ausnahme handelt es sich eindeutig um eine Mutation des Gottberührten-Gens. Dort fehlt das UZV auf *natürliche* Art und Weise, während alle anderen Eigenschaften, die die Genetiker des Kongresses so sorgfältig eingegeben haben, erhalten geblieben sind.«

»Also *ist* diese Person schon das, was Ihr Spleißbakterium schaffen soll.«

»Es gibt noch ein paar weitere mutierte Regionen, bei denen wir uns im Augenblick noch nicht ganz sicher sind, aber sie haben nichts mit dem UZV oder den Verbesserungen zu tun. Und sie berühren auch keinerlei lebenswichtige Prozesse, so daß diese Person gesunden Nachwuchs bekommen wird, der diese Verbesserungen weitervererben kann. Falls diese Person sich mit einer paart, die mit dem Spleißerbakterium behandelt wurde, werden sämtliche Kinder mit fast hundertprozentiger Sicherheit über die Verbesserungen verfügen, und es besteht keine Gefahr, daß eins davon am UZV leidet.«

»Dann kann er sich glücklich schätzen«, sagte Han Fei-tzu.

»Wer ist es?« fragte Wang-mu.

»Du«, erwiderte Ela. »Si Wang-mu.«

»Ich?« Sie schien fassungslos.

Aber Han Fei-tzu war nicht verblüfft. »Ha!« rief er. »Ich hätte es wissen müssen! Ich hätte darauf kommen müssen! Kein Wunder, daß du so schnell gelernt hast wie früher meine Tochter. Kein Wunder, daß du Einsichten hattest, die uns weitergeholfen haben, obwohl du kaum verstanden hast, um welches Thema es ging. Du bist auch eine Gottberührte, Wang-mu – aber du allein bist frei von den Ketten des Säuberungsrituals.«

Si Wang-mu kämpfte um eine Antwort, doch statt Worten kamen Tränen. Sie weinte stumm.

»Nie wieder werde ich dir erlauben, mich wie einen Höherstehenden zu behandeln«, sagte Han Fei-tzu. »Von nun an bist du keine Dienerin in meinem Haus, sondern meine Schülerin, meine junge Kollegin. Sollen die anderen von dir denken, was sie wollen. *Wir* wissen, daß du so fähig wie alle anderen bist.«

»Wie Herrin Qing-jao?« flüsterte Wang-mu.

»Wie jeder andere auch«, sagte Fei-tzu. »Die Höflichkeit wird von dir verlangen, dich vor vielen zu verbeugen. Doch im Herzen mußt du dich vor niemandem verbeugen.«

»Ich bin unwürdig«, sagte Wang-mu.

»Jeder ist seiner eigenen Gene würdig. Bei so einer Mutation bestand eine hohe Chance, daß sie dich geschädigt zurückläßt. Doch statt dessen hat sie dich zum gesündesten Menschen auf der ganzen Welt gemacht.«

Aber sie hörte nicht auf, still vor sich hinzuweinen.

Jane mußte es Ela gezeigt haben, denn sie schwieg eine Weile. Schließlich ergriff sie jedoch das Wort. »Verzeihung, aber ich habe viel zu tun«, sagte sie.

»Ja«, sagte Han Fei-tzu. »Sie dürfen gehen.«

»Sie verstehen mich falsch«, sagte Ela. »Ich brauche nicht Ihre Erlaubnis, um zu gehen. Ich habe noch einiges zu sagen, bevor ich gehe.«

Han Fei-tzu verbeugte sich. »Bitte. Wir hören.«

»Ja«, flüsterte Wang-mu. »Ich höre auch.«

»Es gibt eine entfernte Möglichkeit, daß wir, *falls* wir den Descolada-Virus dekodieren und zähmen können, auch eine Variante herstellen können, die auf Weg nützlich sein könnte.«

»Warum sollten wir diesen schrecklichen künstlichen Virus hier auf Weg haben wollen?« fragte Han Fei-tzu.

»Die Descolada dringt in die Zellen eines Wirtkörpers ein, liest den genetischen Kode und reorganisiert ihn entsprechend ihrer eigenen Programmierung. Wenn wir die Descolada verändern – *falls* wir das können –, werden wir diese Programmierung entfernen. Wir werden auch die meisten Selbstverteidigungsmechanismen entfernen, falls wir sie finden. Dann könnte es möglich sein, sie als Super-Spleißer zu benutzen, die

nicht nur die Fortpflanzungszellen, sondern *alle* Zellen eines Lebewesens beeinflussen.«

»Verzeihung«, sagte Han Fei-tzu, »aber ich habe kürzlich über dieses Thema nachgelesen, und die Vorstellung eines Super-Spleißers wurde zurückgewiesen, da der Körper seine eigenen Zellen abstößt, nachdem sie genetisch verändert wurden.«

»Ja«, sagte Ela. »So tötet die Descolada. Der Körper selbst stößt sich bis zum Tode ab. Aber dazu kann es nur kommen, da die Descolada nicht auf den Umgang mit Menschen programmiert wurde. Sie traf zufällig auf den menschlichen Körper, studierte ihn, nahm willkürliche Veränderungen vor und wartete ab, was passierte. Sie hatte keine Programmierung für uns, und so endete ein jedes Opfer mit vielen verschiedenen genetischen Codes in seinen Zellen. Aber was passiert, wenn wir einen Super-Spleißer schaffen, der nach einer Programmierung vorgeht und jede Körperzelle entsprechend einem einzigen neuen Muster verwandelt? Unsere Studien der Descolada lassen schließen, daß in so einem Fall die Veränderung in jedem Individuum in etwa sechs Stunden herbeigeführt werden kann – höchstens in einem halben Tag.«

»So schnell, daß der Körper sich nicht mehr selbst abstoßen kann…«

»Er wird eine so perfekte Einheit darstellen, daß er das neue Muster als sich selbst erkennt.«

Wang-mu hatte aufgehört zu weinen. Sie schien jetzt genauso aufgeregt wie Fei-tzu auch, und trotz all ihrer Selbstdisziplin konnte sie es nicht verbergen. »Ihr könnt *alle* Gottberührten verändern? Sogar die befreien, die jetzt schon leben?«

»*Falls* wir imstande sind, die Descolada zu dekodieren, könnten wir nicht nur bei den Gottberührten das UZV entfernen, wir könnten auch bei den normalen Menschen alle Verbesserungen installieren. Es wäre bei den Kindern natürlich am wirksamsten – ältere Menschen haben die Wachstumsstadien schon hinter sich, in denen die neuen Gene die größten Auswirkungen hätten. Doch von dieser Zeit an würde jedes Kind, das auf Weg geboren wird, über diese Verbesserungen verfügen.«

»Und was dann? Würde die Descolada wieder verschwinden?«

»Ich bin mir nicht sicher. Ich glaube, wir müßten in das neue Gen eine Methode einbauen, die bewirkt, daß es sich selbst vernichtet, sobald die Arbeit getan ist. Doch wir müßten Wang-mus Gene als Modell benutzen. Kurz gesagt, Wang-mu, du würdest gewissermaßen ein genetisches Elternteil der gesamten Bevölkerung deiner Welt werden.«

Sie lachte. »Was würden wir ihnen damit für einen schönen Streich spielen! Sie sind so stolz darauf, Auserwählte zu sein, und doch wird ihre Heilung von einer wie mir kommen!« Doch augenblicklich klaffte ihr Mund auf, und sie schlug die Hände vors Gesicht. »Wie konnte ich so etwas nur sagen. Ich bin so hochmütig und arrogant wie die Schlimmsten von ihnen geworden.«

Fei-tzu legte die Hand auf ihre Schulter. »Sei nicht so hart zu dir. Solche Gefühle sind ganz natürlich. Sie kommen und gehen schnell. Nur diejenigen, die eine Lebensart aus ihnen machen, sind dafür zu verdammen.« Er wandte sich wieder an Ela. »Es gibt gewisse ethische Probleme.«

»Ich weiß. Und ich meine, wir sollten jetzt auf diese Probleme zu sprechen kommen, obwohl es uns vielleicht niemals möglich sein wird, diese Manipulation durchzuführen. Wir sprechen von der genetischen Veränderung einer ganzen Planetenbevölkerung. Es war eine Ungeheuerlichkeit, als der Kongreß es ohne Wissen oder Zustimmung der Bevölkerung tat. Können wir diese Ungeheuerlichkeit aufheben, indem wir uns derselben Methode bedienen?«

»Mehr als das«, sagte Han Fei-tzu. »Unser gesamtes soziales System hier beruht auf den Gottberührten. Die meisten Menschen werden solch eine Verwandlung als Plage der Götter interpretieren, die uns bestrafen wollen. Wenn bekannt würde, daß wir dafür verantwortlich sind, würde man uns töten. Doch wäre auch noch etwas anderes möglich. Wenn bekannt wird, daß die Gottberührten die Stimme der Götter verloren haben, könnte sich das Volk gegen sie wenden und sie töten. Wenn sie tot sind, haben wir ihnen nicht damit geholfen, indem wir sie vom UZV befreit haben.«

»Wir haben darüber gesprochen«, sagte Ela. »Und wir haben nicht die geringste Ahnung, wie das richtige Vorgehen aussieht. Im Augenblick ist die Frage noch nicht von Belang, denn wir haben die Descolada noch

nicht dekodiert, und vielleicht wird es uns nie gelingen. Doch sollten wir einmal dazu imstande sein, möchten wir euch die Wahl überlassen, ob und wie ihr die Methode einsetzen wollt.«

»Dem Volk von Weg?«

»Nein«, sagte Ela. »Die erste Wahl obliegt *euch*, Han Fei-tzu, Si Wang-mu und Han Qing-jao. Nur ihr wißt, was euch angetan wurde, und selbst wenn Ihre Tochter es nicht glauben will, repräsentiert sie die Auffassung der Gläubigen und der Gottberührten von Weg. Sollten wir einmal dazu imstande sein, müßt ihr diese Frage stellen. Und euch selbst. Gibt es eine Möglichkeit, diese Verwandlung nach Weg zu bringen, die nicht destruktiv wäre? *Und falls* es möglich ist, *sollte* man es auch tun? Nein – sagt jetzt nichts, entscheidet nichts. Denkt darüber nach. Wir gehören nicht dazu. Wir werden euch nur informieren, ob es möglich ist, sobald – und falls – wir es herausgefunden haben. Von da an hängt es von euch ab.«

Elas Gesicht verschwand.

Jane blieb noch einen Augenblick länger. »War es das wert, euch geweckt zu haben?« fragte sie.

»Ja!« rief Wang-mu.

»Schön, wenn man herausfindet, daß man in Wirklichkeit viel mehr ist, als man jemals für möglich gehalten hat, nicht wahr?«

»O ja«, sagte Wang-mu.

»Dann leg dich wieder schlafen, Wang-mu. Und du, Meister Han – deine Erschöpfung zeigt sich sehr deutlich. Du bist nutzlos für uns, wenn du deine Gesundheit verlierst. Wie Andrew es mir immer und immer wieder gesagt hat – wir müssen alles tun, was in unseren Kräften steht, ohne unsere Fähigkeit zu zerstören, es auch weiterhin zu tun.«

Dann war auch sie fort.

Wang-mu begann augenblicklich wieder zu weinen. Han Fei-tzu glitt zu ihr hinüber, setzte sich neben ihr zu Boden, drückte ihren Kopf gegen seine Schulter und schaukelte sie sanft hin und her. »Still, meine Tochter, meine Süße, in deinem Herzen wußtest du schon immer, wer du bist, und ich auch. Man hat dir deinen Namen fürwahr mit Weisheit gegeben. Wenn sie auf Lusitania ihre Wunder vollbringen, wirst du die Königliche Mutter der ganzen Welt sein.«

»Meister Han«, flüsterte sie. »Ich weine auch um Qing-jao. Ich habe mehr bekommen, als ich je erhofft habe. Aber wer wird sie sein, wenn man ihr die Stimme der Götter nimmt?«

»Ich hoffe«, sagte Fei-tzu, »daß sie dann wieder meine wahre Tochter sein wird. Dann wird sie so frei sein wie du, die Tochter, die zu mir gekommen ist wie ein Blumenblatt auf dem Winterfluß, aus dem Land des ewigen Frühlings zu mir getragen.«

Er hielt sie noch viele Minuten lang, bis sie an seiner Schulter einschlief. Dann legte er sie wieder auf ihre Matte und zog sich in seine eigene Ecke zurück, zum ersten Mal seit vielen Tagen mit Hoffnung im Herzen.

Als Valentine zum Gefängnis ging, um Grego zu besuchen, sagte Bürgermeister Kovano ihr, daß Olhado bei ihm war. »Hat Olhado denn keine Schicht?«

»Das meinen Sie doch nicht ernst«, sagte Kovano. »Er ist ein guter Schichtleiter in der Ziegelei, doch die Rettung der Welt dürfte schon wert sein, daß ein anderer ihn einen Nachmittag lang vertritt.«

»Schrauben Sie Ihre Erwartungen nicht zu hoch«, sagte Valentine. »Ich wollte, daß er sich beteiligt. Ich *hoffe,* daß er uns helfen kann. Aber er ist kein Physiker.«

Kovano hob die Schultern. »Ich bin auch kein Kerkermeister, handle aber, wie die Situation es verlangt. Ich habe keine Ahnung, ob es damit zu tun hat, daß Olhado bei ihm ist oder Ender vor kurzem bei ihm war, aber ich habe noch nie lautere Stimmen und größere Aufregung in der Zelle vernommen – jedenfalls nicht, wenn die Insassen *nüchtern* waren. Natürlich werden in dieser Stadt die meisten Menschen wegen Trunkenheit eingesperrt.«

»Ender war hier?«

»Direkt nach seinem Besuch bei der Schwarmkönigin. Er möchte mit Ihnen sprechen. Er wußte nicht, wo Sie waren.«

»Na schön, ich gehe zu ihm, wenn ich hier fertig bin.« Sie war bei ihrem Mann gewesen. Jakt schickte sich an, mit dem Shuttle ins All zurückzukehren, sein eigenes Schiff für einen schnellen Aufbruch vorzube-

reiten und festzustellen, ob das ursprüngliche Kolonieschiff Lusitanias nach so vielen Jahrzehnten ohne Wartung des Sternenantriebs für einen weiteren Flug wiederhergestellt werden konnte. Es war lediglich zur Unterbringung von Samen, Genen und Embryos erdgeborener Spezies benutzt worden. Jakt würde mindestens eine Woche lang fort sein, vielleicht sogar länger, und Valentine konnte ihn schlecht gehen lassen, ohne vorher etwas Zeit mit ihm zu verbringen. Er wußte natürlich, unter welch schrecklichem Druck alle standen, und hätte Verständnis gehabt – doch Valentine wußte auch, daß sie keine der Schlüsselfiguren dieser Ereignisse war. Sie würde erst später nützlich sein, wenn sie alles niederschrieb.

Doch nachdem sie Jakt verlassen hatte, war sie nicht direkt zum Büro des Bürgermeisters gegangen, um Grego zu besuchen. Sie hatte einen Spaziergang durch die Stadt gemacht. Kaum vorstellbar, daß sich hier vor kurzer Zeit wütend und betrunken der Mob gebildet und in einen mörderischen Zorn gesteigert hatte. Jetzt war es so still hier. Sogar das Gras hatte sich erholt und wieder aufgerichtet, abgesehen von einem Schlammloch, wo es nicht mehr wachsen wollte.

Doch es war nicht friedlich hier. Ganz im Gegenteil. Als Valentine hier eingetroffen und die Stadt wirklich friedlich gewesen war, hatte es hier im Herzen der Kolonie den ganzen Tag über vor Leben und Geschäftigkeit geradezu gesummt. Nun waren nur ein paar Menschen unterwegs, doch sie wirkten verdrossen, fast wie Flüchtlinge. Sie hielten die Köpfe gesenkt und richteten die Blicke auf den Boden vor ihren Füßen, als habe jeder Angst, auf die Nase zu fallen, wenn er nicht aufpaßte, wohin er ging.

Ein Teil der Verdrossenheit resultiert wahrscheinlich aus der Scham, dachte Valentine. Mittlerweile wies jedes Gebäude in der Stadt ein Loch auf, wo man Steine oder Ziegel herausgebrochen hatte, um sie für den Bau der Kapelle zu verwenden. Viele der Löcher waren von der Praca aus zu sehen, auf der Valentine ging.

Sie vermutete jedoch, daß eher die Furcht als die Scham das vibrierende Leben hier abgetötet hatte. Niemand sprach offen darüber, doch sie erhaschte genug verstohlene Blicke zu den Hügeln im Norden der Stadt, um Bescheid zu wissen. Es war nicht die Scham über das Niederbrennen

des Pequenino-Waldes. Es waren die Krabbler. Die dunklen Gestalten waren nur selten auf den Hügeln oder im Gras draußen vor der Stadt zu sehen. Es waren die Alpträume der Kinder, die sie gesehen hatten. Das widerwärtige Entsetzen in den Herzen der Erwachsenen. Historische Romane und Videos, die zu den Zeiten der Krabblerkriege spielten, waren in der Bibliothek ständig ausgeliehen; die Leute waren besessen davon, Menschen zu sehen, die Siege über Krabbler errungen. Und während sie zusahen, gaben sie ihren schlimmsten Träumen Nahrung. Bei vielen Leuten, wenn nicht sogar den meisten, war die theoretische Vorstellung, die Schwarmkultur sei wunderschön und würdig und das Bild, das Ender in seinem ersten Buch von der Schwarmkönigin gezeichnet hatte, verschwunden, während sie in der unausgesprochenen Einkerkerung lebten, die von den Arbeitern der Schwarmkönigin durchgesetzt wurde.

War unsere Arbeit schließlich doch völlig vergeblich? dachte Valentine. Ich, der Philosoph Demosthenes, habe versucht, die Menschen zu lehren, daß sie nicht alle Außerirdischen fürchten müssen, sondern sie als Ramänner sehen können. Und Ender mit seinen eindringlichen Büchern über die Schwarmkönigin, den Hegemon und Menschs Leben – welche Macht hatten sie wirklich, verglichen mit dem instinktiven Schrecken beim Anblick dieser gefährlichen, übergroßen Insekten? Die Zivilisation ist nur ein Vorwand; in einer Krise werden wir wieder zu bloßen Affen, vergessen wir die rationalen Zweifüßler, die wir angeblich sind, und werden wieder zu den haarigen Primaten an der Höhlenöffnung, die den Feind anschreien, sich wünschen, er würde verschwinden, und den schweren Stein umklammern, den wir in dem Augenblick benutzen werden, da er in Reichweite kommt.

Nun war sie wieder an einem sauberen, sicheren Ort, nicht ganz so beunruhigend, auch wenn er als Gefängnis wie auch als Hauptsitz der Stadtverwaltung diente. An einem Ort, wo die Krabbler als Verbündete gesehen wurden – oder zumindest als unerläßliche Friedenstruppe, die die Antagonisten zu ihrem gegenseitigen Schutz voneinander trennte. Es *gibt* Menschen, erinnerte sich Valentine, die sich über ihre tierische Abstammung erheben können.

Als sie die Zellentür öffnete, lagen Olhado wie auch Grego auf Pritschen. Sie hatten Papiere auf dem Boden und dem Tisch zwischen ihnen

ausgebreitet; sie bedeckten sogar das Computerterminal, so daß das Display, falls das Gerät eingeschaltet war, nicht funktionieren konnte. Es sah aus wie das typische Kinderzimmer eines Teenagers. Grego hatte die Beine gegen die Wand gelehnt. Seine nackten Füße tanzten einen seltsamen Rhythmus, zuckten in der Luft hin und her. Was für eine innere Musik hörte er?

»Boa tarde, Tia Valentina«, sagte Olhado.

Grego sah nicht einmal auf.

»Störe ich?«

»Sie kommen gerade rechtzeitig«, sagte Olhado. »Wir sind drauf und dran, ein neues Konzept für das Universum zu entwickeln. Wir haben gerade das erleuchtende Prinzip entdeckt, daß man sich einfach alles wünschen kann und Lebewesen aus dem Nichts fallen, wenn sie gerade gebraucht werden.«

»Wenn man sich einfach alles wünschen kann«, sagte Valentine, »könnten wir uns ja auch den Überlichtflug wünschen.«

»Grego rechnet gerade herum«, sagte Olhado, »deshalb reagiert er im Augenblick nicht auf Sie. Aber ich glaube, er ist da einer Sache auf der Spur – vor einer Minute hat er geschrien und herumgetanzt. Wir hatten eine Nähmaschinenerfahrung.«

»Ah ja«, sagte Valentine.

»Das ist eine alte Geschichte aus der Physikklasse«, sagte Olhado. »Leute, die eine Nähmaschine erfinden wollten, sind immer wieder gescheitert, weil sie versuchten, die Bewegungen des Nähens mit der Hand zu imitieren. Sie stießen die Nadel durch das Gewebe und zogen den Faden durch das Öhr am Ende der Nadel hinterher. Das schien ja ganz offensichtlich zu sein. Bis dann jemand auf die Idee kam, das Öhr am Kopf der Nadel anzubringen und zwei Fäden statt nur einem zu benutzen. Ein völlig unnatürlicher, indirekter Annäherungsversuch, wenn man es so will, den ich noch immer nicht verstehe.«

»Also wollen wir uns unseren Weg durch das All nähen?«

»Gewissermaßen. Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten ist nicht unbedingt eine Gerade. Diese Idee stammt von dem, was Andrew von der Schwarmkönigin gelernt hat. Wie sie ein Geschöpf aus einer

alternativen Raumzeit ruft, wenn sie eine neue Schwarmkönigin erschaffen will. Grego hat das als Beweis dafür genommen, daß es einen echten realen irrealen Raum gibt. Fragen Sie mich nicht, was er damit meint. Ich bin von Beruf Ziegelmacher.«

»Einen irrealen Realraum«, sagte Grego. »Du hast es umgedreht.«

»Die Toten erwachen«, sagte Olhado.

»Setz dich, Valentine«, erklärte Grego. »Meine Zelle ist nicht viel, aber mein Heim. Die mathematischen Formeln sind noch immer völlig verrückt, doch sie scheinen zu passen. Ich muß noch einige Zeit mit Jane damit verbringen, die wirklich komplizierten Berechnungen vorzunehmen und einige Simulationen zu fahren, aber wenn die Schwarmkönigin recht hat, gibt es einen Raum, der so universell an unseren Raum angrenzt, daß Philoten aus dem anderen Raum an jeder Stelle in unseren Raum überwechseln können. Wenn wir davon ausgehen, daß dieses Wechseln auch in die andere Richtung möglich ist, und wenn die Schwarmkönigin ebenfalls damit recht hat, daß der andere Raum genau wie der unsrige Philoten enthält, nur daß sie in dem anderen Raum – nennen wir ihn das Außen – nicht den Naturgesetzen entsprechend angeordnet sind, sondern statt dessen bloße Möglichkeiten sind, dann könnten wir…«

»Das sind schrecklich viele Wenns«, sagte Valentine.

»Sie vergessen«, sagte Olhado, »daß wir von der Prämisse ausgehen, uns einfach etwas wünschen zu müssen.«

»Richtig, das vergaß ich zu erwähnen«, sagte Grego. »Wir gehen ebenfalls davon aus, daß die Schwarmkönigin recht damit hat, daß die unorganisierten Philoten auf Muster im Verstand eines Menschen reagieren und damit augenblicklich die Rolle einnehmen, die in diesem Muster möglich ist. Dinge, die also im Außen begriffen werden, werden hier sofort Wirklichkeit.«

»Das ist mir alles völlig klar«, sagte Valentine. »Es überrascht mich nur, daß ihr nicht früher darauf gekommen seid.«

»Genau«, sagte Grego. »Wir machen es also folgendermaßen. Anstatt zu versuchen, alle Partikel, aus denen das Sternenschiff, seine Passagiere und die Fracht bestehen, physikalisch von Stern A nach Stern B zu ver-

setzen, stellen wir uns einfach alles – das gesamte Muster, einschließlich aller Menschen – als nicht im Innen, sondern im Außen existent vor. In diesem Augenblick desorganisieren sich alle Philoten, die das Sternenschiff und die Menschen darin bilden, fallen ins Außen und setzten sich dem entsprechenden Muster zufolge wieder zusammen. Dann machen wir dasselbe noch einmal und fallen wieder ins Innen – nur, daß wir jetzt beim Stern B sind. Vorzugsweise in sicherer Orbitentfernung.«

»Wenn jeder Punkt in unserem Raum einem Punkt im Außen entspricht«, sagte Valentine, »könnten wir doch einfach dort reisen anstatt hier.«

»Dort sind die Regeln etwas anders«, sagte Grego. »Dort gibt es keine Räumlichkeit. Nehmen wir einmal an, daß in *unserem* Raum die Räumlichkeit – die relative Anordnung – einfach ein Ausdruck der Ordnung ist, der die Philoten folgen. Eine *Konvention.* Das gilt also auch für Entfernungen. Wir messen eine Entfernung nach der Zeit, die wir benötigen, um sie zu überwinden – aber dieser Zeitraum ist nur erforderlich, weil die Philoten, aus denen Materie und Energie bestehen, gezwungen sind, den Konventionen der Naturgesetze zu folgen. Zum Beispiel der Lichtgeschwindigkeit.«

»Sie gehorchen einfach der Lichtgeschwindigkeit.«

»Ja. Abgesehen von der Geschwindigkeitsbegrenzung ist die *Größe* unseres Universums willkürlich. Wenn man unser Universum als eine Kugel betrachtet und außerhalb dieser Kugel steht, könnte es genausogut einen Durchmesser von einem Meter, einer Billiarde Lichtjahren oder einem Mikron haben.«

»Und wenn wir ins Außen gehen…«

»Dann hat das Innenuniversum genau dieselbe Größe wie jedes der nicht organisierten Philoten dort – nämlich überhaupt keine. Da es dort überdies keine Räumlichkeit gibt, sind alle Philoten in diesem Raum unserem Universum gleichermaßen nah oder fern. Also können wir an jeder beliebigen Stelle wieder in den Innen-Raum eintreten.«

»Das klingt ja fast ganz einfach«, sagte Valentine.

»Ja, nun«, sagte Olhado.

»Die Schwierigkeit dabei ist das Wünschen«, sagte Olhado.

»Um das Muster festzuhalten, muß man es wirklich *verstehen«*, sagte Grego. »Ein jedes Philot, das ein Muster beherrscht, versteht nur seinen eigenen Teil der Wirklichkeit. Es kommt auf die Philoten in dem Muster an, ihre Aufgabe zu erledigen und ihr Muster zusammenzuhalten, und es kommt auch darauf an, ob das Philot, das das Muster beherrscht, von dem es ein Teil ist, es an der richtigen Stelle halten kann. Das Atomphilot muß darauf vertrauen, daß die Neutronen-, Protonen- und Elektronenphiloten ihre eigene innere Struktur zusammenhalten und das Molekülphilot das Atom an seinem richtigen Platz hält, während das Atomphilot sich auf seine Aufgabe konzentriert, die darin besteht, die Teile des Atoms an Ort und Stelle zu halten. So scheint die Wirklichkeit zu funktionieren – zumindest in diesem Modell.«

»Also setzt ihr das ganze Ding ins Außen und dann wieder ins Innen«, sagte Valentine. »Das verstehe ich noch.«

»Ja, aber *wer?* Denn der Sendemechanismus verlangt, daß das Muster des Schiffes und seines gesamten Inhalts als eigenes Muster etabliert werden muß und nicht nur als zufällige Konglomeration. Ich meine, wenn du ein Schiff mit Fracht beladen hast und die Passagiere zugestiegen sind, hast du noch kein lebendes Muster erschaffen, noch keinen philotischen Organismus. Es ist nicht so, als würdest du ein Kind gebären – das ist ein Organismus, der sich selbst zusammenhalten kann. Das Schiff und sein Inhalt ist nur eine Ansammlung, die jederzeit auseinanderbrechen kann. Wir versetzen also all ihre Philoten in den nicht organisierten Raum, in dem es keine Räumlichkeit gibt, kein Organisationsprinzip. Aber wie wollen wir sie dort wieder zusammensetzen? Und was hätten wir, wenn sie sich sogar selbst zu den Gebilden zusammensetzten, die sie kennen? Eine Menge Atome. Vielleicht sogar lebende Zellen oder Organismen – aber ohne Raumanzüge oder ein Raumschiff, denn die leben ja nicht. Die Atome und vielleicht sogar Moleküle des Raumschiffs würden herumtreiben und sich vielleicht sogar wie verrückt replizieren, wenn die nicht organisierten Philoten da draußen anfangen, das Muster zu kopieren, aber wir hätten damit noch kein *Schiff.«*

»Fatal.«

»Nein, wahrscheinlich nicht«, sagte Grego. »Wer kann das schon wissen? Da draußen sind die Regeln ganz anders. Des Pudels Kern ist, daß

man sie in diesem Zustand nicht in *unseren* Raum zurückholen kann, denn das wäre eindeutig fatal.«

»Also geht es nicht.«

»Ich weiß noch nicht. Die Wirklichkeit wird im Innen-Raum zusammengehalten, weil sich alle Philoten, aus denen sie besteht, auf die Regeln geeinigt haben. Alle Philoten kennen ihre jeweiligen Muster und befolgen sie. Vielleicht wird auch im Außen-Raum alles zusammengehalten, solange das Raumschiff und seine Fracht und Passagiere *bekannt* sind. Solange es eine Wissende gibt, die die gesamte Struktur in ihrem Kopf festhalten kann.«

»In *ihrem* Kopf?«

»Wie gesagt, Jane muß die Berechnungen durchführen. Sie muß feststellen, ob sie Zugang zu genug Speicherplatz hat, um das Muster aller Beziehungen in einem Raumschiff dort abzulegen. Dann muß sie feststellen, ob sie dieses Muster nehmen und es sich an einem neuen Ort vorstellen kann.«

»Das ist der Teil, bei dem es um das Wünschen geht«, sagte Olhado. »Ich bin sehr stolz darauf, denn ich bin derjenige, der auf den Gedanken gekommen ist, daß wir eine Wissende brauchen, um das Schiff zu bewegen.«

»Eigentlich stammt die ganze Idee von Olhado«, sagte Grego. »Aber ich habe vor, meinen Namen ganz oben auf den Forschungsbericht zu setzen, weil er nicht an einem Karrieresprung interessiert ist und ich einen guten Eindruck machen muß, wenn die Leute mir diese Vorstrafe verzeihen sollen, sobald ich irgendwo auf einer anderen Welt einen Job an einer Universität bekomme.«

»Wovon sprichst du?« fragte Valentine.

»Ich spreche davon, diese zurückgebliebene Kolonie zu verlassen. Verstehst du nicht? Wenn das alles stimmt, wenn *es funktioniert*, dann kann ich nach Rheims oder Baia oder… oder zur *Erde* fliegen und zu den Wochenenden wieder hierher zurückkommen. Energiekosten entstehen nicht, denn wir treten völlig außerhalb der Naturgesetze. Wartung und Betriebskosten des Fahrzeugs sind gering.«

»So gering nun auch nicht«, sagte Olhado. »Wir müssen noch immer nahe an den Zielplaneten heran.«

»Wie ich sagte, alles hängt davon ab, was Jane sich vorstellen kann. Sie muß imstande sein, das gesamte Schiff mitsamt Inhalt zu begreifen. Sie muß imstande sein, es sich nach Außen und wieder nach Innen vorzustellen. Sie muß imstande sein, die genauen relativen Positionen des Start- und des Zielpunkts zu berechnen.«

»Also hängt die überlichtschnelle Reise völlig von Jane ab«, sagte Valentine.

»Wenn es sie nicht gäbe, wäre die Sache unmöglich. Es würde nicht einmal helfen, wenn man alle Computer miteinander verbindet. Man kann dafür auch nicht einfach nur ein Programm schreiben. Denn ein Programm ist nur eine Sammlung, keine Wesenheit. Es besteht nur aus Teilen. Es hat kein… wie hat Jane es noch genannt? Kein *Aiua.«*

»Sanskrit für *Leben«,* erklärte Olhado. »Der Begriff für die Philoten, die ein Muster beherrschen, das andere Philoten ordnet. Das Wort für Wesenheiten – wie Planeten und Atome und Tiere und Sterne –, die eine wahre, dauerhafte Form haben.«

»Jane ist ein Aiua, nicht nur ein Programm. Also kann sie eine Wissende sein. Sie kann das Schiff als Muster in ihr eigenes Muster integrieren. Sie kann es *aufnehmen* und *in sich enthalten,* und es ist immer noch real. Sie macht es zu einem Teil von ihr und kennt es so vollkommen und unterbewußt, wie dein Aiua deinen Körper kennt und ihn zusammenhält. Dann kann sie es mit sich ins Außen und wieder ins Innen nehmen.«

»Jane müßte also *mitgehen?«* fragte Valentine.

»Wenn dies überhaupt möglich sein sollte, dann nur, weil Jane mit dem Schiff reist«, sagte Grego.

»Wie?« fragte Valentine. »Wir können sie doch nicht einfach aufgabeln und in einer Tasche mitnehmen.«

»Das ist etwas, was Andrew von der Schwarmkönigin erfahren hat«, sagte Grego. »Sie existiert in Wirklichkeit an einem ganz besonderen Ort – das heißt, ihr Aiua hat eine spezifische Anordnung in unserem Raum.«

»Wo?«

»In Andrew Wiggin.«

Sie brauchten eine Weile, um ihr zu erklären, was Ender von der Schwarmkönigin über Jane erfahren hatte. Die Vorstellung, daß sich diese Computerwesenheit in Enders Körper befand, war seltsam, doch es ergab einen gewissen Sinn, daß Jane von den Schwarmköniginnen erschaffen worden war, während Ender gegen sie zu Felde gezogen war. Für Valentine ergab sich jedoch noch eine weitere, unmittelbare Konsequenz. Wenn das Überlichtschiff nur dorthin fliegen konnte, wohin Jane es brachte, und Jane sich in Ender befand, konnte es nur eine Schlußfolgerung geben.

»Dann muß *Andrew* ebenfalls mitfliegen?«

»Natürlich«, sagte Grego.

»Er ist etwas zu alt für einen Testpiloten«, sagte Valentine.

»In diesem Fall ist er nur ein *Testpassagier*«, sagte Grego. »Er trägt nur zufällig den Piloten in sich.«

»Der Flug wird keinerlei körperlichen Ansprüche stellen«, sagte Olhado. »Wenn Gregos Theorie stimmt, wird er einfach da sitzen, und nach ein paar Minuten oder genauer gesagt nach einer oder zwei Mikrosekunden wird er an dem anderen Ort sein. Und wenn die Theorie nicht stimmt, wird er einfach weiterhin dort sitzen, und wir alle werden uns töricht vorkommen, weil wir geglaubt haben, wir könnten uns den Weg durch den Raum wünschen.«

»Und wenn sich herausstellt, daß Jane ihn ins Außen bringen, aber die Dinge dort nicht zusammenhalten kann, wird er in einem Raum gestrandet sein, der nicht mal Räumlichkeit hat«, sagte Valentine.

»Nun ja«, erwiderte Grego. »Wenn es nur zur Hälfte funktioniert, werden die Passagiere effektiv sterben. Doch da wir uns an einem Ort ohne Zeit befinden, wird es für uns keine Rolle spielen. Es wird einfach ein ewiger Augenblick sein. Wahrscheinlich nicht einmal genug Zeit für unsere Gehirne, um zu bemerken, daß das Experiment fehlgeschlagen ist. Eine Stasis.«

»Doch *falls* es funktioniert«, sagte Olhado, »nehmen wir natürlich unsere Raumzeit mit uns, so daß natürlich Zeit verstreichen würde. Daher werden wir nie wissen, ob das Experiment gescheitert ist. Wir werden es nur wissen, wenn wir Erfolg gehabt haben.«

»Aber *ich* werde es wissen, wenn er nicht zurückkommt«, sagte Valentine.

»Richtig«, erwiderte Grego. »Wenn er nicht zurückkommt, wirst du es ein paar Monate lang wissen, bis die Flotte hier eintrifft und alles und jeden in die Hölle schickt.«

»Oder bis die Descolada unsere Gene von innen nach außen dreht und uns alle tötet«, fügte Olhado hinzu.

»Da hast du wohl recht, Neffe.« Valentine wählte die vertraulichere Form. »Wenn das Experiment fehlschlägt, werden sie genauso tot sein, als würden sie einfach bleiben.«

»Aber du weißt, daß wir unter gewaltigem Druck stehen«, sagte Grego. »Wir haben nicht mehr viel Zeit, bevor Jane ihre Verkürzer-Verbindungen verliert. Andrew meint, daß sie es vielleicht doch überlebt. Aber sie wird verkrüppelt sein. Gehirngeschädigt.«

»Selbst wenn es funktioniert, könnte der erste Flug auch der letzte sein.«

»Nein«, sagte Olhado. »Die Flüge finden *ohne Zeitverlust* statt. Wenn es funktioniert, kann sie alle Leute in der Zeit von diesem Planeten bringen, die sie brauchen, um das Sternenschiff zu besteigen und wieder zu verlassen.«

»Soll das heißen, daß sie von der Planetenoberfläche aus starten kann?«

»Das ist noch problematisch«, sagte Grego. »Vielleicht kann sie die genauen Positionen nur auf… sagen wir, zehntausend Kilometer berechnen. Es besteht keine Explosions- oder Überlagerungsgefahr, da die Piloten den Innen-Raum an einer Stelle betreten, an denen sie den Naturgesetzen gehorchen können. Doch wenn das Sternenschiff mitten in einem Planeten auftaucht, wird es ziemlich schwer sein, sich wieder an die Oberfläche zu graben.«

»Aber wenn sie die Koordinaten wirklich genau bestimmen kann – zum Beispiel auf ein paar Zentimeter –, können die Flüge von einer Oberfläche zur anderen stattfinden«, sagte Olhado.

»Natürlich träumen wir«, sagte Grego. »Jane wird zurückkommen und uns sagen, daß sie, selbst wenn sie alle Sternenmassen in der Galaxis in den Computer eingeben kann, noch längst nicht alle Daten verarbeiten

kann, die sie braucht, um ein Sternenschiff auf diese Art und Weise zu fliegen. Doch im Augenblick klingt es noch möglich, und ich habe ein gutes Gefühl!«

Daraufhin fingen Grego und Olhado so laut an zu lachen und zu jubeln, daß Bürgermeister Kovano zur Tür kam, um sich zu überzeugen, daß Valentine in Ordnung war. Es war ihr peinlich, daß er sie ertappte, wie sie mit ihnen lachte.

»Dann sind wir also zufrieden?« fragte Kovano.

»Ich glaube schon«, sagte Valentine und versuchte, ihre Fassung zurückzugewinnen.

»Welches unserer vielen Probleme haben wir gelöst?«

»Wahrscheinlich keins davon«, sagte Valentine. »Es wäre zu idiotisch einfach, wenn sich das Universum auf diese Art und Weise manipulieren ließe.«

»Aber *irgend etwas* haben Sie sich doch ausgedacht.«

»Die metaphysischen Genies hier sind auf eine völlig unwahrscheinliche Möglichkeit gekommen«, sagte Valentine. »Oder haben Sie ihnen vielleicht etwas ins Essen geschüttet?«

Kovano lachte und ließ sie wieder allein. Doch sein Besuch hatte sie wieder ernüchtert.

»*Ist* es möglich?« fragte Valentine.

»Ich wäre nie darauf gekommen«, erwiderte Grego. »Ich meine, da ist das Problem der Herkunft.«

»Nein, in Wirklichkeit beantwortet es das Problem der Herkunft«, sagte Olhado. »Die Urknalltheorie gibt es schon seit…«

»Seit der Zeit vor *meiner* Geburt«, sagte Valentine.

»Ich glaube schon«, sagte Olhado. »Doch niemand konnte je erklären, warum es zum Urknall gekommen ist. Auf diese Art und Weise ergibt es einen seltsamen Sinn. Wenn jemand, der imstande war, das Muster des gesamten Universums in seinem Kopf zu halten, ins Außen getreten ist, hätten sich alle Philoten, die es gibt, an der größten Stelle des Musters angeordnet, die sie beherrschen konnten. Da es dort keine Zeit gibt, hat es vielleicht eine Milliarde Jahre oder eine Mikrosekunde gedauert, eben

so lange, wie es brauchte, und *bumms*, als sie sich aussortiert hatten, war es da, das gesamte Universum, das in einen neuen Innen-Raum stürzte. Und da es keine Entfernung und keinen Raum gab, hätte das gesamte Gebilde mit der Größe eines geometrischen Punktes begonnen…«

»Nein, es hätte *überhaupt keine* Ausdehnung gehabt«, sagte Grego.

»Mir fällt meine Geometrie wieder ein«, sagte Valentine.

»… und sich augenblicklich ausgedehnt und dabei Raum geschaffen. Und während es sich ausdehnte, verlangsamte sich die Zeit… oder beschleunigte sie sich?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Grego. »Es hängt nur davon ab, ob man sich im Innen des neuen Raums, oder im Außen oder in irgendeinem anderen Innen-Raum befindet.«

»Auf jeden Fall scheint das Universum nun eine konstante Zeit zu haben, während es sich räumlich ausdehnt. Doch wenn man will, könnte man es auch als einen konstanten Raum betrachten, der sich *zeitlich* verändert. Die Lichtgeschwindigkeit wird geringer, so daß es länger dauert, von einer Stelle zur anderen zu gelangen, doch wir merken nicht, daß sie sich verringert, weil sich alles andere ebenfalls genau relativ zur Lichtgeschwindigkeit verlangsamt. Versteht ihr? Alles eine Frage der Perspektive. Was das betrifft, hat das Universum, in dem wir leben, wie Grego es gerade sagte, noch immer in absoluten Begriffen die Ausdehnung eines geometrischen Punktes – wenn man es vom Außen betrachtet. Jede Ausdehnung, die. im Innen stattzufinden scheint, ist nur eine Sache der relativen Räumlichkeit und Zeit.«

»Und was mich auf die Palme bringt«, sagte Grego, »ist die Tatsache, das all das schon seit Jahren in Olhados Kopf vor sich ging. Diese Vorstellung des Universums als dimensionsloser Punkt im Außen-Raum hat er schon die ganze Zeit über gehabt. Nicht, daß er der erste wäre, der diese Theorie vertritt. Er ist lediglich der erste, der tatsächlich daran geglaubt hat und die Verbindung zwischen dieser Theorie und dem Nicht-Raum sah, in dem laut Andrew die Schwarmkönigin ihre Aiuas findet.«

»Wenn wir schon metaphysische Spielchen treiben«, sagte Valentine, »wann hat das alles angefangen? Wenn wir uns die Wirklichkeit als Muster vorstellen, das jemand ins Außen gebracht hat, und das Universum einfach in die Existenz stürzte, dann wandert derjenige, der es einmal

getan hat, wahrscheinlich noch immer herum und erzeugt Universen, wo immer er geht. Aber *woher* kommt er? Und was war vorhanden, bevor er damit anfing? Und wie hat das Außen angefangen zu existieren?«

»Das ist Innen-Denken«, sagte Olhado. »So stellt man sich die Dinge vor, wenn man Raum und Zeit noch immer für absolut hält. Du stellst dir vor, alles habe einen Anfang und ein Ende, alles habe einen Ursprung, denn so ist es in dem Universum, das wir beobachten können. Aber im Außen gibt es keinerlei derartigen Gesetze. Das Außen war immer und wird immer sein. Die Anzahl der Philoten dort ist unendlich, und sie alle haben schon immer existiert. Ganz gleich, wie viele von ihnen du herausziehst und in organisierte Universen zerrst, es werden immer genauso viele sein, wie es schon immer waren.«

»Aber jemand muß doch damit *angefangen* haben, Universen zu schaffen.«

»Warum?« fragte Olhado.

»Weil… weil ich…«

»Niemand hat jemals damit angefangen. Es ging schon immer so. Ich meine, wenn es nicht schon immer so wäre, könnte es gar nicht anfangen. Draußen, wo es keine Muster gibt, wäre es unmöglich, sich ein Muster vorzustellen. Sie können unserer Definition zufolge nicht handeln, da sie sich buchstäblich nicht einmal selbst finden können.«

»Aber wie kann es denn schon immer so gewesen sein?«

»Stelle dir vor, daß dieser Augenblick in der Zeit, die Wirklichkeit, in der wir in diesem Augenblick leben, dieser Zustand des gesamten Universums… aller Universen…«

»Du meinst das *Jetzt.«*

»Genau. Stelle dir vor, dieses *jetzt* wäre die Oberfläche einer Kugel. Die Zeit bewegt sich vorwärts durch das Chaos des Außen wie die Oberfläche einer sich ausdehnenden Kugel, eines Ballons, der aufgeblasen wird. Außen Chaos, Innen Wirklichkeit. Und die Kugel dehnt sich ständig aus. Wie du es gesagt hast, Valentine – sie läßt die ganze Zeit über neue Universen entstehen.«

»Aber woher ist dieser Ballon gekommen?«

»Na schön, du hast den Ballon. Die sich ausdehnende Kugel. Jetzt stelle dir einmal eine Kugel mit einem unendlichen Radius vor.«

Valentine überlegte, was er damit meinen konnte. »Ihre Oberfläche wäre völlig flach.«

»Ganz genau.«

»Und man könnte sie niemals ganz umkreisen.«

»Ebenfalls richtig. Unendlich groß. Es ist sogar unmöglich, alle Universen zu zählen, die es auf der Wirklichkeitsseite gibt. Und wenn du jetzt ein Sternenschiff besteigst und vom Rand aus zum Mittelpunkt fliegst, wird alles älter, je weiter du kommst. All die alten Universen, jedes älter als das vorherige. Wann wirst du das erste erreichen?«

»Nie«, sagte Valentine. »Nicht, wenn man mit endlicher Geschwindigkeit fliegt.«

»Du wirst die Mitte einer Kugel mit unendlichem Radius niemals erreichen, wenn du an der Oberfläche losfliegst, denn ganz gleich, wie schnell du fliegst, die Mitte, der Anfang, ist immer unendlich weit entfernt.«

»Und da hat das Universum begonnen.«

»Ich glaube schon«, sagte Olhado. »Ich bin dieser Ansicht.«

»Also funktioniert das Universum so, weil es schon immer so funktioniert hat«, sagte Valentine.

»Die Wirklichkeit funktioniert so, weil das Wirklichkeit *ist*. Alles, was nicht so funktioniert, stürzt ins Chaos zurück. Alles, was so funktioniert, kommt in die Wirklichkeit hinüber. Die Scheidelinie ist immer dort.«

»Mir gefällt eine ganz andere Vorstellung«, sagte Grego. »Was hindert uns daran, wenn wir erst einmal ohne Zeitverlust in *unserer* Wirklichkeit herumfliegen, auch andere zu finden? Ganz neue Universen?«

»Oder andere zu *schaffen*«, sagte Olhado.

»Ha«, sagte Grego. »Als ob wir das Muster für ein ganzes Universum in unserem Verstand enthielten.«

»Aber vielleicht könnte *Jane* es«, sagte Olhado. »Oder nicht?«

»Ihr behauptet damit«, warf Valentine ein, »daß Jane vielleicht Gott ist.«

»Wahrscheinlich hört sie in diesem Augenblick zu«, sagte Grego. »Der Computer ist eingeschaltet, auch wenn das Display blockiert ist. Ich wette, das wird sie auf einige Gedanken bringen.«

»Vielleicht hat jedes Universum lange genug Bestand, um so etwas wie Jane hervorzubringen«, sagte Valentine. »Und dann geht sie her und schafft neue Universen…«

»Und es geht immer so weiter«, sagte Olhado. »Warum nicht?«

»Aber sie ist *zufällig* entstanden«, sagte Valentine.

»Nein«, sagte Grego. »Das ist auch etwas, was Andrew heute herausgefunden hat. Du mußt mit ihm sprechen. Jane war kein Zufall. Nach allem, was wir wissen, *gibt* es keine Zufälle. Nach allem, was wir wissen, war alles von Anfang an Teil des Musters.«

»Alles außer uns«, sagte Valentine. »Unsere… wie lautet der Begriff für das Philot, der uns kontrolliert?«

»Aiua«, sagte Grego und buchstabierte es ihr.

»Ja«, sagte sie. »Unser *Wille* jedenfalls, der schon immer existiert hat, mit allen Stärken und Schwächen, die er zufällig hat. Und aus diesem Grund sind wir, solange wir Teil des Realitätsmusters sind, auch frei.«

»Das klingt ganz so, als käme die Ethikerin endlich zum Zug«, sagte Olhado.

»Das alles ist wahrscheinlich kompletter Unsinn«, sagte Grego. »Jane wird herzlich über uns lachen. Aber Nossa Senhora, es macht *Spaß*, nicht wahr?«

»He, nach allem, was wir wissen, hat genau deshalb das Universum vielleicht nur angefangen«, sagte Olhado. »Weil es ein Heidenspaß ist, durchs Chaos zu gehen und Wirklichkeiten zu schaffen. Vielleicht findet Gott einfach nur Vergnügen daran.«

»Oder er wartet vielleicht nur darauf, daß Jane hier herauskommt und ihm Gesellschaft leistet«, sagte Valentine.

Es war Miros Schicht bei Pflanzer. Es war spät – nach Mitternacht. Im Isolierraum mußte Miro einen Schutzanzug tragen, nicht, um nicht selbst

verseucht zu werden, sondern um zu verhindern, daß der Descolada-Virus, den er in sich trug, Pflanzer verseuchte.

Wenn ich nur einen kleinen Riß in meinen Anzug machen würde, dachte Miro, könnte ich ihm das Leben retten.

Ohne die Descolada vollzog sich der Zusammenbruch von Pflanzers Körper schnell und mit verheerender Wirkung. Sie alle wußten, daß die Descolada Einfluß auf den Reproduktionszyklus der Pequeninos hatte, den Pequeninos ihr drittes Leben als Bäume schenkte, doch bis jetzt war ihnen nicht klar gewesen, wieviel vom alltäglichen Leben der Pequeninos von der Descolada abhing. Wer immer diesen Virus entworfen hatte, er war ein kaltherziges, rein nach Begriffen der Wirksamkeit denkendes Ungeheuer. Ohne die tägliche, stündliche, *minütliche* Intervention der Descolada arbeiteten die Zellen nur noch träge, hörte die Produktion von lebenswichtigen, energiespeichernden Molekülen auf und arbeiteten die Synapsen des Gehirns nicht mehr so schnell. Pflanzer war mit Röhren und Elektroden gespickt, und er lag inmitten mehrerer Scanner-Felder, so daß Ela und ihre Pequenino-Assistenten von außen jeden Aspekt seines Sterbens aufzeichnen konnten. Darüber hinaus wurden ihm rund um die Uhr Gewebeproben entnommen. Seine Schmerzen waren so stark, daß er, schlief er überhaupt einmal, nicht aufwachte, wenn man ihm die Proben entnahm. Und doch blieb Pflanzer trotz aller Schmerzen verbissen klar. Als wolle er durch reine Willenskraft beweisen, daß ein Pequenino auch ohne die Descolada intelligent sein konnte. Pflanzer tat dies natürlich nicht für die Wissenschaft. Er tat es für die Würde.

Die wirklichen Wissenschaftler hatten nicht die Zeit, sich gegenseitig abzuwechseln und über ihn zu wachen, einfach in dem Anzug neben ihm zu sitzen, ihn zu beobachten, mit ihm zu sprechen. Nur Leute wie Miro, und Jakts und Valentines Kinder – Syfte, Lars, Ro, Varsam – und die seltsam stille Frau namens Plikt; Leute, die sich keinen anderen dringenden Pflichten widmen mußten, die geduldig genug waren, um das Warten zu ertragen, und jung genug, um ihre Aufgabe mit Präzision zu erledigen – nur sie wechselten sich ab. Sie hätten gern noch einen Pequenino über Pflanzer wachen lassen, doch alle Brüder, die genug über menschliche Technik wußten, um die Aufgabe richtig zu erledigen, gehörten zu Elas oder Ouandas Teams und hatten zuviel zu tun. Von allen, die im

Isolierraum über Pflanzer wachten, ihm Gewebeproben entnahmen, ihn fütterten, die Fusionsflaschen wechselten und ihn säuberten, kannte nur Miro die Pequeninos gut genug, um mit ihm kommunizieren zu können. Miro konnte sich in der Sprache der Brüder mit ihm unterhalten. Das bot ihm einen gewissen Trost, obwohl sie sich praktisch gar nicht kannten; Pflanzer war geboren worden, nachdem Miro zu seiner dreißigjährigen Reise von Lusitania aufgebrochen war.

Pflanzer schlief nicht. Seine Augen waren halb geöffnet, sahen ins Nichts, doch Miro erkannte anhand der Bewegungen seiner Lippen, daß er sprach. Er rezitierte Passagen aus einem der Epen seines Stammes. Manchmal stimmte er Gesänge über die Stammesgenealogie an. Als er damit angefangen hatte, hatte Ela befürchtet, daß er in ein Delirium fiel. Doch er beharrte darauf, damit nur sein Gedächtnis auf die Probe stellen zu wollen. Sich vergewissern zu wollen, daß er mit der Descolada nicht auch seinen Stamm verloren hatte – was für ihn genauso wäre, als hätte er sich selbst verloren.

Miro stellte die Lautstärke in seinem Schutzanzug höher und konnte hören, wie Pflanzer die Geschichte eines schrecklichen Krieges mit dem Wald Himmelzerreißers, »dem Wald, der den Donner rief«, erzählte. Mitten in der Geschichte des Krieges schweifte er ab und erklärte, wie Himmelzerreißer seinen Namen bekommen hatte. Dieser Teil der Erzählung klang sehr alt und mythisch, eine magische Geschichte über einen Bruder, der kleine Mütter an den Ort trug, an dem der Himmel aufriß und die Sterne zu Boden fielen. Obwohl sich Miro in Gedanken mit den Erkenntnissen des Tages beschäftigte – Janes Herkunft, Gregos und Olhados Idee von der Reise durch Gedankenkraft –, stellte er fest, daß er aus irgendeinem Grund Pflanzers Worten Aufmerksamkeit schenkte. Und als die Geschichte ihr Ende fand, mußte Miro nachfragen.

»Wie alt ist diese Geschichte?«

»Alt«, flüsterte Pflanzer. »Du hast zugehört?«

»Bis zum Schluß.« Es stellte kein Problem dar, ausführlich mit Pflanzer zu sprechen. Entweder wurde er mit Miros langsamer Sprache nicht ungeduldig, oder seine Aufnahmefähigkeit war auf die Stufe von Miros schleppenden Worten gesunken. Pflanzer ließ Miro jedenfalls aussprechen und antwortete dann, als habe er aufmerksam zugehört. »Habe ich

dich richtig verstanden, als du gesagt hast, dieser Himmelzerreißer habe kleine Mütter mit sich getragen?«

»Das stimmt«, flüsterte Pflanzer.

»Aber er ging nicht zum Vaterbaum.«

»Nein. Er hatte einfach kleine Mütter auf seinen Wanderungen dabei. Ich habe diese Geschichte vor Jahren gehört. Bevor ich die menschliche Wissenschaft kennenlernte.«

»Weißt du, wie das für mich klingt? Diese Geschichte stammt vielleicht aus einer Zeit, als ihr noch keine kleinen Mütter zum Vaterbaum getragen habt. Als die kleinen Mütter noch nicht ihre Nahrung aus dem saftigen Inneren des Mutterbaums leckten. Statt dessen hingen sie an Vorsprüngen am Unterleib der Männer, bis die Kinder groß genug waren, um hervorzukommen und ihren Platz an den Zitzen der Mütter einzunehmen.«

»Deshalb habe ich dir das Lied gesungen«, sagte Pflanzer. »Ich habe darüber nachgedacht, wie es vielleicht gewesen ist, falls wir intelligent waren, *bevor* die Descolada kam. Und schließlich fiel mir dieser Teil der Geschichte von Himmelzerreißers Krieg ein.«

»Er ging zu dem Ort, wo der Himmel aufriß.«

»Die Descolada muß irgendwie hierher gekommen sein, nicht wahr?«

»Wie alt ist diese Geschichte?«

»Himmelzerreißers Krieg fand vor neunundzwanzig Generationen statt. Unser Wald ist nicht so alt. Aber es wurden uns Lieder und Geschichten von unserem Vater-Wald überliefert.«

»Aber der Teil mit dem Himmel und den Sternen könnte viel alter sein, nicht wahr?«

»Sehr alt. Der Vaterbaum Himmelzerreißer starb vor langer Zeit. Er war wahrscheinlich schon sehr alt, als der Krieg stattfand.«

»Hältst du es für möglich, daß es sich dabei um eine Erinnerung des Pequenino handelt, die die Descolada als erster entdeckte? Daß sie mit einem Sternenschiff hierher gebracht wurde und er eine Art Fähre gesehen hat?«

»Deshalb habe ich das Lied gesungen.«

»Wenn das stimmt, wart ihr schon vor der Descolada eindeutig intelligent.«

»Jetzt sind alle weg«, sagte Pflanzer.

»Was ist weg? Ich verstehe nicht.«

»Unsere Gene aus dieser Zeit. Wir können nicht einmal Vermutungen anstellen, was die Descolada uns nahm und wegwarf.«

Das stimmte. Vielleicht enthielt jeder Descolada-Virus den kompletten genetischen Code jeder einheimischen Lebensform Lusitanias in sich, doch dabei handelte es sich lediglich um den genetischen Code von *heute*, in seinem von der Descolada beherrschten Zustand. Wie der Code ausgesehen hatte, bevor die Descolada kam, konnte nicht mehr rekonstruiert oder wiederhergestellt werden.

»Trotzdem eine faszinierende Möglichkeit«, sagte Miro. »Wenn ihr schon vor dem Virus Sprache, Lieder und Geschichten gehabt habt…« Und obwohl er wußte, daß er es eigentlich nicht tun sollte, fügte er hinzu: »Vielleicht mußt du jetzt nicht mehr die Unabhängigkeit der Pequenino-Intelligenz beweisen.«

»Noch ein Versuch, das Schweinchen zu retten«, sagte Pflanzer.

Eine Stimme erklang über den Lautsprecher. Eine Stimme von draußen.

»Du kannst jetzt herauskommen.« Es war Ela. Sie sollte während Miros Schicht eigentlich schlafen.

»Meine Schicht ist erst in drei Stunden vorüber«, erwiderte Miro.

»Jemand löst dich ab.«

»Dann soll er einen anderen Anzug nehmen.«

»Ich brauche dich hier draußen, Miro.« Elas Stimme machte jeden Widerspruch unmöglich. Und sie war die leitende Wissenschaftlerin dieses Experiments.

Als er ein paar Minuten später herauskam, begriff er sofort, was passiert war. Quara stand mit eisigem Blick dort, und Ela war mindestens genauso wütend. Sie hatten sich offensichtlich wieder gestritten, doch das war keine Überraschung. Die Überraschung bestand darin, daß Quara überhaupt gekommen war.

»Du kannst genausogut wieder hineingehen«, sagte Quara, kaum daß Miro die Sterilisationskammer verlassen hatte.

»Ich weiß nicht einmal, warum ich herausgekommen bin«, sagte Miro.

»Sie besteht darauf, ein *privates* Gespräch zu führen«, sagte Ela.

»Sie hat dich herausgerufen«, sagte Quara, »aber sie wollte nicht das Tonüberwachungssystem ausschalten.«

»Wir müssen der Klarheit halber jeden Augenblick von Pflanzers Gespräch aufzeichnen.«

Miro seufzte. »Ela, werde erwachsen.«

Sie wäre fast explodiert. »Ich! Erwachsen werden! Sie stürmt hier herein, als wäre sie die Nossa Senhora auf ihrem Thron…«

»Ela«, sagte Miro. »Halt den Mund und hör zu. Quara ist Pflanzers einzige Hoffnung, dieses Experiment zu überleben. Kannst du allen Ernstes behaupten, es würde dem Zweck dieses Experiments nicht dienen, wenn du sie…«

»Na schön«, sagte Ela und unterbrach ihn, weil sie seine Argumentation bereits begriffen und sich ihr gebeugt hatte. »Sie ist der Feind jedes lebenden, vernunftbegabten Wesens auf diesem Planet, doch ich schalte das Tonüberwachungssystem aus, weil sie ein Gespräch unter vier Augen mit dem Bruder führen will, den sie umbringt.«

Das war zuviel für Quara. »Du mußt wegen mir überhaupt nichts ausschalten«, sagte sie. »Es tut mir leid, daß ich gekommen bin. Es war ein dummer Fehler.«

»Quara!« rief Miro.

Sie blieb an der Labortür stehen.

»Lege den Anzug an und sprich mit Pflanzer. Was hat *er* mit *ihr* zu tun?«

Quara funkelte Ela erneut an, ging jedoch zu dem Sterilisationsraum, aus dem Miro gerade gekommen war.

Er fühlte sich sehr erleichtert. Da er wußte, daß er hier nicht die geringsten Befugnisse hatte und beide Frauen ihm hätten sagen können, wohin er sich seine Befehle stecken sollte, verriet die Tatsache, daß sie ihm gehorchten, daß sie in Wirklichkeit gehorchen *wollten.* Quara wollte

wirklich mit Pflanzer sprechen. Und Ela wollte, daß sie mit ihm sprach. Vielleicht waren sie mittlerweile so erwachsen, daß sie mit ihren persönlichen Differenzen nicht das Leben anderer Leute gefährden wollten. Vielleicht bestand doch noch Hoffnung für diese Familie.

»Sobald ich drinnen bin, wird sie das System wieder einschalten«, sagte Quara.

»Nein, das wird sie nicht tun«, sagte Miro.

»Sie wird es versuchen«, sagte Quara.

Ela sah sie verächtlich an. *»Ich* pflege mein Wort zu halten.«

Beide schwiegen. Quara ging in die Sterilisationskammer, um sich umzuziehen. Ein paar Minuten später war sie im Isolierraum; sie tropfte noch von der Lösung zum Abtöten der Descolada, mit der sie besprüht worden war.

Miro konnte Quaras Schritte hören.

»Schalte ab«, sagte er.

Ela drückte einen Knopf. Die Schritte verstummten.

»Soll ich dir alles abspielen, was sie sagen?« fragte Jane in seinem Ohr.

Er subvokalisierte. »Du kannst auch dort drinnen mithören?«

»Der Computer ist mit mehreren Monitoren verbunden, die auf Schwingungen reagieren. Ich habe mittlerweile ein paar Tricks gelernt, mit denen ich auch aus den schwächsten Schwingungen die menschliche Sprache dekodieren kann. Und diese Instrumente sind sehr empfindlich.«

»Worauf wartest du dann?« sagte Miro.

»Keine moralischen Bedenken wegen der Verletzung der Privatsphäre?«

»Nicht die geringsten«, erwiderte er. Ihr Überleben stand auf dem Spiel. Und er hatte sein Wort gehalten – die Tonüberwachung *war* ausgeschaltet. Ela konnte nicht hören, was gesprochen wurde.

Das Gespräch war anfangs nicht sehr ergiebig. Wie geht es dir? Sehr krank. Starke Schmerzen? Ja.

Schließlich durchbrach Pflanzer die freundlichen Formalitäten und kam zur Sache.

»Warum willst du, daß mein ganzes Volk versklavt bleibt?«

Quara seufzte – doch zu ihren Gunsten klang das Geräusch nicht aufgesetzt. Für Miros geübte Ohren schien es, als sei sie wirklich hin und her gerissen. Keineswegs so trotzig, wie sie es ihrer Familie vormachte. »Das will ich nicht«, sagte sie.

»Vielleicht hast du die Ketten nicht geschmiedet, doch du hast den Schlüssel dafür und weigerst dich, ihn zu benutzen.«

»Die Descolada ist keine Kette«, erwiderte sie. »Eine Kette ist ein Ding. Die Descolada lebt.«

»Ich auch. Mein ganzes Volk lebt. Warum ist das Leben der Descolada wichtiger als unseres?«

»Die Descolada tötet euch nicht. Euer Feind ist Ela und meine Mutter. Sie sind diejenigen, die euch alle töten würden, um zu verhindern, daß die Descolada sie tötet.«

»Natürlich«, sagte Pflanzer. »Natürlich würden sie das. Wie ich jeden von ihnen töten würde, um *mein* Volk zu schützen.«

»Also hast du keinen Streit mit mir.«

»Doch. Ohne das, was du weißt, werden sich die Menschen und Pequeninos schließlich töten. Sie haben keine Wahl. Solange die Descolada nicht gezähmt werden kann, wird sie schließlich die Menschheit töten, oder die Menschheit muß sie vernichten – und uns mit ihr.«

»Sie werden sie niemals vernichten«, sagte Quara.

»Weil du es nicht zuläßt.«

»Genausowenig, wie ich zulassen würde, daß sie euch vernichten. Vernunftbegabtes Leben ist nun mal vernunftbegabtes Leben.«

»Nein«, sagte Pflanzer. »Mit Ramännern kann man leben. Aber mit Varelse kann es keine Verständigung geben. Nur Krieg.«

»Das ist Unsinn!« sagte Quara. Dann führte sie die gleichen Argumente an wie im Gespräch mit Miro.

Als sie fertig war, herrschte einen Augenblick lang Stille.

»Unterhalten sie sich noch?« flüsterte Ela den Leuten zu, die die Sichtmonitore überwachten. Miro hörte keine Antwort – wahrscheinlich hatte jemand den Kopf geschüttelt.

»Quara«, flüsterte Pflanzer.

»Ich bin noch hier«, erwiderte sie. Der streitsüchtige Tonfall war wieder aus ihrer Stimme gewichen. Ihre grausame moralische Korrektheit hatte ihr keine Freude bereitet.

»Nicht deshalb weigerst du dich, uns zu helfen«, sagte er.

»Doch.«

»Du würdest mir sofort helfen, wenn du dich damit nicht deiner Familie beugen müßtest.«

»Das ist nicht wahr!« rief sie.

»Du bist dir nur so sicher, recht zu haben, weil sie sich so sicher sind, daß du dich irrst.«

»Ich *habe* recht!«

»Wann hast du jemanden gesehen, der keine Zweifel hatte, ob er recht hat?«

»Ich habe Zweifel«, flüsterte Quara.

»Höre auf deine Zweifel«, sagte Pflanzer. »Rette mein Volk. Und deins.«

»Wer bin ich, daß ich zwischen der Descolada und unserem Volk entscheiden kann?«

»Genau«, sagte Pflanzer. »Wer bist du, daß du so eine Entscheidung treffen kannst?«

»Ich treffe keine Entscheidung«, sagte sie. »Ich halte sie zurück.«

»Du weißt, was die Descolada bewerkstelligen kann. Du weißt, was sie bewerkstelligen *wird.* Indem du eine Entscheidung zurückhältst, triffst du eine.«

»Es ist keine Entscheidung. Es ist keine *Tat.«*

»Ist es kein Mord, wenn du einen Mord nicht verhinderst, den du leicht verhindern könntest?«

»Wolltest du mich deshalb sprechen? Als eine weitere Person, die mir sagt, was ich zu tun habe?«

»Ich habe das Recht dazu.«

»Weil du es auf dich genommen hast, ein Märtyrer zu werden und zu sterben?«

»Ich habe noch nicht den Verstand verloren«, sagte Pflanzer.

»Genau. Du hast deine Auffassung bewiesen. Jetzt können sie dir die Descolada injizieren und dich retten.«

»Nein.«

»Warum nicht? Bist du so sicher, daß du recht hast?«

»Über mein eigenes Leben kann ich entscheiden. Ich bin nicht wie du – ich treffe nicht die Entscheidung, daß andere sterben müssen.«

»Wenn die Menschheit stirbt, werde ich mit ihr sterben«, sagte Quara.

»Weißt du, warum ich sterben will?« sagte Pflanzer.

»Warum?«

»Damit ich nicht zusehen muß, wie Menschen und Pequeninos wieder einander töten.«

Quara senkte den Kopf.

»Du und Grego – ihr seid beide gleich.«

Tränen tropften auf die Sichtscheibe des Helms. »Das ist eine Lüge.«

»Beide weigert ihr euch, auf andere zu hören. Ihr wißt alles besser. Und wenn ihr fertig seid, sind viele unschuldige Geschöpfe tot.«

Sie stand auf, als wolle sie gehen. »Dann stirb doch«, sagte sie. »Warum sollte ich um dich weinen, wenn ich eine Mörderin bin?« Doch sie machte keinen Schritt. Sie will nicht gehen, dachte Miro.

»Verrate es ihnen«, sagte Pflanzer.

Sie schüttelte den Kopf, so heftig, daß Tränen aus ihren Augen flogen und ihr Visier benetzten. Wenn sie so weitermachten, konnte sie bald nichts mehr sehen.

»Wenn du sagst, was du weißt, sind alle klüger. Wenn du es geheimhältst, sind alle verloren.«

»Wenn ich es sage, wird die Descolada sterben!«

»Soll sie doch sterben!« schrie Pflanzer.

Der Gefühlsausbruch hatte ihn ungeheuerlich angestrengt. Einen Augenblick lang spielten die Laborinstrumente verrückt. Ela fluchte unterdrückt, während sie die Monitore überprüfte.

»Solche Gefühle soll ich dir also entgegenbringen?« fragte Quara.

»Du *bringst* mir diese Gefühle entgegen«, flüsterte Pflanzer. »Soll er doch sterben!«

»Nein«, sagte sie.

»Die Descolada kam und versklavte mein Volk. Was für eine Rolle spielt es, ob sie nun vernunftbegabt ist oder nicht? Sie ist ein Tyrann. Wenn ein Mensch sich so verhielte, wie sich die Descolada verhält, würdest sogar du mir zustimmen, daß man ihn aufhalten muß, notfalls auch, indem man ihn tötet. Warum sollte eine Spezies großzügiger als ein Mitglied deiner eigenen behandelt werden?«

»Weil die Descolada nicht weiß, was sie tut«, sagte Quara. »Sie versteht nicht, daß wir intelligent sind.«

»Ihr ist es *gleichgültig*«, sagte Pflanzer. »Wer immer die Descolada geschaffen hat, schickte sie aus, ohne sich darum zu kümmern, ob die Spezies, die sie versklavt oder tötet, vernunftbegabt ist oder nicht. Ist das das Geschöpf, für das mein Volk und dein gesamtes Volk sterben soll? Bist du so voller Haß auf deine Familie, daß du dich auf die Seite eines Ungeheuers wie die Descolada stellst?«

Quara hatte keine Antwort. Sie sank auf den Stuhl neben Pflanzers Bett.

Pflanzer legte ihr eine Hand auf die Schulter. Der Anzug war nicht so dick und undurchdringlich, daß sie den Druck nicht gespürt hätte, auch wenn er sehr schwach war.

»Ich habe mich mit dem Tod abgefunden«, sagte er. »Vielleicht wegen des dritten Lebens fürchten wir Pequeninos den Tod nicht so wie ihr kurzlebigen Menschen. Doch obwohl ich das dritte Leben nicht bekommen werde, Quara, werde ich die Art von Unsterblichkeit bekommen, die ihr Menschen habt. Mein Name wird in den Geschichten weiterleben. Selbst wenn ich keinen Baum habe, wird mein Name leben. Und das, was ich getan habe. Ihr Menschen glaubt vielleicht, daß ich für nichts und wieder nichts zum Märtyrer geworden bin, doch meine Brü-

der werden es verstehen. Indem ich bis zum Ende sauber und intelligent bleibe, beweise ich, daß sie sind, was sie sind. Ich helfe bei dem Beweis, daß nicht unsere Sklavenmeister uns zu dem gemacht haben, was wir sind, und uns nicht daran hindern können, es zu sein. Die Descolada zwingt uns vielleicht zu vielen Dingen, doch sie besitzt uns nicht ganz im Innersten. In uns ist ein Ort, der unser wahres Selbst birgt. Also habe ich nichts gegen den Tod. Ich werde in jedem freien Pequenino weiterleben.«

»Warum sagst du das, wo doch nur ich es hören kann?« fragte Quara.

»Weil nur du die Macht hast, mich ganz zu töten. Nur du hast die Macht, meinen Tod bedeutungslos werden zu lassen, indem mein gesamtes Volk nach mir stirbt und sich niemand mehr an mich erinnern wird. Warum sollte ich dir allein nicht mein Vermächtnis anvertrauen? Nur du kannst entscheiden, ob es einen Wert hat oder nicht.«

»Ich hasse dich dafür«, sagte sie. »Ich habe gewußt, daß du dies tun würdest.«

»Was tun?«

»Mich dazu bringen, mich so schrecklich zu fühlen, daß ich… *nachgeben* muß!«

»Warum bist du gekommen, wenn du es gewußt hast?«

»Ich hätte nicht kommen sollen! Ich wünschte, ich wäre nicht gekommen!«

»Ich will dir sagen, warum du gekommen bist. Du bist gekommen, *damit* ich dich zum Nachgeben zwinge. Damit du, wenn du nachgibst, es um meinetwegen tust und nicht wegen deiner Familie.«

»Also bin ich deine Puppe?«

»Ganz im Gegenteil. Du bist freiwillig hierher gekommen. Du benutzt *mich*, um tun zu können, was du tun willst. Im Herzen bist du noch ein Mensch, Quara. Du willst, daß dein Volk lebt. Wolltest du es nicht, wärest du ein Ungeheuer.«

»Nur, weil du im Sterben liegst, bist du noch lange nicht weise«, sagte sie.

»Doch«, erwiderte Pflanzer.

»Und was wäre, wenn ich dir sage, daß ich *niemals* meinen Beitrag zur Vernichtung der Descolada leisten würde?«

»Dann würde ich dir glauben«, sagte Pflanzer.

»Und mich hassen.«

»Ja.«

»Das kannst du nicht.«

»Doch, ich kann. Ich bin kein sehr guter Christ. Ich kann die, die mich und mein ganzes Volk töten will, nicht lieben.«

Quara sagte nichts.

»Geh jetzt«, fuhr er fort. »Ich habe alles gesagt, was ich sagen kann. Jetzt will ich meine Gesänge anstimmen und intelligent bleiben, bis der Tod schließlich kommt.«

Sie drehte sich von ihm weg und ging in die Sterilisationskammer.

Miro wandte sich Ela zu. »Alle sollen das Labor verlassen«, sagte er.

»Warum?«

»Weil eine Chance besteht, daß sie herauskommt und dir sagt, was sie weiß.«

»Dann sollte *ich* gehen, und alle anderen sollten bleiben«, erwiderte Ela.

»Nein. Du bist die einzige, der sie es je sagen wird.«

»Wenn du das glaubst, bist du ein kompletter…«

»Es einem anderen zu verraten, würde sie nicht genug verletzen, um sie zu befriedigen«, sagte Miro. »Alle raus.«

Ela dachte einen Augenblick lang nach. »Na schön«, sagte sie zu den anderen. »Geht ins Hauptlabor zurück und überwacht eure Computer. Wenn sie mir etwas sagt, schalte ich uns ins Netzwerk ein, und ihr könnt sehen, was sie eingibt. Wenn die Daten Sinn ergeben zu scheinen, geht ihr ihnen nach. Auch wenn sie wirklich etwas weiß, bleibt uns nicht mehr viel Zeit, um einen gestutzten Descolada-Virus zu entwerfen, den wir Pflanzer injizieren können, bevor er stirbt. Also geht jetzt.«

Sie gingen.

Als Quara aus der Sterilisationskammer auftauchte, warteten nur Ela und Miro auf sie.

»Ich halte es für falsch, die Descolada zu töten, bevor wir auch nur versucht haben, mit ihr zu sprechen«, sagte sie.

»Das kann schon sein«, erwiderte Ela. »Ich weiß nur, daß ich vorhabe, sie zu töten, wenn ich kann.«

»Zeige mir deine Dateien«, sagte Quara. »Ich werde dir alles verraten, was ich über die Descolada-Intelligenz weiß. Wenn es funktioniert und Pflanzer überleben sollte, werde ich ihm ins Gesicht spucken.«

»Spucke tausend Mal«, sagte Ela. »Wenn er nur überlebt.«

Ihre Dateien erschienen im Display. Quara deutete auf bestimmte Regionen eines Modells des Descolada-Virus. Innerhalb von ein paar Minuten saß Quara vor dem Terminal, gab Daten ein, erklärte und sprach, während Ela ihr Fragen stellte.

In Miros Ohr meldete sich wieder Jane. »Dieses kleine Miststück«, sagte sie. »Sie hat ihre Dateien gar nicht in einen anderen Computer eingegeben. Sie hat alles auswendig gelernt, was sie weiß.«

Am frühen Abend des nächsten Tages befand sich Pflanzer am Rande des Todes und Ela am Rand der Erschöpfung. Ihr Team hatte die ganze Nacht durchgearbeitet; Quara hatte ihr ununterbrochen geholfen, alles gelesen und kritisiert, was Elas Leute sich einfallen ließen, und auf Fehler hingewiesen. Am Morgen hatten sie einen gestutzten Virus entworfen, der den alten ersetzen sollte. Sämtliche Sprachanlagen fehlten, was bedeutete, daß die neuen Viren nicht miteinander kommunizieren konnten. Soweit sie es zu sagen vermochten, verfügte er auch über keinerlei analytische Fähigkeiten mehr. Doch es befanden sich noch alle Teile des Virus an Ort und Stelle, die Körperfunktionen des einheimischen Lebens Lusitanias bestimmten. Soweit sie es sagen konnten, ohne ein Probeexemplar des Virus zur Verfügung zu haben, stellte dieser Entwurf genau das dar, was sie brauchten – eine Descolada, die im Lebenszyklus der Spezies Lusitanias, einschließlich der Pequeninos, voll funktionsfähig war, aber keinerlei globale Regulation oder Manipulation mehr ausführen konnte. Sie nannten den neuen Virus *Recolada.* Der alte war nach seiner Eigenschaft benannt worden, Lebewesen auseinanderzureißen; der neue nach seiner übriggebliebenen Funktion, die Spezies-Paare, die das einheimische Leben Lusitanias darstellten, zusammenzuhalten.

Ender erhob einen Einwand – da die Descolada die Pequeninos in einen kriegerischen, aggressiven Zustand versetzt haben mußte, würde der neue Virus sie vielleicht in diesem Zustand halten. Doch Ela und Quara antworteten übereinstimmend, daß sie absichtlich eine ältere Version der Descolada als Modell genommen hatten, aus einer Zeit, da die Pequeninos entspannter gewesen waren – ›mehr sie selbst‹. Die Pequeninos, die an dem Projekt mitarbeiteten, hatten zugestimmt; und sie hatten zu wenig Zeit, noch jemanden hinzuzuziehen außer Mensch und Wühler, die ebenfalls beipflichteten.

Mit den Informationen, die Quara ihnen über die Vorgehensweise der Descolada verraten hatte, ließ Ela auch ein Team an einem Killerbakterium arbeiten, das sich schnell in der gesamten Gaialogie des Planeten ausbreiten, die normale Descolada an jedem Ort und in jeder Form aufspüren, sie zerreißen und töten würde. Dieses Bakterium würde die alte Descolada an genau jenen Bestandteilen erkennen, die der neuen fehlte. Wenn sie die Recolada und das Killerbakterium gleichzeitig aussetzten, müßten sie die Descolada ausmerzen können.

Nur ein Problem blieb noch – die eigentliche Konstruktion des neuen Virus. An diesem Projekt arbeitete Ela von Mittag an. Quara brach zusammen und schlief, die meisten Pequeninos taten es ihr gleich. Doch Ela machte weiter, benutzte alle Werkzeuge, die ihr zur Verfügung standen, um den Virus aufzubrechen und so wieder zusammenzusetzen, wie sie ihn brauchte.

Als Ender am frühen Abend kam, um ihr zu sagen, daß sie den neuen Virus jetzt einsetzen mußten, wollten sie Pflanzer retten, brach sie ebenfalls zusammen und konnte nur noch vor Erschöpfung und Frustration weinen.

»Ich schaffe es nicht«, sagte sie.

»Dann sage ihm, daß du Erfolg gehabt hast, aber den neuen Virus nicht mehr rechtzeitig hinbekommst und…«

»Ich meine, es geht nicht.«

»Du hast ihn entworfen.«

»Wir haben ihn geplant, wir haben ihn entworfen, aber wir können ihn nicht *herstellen.* Die Descolada ist eine wirklich gemeine Konstruktion.

Wir können ihn nicht aus Einzelteilen zusammensetzen, weil es zu viele Teile gibt, die nicht zusammenhalten, wenn wir in diese Teile nicht schon die Fähigkeit eingebaut haben, sich einander wieder aufzubauen, während sie noch zusammenbrechen. Und wir können keine Modifikationen des derzeitigen Virus vornehmen, wenn die Descolada nicht mindestens bruchstückhaft aktiv ist. Doch in diesem Fall hebt sie unsere Veränderungen schneller wieder auf, als wir sie durchführen können. Sie wurde so angelegt, daß sie sich ständig selbst überwacht, damit sie nicht verändert werden kann, und ist gleichzeitig in all ihren Einzelteilen so unstabil, daß man sie nicht neu herstellen kann.«

»Aber *sie* haben sie hergestellt.«

»Ja, aber ich weiß nicht, *wie*. Im Gegensatz zu Grego kann ich nicht einfach meine Wissenschaft aufgeben, auf einen metaphysischen Einfall zurückgreifen und mir Dinge herbeiwünschen. Ich muß mich an die Naturgesetze halten, wie sie hier und jetzt gelten, und die Naturgesetze lassen die Herstellung des Virus nicht zu.«

»Also kennen wir unser Ziel, finden aber nicht den richtigen Weg dorthin.«

»Bis gestern abend wußte ich nicht genug, um Vermutungen darüber anstellen zu können, ob wir diese neue Recolada überhaupt entwerfen können, und konnte daher auch nicht wissen, ob wir es überhaupt schaffen würden. Ich habe gedacht, wenn wir den Virus entwerfen können, können wir ihn auch bauen. Ich habe nur den Augenblick abgewartet, in dem Quara nachgibt, um es zu versuchen. Bislang haben wir jedoch nur festgestellt, daß es unmöglich ist. Quara hatte recht. Wir wissen jetzt eindeutig genug, um jeden Descolada-Virus auf Lusitania töten zu können. Aber wir können nicht die Recolada herstellen, die die Descolada ersetzen und das Leben auf Lusitania funktionsfähig halten könnte.«

»Wenn wir also das Mordbakterium einsetzen…«

»Würden innerhalb von einer oder zwei Wochen alle Pequeninos auf Lusitania dort sein, wo Pflanzer jetzt ist. Und alle Gräser und Vögel und Ranken und alles. Versengte Erde. Eine ungeheuerliche Tat. Quara hatte recht.« Sie weinte wieder.

»Du bist nur übermüdet.« Es war Quara, die gerade erwacht war. Sie sah schrecklich aus; der Schlaf hatte sie nicht erfrischt.

Ela konnte ihrer Schwester nicht antworten.

Quara sah aus, als wolle sie etwas Grausames sagen, etwa: *Na, habe ich es dir nicht gesagt?* Doch sie überlegte es sich anders, ging zu Ela und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Du bist müde, Ela. Du mußt schlafen.«

»Ja«, sagte Ela.

»Aber zuerst wollen wir es Pflanzer sagen.«

»Uns von ihm verabschieden, meinst du.«

»Ja, das meine ich.«

Sie begaben sich zu dem Labor, in dem sich Pflanzers Isolierraum befand. Die Pequenino-Forscher, die geschlafen hatten, waren wieder wach und hatten sich zusammengefunden, um in Pflanzers letzten Stunden über ihn zu wachen. Miro war wieder bei Pflanzer, und diesmal baten sie ihn nicht zu gehen, obwohl Ender wußte, daß sowohl Ela als auch Quara gern zu ihm gegangen wären. Statt dessen sprachen sie über das Lautsprechersystem mit ihm und erklärten ihm, was sie entdeckt hatten. Dieser halbe Erfolg war auf seine Art schlimmer als ein kompletter Fehlschlag, denn er konnte leicht zur Vernichtung aller Pequeninos führen, wenn die Menschen auf Lusitania nur verzweifelt genug sein würden.

»Ihr werdet es nicht benutzten«, flüsterte Pflanzer. Die Mikrofone konnten trotz ihrer Empfindlichkeit seine Stimme kaum aufnehmen.

»*Wir* nicht«, sagte Quara. »Aber wir sind nicht die einzigen Menschen hier.«

Seine letzten Worte waren nicht verständlich; sie lasen später seine Lippenbewegungen von der Holoaufzeichnung ab, um zu erfahren, was er gesagt hatte. Und nachdem er es gesagt und ihre Abschiedsworte vernommen hatte, starb er.

In dem Augenblick, da die Überwachungsgeräte seinen Tod bestätigten, stürmten die Pequeninos der Forschergruppe in den Isolierraum. Sterilisation war jetzt überflüssig; im Gegenteil, sie *wollten* die Descolada mit sich bringen. Sie schoben Miro barsch aus dem Weg und machten sich an die Arbeit, injizierten den Virus in jeden Teil von Pflanzers Körper, Hunderte von Injektionen in ein paar Augenblicken. Sie hatten sich offensichtlich darauf vorbereitet. Sie würden Pflanzers Opfer im Leben respektieren – doch sobald er erst tot und seine Ehre gewahrt war, ver-

suchten sie alles, um ihn für das dritte Leben zu retten, falls dies möglich sein sollte.

Sie brachten ihn auf die Lichtung, auf der Mensch und Wühler standen, und legten ihn auf eine vorher markierte Stelle, so daß er mit den beiden jungen Vaterbäumen ein gleichschenkliges Dreieck bildete. Sie zogen ihm die Haut ab und öffneten seine Leiche. Innerhalb von ein paar Stunden wuchs ein Baum, und kurze Zeit über bestand Hoffnung, daß es sich um einen Vaterbaum handelte. Doch die Brüder, die darin erfahren waren, einen jungen Vaterbaum zu erkennen, brauchten nur ein paar Tage, um zu erkennen, daß der Versuch gescheitert war. Der Baum verfügte über Leben und enthielt Pflanzers Gene; doch die Erinnerungen, der Wille, die Person waren verloren. Der Baum war stumm; er verfügte über keinen Verstand, der mit den anderen Vaterbäumen ständig Zwiesprache halten konnte. Pflanzer hatte den Entschluß gefaßt, sich von der Descolada zu befreien, selbst wenn es bedeutete, daß er das dritte Leben verlor, das das Geschenk der Descolada an jene war, die sie besaß. Er hatte Erfolg gehabt und, indem er verloren hatte, gewonnen.

Er hatte auch noch mit etwas anderem Erfolg gehabt. Die Pequeninos nahmen Abstand von der Gewohnheit, den Namen eines bloßen Bruderbaums schnell zu vergessen. Obwohl keine kleine Mutter jemals über seine Borke kriechen würde, wurde der Bruderbaum, der aus seiner Leiche gewachsen war, als Pflanzer bekannt und mit Respekt behandelt, als wäre er ein Vaterbaum. Überdies wurde seine Geschichte immer und immer wieder auf ganz Lusitania erzählt, überall, wo Pequeninos lebten. Er hatte bewiesen, daß die Pequeninos auch ohne die Descolada intelligent waren; er hatte ein edles Opfer gebracht, und der Name Pflanzer erinnerte alle Pequeninos an ihre grundlegende Freiheit von dem Virus, der sie in Ketten gelegt hatte.

Doch Pflanzers Tod führte nicht zu einer Pause bei den Vorbereitungen der Kolonisation anderer Welten durch die Pequeninos. Kriegmachers Fraktion hatte jetzt die Mehrheit, und als sich Gerüchte verbreiteten, die Menschen hätten ein Bakterium, das die Descolada töten konnte, setzten sie ihre Bestrebungen noch dringlicher fort. Schnell, sagten sie immer wieder zu der Schwarmkönigin. Schnell, damit wir uns von dieser Welt befreien können, bevor sich die Menschen entschließen, uns alle zu töten.

»Ich glaube, ich kann es schaffen«, sagte Jane. »Wenn das Schiff klein und einfach ist, eine Fracht so gut wie nicht vorhanden und die Besatzung so gering wie möglich, kann ich das Muster in meinem Geist halten. Wenn die Reise kurz und der Aufenthalt im Außen-Raum sehr kurz ist. Was den Start- und Zielpunkt betrifft, ist es ein Kinderspiel. Ich müßte es auf den Millimeter genau hinbekommen und könnte es sogar im Schlaf. Also sind Vorrichtungen zur Beschleunigung oder komplizierte Lebenserhaltungssysteme überflüssig. Das Sternenschiff kann ganz einfach konstruiert sein. Eine abgeschottete Umgebung, Plätze, Licht, Wärme. Wenn ich alles zusammenhalten und uns dorthin und wieder zurück bringen kann, werden wir nicht einmal lange genug im All sein, um den Sauerstoffvorrat in dem kleinen Raum aufzubrauchen.«

Sie hatten sich alle im Büro des Bischofs versammelt, um mit ihr zu sprechen – die gesamte Familie Ribeira, Jakts und Valentines Familie, die Pequeninoforscher, mehrere Priester und Filhos und vielleicht ein Dutzend anderer Anführer der Menschenkolonie. Der Bischof hatte darauf bestanden, das Treffen in seinem Büro abzuhalten. »Weil es groß genug ist«, hatte er gesagt, »und weil ich dabei sein möchte, um Gott zu bitten, gnädig mit euch zu verfahren, wenn ihr wie Nimrod ausziehen und vor dem Herren jagen, wenn ihr ein Raumschiff in den Himmel schicken wollt, das wie einst Babel das Gesicht Gottes suchen soll.«

»Wieviel Kapazität bleibt dir dann noch?« fragte Ender.

»Nicht mehr viel«, antwortete Jane. »Während des Versuchs wird sowieso schon jeder Computer auf den Hundert Welten nur noch quälend langsam arbeiten können. Ich muß ihre Speicher benutzen, um das Muster aufnehmen zu können.«

»Ich frage, weil wir ein Experiment durchführen wollen, während wir dort draußen sind.«

»Rede nicht darum herum, Ender«, sagte Ela. »Wir wollen ein Wunder durchführen, während wir dort sind. Wenn wir überhaupt ins Außen gelangen, heißt das, daß Grego und Olhado wahrscheinlich richtig vermutet haben, wie es dort aussieht. Und das heißt, daß dort andere Regeln gelten. Man kann Dinge erschaffen, indem man sich einfach ihr Muster vorstellt. Deshalb will ich mitfliegen. Es besteht die Chance, daß ich,

wenn ich das Muster der Recolada im Sinn habe, sie dort tatsächlich erschaffen kann. Ich könnte einen Virus zurückbringen, den ich im Realraum nicht konstruieren kann. Kannst du mich mitnehmen? Kannst du lange genug dort bleiben, daß ich den Virus erschaffen kann?«

»Wie lange ist das?« fragte Jane.

»Es müßte praktisch ohne Zeitverlust gehen«, sagte Grego. »In dem Augenblick, in dem wir dort eintreffen, müßten alle voll ausgebildeten Muster, die wir im Kopf haben, in einem Zeitraum geschaffen werden, der zu kurz ist, als daß Menschen ihn messen könnten. Aber es wird dauern, den Virus zu analysieren, um festzustellen, ob es auch der ist, den sie haben will. Vielleicht fünf Minuten.«

»Ja«, sagte Jane. »Wenn ich es überhaupt schaffe, schaffe ich es auch fünf Minuten lang.«

»Der Rest der Crew«, sagte Ender.

»Der Rest der Crew wird aus dir und Miro bestehen«, erwiderte Jane. »Und aus niemandem sonst.«

Grego protestierte am lautesten, aber er war nicht der einzige.

»Ich bin Pilot«, sagte Jakt.

»*Ich* bin der einzige Pilot dieses Schiffes«, sagte Jane.

»Olhado und ich sind auf die Idee gekommen«, sagte Grego.

»Ender und Miro werden mitfliegen, weil es ohne sie nicht geht. Ich existiere in Ender – er nimmt mich mit, wohin er auch geht. Miro hingegen steht mir mittlerweile so nahe, daß er womöglich Teil des Musters ist, das ich bin. Ich will ihn dabeihaben, weil ich ohne ihn vielleicht nicht vollständig bin. Sonst kann niemand mitkommen. Ich kann niemanden mehr in das Muster aufnehmen. Ela ist die einzige Ausnahme.«

»Dann ist das die Mannschaft«, sagte Ender.

»Ohne Diskussion«, fügte Bürgermeister Kovano hinzu.

»Wird die Schwarmkönigin das Schiff bauen?« fragte Jane.

»Ja«, sagte Ender.

»Dann möchte auch ich um einen Gefallen bitten. Ela, kannst du dir auch das Muster für einen weiteren Virus einprägen, wenn ich dir diese fünf Minuten gebe?«

»Den Virus für Weg?« fragte sie.

»Wir sind es ihnen für die Hilfe schuldig, die sie uns geleistet haben.«

»Ich glaube schon«, sagte sie. »Zumindest kann ich mir die Unterschiede zwischen diesem Virus und der normalen Descolada einprägen. Das ist sowieso alles, was ich mir merken kann – die Unterschiede.«

»Und wann wird das alles stattfinden?« fragte der Bürgermeister.

»Sobald die Schwarmkönigin das Schiff gebaut hat«, erwiderte Jane. »Uns bleiben nur noch achtundvierzig Tage, bis die Hundert Welten ihre Verkürzer ausschalten werden. Wir wissen mittlerweile, daß ich diesen Tag überleben werde, doch er wird mich verkrüppeln. Es wird eine Weile dauern, bis ich all meine verlorenen Erinnerungen zurückbekommen habe, wenn mir das überhaupt jemals möglich sein sollte. Und bis dahin kann ich mir unmöglich das Muster eines Schiffes einprägen, das ins Außen fliegen soll.«

»Die Schwarmkönigin kann ein so primitives Schiff lange vorher fertig haben«, sagte Ender. »Mit einem so kleinen Schiff besteht keine Chance, alle Menschen und Pequeninos vor der Ankunft der Flotte von Lusitania wegzubringen, einmal ganz davon abgesehen, daß das Ausschalten der Verkürzer verhindern wird, daß Jane das Schiff weiterhin fliegen kann. Aber es bleibt genug Zeit, um neue, Descolada-freie Pequenino-Gemeinschaften auf ein Dutzend Planeten zu bringen. Zeit genug, um ebenfalls die neuen, bereits für ihre ersten paar hundert Eier fruchtbar gemachten Schwarmköniginnen in ihren Kokons auf ein Dutzend Welten zu bringen. Falls es funktioniert, falls wir nicht nur Verrückte sind, die sich wünschen, fliegen zu können, werden wir mit Frieden für diese Welt zurückkehren, mit der Freiheit von der Gefahr der Descolada und sicherem Unterschlupf für die genetischen Erbanlagen der anderen Ramänner-Spezies auf diesem Planeten. Vor einer Woche sah es noch unmöglich aus. Jetzt haben wir Hoffnung.«

»Gracas a deus«, sagte der Bischof.

Quara lachte.

Alle sahen sie an.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich habe nur gedacht… ich habe vor ein paar Wochen ein Gebet gehört. Ein Gebet an Os Venerados, an Groß-

vater Gusto und Großmutter Cida. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, die unmöglichen Probleme zu lösen, denen wir gegenüberstehen, sollten sie Gott bitten, uns den Weg zu zeigen.«

»Kein schlechtes Gebet«, sagte der Bischof. »Und vielleicht hat uns Gott den Wunsch gewährt.«

»Ich weiß«, sagte Quara. »Das habe ich auch gedacht. Und wenn diese Sache mit dem Außen-Raum und dem Innen-Raum vorher ganz einfach nicht real gewesen wäre? Wenn es nur wegen dieses Gebets Wirklichkeit wurde?«

»Was dann?« fragte der Bischof.

»Nun, meint ihr nicht auch, daß das ungeheuer komisch wäre?«

Anscheinend war niemand dieser Meinung.

Kapitel 16
Die Reise

›Also steht den Menschen ihr Sternenschiff schon jetzt zur Verfügung, während das, was du für uns baust, noch nicht fertig ist.‹

›Sie wollen einen Kasten mit einer Tür. Kein Antrieb, kein Lebenserhaltungssystem, keine Frachträume. Das eure und das unsrige sind viel komplizierter. Wir haben es nicht langsam angehen lassen, und sie werden bald fertig sein.‹

›Ich beschwere mich wirklich nicht. Ich will auch, daß Enders Schiff zuerst fertig ist. Es ist dasjenige, das wirkliche Hoffnung trägt.‹

›Für uns auch. Wir stimmen mit Ender und seinen Leuten überein, daß die Descolada hier auf Lusitania niemals getötet werden darf, außer es gelingt irgendwie, die Recolada zu schaffen. Doch wenn wir neue Schwarmköniginnen zu anderen Welten schicken, werden wir an Bord der Sternenschiffe, die sie befördern, die Descolada töten, damit keine Gefahr besteht, unsere neue Heimat zu verseuchen. Damit wir ohne Furcht vor der Vernichtung durch diese künstlichen Varelse leben können.‹

›Was ihr auf *eurem* Schiff tut, geht uns nichts an.‹

›Mit etwas Glück wird es nicht soweit kommen. Ihr neues Sternenschiff wird den Weg ins Außen finden, mit der Recolada zurückkehren, euch und auch uns befreien, und dann wird das neue Schiff uns zu so vielen Welten transportieren, wie wir wollen.‹

›*Wird* der Kasten funktionieren, den du für sie gebaut hast?‹

›Wir wissen, daß es den Ort, an den sie gehen, wirklich gibt; wir rufen unser Selbst von dort. Und die Brücke, die wir geschaffen haben, jene, die Ender Jane nennt, ist ein Muster, wie wir es noch nie zuvor gesehen haben. Wenn es jemand kann, dann eine wie sie. *Wir* könnten es nie.‹

›Werdet *ihr* gehen? Wenn das neue Schiff funktioniert?‹

›Wir werden Tochter-Königinnen schaffen, die meine Erinnerungen mit auf andere Welten nehmen. Doch wir selbst werden hier bleiben.

Dieser Ort, an dem ich aus meinem Kokon kam, ist auf ewig meine Heimat.‹

›Also bist du hier genauso verwurzelt wie ich.‹

›Dafür sind ja die Töchter da. Um dorthin zu gehen, wohin wir niemals gehen werden, um unsere Erinnerungen an Orte mitzunehmen, die wir niemals sehen werden.‹

›Aber wir werden sie sehen. Oder nicht? Du hast gesagt, daß die philotischen Verbindungen bestehen bleiben werden.‹

›Wir haben über die Reise durch die Zeit nachgedacht. Wir leben lange, wir Schwärme, ihr Bäume. Aber unsere Töchter und ihre Töchter werden uns überleben. Nichts kann das ändern.‹

Qing-jao hörte ihnen zu, als sie ihr erklärten, welche Wahlmöglichkeiten sie hatten.

»Warum sollte es mich interessieren, wie ihr euch entscheidet?« sagte sie, als sie fertig waren. »Die Götter werden über euch lachen.«

Vater schüttelte den Kopf. »Das werden sie nicht, meine Tochter, ›Strahlend Helle‹. Die Götter geben nicht mehr um Weg als um jede andere Welt auch. Die Menschen von Lusitania werden einen Virus schaffen, der uns alle befreien kann. Keine Rituale mehr, keine Fesseln aufgrund der Unordnung in unseren Gehirnen. Also frage ich dich noch einmal. Sollen wir es tun, wenn es uns möglich ist? Es würde hier Unordnung schaffen. Wang-mu und ich haben geplant, wie wir vorgehen werden, wie wir ankündigen werden, was wir tun, damit das Volk es versteht, damit die Gottberührten nicht dahingemetzelt werden, sondern ihre Privilegien mit der Zeit aufgeben können.«

»Privilegien bedeuten nichts«, sagte Qing-jao. »Das hast du selbst mich gelehrt. Durch sie drücken die Menschen nur ihre Ehrfurcht vor den Göttern aus.«

»Ach, meine Tochter, wenn ich doch nur wüßte, daß auch die anderen Gottberührten unsere bescheidene Sicht der Dinge mit uns teilen. Aber zu viele von ihnen glauben, es sei ihr Recht, Forderungen zu stellen und andere Menschen zu unterdrücken, weil die Götter zu ihnen und nicht zu den anderen sprechen.«

»Dann werden die Götter sie bestrafen. Ich fürchte mich nicht vor deinem Virus.«

»Doch, du fürchtest dich davor, Qing-jao. Ich sehe es.«

»Wie kann ich meinem Vater sagen, daß er nicht sieht, was zu sehen er behauptet? Ich kann nur sagen, daß *ich* blind sein muß.«

»Ja, meine Qing-jao, du bist blind. Betriebsblind. Blind in deinem Herzen. Denn du zitterst sogar in diesem Augenblick. Du hast niemals mit Sicherheit gewußt, daß ich mich irre. Von dem Augenblick an, da Jane uns die wahre Natur der sprechenden Götter gezeigt hat, bist du dir nicht mehr sicher, was die Wahrheit ist.«

»Dann bin ich mir nicht mehr sicher, daß die Sonne aufgehen wird. Daß ich atme.«

»Wir alle wissen nicht, ob wir gleich noch atmen werden, und die Sonne bleibt an ihrer Stelle, Tag und Nacht. Sie geht weder auf, noch versinkt sie. Wir sind diejenigen, die auf- und untergehen.«

»Vater, ich habe von diesem Virus nichts zu befürchten.«

»Dann ist unsere Entscheidung gefallen. Wenn die Lusitanier uns den Virus geben können, werden wir ihn einsetzen.« Han Fei-tzu erhob sich, um ihr Zimmer zu verlassen.

Doch ihre Stimme hielt ihn auf, bevor er die Tür erreichte. »Dann ist das also die Verkleidung, die die Strafe der Götter annehmen wird, nicht wahr?«

»Was?«

»Wenn sie Weg bestrafen, weil du gegen die Götter gearbeitet hast, die dem Kongreß ihr Mandat gegeben haben – werden sie ihre Strafe dann als Virus verkleiden, der sie anscheinend verstummen läßt?«

»Ich wünschte, Hunde hätten mir die Zunge herausgerissen, bevor ich dich lehrte, so zu denken.«

»Die Hunde reißen bereits an meinem Herz«, antwortete Qing-jao. »Vater, ich bitte dich, tue es nicht. Laß nicht zu, daß deine Aufsässigkeit die Götter dazu bewegt, auf dem gesamten Antlitz dieser Welt zu schweigen.«

»Ich *werde* es tun, Qing-jao, damit keine Töchter oder Söhne mehr als Sklaven aufwachsen müssen, wie es bei dir der Fall war. Wenn ich daran denke, wie du dein Gesicht fast auf den Boden drückst und die Linien im Holz verfolgst, möchte ich die Körper derjenigen zerschneiden, die dir dies aufgezwungen haben, bis *ihr* Blut Linien erzeugt, die *ich* dann gern verfolgen werde, um zu wissen, daß sie bestraft worden sind.«

Sie weinte. »Vater, ich bitte dich, erzürne die Götter nicht.«

»Jetzt bin ich mehr denn je entschlossen, den Virus freizusetzen, falls er kommt.«

»Was kann ich tun, um dich zu überzeugen? Wenn ich nichts sage, wirst du es tun, und wenn ich dich bitte, es nicht zu tun, wirst du es nur um so sicherer tun.«

»Weißt du, wie du mich aufhalten könntest? Du könntest zu mir sprechen, als wüßtest du, daß die Stimmen der Götter das Produkt einer Geisteskrankheit sind. Und wenn ich dann wüßte, daß du die Welt klar und deutlich siehst, könntest du mich mit guten Argumenten überzeugen, daß solch eine schnelle, vollständige und verheerende Veränderung nur schädlich sein würde.«

»Also muß ich meinen Vater belügen, um ihn zu überzeugen?«

»Nein, meine ›Strahlend Helle‹. Um deinen Vater zu überzeugen, muß du ihm zeigen, daß du die Wahrheit verstehst.«

»Ich verstehe die Wahrheit«, sagte Qing-jao. »Ich verstehe, daß du mir von einem Feind gestohlen wurdest. Ich verstehe, daß ich jetzt nur noch die Götter habe, und Mutter, die unter ihnen ist. Ich bitte die Götter, mich sterben zu lassen, damit ich mich zu ihr gesellen kann und nicht mehr die Schmerzen ertragen mußt, die du mir zufügst, doch sie lassen mich noch auf dieser Welt verweilen. Ich glaube, es bedeutet, daß ich sie noch verehren soll. Vielleicht bin ich noch nicht rein genug. Oder vielleicht wissen sie, daß sich dein Herz wieder wenden und du wieder zu mir kommen wirst wie früher einmal, und ehrbar von den Göttern sprechen und mich lehren wirst, eine wahre Dienerin zu sein.«

»Das wird nie geschehen«, sagte Han Fei-tzu.

»Einst habe ich gedacht, du könntest eines Tages der Gott von Weg sein. Nun sehe ich, daß du keineswegs der Beschützer dieser Welt, sondern ihr dunkelster Feind bist.«

Han Fei-tzu schlug die Hände vors Gesicht und verließ weinend den Raum. Solange sie die Stimme der Götter hörte, konnte er sie niemals überzeugen. Doch vielleicht würde sie auf ihn hören, wenn sie den Virus einsetzten, wenn die Götter verstummten. Vielleicht konnte er sie dann zur Vernunft zurückführen.

Sie saßen in dem Sternenschiff – es sah eher aus wie zwei Metallkuppeln, eine über die andere gelegt, mit einer Tür in der Seite. Janes Entwurf, sorgfältig ausgeführt von der Schwarmkönigin und ihren Arbeitern, sahen zahlreiche Instrumente auf der Außenseite des Schiffes vor. Doch selbst mit diesem Gewimmel von Sensoren erinnerte es an kein Sternenschiff, das je zuvor erbaut worden war. Es war viel zu klein, und es gab keinen sichtbaren Antrieb. Die einzige Energie, die dieses Schiff irgendwo hin tragen konnte, war die unsichtbare Aiua, die Ender mit sich an Bord brachte.

Sie saßen sich in einem Kreis gegenüber. Es befanden sich sechs Sessel an Bord, weil die Chance bestand, daß Janes Muster es ermöglichte, das Schiff immer wieder einzusetzen und somit mehr Passagiere von einer Welt zur anderen zu befördern. Sie hatten jeden zweiten Sessel besetzt, so daß sie ein Dreieck bildeten: Ender, Miro, Ela.

Alle Abschiedsworte waren gesprochen. Schwester und Brüder, andere Verwandte und viele Freunde waren gekommen. Das Fehlen einer Person war jedoch besonders schmerzlich. Novinha. Enders Frau, Miros und Elas Mutter. Sie wollte damit nichts zu tun haben. Das war das einzig echte Leid beim Abschied.

Der Rest bestand aus Furcht und Aufregung, Hoffnung und Unglaube. Vielleicht waren sie nur einen Augenblick vom Tod entfernt. Vielleicht waren sie nur einen Augenblick davon entfernt, die Reagenzgläser auf Elas Schoß mit den Viren zu füllen, die für zwei Welten die Erlösung bedeuten würden. Vielleicht waren sie die Pioniere einer neuen Art von Sternenflug, die die durch das M.D.-Gerät bedrohte Spezies retten würde.

Vielleicht waren sie auch einfach nur drei Narren, die auf einer Wiese vor dem Umzäunung der menschlichen Kolonie Lusitanias saßen, bis es so heiß und stickig in ihrem Raumschiff wurde, daß sie es verlassen mußten. Natürlich würde niemand lachen, der draußen wartete, doch in der ganzen Stadt würde es Gelächter geben, Gelächter der Verzweiflung. Es würde bedeuten, daß es keinen Ausweg gab, keine Freiheit, nur immer mehr Furcht, bis der Tod in einer seiner vielen möglichen Verkleidungen kam.

»Bist du bei uns, Jane?« fragte Ender.

Die Stimme in seinem Ohr klang gelassen. »Während ich dies tue, Ender, kann ich keinen Teil von mir erübrigen, um mich mit dir zu unterhalten.«

»Also wirst du bei uns, aber stumm sein«, sagte Ender. »Wie soll ich wissen, daß du noch da bist?«

Sie lachte leise in seinem Ohr. »Törichter Junge, Ender. Wenn du noch da bist, bin ich in dir. Und wenn ich nicht in dir bin, gibt es auch kein ›dort‹ mehr, in dem du sein kannst.«

Ender stellte sich vor, wie er in eine Billiarde zusammengesetzter Teile zerbrach und sich im Chaos verstreute. Das persönliche Überleben hing nicht nur davon ab, daß Jane das Muster des Schiffes zusammenhielt, sondern auch, daß er das Muster seines Körpers und Geistes zusammenhalten konnte. Doch er hatte keine Ahnung, ob sein Geist wirklich stark genug war, um dieses Muster aufrechtzuhalten, sobald er dort war, wo die Naturgesetze keine Geltung mehr hatten.

»Fertig?« fragte Jane.

»Sie fragt, ob wir bereit sind«, sagte Ender.

Miro nickte bereits. Ela senkte den Kopf. Nach einem Augenblick bekreuzigte sie sich, umfaßte dann fest das Gestell mit den Reagenzgläsern auf ihrem Schoß und nickte.

»Wenn wir gehen und zurückkommen, Ela«, sagte Ender, »war es *kein* Fehlschlag, obwohl du vielleicht nicht den Virus schaffen konntest, den du brauchst. Wenn das Schiff funktioniert, können wir jederzeit zurückkehren. Glaube nicht, daß alles davon abhängt, was du dir heute vorstellen kannst.«

Sie lächelte. »Ich werde nicht überrascht sein, wenn es einen Fehlschlag gibt, doch ich bin auch auf den Erfolgsfall vorbereitet. Mein Team steht bereit, Hunderte von Bakterien in die Welt freizugeben, wenn ich mit der Recolada zurückkomme und wir die Descolada ersetzen können. Es ist riskant, doch innerhalb von fünfzig Jahren wird diese Welt wieder eine sich selbst regulierende Gaialogie sein. Ich habe eine Vision von Rotwild und Vieh im hohen Gras Lusitanias und von Adlern im Himmel.« Dann sah sie wieder auf die Reagenzgläser auf ihrem Schoß. »Ich habe auch ein Gebet an die Mutter Gottes gesprochen, damit derselbe Heilige Geist, der Gott in ihrem Leib erschuf, zurückkehrt und Leben hier in diesen Gefäßen erschafft.«

»Amen«, sagte Ender. »Und wenn *du* jetzt bereit bist, Jane, können wir loslegen.«

Vor dem kleinen Sternenschiff warteten die anderen. Was erwarteten sie? Daß das Schiff anfangen würde zu qualmen und zu rütteln? Daß es einen Donnerschlag, einen Lichtblitz geben würde?

Das Schiff war da. Es war da und noch immer da, bewegte sich nicht, veränderte sich nicht. Und dann war es verschwunden.

Im Schiff fühlten sie nichts, als es geschah. Es gab kein Geräusch, keine Bewegung, die andeutete, daß sie vom Innen- in den Außen-Raum geglitten waren.

Doch sie wußten, in welchem Augenblick es geschah, denn plötzlich waren sie nicht mehr zu dritt, sondern zu sechst.

Ender stellte fest, daß er neben einem jungen Mann und einer jungen Frau saß. Aber er hatte keine Zeit, sie anzusehen, denn er konnte nur den jungen Mann anstarren, der in dem gerade noch leeren Sitz ihm gegenüber saß.

»Miro«, flüsterte er. Denn um ihn handelte es sich. Aber nicht um den Krüppel Miro, den mißgestalteten jungen Mann, der das Schiff mit ihm betreten hatte. *Der* saß noch immer auf dem zweiten Sessel links von Ender. Dieser Miro war der junge Mann, dem Ender zuerst begegnet war. Der Mann, dessen Stärke die Hoffnung seiner Familie, dessen

Schönheit der Stolz von Ouandas Leben gewesen war, dessen Verstand und Herz Mitgefühl an den Pequeninos genommen und der sich geweigert hatte, sie ohne die Vorzüge zurückzulassen, die ihnen seiner Meinung zufolge die menschliche Kultur anbieten konnte. Miro, ganz und wiederhergestellt.

Woher war er gekommen?

»Ich hätte es wissen müssen«, sagte Ender. »Wir hätten daran denken müssen. Das Muster, das du von dir im Sinn hast, Miro – es ist nicht das, was du bist, sondern das, was du warst.«

Der neue, junge Miro hob die Hand und lächelte Ender an. »Ich habe daran gedacht«, sagte er, und seine Aussprache war klar und wunderschön. Die Worte rollten ganz leicht von seiner Zunge. »Ich habe darauf gehofft. Deshalb habe ich Jane auch gebeten, mich mitzunehmen. Und es erwies sich als wahr, Ender. Genau, wie ich es mir gewünscht habe.«

»Aber jetzt gibt es zwei von euch«, sagte Ela. Sie klang entsetzt.

»Nein«, sagte der neue Miro. »Nur mich. Nur das *wahre* Mich.«

»Aber der andere ist auch noch da«, sagte sie.

»Nicht mehr lange, glaube ich«, erwiderte Miro. »Diese alte Hülle ist jetzt leer.«

Und es stimmte. Der alte Miro sackte wie ein Toter in seinem Sitz zusammen. Ender kniete vor ihm nieder, drückte die Finger auf Miros Hals und fühlte nach dem Puls.

»Warum sollte sein Herz noch schlagen?« sagte Miro. »*Ich* bin der Ort, in dem sich Miros Aiua befindet.«

Als Ender den Finger von der Kehle des alten Miro nahm, löste sich die Haut. Ender schreckte zurück. Der Kopf fiel von den Schultern auf den Schoß der Leiche. Dann zerfiel er zu einer weißlichen Flüssigkeit. Ender sprang auf und wich zurück. Er trat jemandem auf den Fuß.

»Au«, sagte Valentine.

»Paß auf, wohin du trittst«, sagte ein Mann.

Valentine ist nicht an Bord, dachte Ender. Und ich kenne auch die Stimme dieses Mannes.

Er drehte sich zu ihnen um, zu dem Mann und der Frau, die auf den leeren Sitzen neben ihm erschienen waren.

Valentine. Unmöglich jung. So, wie sie ausgesehen hatte, als er sie am meisten geliebt und gebraucht hatte, als sie der einzige Grund für ihn war, mit seiner militärischen Ausbildung weiterzumachen; als sie der einzige Grund war, der ihm einfiel, warum Welt vielleicht doch die Mühe wert war, sie zu retten.

»Du kannst nicht wirklich sein«, sagte er.

»Natürlich bin ich das«, sagte sie. »Du hast mir doch auf den Fuß getreten, nicht wahr?«

»Armer Ender«, sagte der junge Mann. »Unbeholfen *und* dumm. Wirklich keine sehr gute Kombination.«

Jetzt erkannte Ender ihn. »Peter«, sagte er. Sein Bruder, der Feind aus seiner Kindheit, etwa in dem Alter, als er zum Hegemon geworden war. Das Bild, das auf allen Vids gezeigt worden war, als es Peter gelungen war, die Dinge so zu arrangieren, daß Ender nach seinem großen Sieg nie mehr auf die Erde zurückkehren durfte.

»Ich dachte, ich würde dich nie mehr von Angesicht zu Angesicht sehen«, sagte Ender. »Du bist vor so langer Zeit gestorben.«

»Glaube niemals ein Gerücht über meinen Tod«, sagte Peter. »Ich habe so viele Leben wie eine Katze. Und auch so viele Zähne, so viele Klauen und dieselbe fröhliche, kooperative Einstellung.«

»Woher bist du gekommen?«

Miro gab die Antwort. »Da du sie kennst, Ender, müssen sie Mustern in *deinem* Geist entstammen, Ender.«

»Das stimmt«, sagte Ender. »Aber warum? Wir nehmen angeblich die Vorstellung von uns *selbst* mit nach hier draußen. Das Muster, durch das wir selbst uns erkennen.«

»Ist dem so, Ender?« sagte Peter. »Dann mußt du wirklich etwas ganz Besonderes sein. Eine Persönlichkeit, die so kompliziert ist, daß man zwei Menschen braucht, um sie auszufüllen.«

»Von dir ist kein Teil in mir«, sagte Ender.

»Und du sorgst besser auch dafür, daß es so bleibt«, sagte Peter höhnisch. »Ich mag Mädchen, keine schmutzigen, alten Männer.«

»Ich wollte dich nicht haben«, sagte Ender.

»Mich wollte nie jemand haben«, sagte Peter. »Sie wollten *dich.* Aber sie haben *mich* bekommen, nicht wahr? Sie haben mich *hierhin* bekommen. Glaubst du, ich würde nicht meine ganze Geschichte kennen? Du und dieses Lügenbuch, *Der Hegemon.* So klug und verständnisvoll. Wie Peter Wiggin herangereift ist. Wie er sich als weiser und fairer Herrscher erwies. Was für ein Witz! In der Tat, ein Sprecher für die Toten. Als du das Buch geschrieben hast, kanntest du die ganze Zeit über die Wahrheit. Du hast das Blut posthum von meinen Händen gewaschen, Ender, aber du wußtest, und ich wußte, daß ich, solange ich lebte, das Blut dort haben wollte.«

»Laß ihn in Ruhe«, sagte Valentine. »Er hat im *Hegemon* die Wahrheit gesagt.«

»Du beschützt ihn noch immer, kleiner Engel?«

»Nein!« rief Ender. »Ich bin fertig mit dir, Peter. Du bist aus meinem Leben verschwunden, schon vor dreitausend Jahren!«

»Du kannst davonlaufen, aber du kannst dich nicht *verstecken!*«

»Ender! Ender, hör auf! Ender!«

Er drehte sich um. Es war Ela, die ihn angeschrien hatte.

»Ich weiß nicht, was hier vorgeht, aber hör auf damit! Wir haben nur noch ein paar Minuten übrig. Hilf mir bei den Tests.«

Sie hatte recht. Was immer Miros neuer Körper zu bedeuten hatte, Peters und Valentines Auftauchen, wichtig war die Descolada. War es Ela gelungen, sie umzuwandeln? Die Recolada zu erschaffen? Und der Virus, der die Menschen von Weg verwandeln würde? Falls Miro seinen Körper neu gestalten und Ender irgendwie die Geister seiner Vergangenheit heraufbeschwören und sie wieder zu Fleisch und Blut machen konnte, war es möglich, wirklich *möglich,* daß Elas Reagenzgläser nun die Viren enthielten, deren Muster sie sich vorgestellt hatte.

»Hilf mir«, flüsterte Ela erneut.

Ender und Miro – der neue Miro, dessen Hand stark und sicher war – nahmen die Reagenzgläser, die sie ihnen reichte, und begannen mit dem

Test. Es war ein negativer Test – wenn die Bakterien, Algen und winzigen Würmer, die sie in die Gläser gaben, mehrere Minuten lang unbeeinflußt blieben, befand sich keine Descolada in den Gläsern. Da es in den Reagenzgläsern vor dem lebenden Virus *gewimmelt* hatte, als sie das Schiff bestiegen hatten, war der Beweis erbracht, daß zumindest *irgend etwas* geschehen war, das sie neutralisiert hatte. Ob es nun wirklich die Recolada war oder einfach nur eine tote oder unwirksame Descolada, konnten sie nur nach ihrer Rückkehr feststellen.

Die Würmer, Algen und Bakterien wurden keiner Verwandlung unterzogen. Bei Tests, die sie zuvor auf Lusitania durchgeführt hatten, hatte sich die blaue Lösung, die die Bakterien enthielt, unter dem Einfluß der Descolada gelb verfärbt; nun blieb sie blau. Auf Lusitania waren die winzigen Würmer schnell gestorben und als ergrauende Hüllen an die Oberfläche getrieben; nun wanden sie sich in der Flüssigkeit und blieben purpurbraun, eine Farbe, die zumindest bei ihnen Leben bedeutete. Und die Algen brachen nicht auseinander und lösten sich vollständig auf, sondern blieben als dünne Stränge und Ränke bestehen, die Leben bedeuteten.

»Dann haben wir es geschafft«, sagte Ender.

»Zumindest können wir hoffen«, sagte Ela.

»Setzt euch«, sagte Miro. »Wenn wir fertig sind, wird sie uns zurückbringen.«

Ender setzte sich. Er sah zu dem Sitz, auf dem Miro gesessen *hatte*. Sein alter, verkrüppelter Körper war nicht länger als menschlich zu identifizieren. Er zerfiel weiterhin; die Stücke zerbrachen zu Staub oder zerflossen. Selbst die Kleidung hatte sich aufgelöst.

»Er ist nicht mehr Teil meines Musters«, sagte Miro. »Ihn hält nichts mehr zusammen.«

»Was ist mit *denen?*« fragte Ender. »Warum lösen *sie* sich nicht auf?«

»Oder du?« fragte Peter. »Warum löst *du* dich nicht auf? Du bist jetzt überflüssig. Du bist ein müder alter Scheißer, der nicht mal seine Frau behalten kann. Und du hast nie ein Kind gezeugt, du pathetischer alter Eunuch. Mach Platz für einen echten Mann. Dich braucht jetzt keiner mehr – alles, was du je getan hast, hätte ich besser tun können, und alles, was ich je getan habe, hättest du niemals tun können.«

Ender schlug die Hände vors Gesicht. Dieses Ergebnis hatte er sich nicht einmal in seinen schlimmsten Alpträumen vorgestellt. Ja, er hatte gewußt, daß sie sich an einen Ort begaben, an dem man mit dem Verstand etwas erschaffen konnte. Aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß *Peter* noch immer dort lauerte. Er hatte geglaubt, er habe den alten Haß schon vor langer Zeit begraben.

Und Valentine – warum sollte er eine neue Valentine erschaffen? Eine so junge und perfekte, so schöne und freundliche? Die echte Valentine wartete auf Lusitania auf ihn – was würde sie denken, wenn sie sah, was er aus seinem Verstand geschaffen hatte? Vielleicht würde es sie schmeicheln, daß er sie so nah an seinem Herzen hielt; doch sie würde auch wissen, daß er sie schätzte, wie sie früher einmal gewesen war, und nicht, wie sie heute war.

Sowohl das dunkelste als auch das hellste Geheimnis seines Herzens würden enthüllt werden, sobald sich die Tür öffnete und er wieder auf die Oberfläche Lusitanias treten mußte.

»Löst euch auf«, sagte er zu ihnen.

»Du zuerst, alter Mann«, sagte Peter. »Dein Leben ist vorbei, und meins beginnt gerade erst. Beim ersten Mal hatte ich nur die Erde, einen müden alten Planeten – es wäre mir genauso leicht gefallen wie jetzt, nach dir zu greifen und dich mit bloßen Händen zu töten, wenn ich es wollte. Dir den Nacken zu brechen wir eine trockene Nudel.«

»Versuche es«, flüsterte Ender. »Ich bin nicht mehr der verängstigte kleine Junge.«

»Aber du bist auch kein Gegner für mich«, sagte Peter. »Du warst es nie und wirst es niemals sein. Du hast zu viel Herz. Du bist wie Valentine. Du zuckst davor zurück, das zu tun, was getan werden muß. Das macht dich weich und schwach. Dadurch kann man dich leicht vernichten.«

Ein plötzlicher Lichtblitz. Doch noch der Tod im Außen-Raum? Hatte Jane das Muster in ihrem Geist verloren? Explodierten sie, oder stürzten sie in eine Sonne?

Nein. Es war die sich öffnende Tür. Es war das Licht des Lusitania-Morgens, das in die relative Dunkelheit im Schiffsinneren fiel.

»Kommt ihr heraus?« rief Grego und steckte den Kopf ins Schiff. »Seid ihr…«

Dann sah er sie. Ender bemerkte, wie er stumm zählte.

»Nossa Senhore«, flüsterte Grego. »Woher zum Teufel kommen *die* denn?«

»Aus Enders total verkorkstem Kopf«, sagte Peter.

»Aus alten und zärtlichen Erinnerungen«, sagte die neue Valentine.

»Hilf mir mit den Viren«, sagte Ela.

Ender streckte die Hand nach ihnen aus, doch sie gab sie Miro. Sie erklärte es ihm nicht, wandte einfach den Kopf ab, doch er verstand. Was ihnen im Außen zugestoßen war, war zu seltsam, als daß sie es akzeptieren konnte. Wer auch immer Peter und diese junge, neue Valentine sein mochten, es sollte sie nicht geben. Miros Schöpfung eines neuen Körpers für ihn ergab Sinn, auch wenn es schrecklich gewesen war, den alten Körper zu einem vergessenen Nichts zerfallen zu sehen. Elas Konzentration war so groß gewesen, daß sie außer den Reagenzgläsern, die sie zu diesem Zweck mitgenommen hatte, nichts geschaffen hatte. Doch Ender hatte zwei ganze Menschen heraufbeschworen, die auf ihre Weise jeweils anrüchig waren – die neue Valentine, weil sie die echte verhöhnte, die sicherlich draußen vor der Tür wartete. Und Peter gelang es mühelos, anrüchig zu sein, während er erst langsam zu der Hochform dessen auflief, was ihn gleichzeitig so gefährlich wie auch charismatisch machte.

»Jane«, flüsterte Ender. »Jane, bist du da?«

»Ja«, antwortete sie.

»Hast du das alles gesehen?«

»Ja«, antwortete sie.

»Verstehst du es?«

»Ich bin sehr müde. Ich war noch nie müde. Ich habe noch nie etwas so Schweres getan. Es hat meine gesamte… meine gesamte Aufmerksamkeit auf einmal beansprucht. Und zwei weitere Körper, Ender. Mich dazu zu bringen, sie in das Muster einzufügen – ich weiß nicht, wie ich das geschafft habe.«

»Ich wollte es nicht.«

Aber sie antwortete nicht.

»Kommst du nun, oder was?« fragte Peter. »Die anderen sind alle schon zur Tür hinaus. Mit all diesen kleinen Urinfläschchen.«

»Ender, ich habe Angst«, sagte die junge Valentine. »Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Ender. »Gott verzeihe mir, falls ich dir irgendwie weh tue. Ich hätte dich niemals zurückgebracht, um dir weh zu tun.«

»Ich weiß«, sagte sie.

»Nein«, sagte Peter. »Der nette alte Ender beschwört eine mannbare junge Frau aus seinem Gehirn herauf, die genau aussieht wie seine Schwester im Teenageralter. Ender, alter Junge, sind deiner Verderbtheit denn keine Grenzen gesetzt?«

»Lediglich ein schändlich kranker Geist würde an so etwas auch nur denken«, murmelte Ender.

Peter lachte.

Ender nahm die junge Val an der Hand und führte sie zur Tür hinaus. Er fühlte, wie ihre Hand schwitzte und zitterte. Sie fühlte sich so echt an. Sie *war* echt. Und doch konnte er, kaum daß er auf der Schwelle stand, die echte Valentine sehen, in mittlerem Alter, nicht mehr jung, doch noch immer die anmutige, wunderschöne Frau, die er all diese Jahre lang gekannt und geliebt hatte. Das ist die *wahre* Schwester, die, die ich so liebe wie mich selbst. Was hatte dieses junge Mädchen in meinem Geist zu suchen?

Grego und Ela mußten genug gesagt haben, daß die Leute wußten, daß etwas Seltsames geschehen war. Und als Miro das Schiff verlassen hatte, gesund und lebhaft, mit klarer Aussprache und so freudig erregt, daß er fast gesungen hätte – das mußte wirklich zu einiger Aufregung geführt haben. Ein Wunder. Es gab Wunder dort draußen, wo auch immer das Schiff gewesen war.

Doch als Ender herauskam, verstummte die Menge. Nur wenige hätten das junge Mädchen, das bei ihm war, auf den ersten Blick als Valentine in ihrer Jugend erkannt – keiner von ihnen hatte sie damals gekannt. Und keiner außer Valentine würde Peter Wiggin im kräftigen jungen Mannes-

alter erkennen; bei den Bildern in den Geschichtswerken handelte es sich normalerweise um Holos, die erst spät in seinem Leben aufgenommen worden waren, als sich die billige Holographie endlich durchgesetzt hatte.

Doch Valentine erkannte sie. Ender stand vor der Tür, die junge Val neben ihm Peter direkt hinter ihm, und Valentine erkannte sie beide. Sie trat vor, von Jakt weg, bis sie direkt vor Ender stand.

»Ender«, sagte sie. »Lieber, gequälter Junge, das hast du geschaffen, als du an dem Ort warst, an dem du alles erschaffen kannst, was du willst?« Sie streckte die Hand aus und berührte die junge Ausgabe von ihr selbst an der Wange. »So wunderschön«, sagte sie. »Ich war nie so schön, Ender. Sie ist perfekt. Sie ist alles, was ich sein wollte, aber niemals war.«

»Bist du nicht froh, mich zu sehen, Val, meine liebste Demosthenes?« Peter drängte sich zwischen Ender und der jungen Val hindurch. »Hast du nicht auch an mich zärtliche Erinnerungen? Bin ich nicht schöner, als du dich an mich erinnerst? Ich freue mich bestimmt, *dich* zu sehen. Du hast so viel aus der Persona gemacht, die ich für dich geschaffen habe. Demosthenes. Ich habe dich geschaffen, und du hast mir nicht einmal dafür gedankt.«

»Danke, Peter«, flüsterte Valentine. Sie sah wieder zu der jungen Val. »Was wirst du mit ihnen machen?«

»Mit *uns* machen?« sagte Peter. »Es steht ihm nicht zu, etwas mit uns zu *machen.* Er hat mich vielleicht zurückgeholt, aber jetzt bin ich mein eigener Herr, wie ich es schon immer war.«

Valentine drehte sich wieder zu der Menge um, die noch immer von Erstaunen über die seltsamen Ereignisse erfüllt war. Schließlich hatten die Leute gesehen, wie drei Personen das Schiff bestiegen, hatten gesehen, wie es verschwand und keine sieben Minuten später an genau derselben Stelle wieder auftauchte – doch anstatt drei Personen waren fünf ausgestiegen, und zwei davon waren Fremde. Natürlich waren die Leute geblieben, um zu gaffen.

Aber heute würde keiner mehr eine Antwort bekommen. Abgesehen vielleicht, was die wichtigste Frage von allen betraf. »Hat Ela die Reagenzgläser ins Labor gebracht?« sagte sie. »Machen wir der Versammlung

ein Ende und sehen nach, was Ela im Außen-Raum für uns geschaffen hat.«

Kapitel 17
Enders Kinder

›Armer Ender. Jetzt laufen seine Alpträume auf ihren eigenen zwei Beinen um ihn herum.‹

›Er hat auf eine seltsame Methode zurückgegriffen, schließlich doch noch Kinder zu bekommen.‹

›Du bist diejenige, die Aiuas aus dem Chaos ruft. Wie hat er Seelen für diese Menschen gefunden?‹

›Wieso kommst du auf den Gedanken, daß er dies getan hat?‹

›Sie gehen umher. Sie sprechen.‹

›Der Mann namens Peter kam zu dir und sprach mit dir, nicht wahr?‹

›Der arroganteste Mensch, der mir je begegnet ist.‹

›Wieso wurde er wohl mit der Fähigkeit geboren, die Sprache der Vaterbäume sprechen zu können?‹

›Ich weiß es nicht. Ender hat ihn geschaffen. Wieso sollte er ihn ohne Sprachfähigkeit schaffen?‹

›Ender fährt Stunde um Stunde damit fort, sie beide zu schaffen. Wir haben das Muster in ihm gefühlt. Vielleicht versteht er es selbst nicht, aber es gibt *keinen Unterschied* zwischen diesen beiden und ihm selbst. Vielleicht haben sie verschiedene Körper, aber sie sind trotzdem Teil von ihm. Was immer sie tun, was immer sie sagen, Enders Aiua handelt und spricht.‹

›Weiß er das?‹

›Wir bezweifeln es.‹

›Wirst du es ihm sagen?‹

›Nicht, solange er nicht fragt.‹

›Und was glaubst du, wann wird er fragen?‹

›Wenn er die Antwort bereits kennt.‹

Es war der letzte Tag, an dem die Recolada Tests unterzogen wurde. Die – bisherige – Erfolgsmeldung hatte sich bereits in der menschlichen Kolonie und, so vermutete Ender, auch unter der Pequeninos ausgebreitet. Elas Assistent Glas hatte sich freiwillig als Testperson gemeldet. Er hatte nun schon drei Tage in derselben Isolationskammer überlebt, in der Pflanzer sich geopfert hatte. Diesmal jedoch war die Descolada in ihm von dem Bakterium getötet worden, an dessen Konstruktion er unter Elas Leitung mitgearbeitet hatte. Und diesmal erfüllte Elas Recolada-Virus die Funktionen, die früher die Descolada erfüllt hatte. Er arbeitete fehlerfrei. Glas war nicht einmal krank geworden. Nur ein letzter Schritt blieb noch, bevor die Recolada zu einem vollen Erfolg erklärt werden konnte.

Eine Stunde vor diesem letzten Test traf sich Ender – in seinem Gefolge Peter und die junge Val – mit Quara und Grego in dessen Zelle.

»Die Pequeninos haben es akzeptiert«, erklärte Ender. »Sie sind bereit, schon nach dem Test mit Glas das Risiko einzugehen, die Descolada zu töten und durch die Recolada zu ersetzen.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Quara.

»Mich schon«, sagte Peter. »Die Schweinchen haben offensichtlich als Spezies den Drang zu sterben.«

Ender seufzte. Obwohl er kein verängstigter kleiner Junge mehr war und Peter nicht mehr älter und größer und stärker war, empfand Ender noch immer nicht die geringste Zuneigung zu diesem Simulacrum seines Bruders, das er irgendwie im Außen geschaffen hatte. Peter war alles, was Ender in seiner Kindheit gefürchtet und gehaßt hatte, und seine Rückkehr erzürnte ihn und machte ihm gleichzeitig Angst.

»Was meinen Sie?« fragte Grego. »Wenn die Pequeninos nicht zugestimmt hätten, hätte die Descolada sie für die Menschheit zu gefährlich gemacht, als daß sie weiterleben dürften.«

»Natürlich«, sagte Peter lächelnd. »Der Physiker ist auch Strategieexperte.«

»Peter will damit sagen«, führte Ender aus, »wenn *er* das Kommando über die Pequeninos hätte, würde er die Descolada niemals freiwillig aufgeben, wenn er dafür nichts von der Menschheit bekäme.«

»Zur Überraschung aller hat der alternde Wunderknabe noch einen winzigen Funken Verstand«, sagte Peter. »Warum sollten sie sich die einzige Waffe nehmen lassen, die die Menschheit fürchtet? Die Lusitania-Flotte kommt und hat das M.D.-Gerät dabei. Warum bringen sie unseren Andrew hier nicht dazu, in seinen fliegenden Fußball zu steigen, die Flotte abzufangen und zur Kapitulation aufzufordern?«

»Weil die Flotte mich wie einen tollwütigen Hund abschießen würde«, sagte Ender. »Die Pequeninos sind einverstanden, weil es richtig und anständig ist. Begriffe, die ich dir später erklären werde.«

»Ich kenne diese Begriffe«, sagte Peter. »Ich weiß auch, was sie bedeuten.«

»Weißt du das?« fragte die junge Val. Ihre Stimme war wie immer eine Überraschung – sanft, freundlich und doch imstande, das Gespräch an sich zu ziehen. Ender erinnerte sich, daß Valentine Stimme schon immer so geklungen hatte. Es war unmöglich, ihr nicht zuzuhören, obwohl sie sie nur so selten hob.

»*Richtig und anständig*«, sagte Peter. Die Worte klangen aus seinem Mund schmutzig. »Entweder, die Person, die sie spricht, glaubt an ihre Bedeutung, oder sie glaubt nicht daran. Wenn sie nicht daran glaubt, heißt das, daß sie jemanden mit einem Messer in der Hand hinter mir stehen hat. Und *wenn* sie daran glaubt, bedeuten diese Worte, daß ich gewinnen werde.«

»Ich werde Ihnen sagen, was sie bedeuten«, sagte Quara. »Sie bedeuten, daß wir den Pequeninos – und uns – gratulieren werden, weil eine vernunftbegabte Spezies ausgelöscht wurde, die es sonst vielleicht nirgendwo im Universum gibt.«

»Machen Sie sich doch nichts vor«, sagte Peter.

»Alle sind sich so sicher, daß die Descolada ein künstlicher Virus ist«, sagte Quara, »doch niemand hat die Alternative in Betracht gezogen – daß sich eine viel primitivere, verletzbarere Form der Descolada natürlich entwickelt und sich dann *selbst* bis zu ihrer heutigen Form verändert hat. Der Virus mag entworfen worden sein, doch wer hat diesen Entwurf ausgeführt? Und jetzt töten wir ihn, ohne eine Verständigung versucht zu haben.«

Peter grinste zuerst sie und dann Ender an. »Es überrascht mich, daß dieses wieselhafte kleine Gewissen nicht dein Fleisch und Blut ist«, sagte er. »Sie ist genauso besessen davon, Gründe zu finden, sich schuldig zu fühlen, wie du und Val.«

Ender ignorierte ihn und versuchte, Quara zu antworten. »Wir töten sie, weil wir nicht mehr länger warten können. Die Descolada versucht, uns zu vernichten, und wir dürfen nicht länger zögern. Dürften wir es, täten wir es.«

»Das verstehe ich alles«, sagte Quara. »Ich habe euch geholfen, nicht wahr? Es macht mich nur krank, wenn ich euch reden höre, als wären die Pequeninos irgendwie *tapfer* gewesen, mit uns in einem Akt des Xenozids zusammenzuarbeiten, um ihre eigene Haut zu retten.«

»Wir oder sie, Mädchen«, sagte Peter. »Wir oder sie.«

»Du wirst wahrscheinlich nicht begreifen«, sagte Ender, »wie sehr ich mich schäme, meine eigenen Argumente über deine Lippen kommen zu hören.«

Peter lachte. »Andrew gibt vor, mich nicht zu mögen«, sagte er. »Aber der Junge ist ein Heuchler. Er bewundert mich. Er betet mich an. Hat er schon immer getan. Genau wie sein hübscher kleiner Engel hier.«

Peter berührte die junge Val mit dem Zeigefinger. Sie wich nicht zurück. Sie tat so, als habe sie seinen Finger im Fleisch ihres Oberarms nicht einmal gespürt.

»Er betet uns beide an. In seinem kleinen, verdrehten Verstand ist sie die moralische Perfektion, die er niemals erreichen kann. Und ich bin die Macht und Genialität, die immer ein Stück außerhalb der Reichweite des armen, kleinen Andrew war. Es war wirklich ziemlich bescheiden von ihm, meint ihr nicht auch? All die Jahre lang bewahrte er seine Vorbilder in seinem Verstand auf.«

Die junge Val ergriff Quaras Hand. »Es ist das Schlimmste, was du jemals in deinem Leben getan haben wirst«, sagte sie. »Den Menschen, die du liebst, zu helfen, etwas zu tun, was du in deinem Herzen für völlig falsch hältst.«

Quara weinte.

Doch nicht Quara bereitete Ender Sorgen. Er wußte, daß sie stark genug war, um die moralischen Widersprüche ihrer Handlungen zu verkraften, ohne darüber den Verstand zu verlieren. Ihre Ambivalenz ihren eigenen Taten gegenüber würde sie wahrscheinlich weicher machen; sie würde von Augenblick zu Augenblick weniger überzeugt sein, daß ihr Urteil völlig richtig war, und alle, die nicht mit ihr übereinstimmten, völlig falsch lagen. Wenn überhaupt, würde sie am Ende dieses Prozesses mitfühlender, einfühlsamer und *anständiger* dastehen, als sie es zuvor in ihrer heißblütigen Jugend gewesen war. Und vielleicht würde ihr der sanfte Einfluß der jungen Val – unterstützt von ihren Worten, die genau den Schmerz benannten, den Quara empfand – helfen, schneller wieder gesund zu werden.

Mehr Sorgen bereitete Ender die Tatsache, daß Grego Peter mit solcher Bewunderung betrachtete. Ausgerechnet Grego hätte mittlerweile gelernt haben sollen, wozu Peters Worte führen konnten. Und doch betete er Enders wandelnden Alptraum geradezu an. Ich muß Peter hier wegschaffen, dachte Ender, oder er wird mehr Gefolgschaft auf Lusitania haben, als es bei Grego der Fall gewesen war – und er wird sie weit wirksamer einsetzen, und letzten Endes wird diese Wirkung noch tödlicher sein.

Ender hatte nur wenig Hoffnung, daß sich Peter als der *echte* Peter erweisen würde, der zu einem starken und würdigen Hegemon herangewachsen war. *Dieser* Peter war schließlich kein Mensch aus Fleisch und Blut, voller Ehrgeiz und Überraschungen. Er war vielmehr aus einer Karikatur des attraktiven Bösen geschaffen worden, das in den tiefsten Gefilden von Enders unbewußtem Verstand lauerte. Bei ihm würde es keine Überraschungen geben. Noch während sie sich anschickten, Lusitania vor der Descolada zu retten, hatte Ender eine neue Gefahr heraufbeschworen, die möglicherweise nicht minder destruktiv war.

Aber nicht so schwer zu töten.

Erneut versteifte er sich bei dem Gedanken, obwohl er ihm schon ein Dutzend Mal gekommen war, seit er begriffen hatte, daß es Peter war, der im Sternenschiff links neben ihm saß. Ich habe ihn erschaffen. Er ist nicht echt, nur mein Alptraum. Ihn zu töten wäre doch kein Mord, oder? Es wäre eher das moralische Äquivalent eines… ja, wovon? Eines Erwa-

chens? Ich habe der Welt meinen Alptraum aufgebürdet, und wenn ich ihn jetzt töte, würde die Welt nur aufwachen und feststellen, daß der Alptraum verschwunden ist, mehr nicht.

Falls Peter allein gewesen wäre, hätte Ender sich vielleicht zu solch einer Tat überreden können; zumindest glaubte er das. Doch die junge Val hinderte ihn daran. Wenn man Peter töten konnte, konnte man auch sie töten. Falls man ihn töten *sollte*, sollte man vielleicht auch sie töten – sie hatte genauso wenig Anrecht auf Existenz, sie war genauso unnatürlich, genauso eng und verzerrt in ihrer Schöpfung. Aber dazu wäre er niemals imstande. Man mußte sie beschützen, nicht töten. Und wenn die eine echt genug war, um weiterzuleben, war es der andere auch. Wenn es Mord wäre, der jungen Val etwas anzutun, wäre es auch bei Peter Mord. Sie waren aus derselben Schöpfung hervorgegangen.

Meine Kinder, dachte Ender verbittert. Mein lieber kleiner Nachwuchs, der voll ausgebildet meinem Kopf entsprang wie Athene aus dem Geist Zeus. Nur, daß ich hier keine Athene habe. Eher Diana und Hades. Die jungfräuliche Jägerin und den Herrn der Hölle.

»Wir gehen besser«, sagte Peter. »Bevor Andrew sich überredet, mich zu töten.«

Ender lächelte boshaft. Das war das Schlimmste – daß Peter und die junge Val mehr über seinen eigenen Geist zu wissen schienen als er selbst. Mit der Zeit, so hoffte er, würden diese intime Kenntnisse von ihm verbleichen. Doch bis dahin trug es zu der Erniedrigung bei, daß Peter ihn wegen Gedanken verhöhnte, die sonst niemand vermutet hätte. Und die junge Val – an der Art, wie sie ihn betrachtete, erkannte er, daß sie seine Gedanken mitunter auch kannte. Er hatte keine Geheimnisse mehr.

»Ich gehe mit dir nach Hause«, sagte Val zu Quara.

»Nein«, erwiderte Quara. »Was ich getan habe, habe ich getan. Ich werde Glas bis zum Ende des Tests beistehen.«

»Wir wollen doch keine Gelegenheit verpassen, öffentlich zu leiden«, sagte Peter.

»Halt die Klappe, Peter«, sagte Ender.

Peter grinste. »Na, komm schon. Du weißt, daß Quara diese Sache bis auf den letzten Tropfen auspreßt. Es ist einfach ihr Art, sich zum Star der Show zu machen – alle sind nett und freundlich zu ihr, wo sie doch eigentlich bejubeln sollten, was Ela geleistet hat. Es ist so billig, einem die Schau zu stehlen, Quara – aber es entspricht ganz deinem Niveau.«

Quara hätte vielleicht geantwortet, wären Peters Worte nicht so ungeheuerlich gewesen – und hätten sie nicht einen Kern der Wahrheit enthalten, der sie verwirrte. Statt dessen bedachte die junge Val Peter mit einem kalten Blick und sagte: »Halt die Klappe, Peter.«

Dieselben Worte, die Ender gesprochen hatte, doch als Val sie sprach, funktionierten sie. Er grinste sie an und kniff ein Auge zusammen – ein verschwörerisches Blinzeln, als wolle er sagen: Ich lasse dich dein kleines Spiel spielen, Val, aber glaube nicht, ich wüßte nicht, daß du dich bei allen einschmeichelst, indem du so nett bist. Doch er sagte nichts mehr, als sie Grego in seiner Zelle zurückließen.

Draußen gesellte sich Bürgermeister Kovano zu ihnen. »Ein großer Tag in der Geschichte der Menschheit«, sagte er. »Und durch einen bloßen Zufall bin ich in allen Nachrichtensendungen dabei.« Die anderen lachten – besonders Peter, der mit Kovano schnell und problemlos Freundschaft geschlossen hatte.

»Es ist kein Zufall«, sagte Peter. »Viele Leute in Ihrer Position wären in Panik geraten und hätten alles verdorben. Es war ein offener Verstand und eine Menge Mut nötig, um die Dinge den Verlauf nehmen zu lassen, den sie genommen haben.«

Ender hätte über Peters offensichtliche Schmeichelei fast laut gelacht. Doch für den Empfänger ist eine Schmeichelei niemals so offensichtlich. Kovano gab Peter einen Knuff auf den Arm und stritt alles ab, doch Ender sah, daß er die Bemerkung genossen und Peter schon größeren Einfluß bei Kovano gewonnen hatte als er selbst. Merken diese Leute denn nicht, wie Peter sie zynisch für sich einnimmt?

Lediglich der Bischof sah Peter mit etwas, das sich mit Enders Furcht und Abscheu vergleichen ließ – doch in seinem Fall war es ein theologisches Vorurteil und keine Klugheit, das ihn davon abhielt, sich über den Tisch ziehen zu lassen. Ein paar Stunden nach ihrer Rückkehr aus dem Außen hatte der Bischof Miro angerufen und ihn gedrängt, sich taufen

zu lassen. »Gott hat mit deiner Heilung ein großes Wunder vollzogen«, sagte er, »doch die Art, wie es geschehen ist – einen Körper gegen einen anderen einzutauschen, anstatt den alten direkt zu heilen –, läßt die gefährliche Möglichkeit offen, daß dein Geist einen Körper bewohnt, der nie getauft wurde. Und da die Taufe dem Fleisch gilt, befürchte ich, daß du noch ungesegnet sein *könntest.«* Miro war nicht sehr begeistert über die Vorstellung, die der Bischof von Wundern hatte, doch allein die Wiederherstellung seiner Kraft, Sprachfähigkeit und Bewegungsfreiheit ließ ihn so überschäumend reagieren, daß er wahrscheinlich allem zugestimmt hätte. Die Taufe würde Anfang der nächsten Woche stattfinden, beim ersten Gottesdienst, der in der neuen Kapelle abgehalten wurde.

Doch der Eifer des Bischofs, Miro zu taufen, spiegelte sich nicht in der Einstellung wider, die er Peter und der jungen Val entgegenbrachte. »Es ist absurd, diese monströsen Wesen für *Menschen* zu halten«, sagte er. »Sie können unmöglich Seelen haben. Peter ist das Echo eines Menschen, der bereits gelebt hat und gestorben ist, mit seinen eigenen Sünden und Bußen. Sein Leben wurde bereits abgewogen, und ihm wurde bereits ein Platz im Himmel oder der Hölle zugeteilt. Und was dieses… Mädchen betrifft, dieses Spottbild weiblicher Grazie, so kann es nicht sein, wer zu sein es behauptet, denn sein Platz wird bereits von einer lebenden Frau eingenommen. Es kann für die Täuschungen Satans keine Taufe geben. Indem er sie erschuf, hat Andrew Wiggin seinen eigenen Turm zu Babel errichtet. Er hat versucht, in den Himmel *tu* greifen, um die Stelle Gottes einzunehmen. Ihm kann nicht vergeben werden, bis er sie in die Hölle zurückführt und dort läßt.«

Glaubte Bischof Peregrino denn auch nur einen Augenblick lang, daß Ender etwas anderes wollte? Doch Jane war unnachgiebig, als er die Idee zur Sprache brachte. »Das wäre töricht«, sagte sie. »Erstens… wieso glaubst du, sie würden freiwillig gehen? Und zweitens, glaubst du nicht, daß du einfach zwei neue erschaffen würdest? Hast du noch nie die Geschichte vom Zauberlehrling gehört? Sie dorthin zurückzubringen wäre genauso, als würdest du die Besen in der Mitte durchschneiden – du würdest nur weitere Besen bekommen. So schlimm es auch ist, laß es dabei bewenden.«

Also gingen sie jetzt gemeinsam zum Labor – Peter, der Bürgermeister Kovano vollständig in der Tasche hatte. Die junge Val, die über Quara

einen nicht minder vollständigen Sieg errungen hatte, obwohl ihre Einstellung selbstlos und nicht eigennützig war. Und Ender, ihr Schöpfer, wütend, erniedrigt und verängstigt.

Ich habe sie geschaffen – daher bin ich für alles verantwortlich, was sie tun. Und auf lange Sicht werden sie beide schreckliches Unheil anrichten.

»Laß dich von Peter nicht so reizen«, flüsterte Jane in sein Ohr.

»Die Leute glauben, er gehöre zu mir«, subvokalisierte Ender. »Sie nehmen an, daß er harmlos sein muß, weil *ich* harmlos bin. Aber ich habe keine Kontrolle über ihn.«

»Ich glaube, sie wissen das.«

»Ich muß ihn irgendwie von hier wegschaffen.«

»Ich arbeite daran«, sagte Jane.

»Vielleicht sollte ich sie aufsammeln und auf irgendeinem verlassenen Planeten absetzen. Kennst du Shakespeares Drama *Der Sturm?*«

»Du meinst, sie sind Caliban und Ariel?«

»Da ich sie nicht töten kann, muß ich sie ins Exil schicken.«

»Ich arbeite daran«, sagte Jane. »Schließlich sind sie Teile von dir, nicht wahr? Teile des Musters deines Geistes. Was wäre, wenn ich *sie* statt deiner benutzen kann, um ins Außen zu gelangen? Dann könnten wir drei Sternenschiffe und nicht nur eins haben.«

»Zwei«, sagte Ender. »Ich werde nie wieder ins Außen gehen.«

»Nicht einmal eine Mikrosekunde lang? Wenn ich dich hineinschaffe und sofort wieder zurückbringe? Wir müßten nicht mehr dort verweilen.«

»Es war nicht das Verweilen, das den Schaden anrichtete«, sagte Ender. »Peter und die junge Val waren *augenblicklich* da. Wenn ich je wieder ins Außen gehe, werde ich sie erneut erschaffen.«

»Na schön«, sagte sie. »Dann eben zwei Sternenschiffe. Eins mit Peter, eins mit der jungen Val. Laß mich einen Ausweg suchen. Wir können nicht einfach diese eine Reise machen und dann den Überlichtflug auf ewig aufgeben.«

»Doch, das können wir«, sagte Ender. »Wir haben die Recolada. Miro hat sich einen gesunden Körper verschafft. Das reicht – alles andere werden wir selbst lösen.«

»Falsch«, sagte Jane. »Wir müssen noch immer Pequeninos und Schwarmköniginnen von diesem Planeten wegbringen, bevor die Flotte eintrifft. Wir müssen den Verwandlungsvirus nach Weg bringen, um die Menschen dort zu befreien.«

»Ich werde nicht mehr ins Außen gehen.«

»Auch nicht, wenn ich Peter und die junge Val *nicht* benutzen kann, um meine Aiua zu befördern? Du würdest die Pequeninos und die Schwarmkönigin sterben lassen, weil du Angst vor deinen unbewußten Gedanken hast?«

»Du begreifst nicht, wie gefährlich Peter ist.«

»Vielleicht nicht. Aber ich begreife, wie gefährlich der Kleine Doktor ist. Und wenn du dich nicht so sehr in dein eigenes Elend vertieft hättest, Ender, wüßtest du, daß wir dieses Sternenschiff einsetzen müssen, um Pequeninos und die Schwarmkönigin auf andere Welten zu bringen, selbst wenn am Ende fünfhundert kleine Peter und Vals herumlaufen würden.«

Er wußte, daß sie recht hatte. Er hatte es die ganze Zeit über gewußt. Das bedeutete aber nicht, daß er auch bereit war, es einzugestehen.

»Arbeite einfach daran, dich in Peter und die junge Val zu versetzen«, subvokalisierte er. »Obwohl Gott uns helfe, falls *Peter* imstande ist, etwas zu erschaffen, wenn er ins Außen geht.«

»Ich bezweifle, daß er das kann«, sagte Jane. »Er ist nicht so klug, wie du annimmst.«

»Doch, das ist er«, sagte Ender. »Und wenn du es bezweifelst, bist *du* nicht so klug, wie *du* es annimmst.«

Ela war nicht die einzige, die sich auf Glas' letzten Test vorbereitete, indem sie Pflanzer besuchte. Sein stummer Stamm war noch immer lediglich ein Schößling, kaum ein Gegengewicht zu Menschs und Wühlers kräftigen Stämmen. Doch um diesen Schößling hatten sich die überlebenden Pequeninos versammelt. Und wie Ela hatten sie sich eingefun-

den, um zu beten. Es war ein seltsamer und stummer Gottesdienst. Die Pequenino-Priester boten keinen Pomp, keine Feierlichkeiten. Sie knieten einfach mit den anderen nieder und murmelten in ihren unterschiedlichen Sprachen vor sich hin. Einige beteten in der Sprache der Brüder, andere in der Baumsprache. Ela nahm an, daß sie von den Gattinnen, die sich dort versammelt hatten, deren normale Sprache hörte, obwohl es sich genausogut um die heilige Sprache handeln konnte, die sie benutzten, um mit den Mutterbäumen zu sprechen. Und es kamen auch menschliche Sprachen über die Lippen der Pequeninos – Stark gleichermaßen wie Portugiesisch, und vielleicht sprachen einige Pequenino-Priester auch das antike Kirchenlatein. Sie fand sich praktisch in einem Babel wieder, und doch verspürte sie eine große Einheit. Sie beteten am Grab des Märtyrers – alles, was noch von ihm übrig war – um das Leben des Bruders, der ihm folgen würde. Falls Glas heute völlig starb, würde er nur ein Echo von Pflanzers Opfer sein. Und wenn er in das dritte Leben überwechselte, würde es ein Leben sein, das es Pflanzers Mut und Beispiel verdankte.

Weil Ela die Recolada aus dem Außen mitgebracht hatte, ehrten sie sie, indem sie sie an Pflanzers Stamm kurz allein ließen. Sie legte die Hand um den schlanken Holzpfahl und wünschte, es wäre mehr von seinem Leben darin. War Pflanzers Aiua nun verloren und wanderte in der Raumlosigkeit des Außen umher? Oder hatte Gott seine Seele empfangen und im Himmel aufgenommen, wo Pflanzer nun mit den Heiligen sprach?

Pflanzer, bete für uns. Lege ein gutes Wort ein. Wie meine verehrten Großeltern mein Gebet Gott vorgetragen haben, gehe nun damit zu Jesus und bitte ihn um Gnade für all deine Brüder und Schwestern. Laß die Recolada Glas ins dritte Leben tragen, so daß wir sie guten Gewissens auf der ganzen Welt verbreiten können, damit sie die mörderische Descolada ersetzt. Dann kann sich der Löwe in der Tat neben dem Lamm zur Ruhe betten, und es kann Frieden an diesem Ort geben.

Doch nicht zum ersten Mal hatte Ela ihre Zweifel. Sie war überzeugt, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben – sie teilte Quaras Gewissensbisse nicht, die Descolada auf ganz Lusitania zu vernichten. Doch sie war nicht überzeugt, ob es richtig gewesen war, daß sie die Recolada auf den ältesten Exemplaren der Descolada, die sie gesammelt hatten,

aufgebaut hatten. Falls die Descolada tatsächlich das kürzlich aufgetretene kriegerische Verhalten der Pequeninos verursacht hatte, ihren Drang, sich auf andere Welten auszubreiten, konnte sie davon ausgehen, die Pequeninos zu ihrem vorherigen ›natürlichen‹ Zustand zurückgeführt zu haben. Doch andererseits stellte dieser vorherige Zustand genauso ein Ergebnis des gaialogischen Ausgleichs der Descolada dar – er kam ihnen nur natürlicher vor, weil sich die Pequeninos in diesem Zustand befunden hatten, als die Menschen auf Lusitania eintrafen. Also konnte sie genausogut davon ausgehen, eine Verhaltensveränderung einer gesamten Spezies herbeigeführt zu haben, die bequemerweise einen Großteil ihrer Aggressivität entfernte, so daß eine geringere Wahrscheinlichkeit bestand, daß sie sich in der Zukunft mit den Menschen in einen Konflikt verstricken würden. Ich mache jetzt gute Christen aus ihnen, ob es ihnen nun gefällt oder nicht. Und die Tatsache, daß sowohl Mensch als auch Wühler mein Vorgehen gebilligt haben, nimmt mir nicht die Last der Verantwortung, falls sich dieses Vorgehen letztendlich zum Schaden der Pequeninos erweisen sollte.

O Gott, vergebe mir, im Leben dieser deiner Kinder Gott gespielt zu haben. Wenn Pflanzers Aiua vor dich tritt, um für uns zu bitten, gewähre ihm das Gebet, das er unserethalben vorbringt – aber nur, wenn es dein Wille ist, daß seine Spezies dergestalt verändert wird. Hilf uns, Gutes zu tun, doch halte uns auf, wenn wir unwissentlich Schaden anrichten. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Sie wischte eine Träne von ihrer Wange ab und drückte sie gegen die glatte Borke von Pflanzers Stamm. Du kannst dies nicht fühlen, Pflanzer, du bist nicht in dem Baum. Aber ich glaube, daß du es trotzdem fühlst. Gott wird nicht zulassen, daß sich eine so edle Seele wie deine in der Dunkelheit verliert.

Es war an der Zeit zu gehen. Sanfte Brüderhände berührten sie, zerrten an ihr, zogen sie zu dem Labor, in dem Glas im Isolationsraum auf seinen Übergang ins dritte Leben wartete.

Als Ender Pflanzer besucht hatte, war er von medizinischen Geräten umgeben gewesen und hatte auf einem Bett gelegen. Jetzt sah es in der Isolationskammer völlig anders aus. Glas war bei perfekter Gesundheit,

und obwohl er mit allen Überwachungsgeräten verkabelt war, war er nicht ans Bett gefesselt. Verspielt und glücklich konnte er kaum seinen Eifer verbergen, daß das Experiment durchgeführt wurde.

Und nun, da Ela und die anderen Pequeninos gekommen waren, konnte es beginnen.

Die einzige Mauer, die seine Isolation aufrecht erhielt, war das Disruptorfeld; außerhalb davon konnten die Pequeninos, die sich versammelt hatten, alle Vorgänge beobachten. Sie waren jedoch die einzigen, die offen zusahen. Vielleicht aus Rücksichtnahme auf die Gefühle der Pequeninos oder vielleicht, um eine Mauer zwischen ihnen und der Brutalität dieses Pequenino-Rituals zu haben, hatten sich die Menschen alle im Labor versammelt, wo sie nur durch ein Fenster und die Monitore beobachten konnten, was mit Glas geschehen würde.

Glas wartete, bis sich die steril gekleideten Brüder neben ihm befanden, mit Holzmessern in den Händen, bevor er Capim aufriß und kaute. Es war das Narkotikum, das es ihm erträglich machen würde. Aber es war auch das erste Mal, daß ein Bruder, der das dritte Leben erwartete, ein einheimisches Gras kaute, das keinen Descolada-Virus enthielt. Falls Elas neuer Virus funktionierte, würde dieses Capim bewirken, was das von der Descolada beherrschte Capim immer bewirkt hatte.

»Wenn ich ins dritte Leben überwechsle«, sagte Glas, »gebührt die Ehre Gott und seinem Diener Pflanzer, aber nicht mir.«

Es war nur angemessen, daß Glas mit seinen letzten Worten in der Brudersprache Pflanzer lobte. Doch seine Großzügigkeit änderte nichts an der Tatsache, daß der Gedanken an Pflanzers Opfer bei vielen Menschen Tränen hervorrief; so schwer es auch sein mochte, die Gefühle der Pequeninos zu deuten, hatte Ender keinen Zweifel, daß viele der Geräusche, die die Pequeninos draußen von sich gaben, ebenfalls einem Weinen entsprachen oder zumindest einem anderen Gefühl, mit dem sie Pflanzers Andenken würdigten. Doch Glas irrte sich, wenn er glaubte, sein Opfer würde ihm keine Ehre einbringen. Alle wußten, daß ein Fehlschlag noch möglich war, daß trotz allem Anlaß zur Hoffnung, den sie hatten, keine Gewißheit bestand, daß Elas Recolada die Macht hatte, einen Bruder ins dritte Leben zu führen.

Die steril gekleideten Brüder hoben ihre Messer und machten sich an die Arbeit.

Diesmal bin nicht ich es, dachte Ender. Gott sei gedankt, daß nicht ich ein Messer schwingen muß, um den Tod eines Bruders zu verursachen.

Doch er wandte den Blick nicht ab, wie so viele andere im Labor. Das Blut und die Eingeweide waren ihm nicht neu, und obwohl es das nicht angenehmer machte, wußte er zumindest, daß er es ertragen konnte. Und daß Glas es ertragen konnte. Ender konnte es ertragen, es zu beobachten. Das mußte man doch von einem Sprecher für die Toten erwarten, oder nicht? Etwas mitanzusehen. Er beobachtete alles, was er von dem Ritual sehen konnte, wie sie Glas' lebenden Körper öffneten und seine Organe in die Erde pflanzten, damit der Baum wachsen konnte, während Glas' Verstand noch wachsam und lebendig war. Während des gesamten Rituals gab Glas kein Geräusch von sich, machte Glas keine Bewegung, die auf Schmerz hinwies. Entweder war sein Mut größer, als sie es sich vorstellen konnten, oder die Recolada hatte im Capim gewirkt, so daß das Gras seine narkotischen Eigenschaften bewahrt hatte.

Endlich war es vollbracht, und die Brüder, die ihn ins dritte Leben geführt hatten, kehrten in den Sterilraum zurück, wo sie ihre Anzüge ablegten, sobald sie von der Recolada und dem viriziden Bakterium gesäubert worden waren. Nackt gingen sie wieder in das Labor. Sie waren sehr ernst, doch Ender glaubte, die Aufregung und Begeisterung sehen zu können, die sie verbargen. Alles war gut verlaufen. Sie hatten gespürt, daß Glas' Körper auf sie reagierte. Innerhalb von Stunden, vielleicht auch nur Minuten müßten die ersten Blätter des jungen Baumes sprießen. Und sie waren zutiefst überzeugt, daß es geschehen würde.

Ender bemerkte auch, daß einer von ihnen ein Priester war. Er fragte sich, was der Bischof sagen würde, wenn er davon wüßte. Der alte Peregrino hatte sich als durchaus fähig erwiesen, eine außerirdische Spezies in den katholischen Glauben zu integrieren und Rituale und Lehren zu übernehmen, die zu ihren besonderen Bedürfnissen paßten. Doch das änderte nichts an der Tatsache, daß Peregrino ein alter Mann war, dem die Vorstellung nicht gefiel, daß Priester an Ritualen teilnahmen, die trotz ihrer deutlichen Ähnlichkeit mit der Kreuzigung nicht zu den anerkannten Sakramenten gehörten. Nun, diese Brüder wußten, was sie taten.

Ob sie dem Bischof nun gesagt hatten oder nicht, daß einer seiner Priester an dem Ritual teilnahm, Ender würde es nicht erwähnen, genausowenig wie einer der anderen anwesenden Menschen, falls es überhaupt einem aufgefallen war.

Ja, der Baum wuchs. Die Blätter sprossen, während sie zusahen. Doch es würde noch viele Stunden, vielleicht sogar Tage dauern, bevor sie wußten, ob es ein Vaterbaum war, ob Glas noch lebte und sein Bewußtsein sich darin befand. Eine Zeit des Wartens, in der Gras' Baum in völliger Isolation wachsen mußte.

Wenn ich nur einen Ort finden könnte, dachte Ender, an dem ich mich ebenfalls in völliger Isolation befände, an dem ich ohne Einmischung über die seltsamen Dinge nachdenken könnte, die mir widerfahren sind.

Doch er war kein Pequenino, und das Unbehagen, an dem er litt, stammte nicht von einem Virus, der getötet oder aus seinem Leben entfernt werden konnte. Seine Krankheit saß an der Wurzel seiner Identität, und er wußte nicht, ob er sie jemals loswerden konnte, ohne sich dabei selbst zu zerstören. Vielleicht, dachte er, repräsentieren Peter und Val die Gesamtheit dessen, was ich bin; wenn sie nicht mehr wären, wäre vielleicht nichts mehr übrig. Welcher Teil meines Seele, welche Tat meines Lebens kann nicht so erklärt werden, daß der eine oder die andere von ihnen seinen oder ihren Willen durch mich ausgeführt haben?

Bin ich die Summe meiner Nachkommen? Oder der Unterschied zwischen ihnen? Worin besteht die besondere Arithmetik meiner Seele?

Valentine versuchte, nicht ständig über dieses junge Mädchen nachzudenken, das Ender aus dem Außen mitgebracht hatte. Natürlich wußte sie, daß es ihr jüngeres Selbst war, wie er sich daran erinnerte, und sie fand es sogar ziemlich nett von ihm, in seinem Herzen eine so starke Erinnerung von ihr in diesem Alter zu bewahren. Von allen Menschen auf Lusitania wußte nur sie allein, warum die Erinnerung an sie in ausgerechnet diesem Alter in seinen unbewußten Gedanken verharrt war. Bis zu dieser Zeit hatte er sich in der Kampfschule befunden und war völlig von seiner Familie getrennt gewesen. Obwohl er es nicht wissen konnte, wußte sie, daß seine Eltern ihn fast vergessen hatten. Natürlich nicht in der Hinsicht, daß es ihn gab, doch als Bestandteil ihres Lebens. Er war

einfach nicht mehr da, sie waren nicht mehr verantwortlich für ihn. Sie hatten ihn dem Staat übergeben, waren der Sorge für ihn entbunden worden. Wäre er tot gewesen, wäre er eher ein Teil ihres Lebens geblieben; doch so konnten sie nicht einmal ein Grab besuchen. Valentine machte ihnen deshalb keine Vorhaltungen; diese Einstellung bewies, daß sie nicht unterzukriegen und anpassungsfähig waren. Aber sie war nicht imstande gewesen, es ihnen gleichzutun. Ender war immer bei ihr, in ihrem Herzen. Und als Ender dann, nachdem er allen Herausforderungen begegnet war, die man ihm in der Kampfschule vorgeworfen hatte, entschlossen war, das ganze Unternehmen aufzugeben, war der Offizier, der ihn in ein dienstbares Werkzeug verwandeln sollte, zu ihr gekommen. Hatte sie zu Ender gebracht. Hatte dafür gesorgt, daß sie eine Zeitlang zusammen sein konnten – derselbe Mann, der sie auseinandergerissen und so tiefe Wunden in ihren Herzen zurückgelassen hatte. Sie hatte ihren Bruder damals geheilt – soweit wiederhergestellt, daß er weitermachen und die Menschheit vor der Vernichtung durch die Krabbler bewahren konnte.

Natürlich hat er die Erinnerung an mich in diesem Alter bewahrt; sie ist stärker als all unsere zahllosen Erlebnisse, die wir seitdem gehabt haben. Und wenn seine unbewußten Gedanken ihre intimsten Erinnerungen hervorbringen, dann handelt es sich natürlich um das Mädchen, das ich damals war und das er am tiefsten in sein Herz geschlossen hat.

Sie wußte das alles, sie verstand das alles, sie *glaubte* das alles. Und doch nagte es an ihr, tat es weh, daß er sie die ganze Zeit über als dieses fast geistlose, perfekte Geschöpf in Erinnerung gehabt hatte. Daß die Valentine, die Ender wirklich liebte, ein Geschöpf von unmöglicher Reinheit war. Um dieser imaginären Valentine willen war er mir all die Jahre, bevor ich Jakt heiratete, ein so enger Gefährte. Bis er zu dieser kindhaften Version von mir zurückkehrte, *weil* ich Jakt geheiratet habe.

Unsinn. Es brachte nichts ein, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was dieses junge Mädchen *bedeutete*. Ganz gleich, wie und warum es geschaffen worden war, es war jetzt da, und man mußte sich mit ihm befassen.

Der arme Ender schien nichts zu begreifen. Er war anfangs sogar der Meinung gewesen, er solle die junge Val bei sich behalten. »Ist sie in gewisser Hinsicht nicht meine Tochter?« hatte er gefragt.

»Sie ist in *keiner* Hinsicht deine Tochter«, hatte sie geantwortet. »Wenn überhaupt, ist sie *meine* Tochter. Und es wäre mit Sicherheit falsch, sie allein bei dir aufzunehmen. Besonders, da auch Peter bei dir wohnt, und er ist nicht gerade der vertrauenswürdigste Anstandswächter, den es gibt.« Ender war noch immer nicht völlig überzeugt – er wäre lieber Peter als Val losgeworden –, doch er gab nach, und seitdem wohnte Val in Valentines Haus. Valentine hatte vorgehabt, dem Mädchen eine Freundin und Lehrerin zu werden, mußte jedoch feststellen, daß sie dazu einfach nicht imstande war. Sie fühlte sich in Vals Gegenwart unbehaglich. Sie fand immer wieder neue Gründe, das Haus zu verlassen, wenn Val dort war; sie war außerordentlich dankbar, wenn Ender kam, um sie zu einem Gespräch mit ihm und Peter abzuholen.

Schließlich kam es, daß Plikt stumm in die Bresche sprang und das Problem löste. Plikt wurde Vals wichtigste Gefährtin und Hüterin in Valentines Haus. Wenn Val nicht bei Ender war, war sie bei Plikt. Und an diesem Morgen hatte Plikt vorgeschlagen, ein neues Haus zu bauen – für sie und Val. Vielleicht habe ich zu vorschnell zugestimmt, dachte Valentine. Aber es fällt Val wahrscheinlich genauso schwer, ein Haus mit mir zu teilen, wie umgekehrt.

Doch als sie nun beobachtete, wie Plikt und Val auf den Knien die neue Kapelle betraten und vorwärts rutschten, um vor dem Altar Bischof Peregrinos Ring zu küssen, begriff Valentine, daß sie nichts zu »Vals Bestem« getan hatte, wie sehr sie es sich auch eingeredet hatte. Val war völlig selbstbewußt, unbeeinflußbar und gelassen. Warum hatte sich Valentine eingebildet, sie könne die junge Val glücklicher oder unglücklicher, zufriedener oder unzufriedener machen? Ich bin für das Leben dieses Mädchens unwichtig. Aber sie ist nicht für mein Leben unwichtig. Sie ist gleichzeitig eine Bestätigung und eine Widerlegung der wichtigsten Beziehung meiner Kindheit und eines Großteils meines Lebens als Erwachsene. Ich wünschte, sie wäre im Außen zerfallen, wie Miros alter, verkrüppelter Körper.

Und sie stand *sich selbst* gegenüber. *Diesen* Test hatte Ela augenblicklich durchgeführt. Die junge Val und Valentine waren genetisch identisch.

»Aber es ergibt keinen Sinn«, protestierte Valentine. »Ender kann sich wohl kaum meinen genetischen Kode eingeprägt und ein Muster dieses Kodes im Sternenschiff gegeben haben.«

»Soll ich es dir etwa erklären?« fragte Ela.

Ender hatte eine mögliche Erklärung vorgeschlagen – der genetische Kode der jungen Val könnte fließend gewesen sein, bis sie Valentine begegnet war, und danach hatten die Philoten von Vals Körper sich nach dem Muster ausgebildet, das sie in Valentines Körper gefunden hatten.

Valentine behielt ihre Meinung dazu für sich, bezweifelte jedoch, daß Enders Vermutung zutraf. Die junge Val hatte vom ersten Augenblick an Valentines Gene gehabt, weil eine Person, die so perfekt Enders Vorstellung von Valentine entsprach, keine anderen Gene haben konnte; das Naturgesetz, das Jane im Sternenschiff aufrecht erhielt, verlangte es. Oder es gab vielleicht eine Kraft, die selbst an solch einem Ort des völligen Chaos den Dingen Form und Gestalt gab. Doch es spielte kaum eine Rolle, bis auf die Tatsache, daß Enders Bild von ihr, ganz gleich, wie ärgerlich perfekt und ihr selbst *unähnlich* diese neue Pseudo-Val auch sein mochte, so genau gewesen war, daß sie genetisch *ein und dieselbe* Person waren. Doch so falsch konnte sein Bild von ihr nicht gewesen sein. Vielleicht *war* ich damals so perfekt und so schön.

Sie knieten vor dem Bischof nieder. Plikt küßte seinen Ring, obwohl sie kein Teil der Schuld von Lusitania traf.

Doch als es an der jungen Val war, den Ring zu küssen, zog der Bischof die Hand zurück und wandte sich ab. Ein Priester trat vor und sagte ihnen, sie sollten auf ihre Plätze gehen.

»Wie kann ich das?« sagte die junge Val. »Ich habe noch keine Abbitte getan.«

»Dich trifft keine Schuld«, sagte der Priester. »Der Bischof hat es mir erklärt, bevor ihr kamt; du warst nicht hier, als die Sünde begangen wurde, also mußt du auch keine Buße tun.«

Die junge Val musterte ihn sehr traurig und sagte: »Ich wurde von einem anderen als Gott geschaffen. Deshalb will der Bischof mich nicht empfangen. Solange er lebt, werde ich kein Abendmahl erhalten.«

Der Priester schaute sehr traurig drein – es war unmöglich, daß einem die junge Val nicht leid tat, denn ihre Einfachheit und Schönheit ließen sie zerbrechlich erscheinen, und die Person, die sie verletzte, mußte sich sehr unbeholfen vorkommen, solch einem zarten Wesen Schaden zugefügt zu haben. »Bis der Papst eine Entscheidung trifft«, sagte er. »Es ist ein sehr schwieriges Problem.«

»Ich weiß«, flüsterte die junge Val. Dann wandte sie sich ab und nahm zwischen Plikt und Valentine Platz.

Unsere Ellbogen berühren sich, dachte Valentine. Eine Tochter, die mein völliges Ebenbild ist, als hätte ich sie vor dreizehn Jahren geklont.

Aber ich will keine weitere Tochter haben und ganz bestimmt kein Duplikat von mir. Sie weiß das. Sie fühlt es. Und so leidet sie unter etwas, worunter ich nie gelitten habe – sie fühlt sich von denen, die ihr am nächsten stehen, ungeliebt und ungewollt.

Was empfindet Ender für sie? Wünscht er auch, daß sie verschwindet? Oder sehnt er sich danach, ihr Bruder zu sein, wie er vor so vielen Jahren *mein* Bruder war? Als ich in diesem Alter war, hatte Ender noch keinen Xenozid begangen. Aber damals hatte er auch noch nicht für die Toten gesprochen. Die *Schwarmkönigin*, der *Hegemon*, *Menschs Leben*, das alles lag noch vor ihm. Er war nur ein Kind, verwirrt, verzweifelt, verängstigt. Wie konnte sich Ender nach jener Zeit sehnen?

Kurz darauf kam Miro herein, kroch zum Altar und küßte den Ring. Obwohl der Bischof ihn von jeder Verantwortung freigesprochen hatte, leistete er wie alle anderen Buße. Valentine bemerkte natürlich, daß viele Leute leise tuschelten. Alle auf Lusitania, die ihn vor seinem Unfall gekannt hatten, wußten, daß sich ein Wunder vollzogen hatte – die völlige Wiederherstellung des Miro, der zuvor so fröhlich unter ihnen gelebt hatte.

Damals habe ich dich nicht gekannt, Miro, dachte Valentine. Hast du schon immer diese zurückhaltende, nachdenkliche Aura verbreitet? Dein Körper mag zwar geheilt sein, doch du bist noch immer der Mensch, der

all diese Zeit unter Schmerzen gelebt hat. Hat dich das kälter oder mitfühlender gemacht?

Er kam und setzte sich neben sie, auf den Stuhl, auf dem eigentlich Jakt gesessen hätte, wenn er nicht noch im All gewesen wäre. Da die Vernichtung der Descolada kurz bevorstand, mußte jemand die Tausenden von gefrorenen Mikroben und Planzen- und Tierrassen auf die Planetenoberfläche bringen, die nötig waren, um eine selbstregulierende Gaialogie zu etablieren und die planetaren Systeme in Ordnung zu halten. Es war eine Aufgabe, die schon auf vielen anderen Welten bewältigt worden war, doch hier wurde sie durch die Notwendigkeit kompliziert, sich nicht zu *intensiv* mit den einheimischen Spezies zu befassen, von denen die Pequeninos abhängig waren. Jakt war dort oben und arbeitete für sie alle; er war aus einem guten Grund fort, doch Valentine vermißte ihn trotzdem – brauchte ihn sogar dringend, weil Enders neue Schöpfungen solch einen Gefühlsaufruhr in ihr verursacht hatten. Miro war kein Ersatz für ihren Gatten, besonders nicht, da sein neuer Körper sie stets daran erinnerte, was im Außen geschehen war.

Was hätte *ich* erschaffen, wäre *ich* dorthin gegangen? Ich bezweifle, daß ich einen Menschen zurückgebracht hätte, denn ich befürchte, daß an der Wurzel meiner Psyche keine Seele wohnt. Nicht einmal meine eigene, befürchte ich. Was sonst ist mein leidenschaftliches Studium der Geschichte gewesen, wenn nicht eine Suche nach Menschlichkeit? Andere finden Menschlichkeit, indem sie in ihre eigenen Herzen schauen. Nur verlorene Seelen müssen sie außerhalb von sich selbst suchen.

»Es sind fast alle durch«, flüsterte Miro.

Der Gottesdienst würde bald beginnen.

»Bist du bereit, dich von deinen Sünden läutern zu lassen?« flüsterte Valentine.

»Wie der Bischof mir erklärt hat, wird er mich nur von den Sünden dieses neuen Körpers freisprechen. Ich muß noch immer beichten und Buße für die Sünden tun, die von dem alten Körper übriggeblieben sind. Es waren mir natürlich nicht viele Sünden des Fleisches möglich, aber da ist noch immer jede Menge Neid, Boshaftigkeit, Gehässigkeit und Selbstmitleid. Ich überlege gerade, ob ich auch einen Selbstmord beich-

ten muß. Als sich mein alter Körper auflöste, war es, als habe sich ein Herzenswunsch erfüllt.«

»Du hättest deine Stimme besser nicht zurückbekommen«, sagte Valentine. »Du plapperst jetzt einfach vor dich hin, um dich so schön reden hören zu können.«

Er lächelte und tätschelte ihren Arm.

Der Bischof begann den Gottesdienst mit einem Gebet, mit dem er Gott für alles dankte, was in den letzten Monaten erreicht worden war. Die Schöpfung der beiden neuesten Mitbürger Lusitanias ließ er verdächtigerweise aus, obwohl Miros Heilung eindeutig auf Gottes Schwelle gelegt wurde. Er rief Miro zu sich, taufte ihn fast umgehend und wandte sich dann, weil dies keine Messe war, sofort seiner Predigt zu.

»Gottes Gnade ist unendlich«, sagte er. »Wir können nur hoffen, daß er weiter ausgreifen wird, als wir es verdienen, daß er uns unsere schrecklichen Sünden als Einzelmenschen und als Volk vergibt. Wir können nur hoffen, daß wir wie Niniveh, das durch Bußfertigkeit der Zerstörung entging, unseren Herrn überzeugen können, uns vor der Flotte zu verschonen, die er zu uns geschickt hat, um uns zu bestrafen.«

»Hat er die Flotte nicht geschickt«, flüsterte Miro so leise, daß nur sie es hören konnte, *»bevor* der Wald niedergebrannt wurde?«

»Vielleicht ist für Gott nur die Ankunfts- und nicht die Abflugzeit wichtig«, gab Valentine zurück. Doch sie bedauerte ihre schnippische Antwort sofort. Sie hatten sich aus einem ernsten Anlaß hier zusammengefunden; und obwohl sie nicht an die katholische Lehre glaubte, beeindruckte es sie, daß die Gemeinde die Verantwortung für das Böse auf sich nahm, das sie begangen hatte, und wahre Buße leistete.

Der Bischof sprach von denen, die in Heiligkeit gestorben waren – Os Venerados, die die Menschheit als erste vor der Descolada-Plage gerettet hatten; Vater Estevão, dessen Leichnam unter dem Boden der Kapelle begraben lag und der ein Märtyrer geworden war, um die Wahrheit gegen die Ketzerei zu verteidigen; Pflanzer, der gestorben war, um zu beweisen, daß die Seele seines Volkes von Gott und nicht von einem Virus stammte; und die Pequeninos, die als unschuldige Opfer eines Gemetzels gestorben waren. »Sie alle mögen eines Tages Heilige sein, denn wir leben in einer Zeit, die an die Anfangstage des Christentums erinnert, als große

Taten und große Heiligkeit dringend gebraucht und daher öfter vollbracht wurden. Diese Kapelle ist ein Schrein für all jene, die ihren Gott mit all ihrem Herzen und die ihren Nächsten wie sich selbst geliebt haben. Sollen alle, die hier eintreten, mit gebrochenem Herzen und reuigem Geist eintreten, damit die Heiligkeit auch sie berührt.«

Die Predigt dauerte nicht lange, denn es waren für diesen Tag noch viele weitere Gottesdienste angesetzt – die Gläubigen betraten die Kapelle in Gruppen; sie war viel zu klein, um die gesamte menschliche Bevölkerung Lusitanias auf einmal aufzunehmen. Sie waren ziemlich schnell fertig, und Valentine stand auf, um zu gehen. Sie wollte schon Plikt und Val folgen, als Miro sie am Arm festhielt.

»Jane hat es mir gerade erzählt«, sagte er. »Ich dachte, du wolltest es wissen.«

»Was?«

»Sie hat gerade das Sternenschiff getestet, ohne daß Ender darin war.«

»Wie war ihr das möglich?« fragte Valentine.

»Peter«, sagte er. »Sie hat ihn ins Außen und wieder zurück gebracht. Er kann ihr Aiua aufnehmen, falls dieser Prozeß wirklich so funktioniert.«

Ihre Stimme verlieh ihrer unmittelbaren Furcht Ausdruck. »Hat er…«

»Etwas geschaffen? Nein.« Miro grinste – aber mit einer Andeutung des schiefen, verzerrten Gesichtsausdrucks, den Valentine für eine Folge seiner Behinderung gehalten hatte. »Er behauptet, es läge daran, daß sein Geist viel sauberer und gesünder als der Andrews ist.«

»Vielleicht«, sagte Valentine.

»Ich behaupte, es liegt daran, daß kein Philot im Außen bereit war, Teil *seines* Musters zu werden. Zu verdreht.«

Valentine lachte leise.

Dann kam der Bischof zu ihnen. Da sie zu den letzten gehörten, die die Kapelle verließen, waren sie ungestört.

»Danke, daß du die neue Taufe akzeptiert hast«, sagte der Bischof.

Miro neigte den Kopf. »Nicht viele Menschen bekommen die Gelegenheit, so sehr von ihren Sünden geläutert zu werden«, sagte er.

»Und Valentine, es tut mir leid, daß ich Ihre… Namensvetterin nicht akzeptieren konnte.«

»Keine Angst, Bischof Peregrino. Ich verstehe Sie. Vielleicht bin ich sogar derselben Ansicht.«

Der Bischof schüttelte den Kopf. »Es wäre besser, wenn sie einfach…«

»Gingen?« ergänzte Miro. »Ihr Wunsch wird erfüllt. Peter wird bald aufbrechen – Jane kann ein Schiff mit ihm an Bord lenken. Zweifellos ist ihr das auch mit der jungen Val möglich.«

»Nein«, sagte Valentine. »Sie kann nicht gehen. Sie ist zu…«

»Jung?« fragte Miro. Er wirkte amüsiert. »Die beiden wurden mit allem geboren, was Ender weiß. Du kannst das Mädchen trotz ihres Körpers wohl kaum ein Kind nennen.«

»Wenn sie *geboren* worden wären«, sagte der Bischof, »müßten sie nicht gehen.«

»Sie gehen nicht, weil Sie es wünschen«, sagte Miro. »Sie gehen, weil Peter Elas neuen Virus nach Weg bringen wird, und die junge Val sucht mit ihrem Schiff nach Planeten, auf denen man Pequeninos und Schwarmköniginnen ansiedeln kann.«

»Ihr könnt sie nicht auf so eine Mission schicken«, sagte Valentine.

»Ich werde sie nicht *schicken«*, sagte Miro. »Ich werde sie *mitnehmen.* Oder besser gesagt, sie wird mich mitnehmen. *Ich* will gehen. Welche Risiken auch bestehen, ich nehme sie auf mich. Ihr wird nichts passieren, Valentine.«

Valentine schüttelte noch immer den Kopf, doch sie wußte bereits, daß sie sich letztendlich nicht durchsetzen konnte. Die junge Val selbst würde darauf bestehen, wie jung sie auch sein mochte, denn wenn sie nicht ging, stand ihnen nur ein Sternenschiff zur Verfügung; und wenn Peter die Reisen übernahm, konnte man nicht sagen, ob er das Schiff nicht für seine eigenen Ziele zweckentfremden würde. Auf lange Sicht würde sich auch Valentine der Notwendigkeit beugen müssen. Welchen Gefahren sich die junge Val auch aussetzen mochte, sie waren nicht schlimmer als die Risiken, die andere bereits auf sich genommen hatten. Zum Beispiel Pflanzer. Zum Beispiel Vater Estevão. Zum Beispiel Glas.

Die Pequeninos versammelten sich um Pflanzers Baum. Es wäre Glas' Baum gewesen, da er der erste war, der mit der Recolada ins dritte Leben übergewechselt war, doch schon seine ersten Worte, nachdem sie wieder mit ihm sprechen konnten, wiesen die Idee barsch zurück, das Virizid und die Recolada neben seinem Baum in die Welt einzuführen. Diese Ehre gebühre Pflanzer, erklärte er, und schließlich pflichteten die Brüder und Gattinnen ihm nachdrücklich bei.

So kam es, daß sich Ender gegen seinen Freund Mensch lehnte, den er vor so vielen Jahren gepflanzt hatte, um ihm ins dritte Leben zu helfen. Die Befreiung der Pequeninos wäre ein Augenblick umfassender Freude für Ender gewesen sich – wenn er nicht Peter dabeigehabt hätte.

»Die Schwachen feiern die Schwachen«, sagte Peter. »Pflanzer hat *versagt*, während Glas *Erfolg* gehabt hat, und dort steht er, allein auf dem Experimentalfeld. Und das dümmste daran ist, daß es für Pflanzer keine Bedeutung mehr haben kann, da sein Aiua nicht mehr hier ist.«

»Es mag für Pflanzer vielleicht keine Bedeutung mehr haben«, sagte Ender – obwohl er sich dessen nicht völlig sicher war, »doch es bedeutet den Leuten hier etwas.«

»Ja«, sagte Peter. »Es bedeutet, daß sie schwach sind.«

»Jane sagt, sie habe dich ins Außen mitgenommen.«

»Eine leichte Reise«, sagte Peter. »Beim nächsten Mal jedoch wird Lusitania nicht mehr mein Ziel sein.«

»Sie sagt, du hast vor, Elas Virus nach Weg zu bringen.«

»Mein erster Zwischenhalt«, sagte Peter. »Aber ich werde nicht mehr hierher zurückkommen. Verlasse dich darauf, alter Junge.«

»Wir brauchen das Schiff.«

»Du hast das süße kleine Computermädchen«, sagte Peter, »und die Krabblerhure kann Dutzende von Sternenschiffen für dich ausspucken, wenn du nur genug Geschöpfe wie mich und Valzinha hervorbringen kannst, um sie zu steuern.«

»Ich werde froh sein, dich nicht mehr sehen zu müssen.«

»Willst du nicht wissen, was ich vorhabe?«

»Nein«, sagte Ender.

Aber das war eine Lüge, und natürlich wußte Peter es. »Ich habe vor, das zu tun, wozu du nie den Grips oder Mumm hattest. Ich habe vor, die Flotte aufzuhalten.«

»Wie? Willst du wie durch Zauberei auf dem Flagschiff auftauchen?«

»Tja, wenn es zum Schlimmsten käme, lieber Junge, könnte ich die Flotte noch immer mit einem M.D.-Gerät beharken, bevor sie überhaupt mitbekommt, daß es mich gibt. Aber das würde nicht viel bewerkstelligen, oder? Um die Flotte aufzuhalten, muß ich den Kongreß aufhalten. Und um den Kongreß aufzuhalten, muß ich die Kontrolle haben.«

Ender wußte sofort, was das bedeutete. »Du glaubst also, wieder Hegemon werden zu können? Gott helfe der Menschheit, wenn du es schaffst.«

»Warum sollte ich es nicht schaffen?« sagte Peter. »Mir ist es schon einmal gelungen, und ich habe mich gar nicht so schlecht geschlagen. Du müßtest es wissen – du hast doch das Buch darüber geschrieben.«

»Das war der *echte* Peter«, sagte Ender. »Nicht du, die verzerrte Version, die ich aus meinem Haß und meiner Furcht heraufbeschworen habe.«

Hatte Peter genug Seele, um sich durch diese harten Worte getroffen zu fühlen? Ender glaubte, zumindest einen Augenblick lang, daß Peter innehielt und sein Gesicht Schmerz zeigte.

»Ich bin jetzt der echte Peter«, antwortete er nach diesem Augenblick. »Und du hoffst besser, daß ich all meine Fähigkeiten behalten habe. Schließlich hast du Valette ja dieselben Gene wie Valentine gegeben. Vielleicht bin ich alles, was Peter je war.«

»Vielleicht können Schweine fliegen.«

Peter lachte. »Sie würden es, wenn du ins Außen gehst und hart genug daran glaubst.«

»Dann geh«, sagte Ender.

»Ja, ich weiß, daß du froh bist, mich endlich loszusein.«

»Und dich auf den Rest der Menschheit loszulassen? Das ist Strafe genug dafür, daß sie die Flotte losgeschickt hat.« Ender ergriff Peter am Arm und zog ihn zu sich heran. »Glaube nicht, daß du mich diesmal

wieder ausmanövrieren kannst. Ich bin kein kleiner Junge mehr, und wenn du außer Kontrolle gerätst, werde ich dich vernichten.«

»Das kannst du nicht«, sagte Peter. »Aber du könntest gut selbst dabei umkommen.«

Die Feier begann. Diesmal hatten sie auf jeden Pomp verzichtet. Es gab keinen Ring zu küssen und keine Predigt. Ela und ihre Assistenten brachten einfach mehrere hundert Zuckerwürfel, die mit dem Virizid-Bakterium getränkt waren, und genauso viele Reagenzgläser mit einer Lösung, die die Recolada enthielt. Sie wurden unter den Anwesenden verteilt, und jeder Pequenino nahm einen Zuckerwürfel, löste ihn auf, schluckte ihn und trank dann den Inhalt eines Reagenzglases.

»Dies ist mein Körper, den ich für euch hingebe«, intonierte Peter. »Tut dies, um euch an mich zu erinnern.«

»Hast du vor nichts Respekt?« fragte Ender.

»Das ist mein Blut, das ich für euch vergieße. Trinkt es, um euch an mich zu erinnern.« Peter lächelte. »Das ist ein Abendmahl, an dem sogar *ich* teilhaben kann, ungetauft, wie ich bin.«

»Eins kann ich dir versprechen«, sagte Ender. »Die Taufe, die *dich* freisprechen kann, wurde noch nicht erfunden.«

»Ich wette, du hast dein ganzes Leben lang darauf gewartet, das zu mir sagen zu können.« Peter drehte sich zu ihm um, damit Ender das Juwel sehen konnte, das in sein Ohr eingepflanzt worden war und ihn mit Jane verband. Für den Fall, daß Ender nicht bemerkt haben sollte, worauf er ihn hinweisen wollte, berührte Peter das Juwel ziemlich ostentativ. »Vergiß nicht, ich habe hier die Quelle aller Weisheit. Wenn es dich interessiert, wird sie dir zeigen, was ich tue. Falls du mich nicht in dem Augenblick vergißt, in dem ich aufbreche.«

»Ich werde dich nicht vergessen«, sagte Ender.

»Du könntest mitkommen«, sagte Peter.

»Und dabei das Risiko eingehen, im Außen noch mehr wie dich zu schaffen?«

»Ich könnte Gesellschaft gebrauchen.«

»Ich versichere dir, Peter, du wirst dir bald selbst so überdrüssig sein, wie ich deiner überdrüssig bin.«

»Niemals«, sagte Peter. »Ich bin nicht voller Selbstverachtung, so wie du armes, schuldbesessenes Werkzeug besserer, stärkerer Männer. Und wenn du mir keine Gesellschaft erschaffen willst, werde ich unterwegs welche finden.«

»Daran habe ich keinen Zweifel«, sagte Ender.

Die Zuckerwürfel und Reagenzgläser kamen zu ihnen; sie aßen und tranken.

»Der Geschmack der Freiheit«, sagte Peter. »Köstlich.«

»Ach ja?« sagte Ender. »Wir töten eine Spezies, die wir niemals verstanden haben.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Peter. »Es macht viel mehr Spaß, einen Gegner zu vernichten, wenn er verstehen kann, wie gründlich du ihn besiegt hast.«

Dann ging Peter endlich davon.

Ender blieb bis zum Ende der Feier und sprach mit vielen dort: mit Mensch und Wühler, mit Valentine, Ela, Ouanda und Miro.

Er mußte jedoch noch einen Besuch machen. Einen Besuch, den er schon mehrere Male gemacht hatte, um immer wieder zurückgewiesen und wortlos davongeschickt zu werden. Diesmal jedoch kam Novinha heraus, um mit ihm zu sprechen. Und anstatt voller Zorn und Trauer zu sein, wirkte sie ganz ruhig.

»Ich habe meinen Frieden zurückgefunden«, sagte sie. »Und ich weiß, falls es noch nicht zu spät ist, daß mein Zorn auf dich nicht rechtschaffen war.«

Ender war froh, diese Aussage zu hören, doch überrascht wegen der Begriffe, die sie benutzte. Wann hatte Novinha je von Rechtschaffenheit gesprochen?

»Ich bin zur Einsicht gelangt, daß mein Junge vielleicht die Aufgabe erfüllt hat, die Gott ihm zugedacht hat«, sagte sie. »Daß du ihn nicht hättest aufhalten können, weil Gott wollte, daß er zu den Pequeninos geht, um die Wunder in Bewegung zu setzen, die sich seitdem ereignet haben.« Sie weinte. »Miro kam zu mir. Geheilt«, sagte sie. »Oh, Gott ist also doch noch gnädig. Und ich werde Quim im Himmel haben, wenn ich sterbe.«

Sie wurde bekehrt, dachte Ender. Nach all diesen Jahren, in denen sie die Kirche verachtet und nur am Katholizismus teilgenommen hat, weil es keine andere Möglichkeit gab, eine Bürgerin der Lusitania-Kolonie zu sein, haben diese Wochen bei den Kindern des Geistes Christi sie bekehrt. Ich bin froh darüber, dachte er. Sie spricht wieder mit mir.

»Andrew«, sagte sie, »ich möchte, daß wir wieder zusammen sind.«

Er griff nach ihr, um sie zu umarmen, wollte vor Erleichterung und Freude weinen, doch sie entwand sich seinem Griff.

»Du verstehst nicht«, sagte sie. »Ich werde nicht mit dir nach Hause kommen. Das ist jetzt mein Zuhause.«

Sie hatte recht – er hatte nicht verstanden. Aber jetzt tat er es. Sie war nicht nur zum Katholizismus bekehrt worden. Sie war zu diesem Orden des ständigen Opfers bekehrt worden, dem nur Ehemänner und Ehefrauen beitreten konnten, und nur gemeinsam, um inmitten ihrer Ehe Eide der permanenten Abstinenz zu leisten. »Novinha«, sagte er, »ich habe nicht den Glauben oder die Stärke, um eins der Kinder des Geistes Christi zu werden.«

»Wenn du sie findest«, sagte sie, »werde ich hier auf dich warten.«

»Ist das die einzige Hoffnung, die ich habe, bei dir zu sein?« flüsterte er. »Der Liebe zu deinem Körper abzuschwören, um deine Gesellschaft zu haben?«

»Andrew«, flüsterte sie, »ich sehne mich nach dir. Doch ich habe so viele Jahre lang die Sünde des Ehebruchs begangen, daß meine einzige Hoffnung auf Freude nun darin besteht, dem Fleisch abzuschwören und im Geist zu leben. Wenn es sein muß, werde ich es allein tun. Aber mit dir… oh, Andrew, ich vermisse dich.«

Und ich vermisse dich, dachte er. »Wie den Atem selbst vermisse ich dich«, flüsterte er. »Aber verlange dies nicht von mir. Lebe als meine Frau mit mir, bis der letzte Rest deiner Jugend verbraucht ist, und wenn das Begehren dann abgestumpft ist, können wir gemeinsam hierher zurückkehren. Dann könnte ich glücklich sein.«

»Verstehst du denn nicht?« sagte sie. »Ich habe einen Vertrag geschlossen. Ich habe ein Versprechen gegeben.«

»Du hast auch mir eins gegeben«, sagte er.

»Soll ich einen Eid brechen, den ich Gott gegeben habe, damit ich einen Eid halten kann, den ich dir gegeben habe?«

»Gott würde es verstehen.«

»Wie leicht fällt es doch jenen, die seine Stimme niemals vernehmen, uns zu erklären, was er verstehen würde und was nicht.«

»Hörst du jetzt seine Stimme?«

»Ich höre sein Lied in meinem Herzen, so, wie es auch beim Psalmisten David der Fall war. Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln.«

»Der dreiundzwanzigste. Ich hingegen höre nur den zweiundzwanzigsten.«

Sie lächelte schwach. »›Warum hast du mich verlassen?‹« zitierte sie.

»Und der Teil mit den Büffeln von Baschan«, sagte Ender. »Ich kam mir schon immer vor, als sei ich von Büffeln umringt.«

Sie lachte. »Komm zu mir, wenn du kannst«, sagte ich. »Ich werde hier sein, wenn du bereit bist.«

Beinahe wäre sie gegangen.

»Warte.«

Sie wartete.

»Ich habe dir das Virizid und die Recolada mitgebracht.«

»Elas Triumph«, sagte sie. »Weißt du, es stand nicht in meiner Macht. Ich schade euch nicht, indem ich meine Arbeit aufgebe. Meine Zeit ist vorbei, und sie hat mich bei weitem übertroffen.« Novinha nahm den Zuckerwürfel, ließ ihn einen Augenblick lang schmelzen und schluckte ihn dann.

Dann hielt sie das Reagenzglas im letzten Licht des Abends hoch. »Bei dem roten Himmel sieht es aus, als würde es im Glas brennen.« Sie trank – nippte eigentlich daran, um den Geschmack auszukosten. Obwohl, wie Ender wußte, die Lösung bitter war und unangenehm lange einen Nachgeschmack im Mund zurückließ.

»Kann ich dich besuchen?«

»Einmal im Monat«, sagte sie. Ihre Antwort kam so schnell, daß er wußte, sie hatte die Frage bereits überdacht und eine Entscheidung gefaßt, die sie nicht ändern würde.

»Dann werde ich dich einmal im Monat besuchen«, sagte er.

»Bis du bereit bist, zu mir zu kommen?«

»Bis du bereit bist, zu *mir* zurückzukehren?« erwiderte er.

Doch er wußte, daß sie niemals nachgeben würde. Novinha war kein Mensch, der es sich so einfach anders überlegte. Sie hatte seine Zukunft abgesteckt.

Er hätte Bedauern und Zorn empfinden sollen. Er hätte froh sein müssen, von einer Frau, die ihn ablehnte, aus der Ehe entlassen zu werden. Doch ihm fiel nicht ein, *wofür* er seine neue Freiheit verwenden könnte. Jetzt liegt nichts mehr in meinen Händen, begriff er. Kein Teil der Zukunft hängt von mir ab. Meine Arbeit, so ich welche hatte, ist getan, und mein einziger Einfluß auf die Zukunft liegt nun darin, was meine Kinder tun: das Ungeheuer Peter und das unmöglich perfekte Kind Val.

Und Miro, Grego, Quara, Ela, Olhado – sind sie nicht auch meine Kinder? Kann ich nicht auch behaupten, dazu beigetragen zu haben, sie zu schaffen, auch wenn sie Lidos Liebe und Novinhas Körper entsprangen, Jahre, bevor ich auch nur an diesem Ort eintraf?

Es war völlig dunkel, als er die junge Val fand, obwohl er nicht wußte, warum er überhaupt nach ihr suchte. Sie war mit Plikt in Olhados Haus; doch während sich Plikt mit undeutbarem Gesicht an eine schattige Wand gelehnt stand, war die junge Val bei Olhados Kindern und spielte mit ihnen.

Natürlich spielt sie mit ihnen, dachte Ender. Sie ist selbst noch ein Kind, ganz gleich, wie viele Erfahrungen ich ihr aus meinen Erinnerungen aufgezwungen habe.

Doch als er auf der Schwelle stand und sie beobachtete, begriff er, daß sie nicht gleichermaßen mit allen Kindern spielte. Den Großteil ihrer Aufmerksamkeit bekam Nimbo. Der Junge, der in der Nacht des Mobs in mehr als einer Hinsicht verbrannt worden war. Das Spiel der Kinder war ziemlich einfach, doch es verhinderte, daß sie sich unterhielten. Dennoch fand zwischen Nimbo und der jungen Val ein beredsames Ge-

spräch statt. Das Lächeln, mit dem sie ihn bedachte, war warmherzig, nicht so, wie eine Frau ihren Liebhaber ermutigt, sondern eher so, wie eine Schwester ihrem Bruder die stumme Botschaft von Liebe, Zuversicht und Vertrauen übermittelt.

Sie heilt ihn, dachte Ender. Genau wie Valentine vor so vielen Jahren mich geheilt hat. Nicht mit Worten. Nur mit ihrer Gesellschaft.

Ist es möglich, daß ich sie sogar mit *dieser* Fähigkeit erschaffen habe? War in meinem Traum von ihr soviel Wahrheit und Kraft? Dann hat vielleicht auch Peter alles in sich, was mein echter Bruder hatte – alles, was so gefährlich und schrecklich gewesen war, aber auch das, was eine neue Ordnung geschaffen hat.

Doch so sehr er sich auch bemühte, *daran* konnte Ender nicht glauben. Die junge Val mag noch immer Heilkraft in den Augen haben, doch Peter hatte nichts davon in sich. Er hatte das Gesicht, das Ender Jahre zuvor gesehen hatte, wie es seinen Blick in einem Spiegel des Fantasyspiel erwiderte, in einem schrecklichen Raum, in dem er wieder und wieder gestorben war, bevor er schließlich das, was er von Peter in sich hatte, umarmen und weitermachen konnte.

Ich habe Peter umarmt und ein ganzes Volk vernichtet. Ich nahm ihn in mich auf und beging Xenozid. In all den Jahren, die seitdem vergangen sind, dachte ich, ich hätte mich von ihm befreit. Er sei verschwunden. Aber er wird mich niemals verlassen.

Die Vorstellung, sich aus der Welt zurückzuziehen und dem Orden der Kinder des Geistes Christi beizutreten, hatte eine große Anziehungskraft auf ihn. Vielleicht konnten Novinha und er sich dort von den Dämonen reinigen, die all diese Jahre in ihnen gewohnt hatten. Novinha hatte niemals so friedlich gewirkt, dachte Ender, wie heute abend.

Die junge Val bemerkte ihn und kam zu ihm zur Schwelle.

»Warum bist du hier?« fragte sie.

»Ich habe nach dir gesucht.«

»Plikt und ich verbringen die Nacht bei Olhados Familie«, sagte sie. Sie warf einen Blick auf Nimbo und lächelte. Der Junge grinste töricht.

»Jane sagt, daß du mit dem Sternenschiff aufbrechen willst«, sagte Ender leise.

»Wenn es Peter möglich ist, Jane in sich aufzunehmen, kann ich es auch«, gab sie zurück. »Miro begleitet mich. Wir wollen bewohnbare Welten suchen.«

»Nur, wenn du es auch wirklich willst«, sagte Ender.

»Sei doch nicht töricht«, entgegnete sie. »Seit wann hast *du* nur das getan, was du auch wirklich *willst?* Ich tue, was getan werden muß, was nur ich tun kann.«

Er nickte.

»Ist das alles, weshalb du gekommen bist?« fragte sie.

Er nickte erneut. »Ich glaube schon.«

»Oder bist du gekommen, weil du wünscht, du könntest wieder das Kind sein, das du warst, als du das letzte Mal ein Mädchen mit diesem Gesicht gesehen hast?«

Die Worte schmerzten – viel schlimmer als Peters Vermutungen darüber, welche Gefühle in Enders Herz waren. Ihr Mitgefühl war viel schlimmer als Peters Verachtung.

Sie mußte den Ausdruck von Schmerz auf seinem Gesicht gesehen – und falsch verstanden haben. Es erleichterte ihn, daß sie imstande war, etwas falsch zu verstehen. Mir bleiben noch ein paar eigene Gedanken übrig.

»Schämst du dich meiner?« fragte sie.

»Ich bin peinlich berührt«, sagte er. »Weil ich meine unbewußten Gedanken so öffentlich kundgetan habe. Aber ich *schäme* mich nicht. Nicht *deiner.«* Er warf Nimbo einen Blick zu und sah dann sie wieder an. »Bleibe hier und beende, was du angefangen hast.«

Sie lächelte leicht. »Er ist ein guter Junge, der geglaubt hat, das Richtige zu tun.«

»Ja«, sagte Ender. »Aber es ist ihm entglitten.«

»Er wußte nicht, was er tat«, sagte sie. »Wie kann man für die Folgen seiner Taten verantwortlich gemacht werden, wenn man sie nicht versteht?«

Er wußte, daß sie genauso von ihm sprach, Ender dem Xenoziden, wie von Nimbo. »Man muß nicht die Schuld auf sich nehmen«, sagte er,

»aber die Verantwortung. Und die Wunden heilen, die man verursacht hat.«

»Ja«, sagte sie. »Die Wunden, die man verursacht hat. Aber nicht alle Wunden auf der Welt.«

»Ach?« fragte er. »Und warum nicht? Weil du vorhast, sie alle selbst zu heilen?«

Sie lachte – ein helles, mädchenhaftes Lachen. »Du hast dich kein bißchen verändert, Andrew«, sagte sie. »Nicht in all diesen Jahren.«

Er lächelte ihr zu, drückte sie leicht an sich und schickte sie zurück in das Licht des Zimmers. Er selbst jedoch wandte sich hinaus in die Dunkelheit und ging nach Hause. Es war noch hell genug, daß er den Weg fand, doch er stolperte oft und verirrte sich mehrmals.

»Du weinst«, sagte Jane in seinem Ohr.

»Das ist ein so glücklicher Tag«, sagte er.

»Weißt du, es ist wirklich ein glücklicher Tag. Und du bist so in etwa der einzige Mensch, der heute abend Selbstmitleid empfindet.«

»Na schön«, sagte Ender. »Wenn ich der einzige bin, gibt es wenigstens einen.«

»Du hast *mich*«, sagte sie. »Und *unsere* Beziehung war von Anfang an keusch.«

»Ich habe wirklich mehr als genug Keuschheit in meinem Leben gehabt«, gab er zurück. »Ich hoffe nicht auf mehr.«

»Letzten Endes ist jeder keusch. Jeder endet außerhalb der Reichweite aller Todsünden.«

»Aber ich bin nicht tot«, sagte er. »Noch nicht. Oder doch?«

»Fühlst du dich wie im Himmel?« fragte sie.

Er lachte, aber nicht freundlich.

»Nun ja, dann kannst du auch nicht tot sein.«

»Du vergißt«, sagte er, »daß das leicht die Hölle sein könnte.«

»Ach ja?« fragte sie ihn.

Er dachte über alles nach, was erreicht worden war. Elas Viren. Miros Heilung. Die Freundlichkeit, die die junge Val Nimbo entgegenbrachte.

Das friedliche Lächeln auf Novinhas Gesicht. Das Frohlocken der Pequeninos über die Freiheit, die sich auf ihrer Welt ausbreitete. Ender wußte, daß sich das Gegenmittel einen immer breiteren Pfad durch die Capimprärie schnitt, die die Kolonie umgab; es mußte mittlerweile schon andere Wälder erreicht haben, und die nun hilflose Descolada wich zurück, während die stumme und passive Recolada ihre Stelle einnahm. All diese Veränderungen konnten einfach nicht in der Hölle stattgefunden haben.

»Ich glaube, ich lebe noch«, sagte er.

»Und ich auch«, sagte sie. »Das ist doch auch etwas. Peter und Val, sie sind nicht die einzigen Geschöpfe, die deinem Geist entsprangen.«

»Nein, das sind sie nicht«, sagte er.

»Wir beide leben noch, obwohl uns harte Zeiten bevorstehen.«

Er erinnerte sich daran, was sie noch erwartete, ihre geistige Verkrüppelung, die nur noch ein paar Wochen auf sich warten lassen würde, und er schämte sich, über seinen eigenen Verlust getrauert zu haben. »Es ist besser«, murmelte er, »etwas geliebt und verloren zu haben, als überhaupt nicht geliebt zu haben.«

»Es mag ein Klischee sein«, sagte Jane, »aber das heißt nicht, daß es nicht wahr sein kann.«

Kapitel 18
Der Gott von Weg

›Ich konnte die Veränderungen im Descolada-Virus erst schmecken, als er verschwunden war.‹

›Er paßte sich dir an?‹

›Er fing an, wie ich selbst zu schmecken. Er hatte die meisten meiner genetischen Moleküle in seine Struktur aufgenommen.‹

›Vielleicht bereitete er sich darauf vor, dich umzuwandeln, wie er uns umgewandelt hat.‹

›Doch als er eure Vorfahren gefangennahm, paarte er sie mit den Bäumen, in denen sie lebten. Womit wären wir gepaart worden?‹

›Welche anderen Lebensformen gibt es auf Lusitania, abgesehen von denen, die sich bereits zu Paaren zusammengefunden haben?‹

›Vielleicht wollte die Descolada uns mit einem bereits existierenden Paar kombinieren. Oder ein Paarmitglied durch uns ersetzen.‹

›Oder vielleicht wollte sie dich mit den Menschen paaren.‹

›Jetzt ist sie tot. Was sie auch geplant hat, es wird niemals geschehen.‹

›Was für ein Leben hättest du geführt? Hättest du dich mit männlichen Menschen gepaart?‹

›Das ist abscheulich.‹

›Oder vielleicht würdest du lebende Nachkommen gebären, wie die Menschen es tun?‹

›Höre auf, diesen widerlichen Gedanken nachzuhängen.‹

›Es waren nur Spekulationen.‹

›Die Descolada ist verschwunden. Du bist frei von ihr.‹

›Aber niemals frei von dem, was wir hätten sein sollen. Ich glaube, daß wir vernunftbegabt waren, bevor die Descolada kam. Ich glaube, daß unsere Geschichte älter ist als die Raumschiffe, die die Descolada hierher brachten. Ich glaube, daß irgendwo in unseren Genen das Geheimnis des Pequenino-Lebens liegt, als wir noch Baumbewohner

waren und nicht das Larvenstadium im Leben vernunftbegabter Bäume.‹

›Wenn du kein drittes Leben hättest, Mensch, wärest du jetzt tot.‹

›*Jetzt* ja, aber zu Lebzeiten hätte ich nicht nur ein Bruder, sondern ein Vater sein können. Zu Lebzeiten hätte ich überall hin reisen können, ohne mir Sorgen darüber zu machen, zu meinem Wald zurückkehren zu müssen, wenn ich mich jemals paaren wollte. Ich hätte niemals Tag um Tag an derselben Stelle verwurzelt gestanden und mein Leben praktisch durch die Geschichten gelebt, die die Brüder mir bringen.‹

›Dann reicht es dir nicht, von der Descolada frei zu sein? Mußt du von all ihren Folgen frei sein, bevor du zufrieden sein kannst?‹

›Ich bin immer zufrieden. Ich bin, was ich bin, ganz gleich, wie ich es geworden bin.‹

›Aber noch immer nicht frei.‹

›Sowohl als Männer wie auch als Gattinnen müssen wir noch immer unser Leben verlieren, um unsere Gene weitergeben zu können.‹

›Armer Narr. Glaubst du etwa, daß ich, die Schwarmkönigin, *frei* bin? Glaubst du, daß menschliche Eltern, sobald sie Kinder bekommen haben, jemals wieder wahrhaft frei sind? Wenn das Leben für dich Unabhängigkeit bedeutet, die vollkommen uneingeschränkte Freiheit, das zu tun, was du willst, dann lebt kein einziges vernunftbegabtes Wesen. Keiner von uns ist jemals völlig frei.‹

›Schlage Wurzeln, mein Freund, und dann verrate mir, wie unfrei du warst, als du noch keine Wurzeln geschlagen hattest.‹

Wang-mu und Meister Han warteten gemeinsam am Flußufer, etwa einhundert Meter von ihrem Haus entfernt. Jane hatte ihnen gesagt, daß sie bald jemand von Lusitania besuchen würde. Beide wußten, es bedeutete, daß der Überlichtflug verwirklicht worden war, doch darüber hinaus konnten sie nur annehmen, daß sich ihr Besucher in einer Umlaufbahn um Weg befand, eine Fähre zum Planeten genommen hatte und nun zu ihnen unterwegs war.

Statt dessen erschien vor ihnen am Flußufer ein lächerlich kleines Metallgebilde. Die Tür wurde geöffnet. Ein Mann kam heraus. Ein junger, gutaussehender Mann. Er hielt eine Glasröhre in der Hand.

Und er lächelte.

Wang-mu hatte noch nie solch ein Lächeln gesehen. Er sah direkt in sie hinein, als gehöre ihm ihre Seele. Als *kenne* er sie besser, als sie sich selbst kannte.

»Wang-mu«, sagte er leise. »Königliche Mutter des Westens. Und Fei-tzu, der große Lehrer des Weges.«

Er verbeugte sich. Sie erwiderten die Geste.

»Ich will mich nicht lange aufhalten«, sagte er und gab Meister Han das Reagenzglas. »Hier ist der Virus. Sobald ich fort bin, trinkt ihr das. Ich glaube, es schmeckt abscheulich, aber trinkt es trotzdem. Dann schließt Kontakt mit so vielen Leuten wie möglich, in euerm Haus und in der benachbarten Stadt. Euch bleiben etwa sechs Stunden, bevor ihr euch krank fühlt. Mit etwas Glück dürftet ihr am Ende des zweiten Tages kein einziges Symptom mehr haben. *Kein einziges.«* Er grinste. »Keine kleinen Lufttänze mehr für Sie, Meister Han.«

»Keine Unterwürfigkeit, für keinen von uns«, sagte Han Fei-tzu. »Wir sind bereit, unsere Nachricht sofort zu verbreiten.«

»Erzählt keinem davon, bis ihr die Injektion schon eine Weile verbreitet habt.«

»Natürlich«, sagte Meister Han. »Ihre Weisheit lehrt mich, vorsichtig zu sein, obwohl mein Herz mich auffordert, mich zu beeilen und die glorreiche Revolution zu verkünden, die diese gnädige Seuche uns bringen wird.«

»Ja, sehr schön«, sagte der Mann. Dann wandte er sich an Wang-mu. »Aber du brauchst den Virus nicht, nicht wahr?«

»Nein, Herr«, sagte Wang-mu.

»Jane sagt, daß du zu den intelligentesten Menschen gehörst, die sie je gesehen hat.«

»Jane ist zu gütig«, erwiderte Wang-mu.

»Nein, sie hat mir die Daten gezeigt.« Er musterte sie von oben bis unten. Ihr gefiel nicht, wie er mit diesem einzigen langen Blick Besitz von ihren gesamten Körper ergriff. »Du mußt die Seuche nicht abwarten. Es wäre sogar besser, wenn du gehst, bevor sie ausbricht.«

»Gehen?«

»Was hält dich hier noch?« fragte der Mann. »Ganz gleich, wie revolutionär es hier zugehen wird, du wirst noch immer ein Dienstmädchen und das Kind einfacher Eltern sein. An so einem Ort könntest du dein ganzes Leben damit verbringen, dagegen anzukämpfen, und wärest am Ende noch immer nicht mehr als eine Dienerin mit einem überraschend guten Verstand. Komm mit mir, und du wirst die Geschichte verändern. Geschichte *machen.«*

»Mit Ihnen gehen und *was* tun?«

»Natürlich den Kongreß stürzen. Seine Mitglieder auf die Knie zwingen. Alle Kolonialwelten zu gleichberechtigten Mitgliedern der Politik machen, die Korruption ausmerzen, alle üblen Geheimnisse bekanntgeben und die Lusitania-Flotte nach Hause rufen, bevor sie ein scheußliches Verbrechen begehen kann. Allen ramännischen Rassen ihre Rechte geben. Frieden und Freiheit.«

»Und Sie haben vor, das alles zu tun?«

»Nicht allein«, sagte er.

Sie war erleichtert.

»Ich werde *dich* haben.«

»Wozu?«

»Um zu schreiben. Zu sprechen. All das zu tun, wofür ich dich brauche.«

»Aber ich habe keine Erziehung, Herr. Meister Han hat gerade erst damit angefangen, mich zu unterweisen.«

»Wer sind Sie?« fragte Meister Han. »Wie können Sie erwarten, daß ein bescheidenes Mädchen einfach mit einem Fremden mitgeht?«

»Ein bescheidenes Mädchen? Die ihren Körper dem Vorarbeiter gibt, um eine Chance zu bekommen, in die Nähe eines gottberührten Mädchens zu gelangen, das sie *vielleicht* als geheime Magd einstellen wird?

Nein, Meister Han, sie mag vielleicht das Benehmen eines bescheidenen Mädchens an den Tag legen, aber nur, weil sie ein Chamäleon ist. Sie verändert ihre Farbe, wann immer sie glaubt, daß es ihr weiterhelfen wird.«

»Ich bin keine Lügnerin, Herr«, sagte sie.

»Nein, ich bin mir sicher, daß du aufrichtig das werden wirst, was du vorzugeben beabsichtigst. Und jetzt sage ich: Gib vor, mit mir eine Revolutionärin zu werden. Du haßt die Mistkerle, die eurer Welt das alles angetan haben. Die Qing-jao das angetan haben.«

»Wieso wissen Sie so viel über mich?«

Er berührte mit der Fingerspitze sein Ohr. Zum ersten Mal bemerkte sie das Juwel darin. »Jane hält mich über die Leute auf dem laufenden, die ich kennen muß.«

»Jane wird bald sterben«, sagte Wang-mu.

»Oh, sie wird vielleicht eine Zeitlang ziemlich dumm sein«, sagte der Mann, »aber *sterben* wird sie nicht. Du hast geholfen, sie zu retten. Und in der Zwischenzeit werde ich dich haben.«

»Ich kann es nicht«, sagte sie. »Ich habe Angst.«

»Na schön«, sagte er. »Ich habe es dir angeboten.« Er kehrte zur Tür seines winzigen Raumschiffs zurück.

»Warten Sie«, sagte sie.

Er drehte sich wieder zu ihr um.

»Können Sie mir nicht wenigstens sagen, wer Sie sind?«

»Mein Name ist Peter Wiggin«, erwiderte er. »Obwohl ich für eine Weile wahrscheinlich einen falschen benutzen werde.«

»Peter Wiggin«, flüsterte sie. »Das ist der Name des…«

»*Mein* Name. Ich werde es dir später erklären, wenn ich Lust dazu habe. Sagen wir einfach, daß Andrew Wiggin mich geschickt hat. Ich bin ein Mann mit einer Mission, und er meint, ich könne sie nur auf einer der Welten abschließen, auf der die Machtstrukturen des Kongresses am dichtesten konzentriert sind. Ich war einmal der Hegemon, Wang-mu, und ich habe vor, mir diese Aufgabe zurückzuholen, wie auch immer der Job aussehen wird, wenn ich ihn bekomme. Ich werde eine Menge Por-

zellan zerschlagen und einen erstaunlichen Ärger verursachen und diesen ganzen Hundert Welten den Arsch versengen, und ich lade dich ein, mir zu helfen. Aber mir ist es wirklich völlig egal, ob du mir hilfst oder nicht, denn obwohl es schöner wäre, deinen Grips und deine Gesellschaft zur Verfügung zu haben, werde ich die Aufgabe so oder so erledigen. Kommst du also mit, oder was?«

Mit der Qual der Unentschlossenheit wandte sie sich an Meister Han.

»Ich hatte gehofft, dich unterrichten zu können«, sagte Meister Han. »Doch wenn dieser Mann auf das Ziel hinarbeiten wird, das er uns gerade genannt hat, hast du bei ihm eine bessere Chance, den Verlauf der Menschheitsgeschichte zu ändern.«

»Euch zu verlassen«, flüsterte Wang-mu ihm zu, »ist, als verlöre ich einen Vater.«

»Und wenn du gehst, werde ich meine zweite und letzte Tochter verloren haben.«

»Brecht mir nicht das Herz, ihr beide«, sagte Peter. »Ich habe hier ein Überlicht-Sternenschiff. Wißt ihr, die Entscheidung, Weg zu verlassen, gilt jetzt nicht mehr fürs Leben. Wenn es nicht klappt, kann ich sie immer in einem oder zwei Tagen zurückbringen. Ist das fair?«

»Ich weiß, daß du gehen willst«, sagte Meister Han.

»Aber wißt Ihr auch, daß ich ebenso bleiben will?«

»Auch das weiß ich«, sagte Meister Han. »Aber du *wirst* gehen.«

»Ja«, sagte sie, »das werde ich.«

»Mögen die Götter über dich wachen, Tochter Wang-mu«, sagte Meister Han.

»Und möge für Euch jede Richtung das Osten des Sonnenaufgangs sein, Vater Han.«

Dann trat sie vor. Der junge Mann namens Peter nahm ihre Hand und führte sie ins Sternenschiff. Die Tür schloß sich hinter ihnen. Ein Augenblick später war das Sternenschiff verschwunden.

Meister Han wartete zehn Minuten und meditierte, bis er wieder Herr über seine Gefühle war. Dann öffnete er das Glas, trank den Inhalt und kehrte schnellen Schrittes zum Haus zurück. Die alte Mu-pao begrüßte

ihn an der Tür. »Meister Han«, sagte sie. »Ich wußte nicht, wo Ihr wart. Und Wang-mu ist auch fort.«

»Sie wird eine Weile fort sein«, sagte er. Dann trat er sehr nahe an die alte Dienerin heran, um ihr ins Gesicht zu atmen. »Du warst meinem Haus treuer ergeben, als wir es je verdient hatten.«

Ein Anflug von Furcht erschien auf ihrem Gesicht. »Meister Han, Ihr wollt mich doch nicht entlassen, oder?«

»Nein«, sagte er. »Ich wollte dir nur danken.«

Er ließ Mu-pao stehen und streifte durch das Haus. Qing-jao war nicht in ihrem Zimmer. Das war keine Überraschung. Sie verbrachte die meiste Zeit damit, Gäste zu unterhalten. Er fand sie im Morgenzimmer mit drei sehr würdevollen, gottberührten alten Herren aus einer zweihundert Kilometer entfernten Stadt.

Qing-jao stellte sie einander höflich vor und nahm dann die Rolle der unterwürfigen Tochter ein. Meister Han verbeugte sich vor jedem der Herren, doch dann ergab sich die Gelegenheit, die Hand auszustrecken und jeden von ihnen zu berühren. Jane hatte ihm erklärt, daß der Virus höchst ansteckend war. Die bloße körperliche Nähe reichte normalerweise aus; eine Berührung machte es viel sicherer.

Und nachdem er sie begrüßt hatte, wandte er sich an seine Tochter. »Qing-jao«, sagte er, »würdest du ein Geschenk von mir annehmen?«

Sie verbeugte sich und antwortete höflich: »Was immer mein Vater mir gebracht hat, werde ich dankbar entgegennehmen, obwohl ich weiß, daß ich seiner Aufmerksamkeit nicht würdig bin.«

Er streckte die Arme aus und zog sie an sich. Sie war steif und unbeholfen in seiner Umarmung – seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, hatte er sich vor Würdenträgern nicht mehr so impulsiv verhalten. Doch er drückte sie dennoch fest an sich, denn er wußte, daß sie ihm niemals für das vergeben würde, was aus dieser Umarmung kam, und es daher das letzte Mal war, daß er seine ›Strahlend Helle‹ in den Armen hielt.

Qing-jao wußte, was die Umarmung ihres Vaters bedeutete. Sie hatte beobachtet, wie ihr Vater mit Wang-mu in den Garten ging und das Sternenschiff am Flußufer erschien. Sie hatte gesehen, wie er von dem

Fremden das Reagenzglas bekam und daraus trank. Dann war sie hierher gegangen, um Besucher ihres Vaters zu empfangen. Ich erfülle meine Pflicht, mein geehrter Vater, obwohl du mich betrügen willst.

Und selbst jetzt, obwohl sie wußte, daß seine Umarmung die grausame Methode war, sie von der Stimme der Götter zu trennen, empfing sie, was er ihr geben wollte. War er nicht ihr Vater? Sein Virus von der Welt Lusitania mochte ihr die Stimme der Götter stehlen oder auch nicht, doch wenn sie ihren Vater zurückwies und ihm nicht gehorchte, würden die Götter sie mit Sicherheit bestrafen. Es war besser, sich der Götter weiterhin als würdig zu erweisen, indem sie ihrem Vater den gebührenden Respekt und Gehorsam erwies, als ihm im Namen der Götter den Gehorsam zu verweigern und sich daher als ihrer Gaben unwürdig zu erweisen.

Also nahm sie seine Umarmung hin.

Nachdem er kurz mit den Gästen gesprochen hatte, ging er. Sie hielten es für eine große Ehre, daß er sie persönlich empfangen hatte; Qing-jao hatte die verrückte Rebellion ihres Vater gegen die Götter so sorgfältig verborgen, daß Han Fei-tzu noch immer als einer der größten Männer von Weg angesehen wurde. Sie sprach leise mit ihnen, lächelte freundlich und schickte sie dann ihres Weges. Sie gab ihnen nicht den geringsten Hinweis, daß sie eine Waffe mitnehmen würden. Warum sollte sie auch? Menschliche Waffen konnten gegen die Macht der Götter nichts ausrichten, wenn die Götter es nicht wollten. Und wenn die Götter nicht mehr mit den Menschen von Weg sprechen wollten, mochte dies durchaus die Tarnung sein, die sie für ihr Vorgehen ausgewählt hatten. Sollen die Ungläubigen doch annehmen, Vaters Lusitania-Virus habe uns von den Göttern getrennt; *ich* hingegen weiß, wie alle anderen loyalen Männer und Frauen, daß die Götter sprechen, zu wem sie wollen, und kein Menschenwerk sie davon abhalten kann. All ihr Handeln war Selbstgefälligkeit. Soll der Kongreß doch glauben, er habe die Götter veranlaßt, zu Weg zu sprechen. Sollen Vater und die Lusitanier doch glauben, sie hätten die Götter zum Verstummen gebracht. *Ich* hingegen weiß, daß die Götter zu mir sprechen werden, wenn ich mich nur als würdig erweise.

Ein paar Stunden später fühlte sich Qing-jao todkrank. Das Fieber traf sie wie der Schlag von der Hand eines starken Mannes; sie brach zu-

sammen und bekam kaum mit, daß Diener sie zu ihrem Bett trugen. Ärzte kamen, doch sie hätte ihnen sagen können, daß sie nichts tun konnten, daß sie durch ihr Kommen die Infektion nur verbreiteten. Doch sie sagte nichts, denn ihr Körper kämpfte zu heftig gegen die Krankheit an. Sie schlief und schlief.

Es war heller Nachmittag, als sie erwachte. »Zeit«, krächzte sie, und der Computer in ihrem Zimmer nannte ihr die Stunde und den Tag. Das Fieber hatte ihr zwei Tage ihres Lebens gestohlen. Sie brannte innerlich. Sie stand auf, taumelte in ihr Badezimmer, schaltete das Wasser an, füllte eine Tasse und trank und trank, bis ihr Durst gelöscht war. Ihr war schwindlig, und sie hatte einen furchtbaren Geschmack im Mund. Wo waren die Diener, die ihr während ihrer Krankheit Speise und Trank hätten geben sollen?

Sie mußten ebenfalls krank sein. Und Vater – er muß vor mir krank geworden sein. Wer wird ihm Wasser bringen?

Sie fand ihn schlafend vor, im kalten Schweiß der letzten Nacht gebadet. Sie weckte ihm und gab ihm eine Tasse Wasser, die er begierig trank. Sein Blick suchte den ihren. Wollte er eine Frage stellen? Oder bat er vielleicht um Vergebung? Leiste den Göttern Buße, Vater; einer Tochter bis du keine Entschuldigung schuldig.

Qing-jao fand auch die Diener, einen nach dem anderen; einige von ihnen waren so treu, daß sie sich mit ihrer Krankheit nicht ins Bett gelegt hatten, sondern dort zusammengebrochen waren, wo die Erfüllung ihrer Pflichten sie festgehalten hatte. Alle lebten, erholten sich und würden bald wieder auf den Beinen sein. Erst, nachdem alle versorgt waren, ging Qing-jao in die Küche und suchte etwas zu essen. Sie konnte die erste Nahrung, die sie fand, nicht bei sich behalten. Nur eine dünne Suppe vertrug sie. Den anderen gab sie ebenfalls von der Suppe.

Bald waren alle wiederhergestellt und auf den Beinen. Qing-jao trommelte die Diener zusammen und brachte Wasser und Suppe in die benachbarten Häuser, zu denen der Reichen genau wie zu denen der Armen. Alle waren dankbar, und viele sprachen Gebete für sie. Ihr wäret nicht so dankbar, dachte Qing-jao, wenn ihr wüßtet, daß die Krankheit, an der ihr leidet, aus dem Haus meines Vaters gekommen ist und er sie absichtlich herbeigeführt hat. Aber sie sagte nichts.

Die ganze Zeit über verlangten die Götter keinerlei Reinigung von ihr.

Endlich, dachte sie. Endlich stelle ich sie zufrieden. Endlich habe ich genau das getan, was die Rechtschaffenheit erfordert.

Als sie nach Hause kam, wollte sie sofort schlafen. Doch die Diener, die im Haus geblieben waren, hatten sich um den Holo in der Küche versammelt und verfolgten Nachrichtensendungen. Da Qing-jao alle Informationen vom Computer bekam, verfolgte sie die Holonachrichten fast nie; doch die Diener sahen so ernst, so besorgt aus, daß sie die Küche betrat und sich zu ihnen in dem Kreis um den Holovision stellte.

Die Nachrichten galten der Seuche, die die Welt Weg heimsuchte. Eine Quarantäne hatte sich als unwirksam erwiesen oder war jedenfalls zu spät gekommen. Die Frau, die die Nachrichten vorlas, hatte sich bereits von der Krankheit erholt, und sie berichtete, daß die Seuche fast niemanden getötet, aber das öffentliche Leben beträchtlich gestört hatte. Man hatte den Virus isolieren können, aber er war zu schnell abgestorben, um genau untersucht werden zu können. »Es hat den Anschein, daß ein Bakterium dem Virus folgt und ihn tötet, sobald sich der betreffende Befallene von der Seuche erholt hat. Die Götter waren uns fürwahr gnädig gesonnen, denn sie haben mit der Krankheit direkt die Heilung geschickt.«

Narren, dachte Qing-jao. Wenn die Götter euch heilen wollten, hätten sie gar nicht erst die Seuche geschickt.

Augenblicklich begriff sie, daß *sie* die Närrin war. Natürlich konnten die Götter sowohl die Krankheit als auch die Heilung geschickt haben. Falls eine Krankheit kam, und die Heilung folgte auf dem Fuße, hatten die Götter sie geschickt. Wie konnte sie so etwas töricht nennen? Es war, als habe sie die Götter selbst beleidigt.

Sie zuckte innerlich zusammen und wartete darauf, daß die Götter sie mit ihrem Zorn überfielen. Es waren so viele Stunden ohne Reinigung verstrichen, daß es ein schwerer Anfall werden würde. Würde sie wieder die Linien eines ganzen Zimmers verfolgen müssen?

Aber sie spürte nichts. Keinen Drang, die Linien der Holzmaserungen zu verfolgen. Keinen Drang, sich zu waschen.

Sie betrachtete ihre Hände. Sie waren schmutzig, doch sie gab nichts darum. Sie konnte sie waschen oder auch nicht, ganz, wie es ihr beliebte.

Einen Augenblick lang verspürte sie eine gewaltige Erleichterung. War es möglich, daß Vater, Wang-mu und das Jane-Ding doch recht gehabt hatten? Hatte eine durch diese Seuche verursachte genetische Veränderung sie endlich von einem abscheulichen Verbrechen befreit, das der Kongreß vor Jahrhunderten begangen hatte?

Fast, als habe die Nachrichtensprecherin Qing-jaos Gedanken gehört, begann sie einen Bericht über ein Dokument zu verlesen, das in allen Computern auf der ganzen Welt aufgetaucht war. Das Dokument besagte, diese Seuche sei ein Geschenk der Götter, um die Menschen von Weg von einer genetischen Veränderung zu befreien, die der Kongreß herbeigeführt habe. Bis jetzt seien genetische Verbesserungen fast immer mit einem UZV-ähnlichen Zustand einhergegangen, dessen Opfer allgemein als *gottberührt* bezeichnet wurden. Doch während die Seuche ihren Verlauf nahm, würden die Menschen feststellen, daß die genetischen Verbesserungen nun sämtliche Menschen von Weg betrafen, während die Gottberührten, die zuvor die schrecklichste Last getragen hatten, nun von den Göttern von der Notwendigkeit der ständigen Reinigung befreit worden wären.

»Dieses Dokument besagt, daß die ganze Welt nun gereinigt ist. Die Götter haben uns akzeptiert.« Die Stimme der Nachrichtensprecherin zitterte. »Es ist nicht bekannt, woher dieses Dokument stammt. Computeranalysen konnten keinerlei Ähnlichkeit mit dem Stil eines anderen bekannten Schriftstellers feststellen. Die Tatsache, daß es gleichzeitig in Millionen von Computern aufgetaucht ist, deutet darauf hin, daß es von einer Quelle mit unvorstellbaren Möglichkeiten stammt.« Die Sprecherin zögerte, und nun war ihr Zittern deutlich wahrnehmbar. »Wenn diese unwürdige Nachrichtensprecherin eine Frage stellen dürfte, in der Hoffnung, daß die Weisen sie hören und mit ihrer Weisheit beantworten werden… könnte es nicht sein, daß die Götter selbst uns diese Nachricht geschickt haben, damit wir ihr großes Geschenk an die Menschen von Weg verstehen?«

Qing-jao hörte noch eine Weile zu, und in ihr wuchs der Zorn. Es war offensichtlich Jane gewesen, die dieses Dokument geschrieben und ver-

breitet hatte. Wie konnte sie vorzugeben wagen, den Willen der Götter zu kennen! Sie war zu weit gegangen. Dieses Dokument mußte widerlegt werden. Janes Existenz mußte enthüllt werden, und auch die ganze Verschwörung der Menschen Lusitanias.

Die Diener sahen sie an. Sie begegnete ihrem Blick und musterte einen Augenblick lang alle von ihnen, die sich im Kreis aufgebaut hatten.

»Was wollt ihr mich fragen?« sagte sie.

»O Herrin«, sagte Mu-pao, »vergebt uns unsere Neugier, aber diese Nachrichten haben etwas verkündet, das wir nur glauben können, wenn Ihr uns sagt, daß es wahr ist.«

»Was weiß denn *ich?«* gab Qing-jao zurück. »Ich bin nur die törichte Tochter eines großen Mannes.«

»Aber Ihr seid eine der Gottberührten, Herrin«, sagte Mu-pao.

Es ist sehr gewagt von dir, dachte Qing-jao, unaufgefordert von solchen Dingen zu sprechen.

»Die ganze Nacht über, in der ihr mit Speis und Trank zu uns gekommen seid und so viele von uns unter das Volk geführt habt, damit wir die Kranken versorgen, habt Ihr Euch nicht ein einziges Mal entschuldigt, um Euch der Reinigung zu unterziehen. Wir haben nie gesehen, daß Ihr lange verschwunden wart.«

»Ist es dir nicht in den Sinn gekommen«, sagte Qing-jao, »daß wir vielleicht so gut den Willen der Götter erfüllt haben, daß für mich diese Zeit über keine Notwendigkeit zur Reinigung bestand?«

Mu-pao schaute bestürzt drein. »Nein, daran haben wir nicht gedacht.«

»Ruhe dich jetzt aus«, sagte Qing-jao. »Wir alle sind noch schwach. Ich muß gehen und mit meinem Vater sprechen.«

Sie überließ sie dem Klatsch und den Spekulationen untereinander. Vater war in seinem Zimmer und saß vor dem Computer. Das Display zeigte Janes Gesicht. Kaum, daß sie den Raum betreten hatte, drehte sich Vater zu ihr um. Sein Gesicht strahlte triumphierend.

»Hast du die Nachricht gesehen, die Jane und ich vorbereitet haben?« sagte er.

»Du!« schrie Qing-jao. »Mein Vater, ein Lügner?«

Es war undenkbar, so etwas zu ihrem Vater zu sagen. Doch noch immer verspürte sie keinen Drang, sich zu reinigen. Es erschreckte sie, daß sie mit solcher Respektlosigkeit sprechen konnte und die Götter sie trotzdem nicht zur Verantwortung zogen.

»Ein Lügner?« sagte Vater. »Warum hältst du das für Lügen, meine Tochter? Woher weißt du, daß nicht die Götter uns diesen Virus geschickt haben? Woher weißt du, daß es nicht ihr Wille ist, der ganzen Welt Weg diese genetischen Verbesserungen zu schenken?«

Seine Worte machten sie zornig; oder vielleicht verspürte sie eine neue Freiheit; oder vielleicht stellte sie die Götter auf die Probe, indem sie so respektlos sprach, daß sie sie einfach zur Verantwortung ziehen *mußten.* »Hältst du mich für eine Närrin?« schrie Qing-jao. »Glaubst du, ich wüßte nicht, daß das *deine* Strategie ist, um zu verhindern, daß es auf Weg zu Revolutionen und Gemetzeln kommt? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß du nur daran interessiert bist, daß die Leute nicht sterben?«

»Und ist das etwa falsch?« fragte Vater.

»Es ist eine Lüge!« antwortete sie.

»Oder die Tarnung, die die Götter vorbereitet haben, um ihre Vorgehensweise zu verbergen«, sagte Vater. »Du hattest keine Schwierigkeiten, die Geschichten des Kongresses als Wahrheit zu akzeptieren. Warum kannst du nicht meine akzeptieren?«

»Weil ich von dem Virus weiß, Vater. Ich habe gesehen, wie du ihn von diesem Fremden bekommst hast. Ich habe gesehen, wie Wang-mu in dieses Fahrzeug trat. Ich sah es verschwinden. Ich weiß, daß nichts davon Werke der Götter sind. *Sie* hat es gemacht – dieser Teufel, der in den Computern lebt!«

»Woher weißt du«, sagte Vater, »daß sie nicht eine der Götter ist?«

Das war unerträglich. »Sie wurde *gemacht«,* rief Qing-jao. »Deshalb weiß ich es! Sie ist nur ein Computerprogramm, das von Menschen gemacht wurde und in Maschinen lebt, die Menschen gemacht haben. Die Götter wurden nicht von irgendwem gemacht. Die Götter haben immer gelebt und werden immer leben.«

Zum ersten Malergriff Jane das Wort. »Dann bist du eine Göttin, Qing-jao, und ich auch und auch jede andere Person – Mensch oder

Ramann – im Universum. Kein Gott hat deine Seele gemacht, dein innerstes Aiua. Du bist so alt und jung wie jeder Gott, und du wirst genauso lange leben.«

Qing-jao schrie. Sie erinnerte sich nicht, je zuvor solch ein Geräusch von sich gegeben zu haben. Es zerrte an ihrer Kehle.

»Meine Tochter«, sagte Vater, kam auf sie zu und streckte die Arme aus, um sie zu umfassen.

Sie konnte seine Umarmung nicht ertragen. Sie konnte sie nicht ertragen, weil sie seinen vollständigen Sieg bedeutet hätte. Es würde bedeuten, daß sie von den Feinden der Götter besiegt worden war; es würde bedeuten, daß Jane die Oberhand behalten hatte. Es würde bedeuten, daß Wang-mu ihrem Vater eine wahrere Tochter gewesen war als sie selbst. Es würde bedeuten, daß die Ehrerbietung, die Qing-jao all die Jahre den Göttern entgegengebracht hatte, umsonst gewesen war. Es würde bedeuten, daß es eine böse Tat von ihr gewesen war, Janes Zerstörung in die Wege zu leiten. Es würde bedeuten, daß Jane edel und gut war, weil sie geholfen hatte, die Menschen von Weg zu verändern. Es würde bedeuten, daß Mutter *nicht* auf sie wartete, wenn sie schließlich in den Unendlichen Westen kam.

Warum sprecht ihr nicht zu mir, O Götter! rief sie stumm. Warum versichert ihr mir nicht, daß ich euch all diese Jahre nicht vergebens gedient habe? Warum habt ihr mich nun verlassen und den Triumph unseren Feinden gegeben?

Und dann kam ihr die Antwort, so einfach und klar, als hätte ihre Mutter sie ihr ins Ohr geflüstert: Dies ist eine Prüfung, Qing-jao. Die Götter beobachten, was du tust.

Eine Prüfung. Natürlich. Die Götter stellten all ihre Diener auf Weg auf die Probe, um zu sehen, welche getäuscht worden waren und welche in perfektem Gehorsam ausharrten.

Wenn ich einer Prüfung unterzogen werde, muß es auch ein richtiges Verhalten für mich geben.

Ich muß tun, was ich immer getan habe, doch diesmal darf ich nicht darauf warten, daß die Götter mir Anweisungen geben. Sie sind es leid, mir Tag für Tag und Stunde für Stünde zu sagen, wann ich mich reinigen

muß. Es ist an der Zeit für mich, daß ich meine Unreinheit begreife, ohne von ihnen darauf hingewiesen zu werden. Ich muß mich mit absoluter Gründlichkeit reinigen; dann werde ich den Test bestehen, und die Götter werden mich erneut empfangen.

Sie fiel auf die Knie. Sie fand eine Linie in der Holzmaserung und verfolgte sie mit den Blicken.

Es kam keine Antwort, die sie freigab, kein Gefühl, richtig gehandelt zu haben; doch das bereitete ihr keine Probleme, denn sie wußte, daß es zu der Prüfung gehörte. Welchen Sinn hätte es, ihre Hingabe zu überprüfen, wenn die Götter ihr augenblicklich antworten würde, wie sie es immer zu tun pflegten? Während sie ihre Reinigung zuvor unter der ständigen Anleitung der Götter vollzogen hatte, mußte sie sich nun selbst reinigen. Und wie würde sie wissen, ob sie es richtig gemacht hatte? Indem sich die Götter wieder bei ihr melden würden.

Die Götter würden wieder mit ihr sprechen. Oder vielleicht würden sie sie zum Palast der Königlichen Mutter bringen, wo die edle Han Jiangqing sie erwartete. Dort würde sie auch Li Qing-jao begegnen, ihrer Vorfahrin-des-Herzens. Dort würden all ihre Vorfahren sie begrüßen, und sie würden sagen: Die Götter haben sich entschlossen, alle Gottberührten von Weg in Versuchung zu führen. Nur wenige haben diese Prüfung bestanden, doch du, Qing-jao, du hast uns allen große Ehre bereitet. Denn deine Treue hat nie gewankt. Du hast deine Reinigungen vollzogen wie kein anderer Sohn, keine andere Tochter je zuvor. Die Vorfahren anderer Männer und Frauen sind neidisch auf uns. Deinetwegen begünstigen uns die Götter nun vor allen anderen.

»Was tust du?« fragte Vater. »Warum verfolgst du mit den Blicken die Holzlinien?«

Sie antwortete nicht. Sie ließ sich nicht ablenken.

»Dieses Bedürfnis ist von uns genommen worden. Ich weiß es – *ich* verspüre keinen Drang, mich zu reinigen.«

Ach, Vater! Könntest du doch nur verstehen! Doch selbst, obwohl du bei diesem Test versagen wirst, ich werde ihn bestehen – und so werde ich selbst dir Ehre bereiten, der du allen ehrbaren Dingen entsagt hast.

»Qing-jao«, sagte er. »Ich weiß, was du tust. Wie jene Eltern, die ihre mittelmäßigen Kinder zwingen, sich unentwegt zu waschen. Du rufst die Götter.«

Nenne es, du du willst, Vater. Deine Worte bedeuten mir jetzt nichts. Ich werde nicht mehr auf dich hören, bis wir beide tot sind und du zu mir sagst: Meine Tochter, du warst besser und klüger als ich; all meine Ehre hier im Haus der Königlichen Mutter kommt von deiner Reinheit und selbstlosen Hingabe im Dienst der Götter. Du bist wahrhaftig eine edle Tochter. Du bist meine einzige Freude.

Die Welt Weg vollzog ihre Umwandlung friedlich. Hier und da kam es zu einem Mord; hier und da wurde einer der Gottberührten, der sich wie ein Tyrann benommen hatte, von einem Mob ergriffen und aus seinem Haus geworfen. Doch im großen und ganzen glaubte man die Geschichte, die das Dokument erzählte, und die ehemaligen Gottberührten wurden wegen des rechtschaffenen Opfers, das sie während der Jahre geleistet hatten, in denen die Riten der Reinigung auf ihren Schultern lag, mit großer Ehre behandelt.

Doch die alte Ordnung verging schnell. Die Schulen wurden für alle Kinder geöffnet. Die Lehrer konnten bald berichten, daß die Schüler beachtliche Leistungen erbrachten; das dümmste Kind übertraf nun in jedem Fach den Durchschnitt vergangener Zeiten. Und obwohl der Kongreß wütend jede genetische Manipulation abstritt, richteten die Wissenschaftler auf Weg ihre Aufmerksamkeit endlich auf die Gene ihres eigenes Volkes. Vergleiche der Aufzeichnungen über ihre alten Genmoleküle mit den heutigen bestätigten den Männer und Frauen von Weg den Inhalt des Dokuments.

Was dann geschah, als die Hundert Welten und alle Kolonien von den Verbrechen des Kongresses gegen Weg erfuhren – Qing-jao bekam nichts davon mit. Das alles war eine Angelegenheit der Welt, die sie hinter sich gelassen hatte. Denn sie verbrachte ihre gesamten Tage nun im Dienst der Götter und reinigte und säuberte sich.

Es wurde bekannt, daß Han Fei-tzus verrückte Tochter als einzige der Gottberührten auf ihren Ritualen beharrte. Zuerst wurde sie dafür belächelt – denn viele der Gottberührten hatten aus Neugier versucht, ihre

Reinigungen erneut zu vollziehen, und dabei festgestellt, daß die Rituale nun leer und bedeutungslos waren. Doch Qing-jao vernahm nur wenig von dem Spott und kümmerte sich auch nicht darum. Ihre Gedanken galten einzig der Hingabe an die Götter – was kümmerte es sie, wenn die Menschen, die die Prüfung nicht bestanden hatten, sie für ihr Bemühen?

Doch als die Jahre ins Land gingen, erinnerten sich viele, daß die alten Tage eine schöne Zeit gewesen waren. Die Götter hatten damals zu Männern und Frauen gesprochen, und viele standen in ihren Diensten. Einige erinnerten sich wieder an Qing-jao, nicht als Verrückte, sondern als einzige Treue unter den Gottberührten. Die Nachricht verbreitete sich unter den Frommen: »Im Haus des Han Fei-tzu wohnt die letzte der Gottberührten.«

Sie suchten sie auf, zuerst ein paar, dann immer mehr. Besucher, die mit der einzigen Frau sprechen wollten, die sich noch der Mühe ihrer Reinigung unterzog. Zuerst empfing sie einige; wenn sie damit fertig war, die Linien auf einem Brett zu verfolgen, trat sie in den Garten hinaus und sprach mit ihnen. Doch ihre Worte verwirrten Qing-jao. Sie meinten, ihre Bemühungen galten der Reinigung des gesamten Planeten. Sie sagten, Qing-jao rufe die Götter um des gesamten Volkes von Weg willen. Je mehr sie sprachen, desto schwerer fiel es ihr, sich auf ihre Worte zu konzentrieren. Sie konnte es bald kaum erwarten, wieder ins Haus zurückzukehren, um eine weitere Linie zu verfolgen. Begriffen diese Leute denn nicht, daß es falsch war, sie jetzt zu loben? »Ich habe noch nichts erreicht«, sagte sie zu ihnen. »Die Götter schweigen noch. Ich muß arbeiten.« Und dann kehrte sie zu ihren Holzmaserungen zurück.

Ihr Vater starb als sehr alter Mann. Er wurde mit viel Ehre für seine vielen Taten bedacht, obwohl nie jemand von seiner Rolle beim Auftreten der Seuche der Götter erfuhr, wie sie jetzt genannt wurde. Nur Qing-jao verstand. Und als sie ein Vermögen an echtem Geld verbrannte – für ihren Vater hätte kein falsches Beerdigungsgeld genügt –, flüsterte sie ihm so leise zu, daß kein anderer es hören konnte: »Nun weißt du es, Vater. Nun begreifst du deine Fehler, und wie sehr du die Götter verärgert hast. Aber fürchte nichts. Ich werde mit den Reinigungen fortfahren, bis alle deine Fehler berichtigt sind. Dann werden dich die Götter in Ehren aufnehmen.«

Sie selbst wurde auch sehr alt, und die Reise zum Haus der Han Qing-jao war nun die berühmteste Pilgerfahrt auf Weg. In der Tat gab es viele, die auf anderen Welten von ihr gehört hatten und nur nach Weg kamen, um sie zu sehen. Denn es war auf vielen Welten wohlbekannt, daß wahre Heiligkeit nur an einem Ort gefunden werden konnte – und nur in einer Person, der alten Frau, deren Rücken nun ständig krumm war und deren Augen nichts anderes sahen als die Linien in den Fußböden im Haus ihres Vaters.

Heilige Jünger, Männer und Frauen, kümmerten sich nun um das Haus, wo einst Bedienstete für sie gesorgt hatten. Sie polierten die Böden. Sie bereiteten ihre einfachen Mahlzeiten vor und legten sie dorthin, wo sie sie finden würde: an die Zimmertüren, denn sie aß und trank nur, wenn sie mit einem Zimmer fertig war. Wenn jemand, ein Mann oder eine Frau, irgendwo auf der Welt eine große Ehre erlangte, begab er sich zum Haus der Han Qing-jao, kniete nieder und verfolgte mit den Blicken eine Holzmaserungslinie; so wurden alle Ehrungen behandelt, als seien sie bloße Verzierungen der Ehre der Heiligen Han Qing-jao.

Schließlich, nur ein paar Wochen, nachdem sie ihr hundertstes Jahr vollendet hatte, fand man Han Qing-jao auf dem Fußboden des Zimmers ihres Vaters zusammengekrümmt. Einige behaupteten, sie habe an genau der Stelle gelegen, an der ihr Vater immer saß, wenn er seine Arbeit leistete; doch man konnte es nicht genau wissen, da alle Möbel des Hauses schon vor langer Zeit entfernt worden waren. Die heilige Frau war nicht tot, als man sie fand. Sie lag noch mehrere Tage da, murmelte vor sich hin, stöhnte und fuhr mit den Händen über ihren Körper, als verfolge sie Linien auf ihrer Haut. Ihre Jünger saßen abwechselnd bei ihr, lauschten ihr, versuchten, ihr Gemurmel zu verstehen, und schrieben ihre Worte nieder, so gut sie sie verstanden. Sie wurden in dem Buch mit dem Titel *Der Gott flüstert von Han Qing-jao* festgehalten.

Am wichtigsten von all ihren Worten waren diese, die sie ganz zum Schluß sprach: »Mutter«, flüsterte sie. »Vater. Habe ich es richtig gemacht?« Und dann, sagten ihre Jünger, lächelte sie und starb.

Sie war noch keinen Monat tot, als in allen Tempeln und Schreinen in jeder Stadt und jedem Dorf auf Weg die Entscheidung bekanntgegeben wurde. Endlich gab es eine Person von solch überwältigender Heiligkeit,

daß Weg sie als Schützer und Hüter der Welt erkoren konnte. Keine andere Welt hatte solch einen Gott, und sie gestanden es freimütig ein.

Weg ist über alle anderen Welten hinaus gesegnet, sagten sie. Denn der Gott von Weg ist ›Strahlend Hell‹.

ENDE